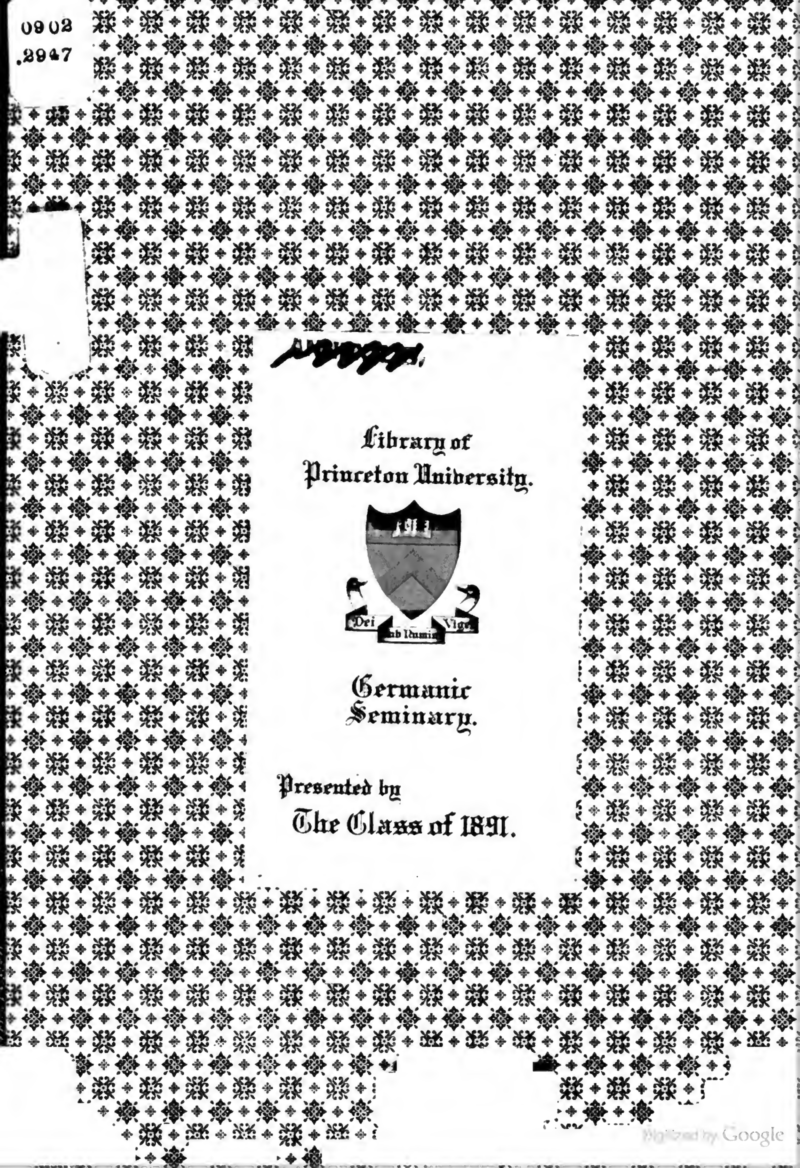
Deutsche Dichtung



Library of
Princeton University.
Dei sub Numine Viget
Germanic
Seminary.
Presented by
The Class of 1891.

Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Dreiundzwanzigster Band.

Oktober 1897 bis März 1898.



Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1898.

E. Lezius & Co., Berlin SW., Kochstr. 9.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXIII. Bandes.



Inhalt des XXIII. Bandes.

Sprüche und Parabeln.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

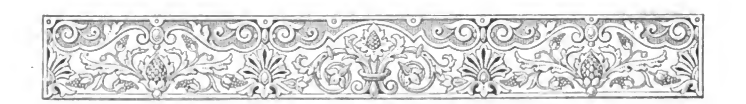
Essays und Mitteilungen.

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.





Die Kentaurin.

Roman von **Bianca Bobertag.**

Erstes Kapitel.

Seit einigen Jahren erst hat Neuhaus seine Villenvorstadt mit vornehm gehaltenen breiten Straßen und sorgfältig gepflegten Gärten, in deren Mitte die Häuser liegen, übrigens ist es trotz seines Namens ein alter Ort und besteht, abgesehen von ein paar stattlichen Patrizierhäusern am Markt und dem neuen Rathaus in dessen Mitte, meist aus unscheinbaren Gassen und Gäßchen, die nicht einmal grade laufen, sondern sich in allerlei Krümmungen winden und ab und zu in einem labyrintischen Gewinkel schneiden.

Gerhard Förster, der als Amtsrichter nach Neuhaus versetzt worden war und eine Wohnung in einer anmutigen Villa nicht weit vom Gerichtsgebäude bezogen hatte, war diesem „Gewinkel" bisher etwas hochmütig ferngeblieben, umsomehr, als die Besuche, die er pflichtmäßig zu machen hatte, ihn dorthin nicht führten; denn was zum Amtsgericht gehörte, wohnte alles „draußen", andere als dringend notwendige Besuche aber wollte er überhaupt nicht machen; eine Absicht, die ihm, ohne daß er es wußte, bereits eine etwas unfreundliche Meinung bei allen denen eingetragen hatte, die als auf ein neues geselliges Element auf ihn gerechnet und ihn nun die „Salons" aller nichtjuristischen Honoratioren so gut wie deren Stammlokale verschmähen sahen.

Eines Tages fand er dennoch Veranlassung, sich einmal nach der Altstadt zu verirren: die Villenstadt hatte noch keine Papierhandlung gezeitigt und ohne eine solche läßt es sich nun einmal dauernd für einen gebildeten Menschen nicht leben. Er machte sich also auf den Weg.

In der That: die Straßen waren eng, die Kirchen unschöne, plumpe Gebäude, das Gymnasium ein scheunenartiger Kasten und sogar das neue Rathaus trotz einiger Schnörkel ein recht nüchterner Rohbau. Aber die Unebenheiten des Bodens, die die Straßen bald bergan, bald bergab steigen ließen, ein paar gemauerte Bogenbrücken, die sich über ein wildschäumendes grünliches Gewässer spannten, eine zerfallende Kirchhofsmauer, aus großen formlosen Felsstücken aufgeführt und von Ebereschengezweig mit scharlachnen Traubenbüscheln überschüttet, die Bogengänge oder Lauben, die den Marktplatz einsäumten, ein alter Pulverturm, schwärzlich und vierschrötig, aber historisch-stimmungsvoll und überall der Ausblick auf die Berge, die sich hier dunkelgrün im Nadelholzschmucke bis in die Nähe der Stadt heranschoben, dort bläulich in klargezeichneten Linien aus der Ferne herüberwinkten, — alles das war doch nicht ohne Reiz; Gerhard Förster machte es sich schließlich beinahe zum Vorwurf, daß er in einseitiger Naturschwärmerei und in dem Dünkel des Großstädters drei Wochen gezögert hatte, die Stadt kennen zu lernen.

Dann wurde er wieder gründlich herabgestimmt durch ein Kreuz und Quer jener engen niedrigen Seitengäßchen, die sich in allen kleinen Städten gleichen, jener Gäßchen mit armseligen kleinen Läden, übermoosten Brunnen vor der Thür und festverschlossenen Fenstern, hinter denen überall dasselbe halberstickte Kleinleben atmet, das keine rechte Fühlung mit der Natur und keine mit der Kultur hat.

„Wendlergasse", las er auf einer verrosteten Tafel, als er wieder in einen dieser Häuserspalte einbog, „das scheint denn doch die Krone von allem zu sein!" Schuppen, Bretterverschläge, schmutziges Mauerwerk, das Versagen jeder Spur von Trottoir, muffige Gerüche, schattenloser Sonnenbrand, Totenstille. Gerhard Förster wußte nicht recht, sollte er zurück, sollte er weiter. Er zögerte und schritt dann doch den ungastlichen Weg hinunter.

Da auf einmal: Gesang, fröhliches Lachen, Zuruf von Kinderstimmen, und über einen niederen Zaun schattende Nußzweige, Akazienäste und wucherndes Haselgebüsch, das grüne Arme nach

ihm ausstreckte, von denen er sich aufhalten ließ, um das reizendste Bild zu genießen.

Überschirmt von den Ästen einer Traueresche, durch die die Sonnenstrahlen noch hier und da hindurchzuckten, saß auf niedriger Bank ein junges Mädchen in einem ganz blaßgelben, leicht phantastischen Kleide, sorglich aus einem Korbe Blume um Blume wählend, um sie zum Strauße zu binden. Diesen Korb hielt ein etwa fünfjähriger Knabe, und eine bunte Blütenfülle, wie sie der Frühsommer mit vollen Händen hergegeben hatte, lachte ihnen daraus entgegen. Und mit Blüten überstreut war alles: ihr Kleid, die Bank, auf der sie saß, der Boden um sie herum; selbst in ihr krauses blondes Haar hatten sich einzelne Blütenblätter verirrt.

Sie war reizend: ein zartes Dosengesichtchen mit etwas schmalen Lippen, sehr regelmäßig gezeichneten Brauen, großen grauen Augen und von einem leise schwermütigen Ausdruck, der zu ihrer Beschäftigung in auffallendem Gegensatz stand. Ihre Figur und ihre Hände waren schlank und zierlich und ihre Bewegungen langsam, ein wenig müde sogar; aber vielleicht um so stärker war der besondere Eindruck, den sie machte: der einer zarten Holdseligkeit. Und wenn sie übrigens ein Maler hätte zu einem Blumenmädchen des Pansias oder dergleichen stellen wollen, hätte er es nach Scenerie und Beleuchtung nicht glücklicher zuwege bringen können, als es hier dem Zufall geglückt war; den Burschen mit dem Blumenkorb aber hätte man nur dürfen frischweg seiner Höschen und Röckchen entledigen, um sofort den hilfreichen Genius oder Amor in schönster Vollkommenheit zu haben.

„Noch 'n paar gelbe Chrysanthemum!“ rief das junge Mädchen in den Garten hinein, „und ein paar Stechpalmenblätter, Fritzel, hörst Du?“ Ihre Stimme klang nicht sehr kräftig, war aber ein angenehmer weicher Sopran, und der Ton, in dem sie ihre Wünsche vorbrachte, der einschmeichelnder Bitte.

„Chrysanthemum giebts nicht mehr, aber ich bring Dir was anderes Hübsches: Pelargonien, da! und Spargelgrünes,“ sagte ein etwa fünfzehnjähriger Bursche von etwas tapirhaftem Wesen und den ersten Schwankungen des Stimmbruchs in der Kehle.

„Aber Jungchen, wo ich schon soviel rote Blüten hab' und vor Spargelgrün ohnedies nicht aus noch ein weiß. Geh' nochmal, und bring' mir wenigstens die Stechpalmenblätter. Wirds nicht hübsch, Du, Fritzel?“

„Famos,“ sagte der Obertertianer, „Du machst das brüllend hübsch, Ada.“

„Gelt und —“

„Aber ich geh' ja schon.“ Und willfährig rannte der gute dicke Junge schon wieder fort.

Also wie die Tochter Byrons hieß sie! Nun, so etwas konnte auch unmöglich Trudel oder Gretel oder Bertha heißen.

„Nicht doch, Kurtchen! verschon' mich doch!“

Nun, das war ein kleiner Schreck! Der übermütige Liebesgott hatte dem jungen Mädchen den ganzen Inhalt seines Korbes neckisch auf den Schoß geschüttet, und mußte es sich gefallen lassen, daß dafür der Strauß auf die Erde geworfen und er selbst in die Arme geschlossen und derb abgeküßt wurde.

Hatte sie vom Zaun her ein leichtes Geräusch vernommen, oder war es der eigentümliche Magnetismus des Blickes, was sie beeinflußte, — plötzlich ließ sie den kleinen Missethäter los und richtete mit einem leise wachsenden Erröten ihre Blicke nach der Stelle, wo der neue Amtsrichter, über die niederen Staketen gelehnt, der allerliebsten Scene zusah. Sie begegnete seinen Augen, ohne ihnen auszuweichen, und ein paar Sekunden lang sahen sie sich fest an, sie mit einem Ausdruck verwunderter Schwermut, er mit dem lächelnden Vergnügens, in das sich eine kleine Verlegenheit mischte. Dann, da er nicht im mindesten Anstalt traf, seinen Platz zu verlassen, wendete sie sich weg, als sei er doch für sie verschwunden, schickte sich an, Laub und Blüten wieder in den Korb zu raffen, und ordnete ihren Strauß danach mit derselben freundlichen Unbefangenheit wie zuvor.

Gerhard Förster löste seine Hände von dem Gitterwerk und setzte seinen Weg fort.

Er glaubte, nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Nie etwas Reizenderes und nie etwas — etwas — er fand das Wort nicht.

Aber wo war er nun eigentlich hier hingeraten? Sollte es möglich sein, sich in einer Stadt von zwanzigtausend Einwohnern zu verlaufen? Er vermutete endlich, daß er ein wenig in der Runde herumgelaufen, denn das war ja wohl die Hirschberger Straße, in die er jetzt einbog, das das Rathaus, da die Weinhandlung von Schmidtchen und Söhne, von der er schon hatte reden hören; und so einladend lockte hier die Kühle des Hausflurs, daß er beschloß, sich

drin ein wenig auszuruhen von seiner kleinen Irrfahrt.

Er betrat ein Lokal von dem traditionellen Weinstubencharakter älteren Stiles: ein paar mäßig große Zimmer von düsterer Einfachheit mit einem Weinküfer von vollendet philiströser Haltung. Auch hier herrschte wohlthuende Kühle, dazu angenehme Dämmerung und überdies die peinlichste Sauberkeit.

Der Amtsrichter war ein mäßiger Mann, er forderte ein Glas Rheinwein und eine Flasche Selterwasser, steckte sich eine Cigarre an und wollte sich eben einem einsamen Nachdenken hingeben, in dem er das reizende Bild von der Wendlergasse nachzugenießen gedachte, als er einen Mann die Straße heraufschreiten sah, der seine Aufmerksamkeit erregte.

In einer kleinen Stadt geht niemand schnell, und wen man durch die Straßen rennen sieht, ist entweder ein Fremder oder er sucht etwas darin, immer ungemein eilig zu erscheinen. Der Herr, groß und wohlgewachsen und von einer ungewöhnlichen Regelmäßigkeit der Züge, trug einen großen Schlapphut auf dem Kopfe, einen leichten faltigen Staubmantel und eine hellblaue lose Kravatte um den Hals, und er hätte garnicht eine Riesenmappe unter dem Arme zu tragen brauchen, um als Künstler erkannt zu werden.

Förster, der an das offene Fenster getreten war, betrachtete sich dieses stattliche Exemplar von Musengenossen eben noch schmunzelnd, als der Eilfertige ihn erblickte, den Hut herunterriß und auf ihn zustürzte.

„Ah der Teufel, Freund Förster!" Und er zermalmte ihm fast die rechte Hand, was alles der Amtsrichter mit einer Verlegenheit hinnahm, die ziemlich rückhaltlos ausdrückte, daß er sich des Namens und der Biographie dieses Fremdes durchaus nicht erinnere.

Aber der andere schien davon nichts zu merken. „Welche Überraschung. Nein das ist denn doch — aber warten Sie mal, ich komme herein!" —

Während der Mann samt Mantel und Schlapphut im Hausflur verschwand, ließ der Amtsrichter eine Handvoll junger Münchener Künstler, mit denen er einmal ein paar gute Wochen verbracht hatte, vor seinen Blicken vorüberziehn und war eben bei Benvenuto Rudloff stehen geblieben, als die Thür aufging und der Gast hereingeflügelt kam.

„Signore Benvenuto, nicht wahr?"

„Bernhard, Bernhard Rudloff," verbesserte der andere mit einem kleinen Erröten.

„Und wo kommen Sie her? Kunstreise durchs Riesengebirge, wie es scheint."

„Ich lebe hier."

„Der Tausend! Also Rom untreu geworden. Damals gingen Sie gerade nach der ewigen Stadt, um für ewig dort zu bleiben."

Die Herren hatten inzwischen Platz genommen. Der Maler fuhr mit einer kleinen Verlegenheit über seinen schon etwas gelichteten Scheitel, strich dann wohlgefällig den goldblonden Bart und lachte — er war nämlich nicht nur ein schöner Mann, er wußte es auch sehr, daß er's war.

„Ah — Rom!" sagte er dann, „es geht nichts über deutsches Wesen und deutsche Kunst. Ich habe jetzt hier eine sehr angesehene Stellung als Zeichnenlehrer am Königlichen Gymnasium!"

Er sagte „Zeich n e n lehrer", und das mit einem Tone, als hätte er sich obendrein zum Direktor einer der ersten Malerakademien bekannt.

„Aha!"

„Aber hören Sie, lieber Förster, Sie sind wohl auf diese Weise gar der neue Amtsrichter, der sich hier als Einsiedler- oder Taschenkrebs niedergelassen haben soll? Selbstredend werden Sie das ja nicht so ernst nehmen. Jedenfalls müssen wir Idealisten zusammenhalten, gerade in einem solchen kleinen Neste, wo alles so verbauert, so materiell wird! und müssen dieses Wiederfinden doch auch ein bischen gemeinsam begießen. — Weinkarte! Speisenkarte! — Ja, wie lange haben wir uns schließlich nicht gesehn? Warten Sie mal, das sind 'n zwölf, dreizehn Jahre."

„Zwölf."

„Herrje, ja — die Zeit, die Zeit! Sie müssen schließlich auch Ihre fünfunddreißig geworden sein."

„Sogar sechsunddreißig Jahre, die uns die ersten Herbstgefühle bringen."

„Warum nicht gar!"

„Doch!"

„Wahrhaftig, Sie schauen dazu ganz melancholisch drein. Nun, das giebt sich wieder. Nichts als eine Katerstimmung, wie man sie manchmal hat, so 'ne Verzichtenslaune, so 'ne Sommerlaune, wenn man an den Frühling denkt. Sechsunddreißig! Die Ihnen überdies kein Mensch ansieht. So bloß Schnurrbart, wissen Sie, erhält jung. Möchte mir das auch abnehmen lassen, wie?"

„Bei Leibe nicht."

„Ach es ist auch nicht der Vollbart, was mich alt macht — mich wirklich — sondern das.“ Und strich sich wehmütig über das Haupt.

„O nicht doch. Sehen noch sehr gut aus. Giebt Ihnen sogar etwas so — Nachdenkliches, Professorales.“

„Geistreiches, nicht wahr?“

„Na ja.“

„Sehen Sie, lieber Förster — mir'n Ragout fin und eine halbe Mosel — das ist der Kampf des Lebens, der einen mitnimmt, die leidige Sorge, mit der der Mann ringen muß, ringen wie mit einem eisernen Ungeheuer mit eisernen Flügeln. Und dazu der Kampf um das Ideal, das man doch nicht begraben will unter seinen eigenen Trümmern. — Was? bloß 'ne Kaviarsemmel? essen Sie doch auch ein Ragout fin, sind nur Dienstag zu haben, aber vorzüglich. Nehmen wir zusammen eine Flasche Mosel?“

„Einverstanden.“

„Also ganze Flasche Mosel. — Ja sehen Sie, dazu das Ringen um das Ideal. Ich habe Entwürfe, lieber Amtsrichter — großartig! Pläne, Kartons schon gezeichnet, eminent! Aber da heißt es arbeiten für den Hausstand — und futsch ist die Kunst. Nun ich habe hier ja eine höchst angesehene Stellung, nicht etwa Kommunalanstalt das Gymnasium — Königlicher Gymnasialzeichnenlehrer — und pflege überdies das Portrait, das hier weit und breit ganz in meinen Händen ruht. Aber das, was man in der Jugend erträumt hat: dieser Siegesflug auf den Fittichen der Kunst — — na von diesem Märtyrertum haben Sie ja keine Ahnung, von diesem Schleppen der Flügel des Genius im Staube.“

„Geht andern Leuten auch so,“ meinte der Amtsrichter trocken.

„Da ist unser Frühstück! Ah, hübsch mit Citronenscheiben, famos, und frischen Mundbrötchen! — Ja sehen Sie, davon haben Sie nun keine Ahnung, beglückter Aktenmensch Sie, ich meine von dem Schmerze des Genius. Wünschte, ich hätte es auch so gut wie Sie, immer so nach hergebrachten Normen entscheiden können. Wie gefällt Ihnen der Wein?“

„Recht mild. Verkehren Sie viel hier?“

„Na mal spring ich doch so täglich herein. Abends bin ich dann meist in den drei Kränzen. Sehr hübsches, modern-großstädtisches Lokal mit hübschen Fresken von mir an den Wänden. Ach und 'ne Münchnerin! keine echte zwar, aber Kostüm echt; jedenfalls ein Bild von einem Frauenzimmer, ein Bild, die Franzei. Und — na — kleines Verhältnis — gradeheraus gesagt.“

„Ich denke, Sie sind verheiratet.“

„Wer? ich? Witwer, lieber Freund, schon seit Sechsundachtzig. Übrigens ist das natürlich nichts, das mein Herz ausfüllt, ich hege da noch eine echte Mannesleidenschaft, wie sie der Künstler braucht. Mal die Corroni gehört?“

„Die Wagnersängerin?“

„Jawohl. Göttlich, nicht?“

„So was ist Geschmackssache, lieber Rudloff.“

„Natürlich. Und der Geschmack des Künstlers greift gern nach den Sternen. Wenn Sie sie als Brunhilde gehört haben, werden Sie sich des Momentes erinnern:

> ‚Nahe mir nicht
> mit der wüthenden Nähe!
> Zwinge mich nicht
> mit dem brechenden Zwang;‘

Wie sie ihn da beschwört — das machte sie zu herrlich.“

„Persönlich kennen Sie sie nicht?“

„Leider nein. Sie bedeutet den Platonismus in meinem Gemütsleben.“

„Ja die Künstlerseelen!“ sagte Förster und lachte.

Den königlichen Zeichnenlehrer focht das nicht an. „Allerdings, diese gesteigerte Eindrucksfähigkeit, diese leichte Entzündlichkeit des rein ästhetischen Empfindens, des Sinnen-Empfindens und des Gemüt-Empfindens, die hat nur der Künstler.“

„Sie scheinen da ziemlich kompliziert veranlagt zu sein. Langen denn da diese beiden, die Corroni und die Franzei?“

„Na, ich habe wohl noch eine kleine Schwärmerei.“

> „Ogni donna cangiar mi colore,
> Ogni donna mi fa palpitar,“

summte Förster, aufs höchste belustigt von dem „liebsten Freunde“ und seinen Geständnissen.

„Es giebt hier nämlich etwas ganz Entzückendes, etwas ganz Exquisites am Orte — ja zum Teufel, nun gehn mir erst die Augen auf! Wie ich vorhin die Wendlerstraße hinuntersauste, lehnt da einer am Schneiderschen Garten und starrt hinein — soll mich doch der und jener, wenn Sie das nicht waren, Sie Duckmäuser! Auf das Schönheit-Nassauern verstehen Sie sich doch also auch. Aber sehn Sie, während Sie dort hinter die Coulissen guckten, guckte ich hinter die Ihren. — Aber nicht wahr: einfach himmlisch, traumhaft! Ich sage Ihnen; die holdselige, ahnungslose Weiblichkeit in höchster Potenz.“

Gerhard Förster hatte sich herumgedreht und fing an, an seinem Schnurrbart zu drehn. „Wer ist das Mädchen eigentlich?"

Doch der Künstler überhörte die Frage im Vollgenuß seiner Schwatzhaftigkeit. „Höchster Potenz. Typus der echtesten Weiblichkeit."

Und das war es, was Förster vorhin nicht gleich eingefallen war: Nie etwas Reizenderes, das er gesehn, und nie etwas, das mehr Typus echtester Weiblichkeit gewesen wäre. „Heißt sie Ada?"

„Donnerwetter, sehn Sie mal!" rief der königliche Zeichnenlehrer, schmunzelnd sich die Hände reibend. „Also Sie kennen sie bereits?!"

Förster erzählte leichthin, wie er die Knaben ein Mädchen hätte so nennen hören, das, unter einer Esche sitzend, einen Strauß gebunden, was allerdings ein hübsches Bild abgegeben habe. „Schneider also heißen die Leute?"

„I, Gott bewahre! Schneider, das ist die Doktorin, die das Pensionat für skrophulöse Kinder und kleine Thunichtgute hat. Was Ada anlangt, die hat damit nichts zu thun. Aber das ist ein Roman, lieber Amtsrichter, eine ganz und gar romantische Geschichte."

In diesem Augenblicke wurde die Thür heftig aufgerissen und ein sehr großer, sehr stattlicher, noch jugendlicher Mann — blond, Schnurrbart, hochmüt'g kaltes Gesicht, weiter leinener Staubmantel, Allüren eines verschuldeten Rittergutsbesitzers, dessen Kredit bloß noch in seiner Anmaßung besteht, — durchschritt das Zimmer und begab sich, ohne Gruß und ohne sich umzusehen, in das anstoßende. „Beefsteak, englisch, halbe Portwein." — „Und noch 'ne Zeltinger, Herr Schmidtchen", bestellte Rudloff.

„Wer war das?" fragte der Amtsrichter. „Ich bin diesem Menschen schon ein paarmal begegnet, das heißt ich zu Fuß, während er einen eleganten Sandschneider kutschierte. Keine recht ansprechende Physiognomie."

„Ah — na! Sehr liebenswürdig sonst, erkannte mich einfach nicht. Ist der Besitzer der großen Fabrik von künstlichen Dungstoffen draußen an der Chaussee nach Kunzendorf, der bekannte schöne Arved, der Stollwerk-Kunzendorf."

„Ist das eine adelige Familie?"

„Ursprünglich allerdings. Großvater Pastor — Adel abgelegt —"

„Ach ich bitte Sie, diesen Unsinn glaubt doch nun kein Mensch."

„Bitte recht sehr! Höchst nobler, vornehmer Mensch. — Ja — große Fabrik von Kalisalzen und Superphosphaten von seinem Vater übernommen — großartiger Geschäftsbetrieb, steinreiche Leute! und — alles verthan! Ein Lebemann, der ein Dutzend wie uns in die Tasche steckt."

„Das glaub ich gern. Also alles durchgebracht?"

„Ja wohl. Bis an den Rand des Bettelstabes. Aber ein grandioser Kerl. Kommt nach einer Spritztour, so vor 'nem halben Jahre, aus Paris zurück: blank auf den Sou. Hier indessen alles drüber und drunter, Vertreter große Kassendefekte, alles vernachlässigt, Kundschaft verloren! Na, mein Stollwerk — entdeckt einfach ein Mergellager auf Kunzendorf zu, kauft das Ding, — Mergel, wissen Sie, ein großartiges Dungmaterial, alles Bisherige übertreffend an Triebkraft, also kauft dieses Lager — alles mit erborgtem Gelde zwar — schachtet aus — und ist abermals ein gemachter Mann."

„Und bringt das Geld jetzt wieder durch?"

„Einen Viererzug — sollten mal sehen! Wie aus dem Ei geschält die Dingerchen. Rappstuten, zum Küssen, gehn wie in Porzellanstrümpfen. — Ja aber davon sprachen wir ja ursprünglich nicht. Wovon doch gleich?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Ja richtig: von diesem süßen Geschöpf, dieser Ada Steinach. Nun, das muß ich Ihnen noch erzählen."

„Also Steinach."

„Ja wohl. Kennen Sie Anselm Steinach dem Namen nach?"

„Gewiß. Wenn Sie sonst den bekannten Wagnerianer meinen."

„Denselben. Hat auch Ausgaben von Weber und Mendelssohn veranstaltet, die zuverlässig sein sollen. War in seiner Jugend ein genialer Konzertsänger, einer der ersten Interpreten unserer großen Meister, als den ich ihn selbst noch einmal gehört habe, denn damals hatte er noch den wundervollen Tenor, den er später infolge eines Halsleidens verlor. Tragik erster Klasse so etwas: Von der Sonnenhöhe des Ruhmes der Sturz in die Dunkelheit einiger alten Schlösser, in denen er dann nach Notenmanuskripten stöberte."

„Ja, diese alten Schlösser, das sind so die rechten Fundgruben für die Sammler."

„Nun müssen Sie sich ihn denken: bildschöner Kerl, elegante Manieren, bezaubernde Liebenswürdigkeit, den Damen Früh und Abend die

Hände geküßt, die Stickwelle gehalten, Verse vorgelesen, mit den Herren auf die Jagd gegangen, politisiert, von der Ernte geredet, und dann vor allem: gesungen, gesungen ach!“

„Kurz, machte mit den Leuten, was er wollte.“

„Manchmal noch mehr, viel mehr! Kennen Sie Trautmannsdorf? gehört den Scherras, bekanntes schlesisches Adelsgeschlecht.“

„Trautmannsdorf bei Münsterberg?“

„Jawohl. Verliebt sich die Tochter in ihn. Soll ein herrliches Mädchen gewesen sein: groß, kräftig, strahlend! wie eine Walküre! Eine engagierte Reiterin und Fahrerin dazu. Er natürlich ganz hin. Sind eines Tages — verschwunden. Zusammen.“

„Nahe mir nicht
mit der wütenden Nähe!
Zwinge mich nicht
mit dem brechenden Zwang!“

„Na ja. Auch Wagnerschwärmer?“

„Gott soll mich behüten!“

„Wahrhaftig? — Nun denken Sie sich die Romanze: der fahrende Sänger und das Edelfräulein, Siegfried und die Walküre, die er dem lodernden Gehege väterlicher Strenge entreißt.“

„Und hatte die Dame wie Jessica, — um auch Shakespeare gerecht zu werden — die notwendigen Juwelen und Dublonen mitgenommen?“

„Wohl nicht. Denn schließlich baten sie um nachträgliche väterliche Einwilligung.“

„Die auch gewährt wurde! Den Vätern bleibt dann nicht viel mehr übrig.“

„Hören Sie nur: der alte Scherra, ein wahrer alter Eisenfresser von einem Aristokraten, holt das Pärchen ein, stellt sie vor den Traualtar — mit der Reitpeitsche in der Hand, — nimmt die Tochter sofort wieder mit, zwingt den Schwiegersohn sofort Scheidung zu beantragen und verheiratet die junge Frau nach Ablauf eines Jahres mit einem verarmten Vetter, der sie immer schon geliebt hatte und über die kleine Episode Steinach hinwegsah. Respektive über die kleine Ada, die bald nach ihrer Geburt in fremde Hände kam.“ —

„Und um die sich die Eltern nie mehr gekümmert haben?“

„Lieber Gott, die arme Walküre hatte nun noch eine Masse anderer Kinder — schließlich ist sie jung gestorben.“

„Und Steinach?“

„Ich bitte Sie: so leichtes Künstlerblut. Der hat natürlich, nachdem er das Podium aufgegeben, noch das bewegteste Leben geführt! Bald hier, bald dort. Nein, ich glaube, der alte Scherra hat ihr etwas ausgesetzt, oder zahlt Steinach die Pension? — ich weiß nicht.“

„Also eigentlich doch ein wenig Bohême,“ sagte Gerhard Förster.

„Denken Sie sich nun mal den armen Wurm: immer aus einer Hand in die andere, nirgends für voll angesehen, fast wie ein illegitimes Kind. Wie dann die Gemeinheit, die Habsucht, die Verdächtigungssucht sich daran macht, ein solches schutzloses Geschöpf auszuplündern, zu verleumden, zu quälen — davon haben Sie keine Vorstellung.“

„Armes Mädchen.“

„Und dabei: ist Ihnen je etwas Reizenderes vorgekommen? etwas Unberührteres?“

„Ich kenne Sie ja nicht.“

„Ich aber. Malstunde bei meiner Schwester. O ich sage Ihnen: ein Engel.“

„Seit wann ist sie hier?“

„Seit Michaeli. Und eben bei dieser Doktor Schneider, einer indiskreten, intriganten Person, von der die ganze Stadt die Dinge weiß.“

„Hm. An Klatsch fehlt es in Neuhaus somit so wenig wie sonst wo. Traurig, wenn er sich an den Namen eines reinen jungen Wesens anheftet, das ohnehin an dem Fluche der Eltern- und Verwandtenlosigkeit schwer genug zu tragen hat. — — Wir gehen wohl?“

„Gewiß. Sie besuchen mich aber hoffentlich bald, lieber Förster. Denn auf einen so alten Bekannten dürfen Sie Ihre Weltflucht nicht ausdehnen, unter keiner Bedingung. Und Sie müssen doch auch meine Bilder und Entwürfe sehen. Werden staunen! staunen!“

Zweites Kapitel.

Ada Steinach erhob sich, sobald ihr heiteres Werk vollendet war, von ihrem Sitze, stieß den Blumenkorb, obgleich er noch manches Schöne barg, mit einem leichten Fußtritt in das Gebüsch, hieß Kurtchen die Bank von Blättern säubern und wandte sich dann langsam dem Hause zu. Ihr Gang hatte nichts Elastisches, ein leises Wiegen in den Hüften gab ihm eher etwas Lässiges. Von Figur war sie mittelgroß und zierlich gewachsen.

Das Haus war ein einstöckiges altes Gebäude, in Bindwerk aufgeführt, und stand etwas zu sehr im Schatten hoher Buchen und Linden. Aber es war trocken, tief und geräumig und also für ein Pensionat sehr passend. Frau Doktor

Schneider, die Witwe eines Arztes, nahm übrigens nicht vorzugsweise kranke Kinder, sie nahm überhaupt alles: Krüppel, Halbleidende und ganz Gesunde, Kinder und Erwachsene, Knaben und Mädchen, Gescheite und geistig Zurückgebliebene, denen allen sie wahrhaft mütterliche Liebe und Sorgfalt angedeihen ließ, wie sie selbst sagte. Da sie sich in Ausübung dieser schönen Pflicht immerhin nicht bis zu völliger Selbstvergessenheit hinopferte und übrigens eine sehr sparsame Haushälterin war, blieb ihr die Möglichkeit, sich nicht nur mit fünf eigenen Kindern anständig über Wasser zu halten, sondern auch noch Kaffee- oder kleine Theegesellschaften bei sich zu vereinigen; denn sie war von geselligen Neigungen, zwar eigentlich mit keiner Familie wirklich befreundet, dafür aber ein wenig gefürchtet, sodaß niemand wagte, ganz mit ihr zu brechen.

Die Tafel einer ihrer Abendfreuden zu schmücken, hatte Ada den Strauß gebunden, den sie der Hausmutter heiter überreichte, eine Flut von Lobeserhebungen und Zärtlichkeiten dafür eintauschend. Worauf sie sich nach ihrem Zimmer begab, einem im Giebel des zweiten Stockwerkes gelegenen Gemach, das sie mit einer anderen Pensionärin zusammen bewohnte und dem sie in Gemeinschaft mit dieser einen phantastisch-barocken Aufputz gegeben hatte. Ada war dabei der Intellekt, die Freundin die ausführende Hand gewesen, der ganze Putz aber, von der Doktorin auf das lebhafteste bewundert, verriet das Bestreben, einem bleiernen, müßigen Dasein Farbe und Abwechselung und einem kahlen Möblement etwas von bizarrer Eleganz zu geben.

Als Ada die Thür öffnete, sah sie inmitten der gelben, roten und grünen Farbeneffekte, die einige bunte Vorhänge, bemalte chinesische Fächer, papierne Mohnblumen und dergleichen hervorbrachten, die Freundin emsig über eine Handarbeit gebückt am Fenster sitzen: ein nicht eben schönes Mädchen von etwas philisterhaftem Gepräge.

„Immerfort dieses Gestichle, My!“

„Aber es wird hübsch, nicht?“

„Ja doch. Leg' es trotzdem hin und nimm mich ein bischen auf den Schoß — ich bin totmüde.“

„Ist der Strauß hübsch geworden?“

„Ganz nett.“

„Du hast soviel Geschick zu so etwas.“

„Eine brotlose Kunst. Schaukel' mich ein bischen, My.“

Und sie schlang die Arme um den Hals der Freundin, die sie leise auf- und abwiegte, indem sie ihr ein paar Blumenblätter aus den Haaren zupfte, die dort hängen geblieben waren, wozu sie ein kleines, dummes, tändelndes Geschwätz hatten, wie es auch erwachsene junge Mädchen, müde, zärtlich, träumerisch, manchmal haben, in einer jener Stimmungen, wo sie sich vor dem Ernst des Lebens bang und zagend verstecken und schlaftrunken den goldnen Augenblick genießen mit seinem Duft, seiner Lässigkeit und seinen verhaltenen Wünschen, ein Geschwätz von „sich mal auf großen Lotosblumen schaukeln wollen“, von „selber eine Blume sein“ oder „fliegen können“. Das heißt, Ada schwatzte so etwas, denn My war dazu zu prosaisch.

„Schläfst Du, Ada?“ fragte My, nachdem sich beide eine Weile schweigend verhalten.

„Nein.“

„Woran denkst Du?“

„Ich dachte grade, daß Fritz doch so ein guter Junge ist, ein kindguter Junge. Der soll verdorben sein! Den haben sie bloß zuhause mit irgend welchen Verrücktheiten aufsässig gemacht.“

„Wohl möglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Statistik.

Ein Engel sitzt vom Morgen bis zum Abend
Im himmlischen statistischen Bureau
Und zählt die Thränen, die auf Erden fließen.

Alljährlich dann in mächtigen Registern
Summiert er sie mit Sorgfalt, jeder Art
Von Thränen ein besondres Folio widmend.

Alljährlich bucht er als die größte Summe
Die heimlichen, die stillen, ungeahnten,
Geweint des Nachts von Menschen, die am Tag
Lustwandeln gehn mit lachenden Gesichtern.

Ludwig Fulda.

Blätterfall.

Der Mond schien hell in kalter Nacht,
Und golden steigt die Sonne.
Nun rieseln die Blätter zu Boden sacht
In seliger Todeswonne.

Nicht durfte wilden Sturms Gewalt
Sie reißen von den Zweigen;
Sie sterben, wie ein Lied verhallt,
In sanftbeglücktem Schweigen.

Sie finden, ihrem Stamme nah'
Ein Bett zu seinen Füßen;
Die Sonne, die sie grünen sah,
Will ihren Tod versüßen.

Th. Vulpinus.

Spätlicht.

Wie die Dämmerung den Wald umschleicht!
Wie sie wachsend an den Tannen,
In ihr Dunkel sie zu bannen,
Einem schwarzen Argwohn gleicht,
Der ein frohes Herz in Bangen
Und mit Trauer hält umfangen!

Schönes Abendlicht, das durch den Wald
Glänzt vom Saum des Wolkengoldes
Wie du lieblich schimmerst, holdes!
Sink' o sinke nicht so bald,
Leuchte noch, wenn in den Zweigen
Auch die Stimmen alle schweigen!

Hermann Lingg.

Das erste welke Blatt.

Die Luft durchzog ein altes Lied,
Es klang so leis, es klang so matt, —
Da hat mir vor den Fuß geweht
Der Sommerwind ein welkes Blatt. — —

Das erste welke Blatt im Jahr —
— Der Sommerwind zog müder schon —
Es lag im Lande weit und breit
Ein traur'ger Ton, ein Herbsteston.

Das erste welke Blatt im Jahr
Ward vor der Zeit des Sommers satt,
— Leis raschelnd durch die Seele rauscht
Auch mir das erste welke Blatt.

Börries von Münchhausen.

Leise Lieder.

Künftger Liebe Morgenröten
Dämmern meinem trunknen Blick
Und das neue Lebensglück
Will die alten Träume töten.

Selten klingen sie mir wieder,
Weich verfließend, sehnsuchtskrank ...
Aus dem müden, leisen Klang
Werden müde, leise Lieder.

Victor Manheimer.

Die Eine.

Drüben ist die Sonne längst versunken
Und im West die schweren Wolkenmassen
Die zuvor das Abendrot getrunken,
Seh' ich stets in tief'res Grau verblassen.

Oben nur, in blauen Ätherfluten,
Über allen hoch gewahr ich Eine.
Eine leichte Wolke, die mit Gluten
Noch durchtränkt vom Abendsonnenscheine.

Hoch und einsam schwebt sie über allen,
Sie allein im Raum die einzig Lichte.
Auf das Thal voll dunkler Wolkenballen
Lächelt sie mit rosigem Gesichte.

Sie allein gewahrt noch, was den Andern
Längst versunken, den in Nacht Verlor'nen. —
Selig folgt mein Auge ihrem Wandern,
Trinkt die Majestät der Auserkornen.

Heinrich Hege.

Zuflucht.

Laß mich den Kopf an Deinen Busen senken,
Bis sein Erschauern mir zum Herzen drang:
So klingt es aus, Dein tiefstes Weingedenken —
Laß mir den Klang!

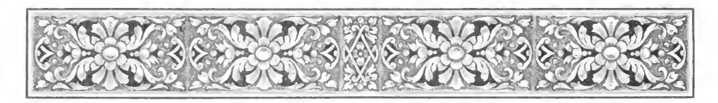
O laß ihn fluten laut und immer stärker
In meine Nacht, denn meine Nacht ist bang,
Und meine Seele lauscht in ihrem Kerker:
Laß mir den Klang!

Hörst Du die Amselstimme jäh verbluten,
Als ob sie Kinder in den Schlummer sang?
Vorbei, vorbei! und neue Sehnsuchtsgluten —
Laß mir den Klang!

Hörst Du die Stürme heulen fern im Norden?
Sie wühlten tief in mir — und nur so lang
Dein Herzschlag zittert, sind sie stumm geworden.
Laß mir den Klang!

Josef Schanderl.





Der Bucklige von Schiras.

Komödie in vier Akten

von

Paul Heyse.

(1896.)

Personen:

Assad, ein Arzt.
Seine blinde Mutter.
Hussein, sein junger Diener.
Firuz Chan, ein reicher Adliger.
Gülnare, seine Tochter.
Zobeide, seine Schwester.
Abdul, Erbprinz von Turan.
Der Kadi von Schiras.
Achmed, sein Diener.
Kurroglu, ein junger Bettler.
Ein alter Mann.
Eine Frau mit einem Kinde.
Ein junges Mädchen.
Wassaf, ein vornehmer Adliger.
Ein Führer der Schaarwache.
Ein Haremswächter.
Bettler, Kranke, Diener und Dienerinnen. Bewaffnete.

Ort der Handlung: Schiras.

Zeit: Die Sassanidenzeit, vor 600 n. Chr.

Erster Akt.

Freier Platz in Schiras, links unter Palmen ein Springbrunnen, zu dem einige Stufen hinaufführen, rechts das Haus Assads einstöckig mit weit vorspringendem Dach, über der Thür ein ausgestopfter Vogel, der eine Schlange im Schnabel hält. Eine Gasse mündet hinten links auf den Platz, ein paar niedere Häuser stehen im Hintergrund, daneben Ausblick auf die tiefer liegende Stadt und ferne kahle Bergzüge. Es ist Mittag.

Erste Scene.

Assad (an einem Tischchen rechts neben der Thür, auf welchem allerlei Flaschen und Gefäße, Schalen und Körbe stehen. Er ist bucklig und stützt sich im Gehen, da er einen verkrüppelten Fuß hat, auf einen Stock. Sein Gesicht aber ist jung und anziehend, bartlos, mit lebhaften Augen. Im Rahmen der durch einen Vorhang verschlossenen Thür, hinter ihm, steht sein Knabe) Hussein. Kranke verschiedenen Alters um das Tischchen, voran) ein Alter, den ein junges Mädchen (führt. Hinten über den Platz gehen Leute aus dem Volk vorbei, ein Eseltreiber, eine Dame in einer Sänfte. Einige blicken einen Augenblick nach der Gruppe vor Assads Hause, sprechen leise, entfernen sich wieder.)

Assad (zu dem Alten).

Dich plagt das Fieber? Laß den Puls mich fühlen.
Nun ja, der springt wie'n Füllen auf der Weide.
Was speisest Du zu Nacht?

Der Alte.

Nur wenig, Herr:
'ne Handvoll Pilaw.

Assad.

Und Du trinkst dazu —?

Der Alte.

Ein Schlückchen Palmwein.

Assad.

Eins und wieder eins,
Bis leer der Krug?

Der Alte (betroffen).

Herr, wer hat Dir gesagt —?

Assad.

Dein rötlich Antlitz und die heiße Hand,
Zwei sichre Zeugen. Treibst Du es so fort,
So treibst Du's nimmer lang.

Der Alte.

Was soll ich thun?
Der Wein hilft mir zum Schlaf.

Assad.

Zum ew'gen bald.
Doch kannst Du das verhüten. Jeden Abend
Wirf in den Krug ein Steinchen, rund und glatt,
Beileib' nicht eckig, groß wie eine Nuß.
Dein Enkelkind soll aus dem Fluß sie holen,
Sobald der Stern Aldebaran am Himmel
Sich zeigt, und dabei spreche sie kein Wort,
Sonst wirkt das Mittel nicht. Und schüttle ja nicht
Im Krug die andern! Wenn Du dies befolgst,
Wirst Du nach einem Mond schon Lindrung spüren,
Mehr nach dem zweiten, nach dem dritten Mond
Befreit von Deinem bösen Fieber sein.
Du hast verstanden?

Der Alte (nickt).

Wohl.

Assad.

So geh nun heim.

Der Alte.

Und — meine Schuldigkeit?

Assad.

Erst wenn Du ganz
Geheilt bist!
(Der Alte mit dem Mädchen ab, nachdem er versucht hat, Assads Ärmel zu küssen, was dieser verwehrt.)

Assad
(zu einer Frau, die ein blasses Knäbchen auf dem Arm trägt).
Nun zu Dir! Tritt näher, Frau.
Worüber klagst Du?

Die Frau.

Herr, mein armes Kind —
Sieh nur, wie bleich, und wimmert immerzu,
Bei Tag und Nacht. Wenn mir's genommen würde,
O großer Gott —

Assad.

Nun nun, nicht gleich verzweifeln!
Zeig mir den Knaben. (Er betastet ihn.)
Ei, welch holdes Bürschchen!
Ein Frühlingsblümchen, nur ein bischen welk,
Doch auf und ab kein Fehl am Körperchen.
Warum nicht lieber schlafen, kleiner Unband,
Als wimmern?

Die Frau.

Ach, ich fürcht', es hat etwas
Im Leib. Mein Mann sagt's auch.

Assad.

Ein kluger Mann!
Ich aber sag' Dir: es hat nichts im Leib,
Das ist der Grund. Der Hunger macht es winseln.

Die Frau.

Wie meinst Du, Herr? Ach nein, ich nähr' ihn selbst.

Assad.

Du selbst? Ja so! Doch nährst Du auch Dich selbst,
Daß es genügt für Zwei?

Die Frau.

Ach freilich, Herr,
Wir sind so arm. Mein Mann, ein fleiß'ger Mann,
Brach bei der Arbeit sich den Arm. Seitdem
Ging es zurück mit uns.

Assad
(hat mit Hussein gesprochen, der im Hause verschwindet).
Wo wohnst Du, Frau?

Die Frau.

Beim großen Tempel, links, das kleinste Haus —
Ach, wolltst Du einmal schaun nach meinem Mann —
Er ist ein Maurer, Kosmin ist sein Name —

Assad
(während Hussein mit einem Brode und einem Säckchen zurückkehrt).
Kosmin — beim großen Tempel — gut. Ich komme.
Und hier — fürs Erste — denn mit Pillen, Tränkchen
Ist bei dem lieben Balg nichts auszurichten —
Da ist ein Säckchen Reis. Koch ihm ein Süppchen,
Recht süß, und für Dich selbst, daß Dir die Milch
Nicht ganz versiegt — (giebt ihr das Brot. Sie will ihm den Saum des Rockes küssen, er tritt zurück.) Nicht doch, ich hab' es ja
Und Du — Du hast es nicht. Wer hat, soll geben.
(Die Frau zieht sich, ihre Augen trocknend, zurück.)

Wer ist jetzt an der Reih'? (zu einem jungen Mädchen)
Du, liebes Kind?
Wo fehlt's? Du hast geweint.

Das Mädchen.

Nein, lieber Herr.
Die Augen schmerzen mich, doch nicht vom Weinen.

Assad.

Laß sehn! — Ei ei! Wie stark entzündet!
(zu Hussein)
Geh!
Das Wasser auf dem Borde links, Du weißt. —
(Hussein ab.)
Die hübschen Augen — Hast zu lang getanzt
In Staub und Sonne?

Das Mädchen.

Tanzen! Ach wie sollt' ich!
Den ganzen Tag und oft die halbe Nacht
Muß ich — denn meine Mutter ist schon alt,
Und immer krank — da muß ich ganz allein
Mit meiner Nadel —

Assad.

Steht es so? Ja das
Ist freilich schlimm.
(nimmt dem Knaben, der wieder aus dem Hause kommt, ein Fläschchen ab.)
Doch hier — mit diesem Wasser
Tränkst Du ein Läppchen, legst es auf und läßt es
Die ganze Nacht (hält inne, besinnt sich.)
Ja so, auch bei der Nacht
Brauchst Du die Augen. — Doch was hast Du da
Im Körbchen?

Das Mädchen.

Einen Schleier, lieber Herr,
Den ich gestickt. Ich trag' ihn zum Verkauf.

Assad.

Zu wem?

Das Mädchen.

Ich weiß nicht. Im Bazar vielleicht
Kauft ihn ein Händler. (zieht den Schleier hervor.)
Er ist hübsch, nicht wahr?

Assad.

Sehr hübsch. 'ne Fürstin könnt' ihn tragen. Und
Was giebt der Händler Dir dafür?

Das Mädchen.

Ich hoffe,
Brot für drei Tage.

Assad.

Und wie viele Nächte
Hast Du den Schlaf darum entbehrt? Gieb her!
(Das Mädchen senkt den Kopf, schweigt.)
Ich will ihn kaufen. Sind zwölf Maravedis
Genug? Den Beutel, Hussein!

Hussein.

Herr, Du hast
Den letzten Para gestern ja verschenkt.
Ich hab' heut früh die Milch schon borgen müssen.

Assad.
Hab' ich? Wahrhaftig, ich vergaß. Und doch,
Den Schleier muß ich haben, ich bin ganz
Vernarrt in ihn. Hussein, was könnten wir
Von überflüssigem Hausrat wohl versetzen?
Den Nargileh? Ich habe zwei.

Hussein.
O Herr,
Du wirst den Kaftan noch vom eignen Leibe
Hergeben.

Assad.
Was nur thun? Doch da kommt Hülfe.

Zweite Scene.

Vorige. Wassaf (ein sehr dicker Mann, wird in einer Sänfte von zwei Sklaven herangetragen.)

Wassaf.
Wohnt hier Assad, der Arzt?

Assad.
Der bin ich, Herr.

Wassaf (steigt mühsam aus.)
Uf! Es ist heiß! — Kennst Du mich?
(Assad schüttelt den Kopf.)
Ich bin Wassaf,
Des Polizeidirektors Schwiegervater.
Ich schickte gestern schon nach Dir. Du hast
Dich unterstanden, nicht zu kommen.

Assad.
Herr,
Mir fehlt die Zeit, um Kranke zu besuchen,
Die noch in eine Sänfte steigen können.

Wassaf.
Mein Schwiegersohn war sehr erzürnt. Er meinte,
Die Bastonade hätte Dir gebührt
Für Deine Keckheit.

Assad.
Glaubt er, daß die Krankheit
Geheilt wird, wenn dem Arzt die Sohlen schmerzen?

Wassaf.
Ihr Ärzte wißt, man braucht Euch, davon schwillt Euch
Der Kamm. Nun also hilf mir!

Assad.
Gern. Doch erst
Sag, wo Dir's fehlt?

Wassaf.
An Allem. Appetit
Und Schlaf sind weg. Ich schnaufe wie ein Blasbalg
Und bin schwerfällig wie ein Elephant.
Hast Du dafür in Deiner Apotheke
Ein Mittelchen — Wassaf, beim Gott des Lichts,
Wird sich nicht lumpen lassen.

Assad.
Ei gewiß,
Dir ist zu helfen. Doch die Apotheke
Hast Du im eignen Haus.

Wassaf.
Wie das?

Assad.
Ich denke
Zu Deinem Hof liegt Holz. Nun sieh, von dem
Mußt täglich Du für den Bedarf der Küche
'nen tücht'gen Vorrat spalten.

Wassaf.
Wie? Ich selbst,
Des Polizeidirektors Schwiegervater?

Assad.
Du selbst, und wär' Dein Schwiegersohn der Schah.
Auch mußt Du Wasser aus dem Brunnen ziehn,
Du selbst, bis von der Stirn der Schweiß Dir trieft,
Und jeden Abend zu dem Tempel dort,
Dem hochgelegnen, wandern, im Gebet
Um Deine Heilung flehend. Überdies
An jedem dritten Tage sollst Du fasten
Und nichts als Wasser trinken.

Wassaf.
Du bist toll.
Solch eine Pferdekur —

Assad.
Folgst Du mir nicht,
Bist Du in kurzer Zeit im eignen Fett
Erstickt, ein Haufen totes Fleisch.
(thut als wolle er ins Haus gehen.)

Wassaf.
Nein, bleib!
Ein Haufen totes Fleisch — in kurzer Zeit —
Sagst Du? Und das im Ernst? Hm! Will mirs doch
Noch einmal überlegen. Heda, Bursche!

Assad.
Zum Überlegen ist's zu spät. Beginnen
Mußt Du schon heut.

Wassaf.
Du meinst, ich soll zu Fuß —
Nun meinetwegen! Ein verwünschter Kerl,
Ein Teufelskerl, der Doktor! Wenn er mich
Kuriert, geh' ich zu Grund an der Gesundheit.
(will gehen.)

Assad.
Noch eine Kleinigkeit: Zwölf Maravedis
Hast Du zu zahlen.

Wassaf.
Wie? Für eine bloße
Konsultation? Nun, machst Du mich gesund,
Soll mich das Geld nicht reu'n.
(giebt einem der Sklaven einen Wink, der einen Beutel hervorzieht und Assad das Geld einhändigt.)

Ich gönne Dir's,
Daß Du Dich mästest, wenn ich mager werde.
(geht, auf die beiden Sklaven gestützt, schwerfällig ab.)

Assad (zu dem Mädchen).
Hier, liebes Kind. Nun ist der Schleier mein.
Doch keinen zweiten stickst Du, bis die Augen
Geheilt. Nein, keinen Dank! Und jetzt, ein Arzt
Ist auch ein Mensch. Ich brauch' ein Stündchen Ruhe!
Ich komm' schon, Hussein. Trag das Mahl nur auf!
Ich will nur noch die Arzenei'n — Ei was!
Laßt mich in Ruh'!
(droht mit dem Stock).
(Die Kranken entfernen sich. Hussein geht ins Haus. Assad ist noch am Tische beschäftigt.)

Dritte Scene.

Assad. (Von der Straße her) Prinz Abdul (mit seinem) Diener.

Abdul.
Du gabst ihr die Geschenke
Und richtetest ihr meine Botschaft aus?
Was sagte sie?

Diener.
Das Kästchen, das ich ihr
Auf einem Purpurkissen überreicht,
Kaum sah sie's an und rümpfte nur die Lippe
Und sprach, so durch die Nase gähnend: Sag
Dem Prinzen, Deinem Herrn, er möge sich
Nicht herbemüh'n, eh er die dritte der
Bedingungen erfüllt. Es bleibt bei allem,
Was ich gesagt. Damit entließ sie mich.

Abdul.
Die Grausame!

Diener.
Die Zeit war schlecht gewählt.
Ausfahren wollte sie. Vorm Hause harrt'
Ihr Wagen schon.

Abdul.
Und Du, Du forschtest nicht,
Wohin sie fährt, Du Tölpel?

Diener.
Deine Hoheit
Verzeihe, wohl befragt' ich ihre Diener.
Sie wußten's nicht. Sie wüßten selber nicht
Vorher, wohin sie wolle, ob zum Fluß,
Wo sie das Schiffchen mit den seidnen Segeln
Besteige, ob hinaus zum Palmenwald,
Vielleicht auch zum Bazar, Einkäufe dort
Zu machen.

Abdul.
Lauf zurück, Alafir, spähe,
Wohin sie fährt, dann komm und melde mir's,
Hörst Du? Fort, fort! (Der Diener ab.)
Was seh' ich? Ist er's wirklich?
Assad!

Assad (sich umwendend).
Prinz Abdul!

Abdul
(eilt auf ihn zu, umarmt ihn).
Lieber, sei gegrüßt!
Nein, sag, wie kamst Du her von Ispahan?

Assad.
Nun, auf gebahntem Weg. In Schiras hier
Vor Jahr und Tag — kaum hattst Du mich verlassen,
Brach eine Seuche aus, und Mangel war
An Ärzten. Da entschloß ich mich geschwind,
Packte das Nötigste, mein Mütterchen
Und meine Apothek', auf einen Wagen
Und zog hieher. Vor wenig Monden warst Du
Desselben Wegs gefahren. Doch ich traf
Dich nicht mehr an. Wo hast indessen Du
Dich umgetrieben?

Abdul.
O mein teurer Freund,
Frag' nicht danach! Ein Fieber jagte mich
Von Land zu Land, das heute noch so wild
Als wie zu Anfang mir im Blute flackert,
Und das Du weisester der Ärzte selbst
Nicht heilen kannst.

Assad (lächelnd).
Nach den Symptomen: Seufzern,
Verstörten Blicken und phantastischen Worten
Wag' ich die Diagnose: Liebesfieber!

Abdul
(wirft sich auf die Stufen des Springbrunnens nieder).
Wohlfeile Weisheit! Hast Du, kluger Arzt,
In Deiner Apothek' ein Mittel auch
Für diese Krankheit?

Assad.
Ein unfehlbares,
Wir nennen's Anteros mit griechischem Namen,
Und in der Landessprache „Gegenliebe".

Abdul (bitter auflachend).
Ja, wenn's ein Kräutlein wär' wie Wegerich,
Kamille, Tausendgüldenkraut! Doch wächst es
In weichen Herzen nur, und das, an dem
Mein Schicksal hängt, ist hart wie Diamant.

Assad.
Wie, lieber Prinz? Du, jung und schön und reich,
Dazu ein Prinz — Du liebtest hoffnungslos?

Abdul (springt auf).
Ja, Freund. Denn die ich liebe — wie an Schönheit
Sie einzig ist, so auch an Grausamkeit.
Du weißt, mein Vater, Turans Schah, entsandt'
Auf Reisen mich, den Erben seines Throns,
Auf daß ich fremder Völker Sitt' und Art
Betrachtend, weiser würd', als wenn ich nur
An Jagd und leichtem Liebesspiel daheim
Genüge fände. Wie betrog er sich,
Der güt'ge Vater! Statt der Weisheit lernt'
Ich Wahnsinn nur, und statt mit offnen Augen
Die Welt zu sehn, schwebte bei Tag und Nacht
Das eine Bild mir vor, das unerreichte.

Assad.
Ist auch ein schönes Weib der Sünde wert,
Daß Du die Pflichten Deiner künft'gen Würde
Darum versäumst?

Abdul.
Beklagen wirst Du mich,
Nicht schelten, wenn ich ihren Namen nenne.
Gewiß, Du kennst sie.

Assad.
Ich? Wie sollt' ich?

Abdul.
Hier
In Schiras lebt sie, als der schönste Stern
Am Himmel dieser Stadt: Gülnare, Tochter
Des alten Firuz-Chan.

Assad (fährt zusammen).
Gülnare! — Nein —
Die kenn' ich nicht.

Abdul.
Du hättst sie nie geseh'n?

Assad (sich fassend).
Gesehn? Vielleicht, doch weiter nicht beachtet.
Ein armer Arzt, ein Armenarzt, dazu
Von der Natur nicht glänzend ausgestattet,
Muß sich vor Allem hüten, was ein Fieber
Wie Deins ihm schaffen könnte. Würd' ihm doch
Das wundervolle Heilkraut nimmer blühn,
Deß griechischen Namen ich Dir sagte.

Abdul.
O
Mein Freund, um die Entsagung neid' ich Dich!
Denn was ich immer that, ihr Herz zu rühren,
Nur Nahrung gab es ihrer Eitelkeit,
Und wie ein Knabe den gefangnen Fisch
Nicht aus dem Wasser schnellt, doch auch vom Haken
Nicht löst, herzlos an seinem Zappeln sich
Ergötzend, so mit kleinen Künsten hielt sie
Mich an der Angel, bis zuletzt ihr Vater,
Dem wohl zum Schwiegersohn der Erbe Turans
Erwünscht war, ihr bei seinem Zorn befahl,
Ja oder Nein zu sprechen. Da entschloß sie
Zum Ja sich, doch mit drei Bedingungen:
Die Meine nur zu werden, brächt' ich ihr
Vom Großherrn einen Zahn, den eigenhändig
Ich ausgezogen, eine Nachtigall,
Die so im Winter wie im Frühling sänge,
Und einen Mann, der eine Herrscherkrone
Ausschlägt, die man ihm bietet!

Assad.
Nun, beim Licht
Der ew'gen Sonne, dieses Fräulein hat
Seltsame Grillen.

Abdul.
In Verzweiflung riß ich
Mich los und irrte sechzehn Monden lang
Nach Ost und West und kehrte gestern Nacht
Zurück, nicht hoffnungsvoller. Denn der Proben
Hab' ich nur zwei bestanden.

Assad.
Doch schon zwei?

Abdul.
Ein Meister der Mechanik fertigte
Mir einen Vogel, eine Nachtigall,
Aus Draht und Federn täuschend nachgebildet,
Und in dem kleinen Balg ein winzig Spielwerk,
Das flötet, schluchzt und girrt, um jeden Sprosser
Herbeizulocken. Tausend Golddukaten
War unter Brüdern wert dies Wunderwerk.
Dann trat ich in die Lehre bei dem Zahnarzt
Des Großherrn dort in Stambul — meine Herkunft
Verriet ich nicht — der mußt' in seine Kunst
Mich einweih'n, bis ich selbst beim Sultan
Den Dienst versehen durft'. Ich zahlt' es teuer.

Assad.
Noch teurer als den Vogel?

Abdul.
Nicht mit Gold,
Mit dreißig Bambusstreichen auf die Sohlen,
Da aus der kaiserlichen Kiefer, statt
Des kranken Zahns, ich 'nen gesunden riß.
Fast ging mir's an den Hals. Doch ich entfloh
Und such' umsonst seitdem nach einem Mann
Für jene dritte Probe.

Assad.
Nach dem Manne,
Den keine Krone lockt? Der wär' nicht weit.

Abdul.
Du selbst? Ja, edler Freund, wohl glaub' ich Dir's,
Daß Dein Beruf, der Menschheit Weh zu lindern,
Dir teurer ist, als Macht und Glanz. Allein
Verzeih, Du kämst nicht ernstlich in Betracht.

Assad.
Nun freilich! Hättest Du im Ernst geglaubt
Ich böte mich Dir an? Ich weiß zu wohl:
Man fragt nicht, ob ein Herrscher grad gewachsen
An Herz und Geist, ist er nur sonst der Ceder
An Wuchse gleich, und schlägt sein Purpur nicht
Am Rücken Falten, wie mein Röckchen hier.
Doch daß ein Jeglicher sich würdig fühlt
Zu herrschen, wundert's Dich? Ein Haus zu bau'n,
Ein Pferd zu zähmen und ein Schwert zu schmieden,
Dazu bedarf's der Kunst. Ein Volk zu lenken,
Scheint Jedem nur ein Kinderspiel, zumal
Höflinge dafür sorgen, daß kein Fürst
An seiner Weisheit irre wird. Zu Dir
Darf ich so sprechen, weil ich Dein Gemüt
Erkannt. Doch da es also steht, was soll
Aus Deiner Liebschaft werden?

Abdul.

Weiß ich's denn?
Ich kam zurück, um einmal noch zu sehn,
Ob nicht mein treues Werben diesen Stein
Erweichte, wie die Meereswelle rastlos
An Felsen anstürmt, bis sie seinen Grund
Geduldig unterwühlt. Doch leider ahnt mir:
Eh' stürzt der Felsen in die Flut, eh mir
Dies spröde Herz sich neigt.

Hussein (aus dem Hause).

Herr, kommst Du nicht?
Das Mahl wird kalt.

Assad.

Gleich, Kind. Ich komme schon.
(Hussein ins Haus zurück.)

Abdul.

Wer ist der hübsche Knabe?

Assad.

Ja, er ist
Ein artig Kind. Ich hab' in Ispahan,
Da seine Mutter auf den Tod erkrankt war,
Ihr beigestanden, ihr die letzte Not
Erleichtert. Überschwänglich war der Dank
Der jungen Tochter, die ein alter Ohm
Dann zu sich nahm. Bald zog ich selber fort.
Doch einen Tagemarsch von Ispahan
Kam dieser Knabe mir in Eile nach,
Bisher in Pflege bei dem Ohm, und bat —
Die Schwester habe mich so hoch gerühmt —
Ob er nicht mit mir dürfe ziehn, von mir
Des Arztes Kunst zu lernen. Nun, so nahm ich
Ihn zum Gehülfen an, und besser nie
War ich bedient, die alte blinde Mutter
Nie sorglicher behütet. Aber jetzt —
Was seh' ich? dort —

Abdul (nach links blickend).

Gülnare!

Assad (hastig sich abwendend).

Ja, so scheint's.
Ich aber muß hinein. Du hörtest, Freund,
Das Mahl wird kalt. Dich darf ich wohl dazu
Nicht laden? Nun, wir treffen uns hernach!
(Eilig ab ins Haus.)

Abdul.

Götter, sie naht! Still, ungeberdig Herz!
Poch nicht so laut!

Vierte Scene.

Abdul.
(Von links aus dem Hintergrunde.)

Gülnare
(auf einem leichten, von zwei Sklaven gezogenen Wagen, ihr gegenüber)
Zobeide (ihre Tante. Hinter dem Wagen) zwei Dienerinnen
(Kissen und Decken tragend. Der Wagen hält mitten auf dem Platz, Gülnare und die Tante steigen aus, der Wagen fährt dann hinter die Palmen am Springbrunnen. Abdul ist nach rechts in den Schatten von Assads Haus getreten).

Zobeide (zu den Dienerinnen).

So! dorthin! In den Schatten!
(Die Dienerinnen legen die Polster und Decken auf den Stufen zurecht.)
Sogleich, mein Täubchen, ist der Sitz bereit.
Wie Dir die Wangen glühn! Uff! diese Schwüle!
Ja, ja, mein Paradiesesvögelchen,
Die liebe Sonne meint es allzu gut.
(fächelt sich, sieht sich um).
Ist kein Café hier in der Nähe, Dir
Ein Glas Sorbet zu holen? Leilah, geh
Und schau. (Gülnare wehrt ab.)
Du magst nicht, Engelchen? Nun freilich,
Was in so schmutz'gem Pöbelhaus gequirlt wird —
Setz Dich nur erst!
(Gülnare setzt sich, die Tante eine Stufe niedriger.)
Ei ja, 's ist gute Luft hier.
Doch daß man hier vor Aller Augen — zwar,
Du bist's gewöhnt ja, wie ein Wundertier
Begafft zu werden —
(erblickt den Prinzen, der zögernd aus dem Schatten hervortritt.)
Ha, was seh' ich? Ist
Er's wirklich? Ja, er ist's! Gülnarchen, sieh nur,
Prinz Abdul! Nein, bei allen Diven, Prinz,
Kaum hätt' ich Dich erkannt. Denn seit Du fortgingst,
Wie lang ist's her? Es war doch erst vorm Jahr,
Zur Zeit der Mandelblüte, nun, und jetzt —
Sieh nur, Gülnarchen, hatt' er damals nicht
Nur einen leichten Flaum ums Kinn, und heut
Den schönsten Zwickelbart?

Abdul (sich nähernd).

Friede sei mit Dir,
Gülnare! Werte Tante —

Gülnare
(ihn nur mit einem kühlen Nicken begrüßend).

Warum bist Du
Zurückgekehrt, Prinz Abdul, eh Du Alles
Erfüllt, was ich verlangt?

Zobeide

Wie unhold bist Du?
Sieh ihn doch freundlich an, er ist es wert.
Wahrhaftig, wär' ich zwanzig Jahre jünger,
Nur zehn — mit Deinen Feuerblicken, Prinz,
Würdst Du das Herzchen mir in Flammen setzen.
Komm, nimm hier Platz und dann erzähle, was
Hast Du erlebt? — Ein Kissen für die Hoheit!

Abdul (bleibt stehen).

Ich hätt' es nicht gewagt, Gülnare, Dir
Vors Angesicht zu treten, da ich doch
Von drei Bedingungen nur zwei erfüllt,
Doch hofft' ich, daß in Jahresfrist vielleicht
Dein Sinn zur Milde sich gewendet hätte —
Und so — und da mich Sehnsucht übermächtig
Bezwang —

Gülnare.

Es scheint, verstanden hast Du nicht,
Daß ich Dir jede Hoffnung rauben wollte,
Da ich Unmögliches von Dir begehrt.

Im Kästchen zwar, das Du mir sandtest, lag
Ein häßlich gelber Zahn. Was aber bürgt mir,
Es sei ein Zahn des Großherrn?

Abdul.

Wenn mein Wort
Dir nicht genügt, ein Zeugnis mit dem Siegel
Des Großveziers bestätigt, daß ich ihn
Dem Sultan selbst entriß und, da es nicht
Der rechte war, mit dreißig Sohlenstreichen
Gezüchtigt ward.

Zobeide.

Nein sag': die Bastonade?
Ein königlicher Prinz? O wie romantisch!

Gülnare.

Und jener ausgestopfte Vogel wäre
Die Nachtigall, die auch im Winter schlägt?

Abdul.

Nur eine künstliche. Doch die Musik,
Die in sich birgt das kleine Spielwerk, nicht
Vom Klang lebend'ger unterscheidst Du sie.

Gülnare.

Tot ist's und bleibt's, und was das Leben nur
Nachäfft, erregt mir Graun.

Zobeide.

Ei, Liebling, nimm's doch
Nicht so genau! Du fordertest vom Prinzen
'ne Nachtigall. Ob lebend oder tot,
Ward nicht gesagt, wenn sie nur flöten kann.
Nein, Prinz, Du mußt auf dem Vertrag bestehn.
Vor jedem Richter wirst Du Deine Sache
Gewinnen.

Gülnare.

Sei's darum! Allein das Dritte —

Abdul.

O warum fordertest von Menschen Du
Das Übermenschliche! Nach Macht und Hoheit
Begehren alle. Selbst ein Weiser, den
Ich in der Wüste traf — auf alle Wollust
Der Welt hatt' er verzichtet, ungelockt
Vom Glanz der Erdengüter. Doch befragt,
Ob er die Krone Turans auf das Haupt
Sich setzen wolle, kaum besann er sich
Und nickte: Ja! und seine Augen glänzten
Bei dem Gedanken: wie viel Segen kann
Ich stiften auf dem Thron, wie Tausende,
Die jetzt im Joch der Thorheit sind, beglücken
Mit meiner Weisheit! Und da er erfuhr,
Auf eine Prüfung nur war's abgesehn,
Im höchsten Zorne wandt' er mir den Rücken.
Da gab ich's auf; ich sah, es war umsonst.

Gülnare.

Nun wohl, so gieb es auf, und mich dazu!

Abdul.

Gülnare!

Zobeide.

Nein, das geht zu weit! Sag, willst Du
Denn ewig Jungfer bleiben? Zwar an mir
Hast Du ein Beispiel, wie man fröhlich auch
Im led'gen Stande leben mag. Doch mir
Starb ja der Bräut'gam in der Jahre Blüte,
Und Treue übers Grab gelobt' ich ihm.
Gleichwohl, hätt' so ein schöner junger Prinz
Um mich gefreit, ganz ritterliche Glut
Und Zärtlichkeit und Demut, und die Krone
Zu Füßen mir gelegt —

Gülnare (steht auf).

Du sagst es, Tante.
Doch hat er's denn gethan? Konnt' er nicht selbst,
Wenn er mich wahrhaft liebte, die Bedingung
Erfüllen, selber auf den Thron verzichten?
Ihm galt die Prüfung; er bestand sie nicht.
Nie fiel ihm ein, er selber sei gemeint.
Und so erkannt' ich: als ein Schmuckstück nur
In seiner Krone, als ein Zubehör
Zu seinem Glanz, nicht als sein Ein und Alles
Galt ihm Gülnare, wie er schwärmend mir
Beteuerte.

Zobeide.

Beim Licht der Sonne, Kind,
Nachgrade wird mir bang, es möchte nicht
Ganz richtig sein in Deinem Engelsköpfchen!

Abdul.

Gülnare, ja bei allen Göttern, wär' ich's
Nicht meinem Volk, nicht meinem Vater schuldig,
Die schwere Last der Herrschaft eines Tags
Mir aufzubürden, hier zu Deinen Füßen
Hinwürf' ich Alles, was der blöden Menge
Ein Vorzug scheint und eine Fessel nur,
Ein Joch ist, ob es auch von Golde glänzt.
Wer einem Herrscherstamm entsproß, der kann
Nicht dienstbar werden, als der Schönheit nur,
Und seiner Hoheit teilhaft sie zu machen,
Ist seine höchste Lust. Sein menschlich Teil
Wirft in den Staub er willig, wo er liebt,
Doch er erwartet von der weißen Hand
Der Einz'gen, daß sie gütig ihn erhebe,
Auf daß sie Beide Hand in Hand den Weg
Vollenden mögen auf der Menschheit Gipfel.

(Er neigt ein Knie vor ihr. Sie betrachtet ihn lächelnd.)

Zobeide.

Nein, so etwas! Ein Dichter und ein Prinz!
Und sie besinnt sich noch.

Gülnare.

Steh auf, Prinz Abdul.
Hier diese weiße Hand — Du magst sie küssen
Zum Dank für Deine feurige Dichtergabe,
Wenn sie Dich auch nicht auf der Menschheit Gipfel,
Nur bis zu diesen Polstern führen mag.
Komm, setz Dich zu uns; in der That, es freut mich,

Daß ich Dich wiederseh', kamst Du auch nicht
Vernünft'ger wieder. Laß uns plaudern jetzt,
Als wär' von andern Dingen zwischen uns
Die Rede nie gewesen. Sag', wie lang
Denkst Du in Schiras zu verweilen? Nein,
Nicht so die Stirn gerunzelt. In der That,
Ich wünschte, eine Woche wenigstens,
Bis ich von Deinen Abenteuern alles
Erfahren hab'.

(Sie sprechen leise weiter, auf den Stufen des Springbrunnens sitzend, Abdul immer mit schwermütiger Miene.)

(Fortsetzung folgt.)

„Es kommt der liebe Sonnenschein . . ."

Es kommt der liebe Sonnenschein,
Er dringt mir bis in's Haus,
Er dringt mir bis ins Herz hinein
Und lockt mich froh hinaus.

Und wie ich komm, und wie ich schau —
Ich frage nicht, woher?
Der Lenz ist da, die Luft ist lau —
Mein Herz, was willst du mehr?

Es singt die liebe Nachtigall,
Sie singt bei Tag und Nacht,
Sie singet, bis der Widerhall
Im Busen mir erwacht.

O schweige doch, mein Herz wird schwer,
Und Wünsche werden wach! —
Sie singt und jubelt immer mehr,
Sie singt bei Nacht und Tag.

Und gehst du wie der Sonnenschein
Im vollen Glanz umher,
Es dringt mir bis in's Herz hinein —
Dich kümmert's nimmermehr: —

So mach ich's wie die Nachtigall,
Die Tag und Nacht Dir singt,
Bis froh und trüb der Widerhall
Im Herzen dir erklingt.

Nun freue dich, nun lausche du,
Und frage nicht, woher?
Es fliegt ein Blatt im Lenz dir zu —
Sag an, was willst du mehr?

Klaus Groth.

Herbstabend.

Wellend über Hügelketten
Bis zum fernen Himmelsrand
Reihen sich die Stoppelfelder
Fahl im Abendsonnenbrand.

Langgestreckte Schatten werfen
Fruchtbeladner Bäume Reih'n
Über meine breite Straße
Weit noch in das Feld hinein.

Und die Schatten sind gleich Armen
Eines Müden ausgedehnt,
Der nach schaffensreichem Tage
Sich der Nacht entgegensehnt.

Johannes Grebling.

Liebesweben.

Auf den Wald der Abend sinkt,
Still ist alles Leben,
Rauschend durch die Lüfte dringt
Flüsternd Waldesweben.

Und des Mondes Glanz erhellt
Weite, weite Fernen;
Feuer einer andern Welt
Leuchten aus den Sternen.

Durch des Herzens helle Nacht
Zieht ein wonnig Beben,
Wogenrauschend leis erwacht
Flüsternd Liebesweben.

Deiner Augen Glanz erhellt
Ungemessne Fernen;
Feuer einer andren Welt
Leuchten aus den Sternen.

W. Ginsberg.





Berlin in der Reaktionszeit.

(1850—1858.)

Erinnerungen von Max Ring*).

I.

In Theater-Kreisen.

Der Eindruck, den Berlin nach zehnjähriger Abwesenheit auf mich machte, war nichts weniger als erfreulich und angenehm. Gleich auf dem Bahnhof drängten sich mir die Maßregeln der siegreichen Reaktion auf. Eine Abteilung Infanterie und eine Schar der neuen Konstabler empfingen den ankommenden Eisenbahnzug und ließen keinen Reisenden ohne strenge Kontrolle passieren. Wer sich nicht durch seine Papiere als vollkommen unverdächtig legitimieren konnte, wurde zurückgewiesen oder zur nächsten Polizeiwache gebracht. Selbst Frauen und Kinder waren von dieser lästigen Untersuchung nicht ausgenommen. Auch ich mußte mich einem strengen Examen unterwerfen und über meine Person die genaueste Auskunft geben. Erst nachdem ich alle Fragen zur Zufriedenheit des betreffenden Beamten beantwortet hatte und auch meine Zeugnisse sorgfältig geprüft worden waren, erhielt ich die Erlaubnis, den Bahnhof zu verlassen. In einer Droschke fuhr ich nach dem nächsten, wenn auch nicht besten Hotel, wo ich so lange blieb, bis ich eine passende Wohnung gemietet hatte. Seit meiner Abwesenheit fand ich Berlin nicht gerade zu seinem Vorteil verändert und umgewandelt. Es herrschte eine mißmutige, gedrückte Stimmung, eine wahre Belagerungsatmosphäre, eine aller Beschreibung spottende Polizeiwillkür, die sich in dem bekannten, damals allgewaltigen Herrn von Hinkeldey verkörperte.

Die Mehrzahl meiner Freunde hatte teils freiwillig, teils gezwungen die Stadt verlassen. Carriere lebte in München als Privatdozent, Wolffsohn als Rechtsanwalt in Hamburg, Oppenheim, der sich an dem Aufstand in Baden beteiligt hatte, als Flüchtling in Paris. Die beiden Brüder von Behr waren ebenfalls infolge der politischen Ereignisse nach Amerika ausgewandert, wo der ältere, Alfred, sich in New-Orleans als praktischer Arzt, der jüngere, Ottmar, als Landwirt in Texas niederließ. Traube, der durch den Einfluß unseres Lehrers Schönlein eine Stelle als behandelnder Arzt an der Charité auf der Abteilung für Brustkranke erhalten und sich unterdessen verheiratet hatte, war ausschließlich mit seinen Studien und ärztlichen Konsultationen beschäftigt, so daß ich ihn nur selten sah. Bettina von Arnim war verreist und als sie wiederkam, kannte sie mich kaum wieder. So erfuhr ich an mir im vollsten Maße die Wahrheit des alten Sprüchwortes: „Les absents ont toujours tort." Durch meine langjährige Abwesenheit hatten sich die alten Bande gelockert und die früheren Verhältnisse mehr oder minder gelöst. Nur bei Theodor Mundt und seiner Frau, die inzwischen von Breslau nach Berlin zurückgekehrt waren, fand ich eine freundliche Aufnahme und eine mir zusagende Geselligkeit.

Unter solchen Umständen führte ich in den ersten Wochen meines neuen Berliner Aufenthalts ein ziemlich einsames und zurückgezogenes Leben. Ich arbeitete fleißig an meinem historischen Roman aus der preußischen Geschichte: „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister", welcher den Kampf der Souveränität mit den alten Ständen in Preußen behandelte und vielfach an die letzten Ereignisse erinnerte. Vor allem aber suchte ich mit dem Theater und der periodischen Presse Verbindungen anzuknüpfen. Zu diesem Zweck überreichte ich dem damaligen General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Küstner, das einaktige Lustspiel „Scarrons Liebe" und das mit Robert Bürkner in Breslau gemeinschaftlich verfaßte größere Lustspiel: „Alle spekulieren." Herr von Küstner, der bereits früher mein ihm zugeschicktes Trauerspiel „Die Genfer" mit Interesse gelesen, es aber wegen der politischen und religiösen Tendenz in einem aus-

*) Die ersten Abschnitte aus den Memoiren des trefflichen Erzählers, dessen 80. Geburtstag kürzlich unter freudiger Teilnahme seiner Verehrer begangen wurde, hat die „Deutsche Dichtung" in ihrem eben abgeschlossenen (XXII.) Bande gebracht. Sie schildern die Knaben- und Jünglingszeit des am 4. August 1817 geborenen Dichters, seine Studenten-Jahre in Breslau und Berlin, seine ärztliche Thätigkeit in Oberschlesien, seine Anteilnahme an den Ereignissen von 1848, endlich seine erste Thätigkeit als Publizist und Romanschriftsteller in Breslau. Der oben mitgeteilte Abschnitt schließt sich den bereits veröffentlichten an; er wird auch jenen Lesern verständlich und interessant sein, welche die ersten Kapitel nicht kennen sollten. Die Redaktion.

führlichen, höchst wohlwollenden Schreiben abgelehnt hatte, empfing mich mit vieler Freundlichkeit und einer bei andern Bühnenleitern seltenen Zuvorkommenheit für dramatische Schriftsteller. Im Verlauf der Unterhaltung über meine Arbeiten äußerte er seine Bedenken gegen ein Lustspiel in „Verschen“, besonders in Alexandrinern, trotzdem diese, wie ich ihn zu überzeugen suchte, durch den Stoff mir gerechtfertigt schienen. Er gab dies auch zu, klagte aber über die Unfähigkeit und den Widerwillen der meisten Schauspieler, „Versche“ zu sprechen. Nichtsdestoweniger entließ er mich mit den besten Hoffnungen, die er jedoch dadurch wieder abschwächte, daß er mich auf das Urteil des von ihm eingesetzten Lesekomitees verwies, das aus den beiden Regisseuren Weiß und Stawinsky, sowie den Professoren Rötscher und Gubitz und dem Herausgeber der „Spenerschen Zeitung“, Dr. Spiker, bestand. Mit der Zeit lernte ich Herrn von Küstner und seine dramaturgische Umgebung näher kennen, da er mich öfters zu seinen größeren und kleineren Gesellschaften einlud.

Er selbst stammte aus einer angesehenen reichen Kaufmannsfamilie in Leipzig und war wie sein Vorbild Wilhelm Meister von Jugend auf ein enthusiastischer Theaterfreund. Nachdem er in Göttingen die Rechte studiert und promoviert hatte, machte er als Freiwilliger 1813 die Freiheitskriege mit. Als Offizier nach Leipzig zurückgekehrt, übernahm er 1817 die Direktion des städtischen Theaters, die er durch zehn Jahre zwar mit glänzendem Erfolg, aber mit großen finanziellen Opfern führte. Unter seiner Leitung erreichte das Leipziger Theater seine Blütezeit und galt für die erste Anstalt in Deutschland. Da aber die Stadt die von ihm geforderten notwendigen Zuschüsse verweigerte, legte Küstner die Direktion nieder und folgte einem Ruf nach Darmstadt als Intendant des Hoftheaters. Als jedoch auch hier der Hof ihm die genügenden Mittel zur Erhaltung der Bühne nicht gewähren wollte oder konnte, legte er seine Stelle nieder. Im Jahre 1833 wurde Küstner zum Intendanten des Hoftheaters in München ernannt; auch hier rechtfertigte er den ihm vorausgehenden Ruf eines ausgezeichneten Bühnenleiters, indem er ebensosehr seinen Kunstsinn wie seine Geschäftskenntnis bewährte. In kurzer Zeit gelang es ihm, das verfallene Institut zu einer früher nicht gekannten Höhe zu erheben und zugleich den finanziellen Ausfall nicht nur zu decken, sondern noch Ersparnisse zu machen, wofür ihn der König von Bayern mit dem Adel belohnte. Nach mehrjähriger anerkennungswerter und auch anerkannter Thätigkeit in München wurde ihm die Stelle eines Generalintendanten in Berlin angeboten und von ihm angenommen.

Obgleich Herr von Küstner sich in seinem neuen Wirkungskreise durch eine Reihe wichtiger segensreicher Reformen, so durch die Einführung der Tantiemen, durch die Begründung des Bühnenvereins und durch andere zweckmäßige Einrichtungen wesentliche Verdienste um die Schriftsteller und die Schauspieler erworben hatte, auch das Theater unter seiner Leitung seinen hohen Rang behauptete, so erfreute er sich doch keiner Beliebtheit und wurde von allen Seiten angefeindet. In den Hofkreisen vermißte man an ihm die nötige Repräsentation und den unentbehrlichen Takt, an dem es ihm allerdings gebrach, die stets unzufriedenen Schauspieler klagten über seine Formlosigkeit und Mangel an Rücksicht, die dramatischen Schriftsteller über seine auffallende Begünstigung der Frau Birch-Pfeiffer, die unter ihm in der That die Bühne mit ihren Werken fast ausschließlich beherrschte; die Presse, für die Herr von Küstner stets ein achtungsvolles Wohlwollen zeigte, machte sich über die Urteile des von ihm angeordneten Lesekomitees lustig und das verwöhnte Publikum tadelte seine Sparsamkeit bei der Ausstattung der von ihm aufgeführten Stücke. Am meisten schadete ihm der Mangel an persönlicher Würde, woran wohl hauptsächlich seine äußere Erscheinung die Schuld trug. Der untersetzte, wohlbeleibte Herr, mit dem breiten verschwommenen Gesicht, der stets verschobenen Perrücke und dem stark sächsischen Dialekt machte trotz seiner Bildung und Gutmütigkeit unwillkürlich einen komischen Eindruck. Man erzählte sich die lächerlichsten Geschichten und Anekdoten von seiner Zerstreutheit und Taktlosigkeit und die Schauspieler, besonders Döring, kopierten zur allgemeinen Belustigung die sonderbaren Manieren und Eigenheiten des verdienstvollen Mannes.

Herrn von Küstner zur Seite standen zwei ebenso originelle Beamte, die beiden Hofräte Esperstedt und Teichmann. Der Erstere hatte unter Iffland, sozusagen, von der Pike auf gedient und war das Muster eines gewissenhaften, pflichttreuen, ehrenwerten Beamten, dessen bureaukratische Steifheit und Pedanterie durch einen trockenen Humor gemildert wurde. Um so lebhafter und beweglicher war der kleine Hofrat Teichmann, die lebendige Theaterchronik, unerschöpflich an interessanten Mitteilungen aus dem Leben berühmter Schauspieler und Schriftsteller, die er alle persönlich kannte. Er hatte, wie er sich gern rühmte, unter dem Grafen Brühl mit Goethe korrespondiert, mit Tieck verkehrt und war mit Ludwig Devrient, mit der berühmten Sängerin Milder, mit der Sonntag und Fanny Elsler vertraut. Es gab keine nennenswerte Bühnengröße, welcher der stets gefällige Hofrat nicht einen Dienst geleistet. Er besaß einen unerschöpflichen Schatz von Theatergeschichten und Coulissenanekdoten, die er stets mit geheimnisvoller Miene und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu erzählen pflegte, auch wenn sie bereits längst bekannt und allgemein verbreitet waren. Dabei hatte er die Gewohnheit, daß er meist die eigentliche Pointe vergaß oder absichtlich verschwieg, nachdem er durch seine mysteriösen Andeutungen seine Zuhörer in die

höchste Spannung versetzt hatte. Der nach seinem Tode erschienene Nachlaß Teichmanns enthält wichtige Beiträge zur Geschichte des deutschen, besonders des Berliner Theaters und zeugt für die große Bildung und das ideale Kunstverständnis des trefflichen Hofrats, der gewissermaßen das alte Berlin mit seinem Theaterenthusiasmus und seinem Kultus des Genius repräsentierte.

Einen großen Einfluß auf das Theater unter Küstner übten die beiden Regisseure Weiß und Stawinsky. Der alte Weiß, der in Hamburg unter dem berühmten Direktor Schmidt seine Studien gemacht, stammte noch aus der guten Schule Ifflands, die vor allem nach Natur und Wahrheit strebte. Seine kleine schmächtige Figur, sein schnarrendes, scharfes Organ und der infolge eines Fußleidens schleppende Gang wies ihn hauptsächlich auf das Lustspiel an. Hier war er musterhaft und besonders in den Rollen der ängstlichen Alten, der vorsichtigen, scheuen und mürrischen Bedienten, sowie der kleinen Intriganten unübertrefflich. Sein Schreiber Vansen in Goethes „Egmont", sein Buchhalter in „Rosenmüller und Finke" waren vollendete Leistungen, jeder Zug dem Leben abgelauscht, frei von aller Effekthascherei und darum um so wirksamer. Er kannte genau die Grenzen seines Talents und bewegte sich innerhalb derselben mit bewunderungswürdiger Sicherheit. Durch sein maßvolles diskretes Spiel erzielte er in kleinen Nebenrollen und sogenannten Episoden oft größere Erfolge, als die von der Natur und durch das angeborene Talent begünstigten Darsteller der Hauptrollen. Als Regisseur verwaltete er sein Amt mit der ihm eigenen Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Unparteilichkeit, wodurch er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kollegen erwarb. Er wußte die ernstesten Mahnungen und den strengsten Tadel durch einen gemütlichen Scherz zu mildern, so daß er die leicht gereizte Empfindlichkeit der Schauspieler nur selten verletzte. Auch in seinem Privatleben, das ich später näher kennen lernte, bewahrte der alte Weiß eine schlichte bürgerliche Einfachheit. Er war der zärtlichste Gatte, der sorgsamste Familienvater und gab seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung. Einer seiner Söhne, der Geheimrat und Direktor der Zeughaus-Sammlungen, Hermann Weiß, hat sich später durch sein bekanntes Werk über Kostümkunde einen angesehenen Namen in der Kunstgeschichte erworben. Auch Stawinsky zeichnete sich als Schauspieler in der Darstellung edler Väter- und Charakterrollen durch Natur und Wahrheit, als Regisseur durch Geschäftskenntnis, reiche Erfahrung, Umsicht und nicht gewöhnliche Bildung aus, doch neigte er im Gegensatz zu dem fleißigen, stets rührigen Weiß zu einer fast an Trägheit grenzenden Bequemlichkeit. Der wohlbeleibte, behagliche, immer sorgfältig im blauen Leibrock mit vergoldeten Knöpfen erscheinende alte Herr machte auf der Bühne und im Leben den Eindruck eines vornehmen Lebemannes, eines aristokratischen Feinschmeckers, die er auch mit wahrer Vollendung spielte, obgleich er in den letzten Jahren nur noch selten auftrat. Sobald die Probe beendet war, begab sich Stawinsky aus dem Schauspielhause nach der nahen Weinhandlung von Lutter, wo er mit seinem Freunde Döring so manche Flasche Champagner leerte und so manche lustige Geschichte erzählte. Mit Recht genoß er den Ruf eines liebenswürdigen Gesellschafters, eines vollendeten Gentleman und eines vorzüglichen Künstlers, der merkwürdigerweise beim Theater keine Feinde hatte.

Eine in ihrer Art nicht weniger bemerkenswerte Persönlichkeit war der alte Theaterdiener Seger oder Zeger, ein Original aus vergangenen Tagen und das Faktotum der Intendanz. Ursprünglich Barbier, war der alte Seger mit dem berühmten Mediziner Hufeland als Diener von Weimar nach Berlin gekommen und auf dessen Empfehlung von Iffland beim Theater angestellt worden. Mit der Zeit hatte er sich eine so genaue Kenntnis der Personen und Verhältnisse angeeignet, daß er sich vollkommen unentbehrlich zu machen wußte. Mit allen Eigenheiten und Schwächen der Schauspieler vertraut, wurde der schlaue Theaterdiener zu den heikelsten Missionen gebraucht und in den schwierigsten Angelegenheiten zu Rate gezogen. Wenn eine Vorstellung wegen plötzlich eingetretener Hindernisse abgeändert werden mußte, wußte er die notwendigen Mitglieder zu einer anderen Aufführung sogleich aufzufinden und zusammenzutrommeln. Weigerte sich ein Schauspieler oder eine Schauspielerin eine ihnen nicht zusagende Rolle zu übernehmen, so redete er ihnen zu, indem er mit diplomatischem Geschick bald ihre Eitelkeit, bald ihre Eifersucht auf einen Rivalen zu reizen suchte, ihnen ein gewünschtes Garderobestück oder sonst einen Vorteil in Aussicht stellte. Wenn er dann noch stotternd mit treuherziger Miene hinzufügte: „Thun Sie es mir zu Gefallen", so konnte ihm so leicht Keiner widerstehen. Am meisten amüsierten wir uns mit dem alten Seger, wenn er mit uns von Weimar und besonders von Schiller sprach, den er nicht nur gekannt, sondern auch rasiert hatte. „Ich hab' ihn," stotterte er, „oft an seiner langen Nase gehalten und, wenn er bei guter Laune war, hat er mir auch erzählt, wie er aus Stuttgart geflohen ist, aber von der Laura — hat er mir nischt gesagt."

Den litterarischen Beistand, gleichsam den ästhetischen Generalstab des Herrn von Küstner bildeten die Professoren Gubitz und Rötscher, von dem Berliner Witz „Eisele und Beisele" getauft, und der Herausgeber der Spener'schen Zeitung, Spiker, wegen seiner englischen Manieren gewöhnlich „Lord Speiker" genannt. Der alte Gubitz, der zugleich Holzschneider, Verlagsbuchhändler, dramatischer Schriftsteller, Herausgeber des „Gesellschafters für Geist und Herz" und des ersten illustrierten Volkskalenders war, schrieb

auch die Kritiken für die Vossische Zeitung mit vielem Verständnis, aber in einem Stil, der an seine Holzschnitte erinnerte. Wenn man jedoch seine eigentümliche Sprache in flüssiges Deutsch übersetzte, so fand man meist ein gesundes Urteil, eine seltene Kenntnis der Theatergeschichte und eine reiche Erfahrung, die bei ihm die tiefere Bildung ersetzte. Er war der Nestor der Berliner Kritik und noch als Achtzigjähriger versäumte er nicht leicht eine wichtige Vorstellung. Bis kurz vor seinem Tode fand man den kleinen alten Herrn mit den silberweißen Haaren und dem freundlichen runzlichen Gesicht auf seinem Posten. Weit bedeutender als Gubitz war sein Kollege Rötscher, ein ehemaliger Gymnasiallehrer in einer preußischen Provinzialstadt, der infolge seiner wertvollen ästhetischen Abhandlungen nach Berlin berufen worden war, um an der beabsichtigten Theaterschule zu wirken. Da das geplante Institut nicht zur Ausführung kam, übernahm Rötscher die Theaterkritik an der Spenerschen Zeitung. Durch seine philosophische Bildung und seine auf Hegels Ästhetik beruhenden Urteile übte er anfänglich einen bedeutenden Einfluß aus, obgleich er mehr befähigt war, die klassischen Werke Shakespeares, Schillers und Goethes mit Geist und Scharfsinn zu analysieren, als den Erzeugnissen der modernen Bühne ganz gerecht zu werden. Er war ein vorzüglicher ästhetischer Anatom und verstand, wie Hebbel von ihm sagte, „den toten Adler zu zerlegen", aber kein Physiologe, da ihm das Verständnis für den lebenden Organismus fehlte. Auch sein Stil war trocken, schwerfällig und litt an einer gewissen Monotonie, an einem Überfluß schwer verständlicher Hegelscher Terminologien. Das ungewohnte Leben und Treiben der großen Stadt und der Verkehr mit den Schauspielern blendete seinen Geist und beeinflußte zuweilen sein Urteil, so sehr er auch bestrebt war, unparteiisch zu bleiben. Unwillkürlich verfiel der unerfahrene, fast kindlich naive eitle Gelehrte dem dämonischen Zauber der Bretter, welche die Welt bedeuten, besonders den Reizen der weiblichen Schönheit und den Schmeicheleien der Künstler, für die er nur allzu empfänglich war. Da er mit seinem Kollegen Gubitz zugleich eine Hauptstimme in dem Lesekomitee des Herrn von Küstner hatte, so fehlte es Beiden nicht an häufigen Angriffen von seiten der zurückgesetzten Schriftsteller, welche die sonst so verdienstvollen Kritiker lächerlich zu machen suchten, was ihnen auch bei der Spottlust der Berliner nur zu leicht gelang.

Besonders bevorzugte Rötscher in auffallender Weise den bedeutenden Schauspieler Dessoir und die ebenso schöne als interessante Schriftstellerin Elise Schmidt, bei der ich ihn öfters sah. Seine Kritik über ihr Schauspiel „Der Genius und die Gesellschaft" hatte wesentlich dazu beigetragen, die bisher unbekannte Dichterin berühmt zu machen. Zugleich veröffentlichte er in den von ihm herausgegebenen „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Litteratur" ihre neueste dramatische Dichtung „Judas Ischarioth" welche durch den gewagten Stoff, die Kühnheit der Sprache, die Glut der Leidenschaft und bacchantische Zügellosigkeit ein ungewöhnliches Aufsehen erregte und ebenso große Bewunderung als harten Tadel fand. Zu den schwärmerischen Verehrern der trotz aller Verirrungen selten begabten Schriftstellerin zählte vor allen die Hofschauspielerin Clara Hoppé, bei der mich die mit ihr intim befreundete Elise Schmidt einführte. Die ebenso liebenswürdige als geistvolle Künstlerin, eine Tochter der berühmten Crelinger, öffnete mir mit großer Zuvorkommenheit ihr Haus und verschaffte mir dadurch die Gelegenheit, einen Kreis bedeutender Männer und interessanter Frauen kennen zu lernen, den sie um sich versammelte.

Vor allem freute ich mich, der großen Tragödin Auguste Crelinger, die ich so oft auf der Bühne gesehen und bewundert hatte, im Privatleben näher zu treten. Fremden gegenüber meist kalt, zurückhaltend und nicht selten fast abstoßend, erschien mir die berühmte Künstlerin im engeren Familienkreise liebenswürdig, anspruchslos und nichts weniger als reserviert, eine zärtliche Gattin und Mutter, eine treue Freundin und eine echte deutsche Hausfrau, welche mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung sich um die Wirtschaft kümmerte und emsig mit weiblichen Handarbeiten beschäftigte. Wer die würdige, noch immer stattliche Matrone in solcher Gesellschaft sah, wie sie so bescheiden neben ihren anmutigen Töchtern saß, so aufmerksam dem Gespräch der Männer zuhörte und zuweilen so harmlos scherzte und lächelte, der hätte schwerlich in ihr die große Künstlerin vermutet, welche durch den Klang ihrer Stimme, durch den Blitz ihrer dunklen Augen die Herzen so tief erschütterte und noch jetzt die größte Bewunderung erregte. Nur die edle Gestalt, die königliche Haltung und das wundervolle Organ erinnerten an die gefeierte Darstellerin der Julia, Iphigenia und Antigone und eine leidenschaftliche Bewegung, ein flammender Blick, ein scharfes, schneidendes Wort mahnten zuweilen an ihre Gräfin Orsina, an die Mutter des Coriolan, an die Lady Macbeth und die Königin Juliane in Michael Beer's Struensee, ihre besten Rollen. Wie auf der Bühne suchte sie auch im Leben sich zu beherrschen und zu allen Zeiten ein schönes Maß zu halten, aber unter der scheinbaren Kälte schlummerte ein warmes leidenschaftliches Gefühl, dessen Ausbrüche sie nur mühsam unterdrückte. Von echtem Künstlerstolz erfüllt, aber frei von gewöhnlicher Schauspielereitelkeit, verschmähte sie jede Effekthascherei und die übliche Reklame. Es war ihr ernst um die Kunst und noch im späten Alter lernte sie ihre Rollen mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit, die sie für die erste Bedingung jeder künstlerischen Leistung hielt. Bis zu ihrem Tode bewahrte sie ihre außerordentliche Gedächtniskraft und die Frische ihres Geistes. Trotzdem fühlte

sie, wie sie mir einmal gestand, bei jeder neuen Vorstellung eine fieberhafte Aufregung und lautes Herzpochen; sie konnte die Ruhe und Gleichgiltigkeit ihrer jüngeren Kollegen bei einer solchen Gelegenheit nicht begreifen. „Ich bete," sagte sie mir, „im Stillen, so oft ich auftrete, aber nie inniger, als wenn ich eine neue Rolle spiele." Bei aller Genialität war sie eine konservative Natur: durch und durch loyal, gläubig und fromm, gewissenhaft in der Erfüllung ihrer Pflichten, nichts weniger als extravagant, weiblich in ihrem Denken und Empfinden, mehr klug als geistreich, nicht übermäßig gebildet, aber verständnisvoll und leicht erfassend.

Frau Hoppé besaß zwar nicht das großartige Talent ihrer berühmten Mutter, war aber in ihrer Art eine nicht minder interessante und beachtenswerte Künstlerin. Ihre zierliche mittelgroße Figur, das feine, zarte Gesicht und ihr sanftes, seelenvolles Organ eigneten sich weniger für die hohe Tragödie. Am besten gelangen ihr die rührenden Rollen weiblicher Dulderinnen; ihre Ophelia, Desdemona und die Königin in Schillers „Don Carlos" waren vollendete Leistungen und werden jedem alten Theaterfreunde unvergeßlich bleiben. Dämonische Gestalten, wie Phädra und Lady Macbeth lagen nicht im Bereiche ihrer Kunst, dagegen feierte sie als Lady Tartuffe einen unbestrittenen Triumph durch die Schärfe und Feinheit der Charakterzeichnung. Sie kannte die Grenzen ihres Talents und als sie, mehr von dem Beispiel ihrer Mutter als von Ehrgeiz verführt, nach der Rolle der Lady Macbeth griff, sagte sie mir mit traurigem Lächeln: „Denken Sie, ich armes Wurm will die Lady Macbeth spielen!" Im Lustspiel zeichnete sie sich durch graziöse Laune, feine Anmut und schalkhaften Humor aus, besonders aber glänzte sie in dem Fach vornehmer geistvoller Anstandsdamen, in denen sie nur sich selbst gab und daher gänzlich die Schauspielerin vergessen ließ.

In ihrem Charakter vereinte sie weibliche Milde und Weichheit mit männlicher, oft an Eigensinn grenzender Energie und Festigkeit, scharfen Verstand mit warmem Gefühl und reizbarer Phantasie. Als sie sich mit dem an einem Lungenleiden schwer erkrankten Hofschauspieler Hoppé verlobte und ihr Bruder, ein tüchtiger Arzt, ihr vorstellte, daß dieser im besten Falle nur noch kurze Zeit leben würde, erwiderte sie hochherzig: „Umsomehr muß ich mich beeilen, ihn glücklich zu machen." Sie war eine groß angelegte Natur und besaß eine seltene Bildung, welche sie durch ernste Studien noch unablässig zu erweitern suchte. Besonders beschäftigte sie sich mit englischer Litteratur und es gab eine Zeit, wo sie, unzufrieden mit ihrer Stellung in Berlin, ernstlich daran dachte, nach London zu gehen, um daselbst, wie sie mir vertraute, ein englisch-deutsches Erziehungsinstitut zu gründen, wofür ihr die nötigen Kenntnisse im reichsten Maße zu Gebote standen. Als ich mit meinem Roman „Milton und seine Zeit" beschäftigt war, unterstützte sie mich durch zahlreiche wertvolle Notizen der meinen Stoff betreffenden Litteratur. Dabei war sie nichts weniger als ein gelehrter Blaustrumpf und auf ihr Wissen eingebildet, sondern einfach und bescheiden. Natürlich mußte eine solche Frau eine große Anziehung auf alle üben, welche sie näher kannten. Sie zählte unter ihren Freunden und Verehrern die angesehensten Männer der Residenz, den Grafen Redern, den Unterstaatssekretär im Kultusministerium, Lehnert, den bekannten Zoologen, Professor Peters, den geheimen Justizrat Geppert u. s. w. Ihre Wohnung in der Nähe des jetzigen Königsplatzes wurde von der besten Gesellschaft besucht und die kleinen Diners und Soupers, welche sie zuweilen gab, waren wirkliche Symposien des Geistes und der Bildung.

Durch ihren Stiefvater, einen geistvollen, fein gebildeten und witzigen Gesellschafter, der aus einer alten wohlhabenden Berliner Bankierfamilie stammte, war Frau Hoppé mit dem Direktor des Auswärtigen Amtes, Herrn von Philippsborn und mit dem Justizrat Louis Crelinger verwandt, der durch seine Verteidigung in dem sogenannten Polenprozesse als scharfsinniger Jurist und glänzender Redner sich einen bedeutenden Ruf erworben hatte. Er verband mit einem außerordentlichen Wissen und Geist eine fast an Schwäche grenzende Herzensgüte. Seine ganze eigentümliche Persönlichkeit die schlanke hohe Figur, das scharfe längliche Gesicht mit den klugen Augen, der fein gebogenen Nase und dem sarkastisch lächelnden Mund, sein schlagfertiger Witz und seine fesselnde Unterhaltung erinnerten unwillkürlich an jene beredten und geistvollen Advokaten, welche in den Pariser Salons und in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts eine so hervorragende Rolle spielten. Die mit ihm eng befreundete Schriftstellerin Fanny Lewald hat uns in der Geschichte ihres Lebens ein ebenso treffendes als ansprechendes Bild von dem merkwürdigen Mann gegeben und seinem Charakter, einer wunderbaren Mischung von scharfem kritischen Verstand, glänzender Begabung und gutmütiger Schwäche, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Louis Crelinger war auch der erste, dem die junge Dichterin ihre Jugendversuche anvertraute und dessen günstiges Urteil sie zum Schreiben aufmunterte.

Ein nicht minder beachtungswerter Freund der Frau Hoppé war der Vormund ihrer Stiefkinder, der bekannte Hofschauspieler Eduard Jerrmann, einer der originellsten Menschen, der wie der melancholische Jacques in Shakespeares „Wie es euch gefällt" durch seinen schneidenden Witz und seine misanthropische Laune zur Belebung und Erheiterung der Gesellschaft wesentlich beitrug. Eine durch und durch excentrische und leidenschaftliche Natur, hatte Jerrmann in seiner Jugend, nachdem er gegen den Willen seiner Angehörigen Schauspieler geworden war, ein bewegtes

und abenteuerliches Leben geführt, und, von innerer Unruhe getrieben, trotz seines Talentes nirgends eine feste Stellung gefunden. Eine Zeit lang erregte er durch das Kunststück, die Rollen des Karl und Franz Moor in Schillers Räubern zusammen an einem Abend zu spielen, ein ungewöhnliches Aufsehen und feierte damit wahre Triumphe. Bei seinem Gastspiel in Posen wurde ihm sogar ein Fackelzug gebracht und der jüdische Führer der Ovation ließ Jerrmann, wie dieser höchst komisch erzählte, als den „Obersten von de Schauspieler" leben. Von Ehrgeiz verzehrt, ging der ruhelose Künstler nach Paris, um am Theatre français aufzutreten. Mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit überwand er alle dem Ausländer sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und errang ungeachtet aller Hindernisse und Vorurteile einen bedeutenden Erfolg, ohne jedoch das von ihm sehnlichst gewünschte Engagement durchzusetzen. Nach Deutschland zurückgekehrt, spielte er mit größerem oder geringerem Beifall abwechselnd in Karlsruhe, Hannover, Köln, Aachen und Mannheim, wo er eine Zeit lang die Regie führte. Nachdem er einige Jahre in Petersburg am deutschen Theater gewirkt, hatte er endlich in Berlin eine weder seinem Talent noch seinen Wünschen zusagende Stellung angenommen.

Durch vielfache Täuschungen verbittert, durch seine Kränklichkeit, besonders durch ein für den Schauspieler doppelt störendes Gehörleiden in der Ausübung seiner Kunst gehindert, dabei den meisten, auf ihn herabsehenden Kollegen geistig bei weitem überlegen, war Jerrmann, als ich ihn kennen lernte, ein Misanthrop geworden, obgleich er das weichste und beste Herz besaß. „Der Mensch," pflegte er in einem Anfall seiner bitteren Laune zu sagen, „ist im uncivilisierten Zustande eine Bestie, im civilisierten — eine Kanaille." Nichtsdestoweniger war dieser wunderliche Menschenfeind ein vorzüglicher Gatte, ein zärtlicher Vater, ein zuverlässiger Freund und der unterhaltendste Gesellschafter, stets bereit zu helfen, sich aufzuopfern und anderen gefällig zu sein. Durch seinen bösen Mund und seine spitze Feder zog er sich manche Unannehmlichkeiten von Seiten seiner zahlreichen Gegner zu, während seine Bekannten und Freunde ihn wegen seiner Gutmütigkeit und strengen Redlichkeit liebten und achteten. Auch als Schriftsteller hatte sich Jerrmann durch eine Reihe geistvoller Arbeiten, besonders durch seine „Unpolitische Bilder aus Petersburg" vorteilhaft bekannt gemacht.

Außer diesen Hausfreunden fehlte es nicht an anderen interessanten und bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen ich durch Frau Hoppé und die Familie Crelinger in Berührung kam. In dem Hause der letzteren fand ich eines Abends den alten Raupach und dessen Gattin, die ehemalige Schauspielerin und anonyme Verfasserin einiger beifällig aufgenommenen Lustspiele, Pauline Werner. In ihrer scherzhaften Einladung glaubte Frau Crelinger mich auf die bekannte Grobheit des einst so gefeierten Dramendichters im Voraus aufmerksam machen zu müssen. In der That besaß Raupach in diesem Punkt den Ruf einer klassischen Rücksichtslosigkeit, mit der er selbst das schöne Geschlecht nicht verschonte und mancher Künstlerin, die ihm in seinen Stücken nicht zu Dank spielte, heiße Thränen entpreßte. Auch gegen die Intendanz führte er eine kräftige Sprache, durch welche er ihr fast noch mehr als durch sein unbestrittenes Talent imponierte. Als er, eben aus Petersburg zurückgekehrt, sein erstes Stück „Isidor und Olga" einreichte, das so eng und klein geschrieben war, daß man es kaum lesen konnte und man es ihm darum mit dem Bemerken zurückgab, daß er es noch einmal abschreiben solle, wurde er so grob, daß der sonst so ruhige Hofrat Esperstedt heftig erschrak und ihn höflich ersuchte, ihm das unleserliche Manuskript dazulassen. Nachdem er es mit Mühe entziffert, wurde das Schauspiel auch angenommen und mit großem Beifall aufgeführt.

Auf einige Grobheiten gefaßt, knüpfte ich mit Raupach eine Unterhaltung über Theaterdichtungen an, wobei ich ihm mitunter widersprach. Zu meiner Überraschung endete jedoch unser ziemlich heftiger Streit mit der freundlichen Aufforderung, seinen Wagen zum Nachhausefahren zu benutzen, und mit seiner Einladung für den nächsten Abend. Wie mir später seine freundliche Gattin mitteilte, hatte sie während unseres Gespräches eine wahre Todesangst ausgestanden und jeden Augenblick eine heftige Scene zwischen uns Beiden erwartet, da Raupach durch die Angriffe der Kritik gerade in letzter Zeit gegen die jüngeren Schriftsteller höchst aufgebracht war und außerdem bei unserer verschiedenen politischen Richtung ein heftiger Zusammenstoß ihr unvermeidlich schien. In der That aber war Raupach weit besser als sein Ruf und konnte einen begründeten Widerspruch sehr gut vertragen. Nur die Anmaßung und die politischen Phrasen waren ihm verhaßt und forderten seine allerdings in einem solchen Falle maßlose Grobheit heraus. Aus Überzeugung konservativ, achtete er meine entgegengesetzte Ansicht, obgleich er nicht begreifen konnte, wie ein Dichter demokratisch gesinnt sein könne, da nach seiner Meinung die Poesie nur unter einer monarchischen Regierung möglich sei und unter der Volksherrschaft zu Grunde gehen müsse. Dabei erzählte er mir, wie er einer gnädigen Laune Friedrich Wilhelm des Dritten seine Ernennung zum Hofrat verdankte. Auf einer Reise des verstorbenen Königs nach Schlesien, wo Raupach in der Nähe von Liegnitz ein kleines Landgut besaß, hielt er es für seine Pflicht, den verehrten Monarchen auf der Station zu begrüßen. Dieser lud Raupach ein, an dem Frühstück teilzunehmen, welches dem Könige in der Wohnung des Postmeisters serviert wurde, der mit der Tochter des königlichen Kämmerers Timm verheiratet war. Die freundliche Wirtin, die Raupach

von Berlin her kannte, bot ihm eine Schüssel mit den Worten an: „Wollen Sie sich nicht bedienen, Herr Hofrat?“ — „Ich bin nicht Hofrat!“ erwiderte Raupach, den ihm nicht zukommenden Titel ablehnend. Einige Tage darauf erhielt er von dem aufmerksamen König, dem die kleine Episode nicht entgangen war, die Ernennung zum Hofrat mit einem gnädigen Handschreiben. Obgleich Raupach nicht mehr wie früher die Bühne beherrschte, so interessierte er sich noch immer lebhaft für das Theater und hatte keineswegs seine dramatische Thätigkeit aufgegeben. Gerade in jener Zeit brachte er ein Volksstück „Rübezahl“ auf dem alten Königstädter Theater zur Aufführung, zu der er mir ein Billet mit einigen freundlichen Zeilen schickte. Als ich am nächsten Tage mit ihm über das Stück, das nicht besonders gefallen hatte, sprach und dabei über den schlechten Geschmack des Publikums klagte, sagte er: „Das Publikum hat gewöhnlich Recht und ich habe allen Respekt vor seinem Urteil, da es instinktmäßig meist den Nagel auf den Kopf trifft. Die Dichter sollten nur mehr das Publikum achten und es fleißig studieren.“ Bemerkenswert erschien mir bei dieser Gelegenheit die Äußerung Raupachs, daß man gut daran thun würde, jedes abzufassende Drama nicht mit dem ersten, sondern mit dem fünften Akte zu beginnen und das Ende vor dem Anfang auszuarbeiten, eine Vorschrift, die er jedoch selbst nicht immer befolgte.

In dem Hause der Frau Hoppé hatte ich noch das Glück, die berühmte Wilhelmine Schröder-Devrient, Deutschlands größte dramatische Sängerin, kennen zu lernen, die damals nur gezwungen sich in Berlin aufhielt, weil ihr wegen ihrer bekannten demokratischen Gesinnung und wegen ihrer Beteiligung an dem Dresdner Maiaufstand der Aufenthalt bei ihrem dritten Gatten, einem jungen, geistreichen livländischen Edelmann, Herrn von Bock, von der russischen Regierung nicht gestattet wurde. Die geniale Frau, die sich schon seit einigen Jahren von der Bühne zurückgezogen hatte, bezauberte uns durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit und entzückte die ganze Gesellschaft durch ihren Geist und Humor. Treffende Bemerkungen über das Theater, pikante Erzählungen aus ihrem bewegten Leben, glänzende Einfälle quollen in unerschöpflicher Fülle von ihren noch immer schönen Lippen. Selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung verriet sich ihr großes dramatisches Talent und die unbedeutendsten Geschichten erhielten einen eigenen Reiz durch ihren lebendigen Vortrag und das bewegte Mienenspiel des interessanten Gesichts. Man glaubte gerade wie bei Theodor Döring die Personen, von denen sie sprach, vor sich zu sehen und zu hören, da ihr eine wunderbare Biegsamkeit der Sprache und eine Kenntnis aller möglichen Dialekte zu Gebote stand. Später hatte ich öfters den Genuß, sowohl in kleineren Gesellschaften, wie in den Konzerten des Stern-Vereins den Gesang der Schröder-Devrient zu hören. Obgleich ihre Stimme, die ich noch in ihrer Glanzzeit bewundern durfte, durch das Alter gelitten hatte, so blieb sie in der Kunst des dramatischen Vortrags unübertroffen, unvergleichlich. Ich war in einer Privatgesellschaft Zeuge eines wunderbaren Triumphs, den die damals fünfzigjährige Sängerin über die jugendliche, noch in ihrer vollsten Kraft stehende Johanna Wagner feierte, welche sie lediglich durch ihren seelenvollen Ausdruck besiegte und die in der Schröder-Devrient willig ihre Meisterin erkannte. Noch immer ergriff diese das Herz der Hörer mit unwiderstehlicher Gewalt und konnte durch ein Lied von Schubert oder Schumann bis zu Thränen rühren, begeistern und entzücken, so daß man darüber ihr Alter und die Mängel ihres Organs vollkommen vergaß. Wenn sie den „Erlkönig“, „Rastlose Liebe“, den „Wanderer“, „Am Meere“, „Frauenliebe und Leben“, „Trockene Blumen“ sang, dann strahlte sie in jener ewigen Jugend und unverwelklichen Schönheit des Genius, dann glich sie einem jener griechischen Götterbilder, welche trotz aller Verstümmlungen und Verwüstungen der Zeit Trotz bieten. Noch als Torso und Ruine stand sie groß, einzig, unerreichbar da.

Mit ihr und ihrem fein gebildeten Gatten mich schnell befreundend, verlebte ich mit Beiden mir unvergeßliche Stunden. Wir besuchten zusammen die verschiedenen Theater und genossen den von der Schröder-Devrient trefflich bereiteten Thee und ein frugales Abendbrot, das durch ihre bald scherzhaften, bald ernsten Urteile über die eben gesehenen Aufführungen gewürzt wurde. Sie selbst war von der höchsten Begeisterung für die Kunst erfüllt und besaß ein seltenes Verständnis. Wie sie mir damals mitteilte, wollte sie ihre Gedanken und Erfahrungen über die von ihr mit so großem Erfolg gegebenen Hauptrollen ihres Repertoires niederschreiben und zum Besten ihrer Kollegen veröffentlichen. Auch beabsichtigte sie ihre Memoiren zu schreiben und erzählte uns öfters Bruchstücke dieser interessanten Erinnerungen, welche die mit ihr befreundete Schriftstellerin Claire v. Glümer in Dresden zum Teil in ihrem Buch über die Schröder-Devrient benutzte.

Am liebsten und längsten gedachte sie ihrer Jugendzeit; besonders ausführlich schilderte sie ihr erstes Auftreten als Fidelio in Wien am Namenstage des Kaisers, wobei der taube Beethoven seine Oper selbst dirigierte. Vor Angst und Aufregung zitternd, vermochte die sechszehnjährige Debütantin in der berühmten Kerkerscene kaum noch zu singen, vor den durchdringenden, fortwährend auf sie gerichteten Blicken des großen Komponisten sich fürchtend. Von einem plötzlichen Krampf erfaßt, stieß sie nur einen unartikulirten Schrei aus, der jedoch so wunderbar der erschütternden Situation entsprach, daß das ergriffene Publikum ihr donnernden Beifall klatschte. Mehr noch als der Jubel der Zuhörer erfreute sie das freundliche Nicken des großen Tondichters, der

ihr versprach, für sie eine neue Oper zu schreiben. Auch über ihr Gastspiel in Paris und London berichtete sie viele interessante Einzelheiten. Mit höchster Anerkennung sprach sie neidlos von der Malibran und von ihrem Wettkampf mit der berühmten Nebenbuhlerin, indem diese am ersten Abend sie in der Rolle der Desdemona schlug, aber bald darauf von der Schröder-Devrient als Othello in der gleichnamigen Oper von Rossini besiegt wurde. Zugleich zeigte sie uns ein Albumblatt von der Hand der Malibran, welches in reizenden französischen Versen ihre Verehrung für die deutsche Kollegin bezeugte und auf ihren Triumph anspielte. Dieselbe Anerkennung zollte sie auch der genialen Tänzerin Taglioni, mit der sie in Paris verkehrte. Nie versäumte sie eine Ballet-Vorstellung dieser ausgezeichneten Tanzkünstlerin und sie versicherte mich, viel von ihr gelernt zu haben.

Gewöhnlich ließ sie auf diese interessanten Mitteilungen einige ihrer schönsten Lieder folgen, sodaß ich nach und nach den ganzen Schubert und Schumann von ihr zu hören bekam. Sie liebte besonders Schubert und sagte einmal: „Heine, Schubert und mich hat der Himmel für einander geschaffen.“ Als ich an einem solchen Abend von dem tiefen Eindruck sprach, den sie in meiner Jugend auf mich als Romeo und Fidelio gemacht hatte, und ich hinzusetzte, daß ich als achtzehnjähriger Student mich überglücklich geschätzt hätte, ihr so nahe wie jetzt zu stehen, versetzte sie lachend: „Sie dummer Mensch! Warum haben Sie mich nicht aufgesucht, damals wären Sie mir auch lieber gewesen, als heute.“ Gern überließ sich auch die geniale Frau in Männergesellschaft einer zwanglosen Heiterkeit, frei von aller Prüderie, trotzdem selbst die gewagtesten Scherze in dem Munde der liebenswürdigen Künstlerin nicht verletzten. Als sie in einer größeren Gesellschaft eine derartige komische Geschichte äußerst drastisch vortrug und die Herren laut darüber lachten, fragte Frau Crelinger, was sie uns erzählt habe? Da wir verlegen schwiegen, sagte die Schröder-Devrient ihrer älteren und gewiß nicht allzu prüden Kollegin: „Nichts für Damen, liebe Crelinger!“

Auch aus ihrer entschiedenen demokratischen Gesinnung machte die Schröder-Devrient kein Hehl, obgleich sie dadurch in den reaktionären Kreisen der Residenz häufig Anstoß erregte. Zwar widersprach sie der in den Zeitungen absichtlich verbreiteten Nachricht, daß sie in Dresden auf der Barrikade gestanden und das Volk zum Kampfe angefeuert habe, aber sie verleugnete nicht ihre Sympathie für die Freiheit und ihren Haß gegen den Despotismus. Sie nahm den innigsten Anteil an der Not der Armen und jeder Bedürftige durfte auf ihre Unterstützung rechnen. Mir selbst sind zahlreiche Beweise ihrer fast verschwenderischen Großmut und schrankenlosen Wohlthätigkeit bekannt. Einem talentvollen Musiker, der zu arm war, sich ein ihm unentbehrliches Instrument anzuschaffen, ließ sie heimlich ihr eigenes Klavier in seine Wohnung stellen. Bei ihrer Abreise von Berlin empfahl sie mir die Kinder ihrer Wäscherin und übergab mir eine für ihre Verhältnisse ansehnliche Summe, um für die Erziehung und Bekleidung derselben auch in ihrer Abwesenheit zu sorgen. Mit Recht konnte man von der genialen Frau sagen: „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr auch viel vergeben werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Himmel.

Auf dem krystallnen Spiegel meines hellen
Clitumnus schwimmt ein grüner Zweig. Er fiel
Mit seinen jungen Blüten in die Wellen,
Da eine weiße Kuh
Ihn brach mit plumpem Fuße.
Nun schwimmt er immerzu,
Langsam hinabgezogen
Vom Lauf der kühlen Wogen,
Hoch über ihm im Glanz
Umbriens milder Himmel,
Und unter ihm erschimmert
Ein zweiter Himmel, drin
Gespiegelt eine zweite Sonne flimmert.
So treibt das Reis im Spiele
Zwischen den beiden blauen Firmamenten
Zu unbekanntem Ziele.
Unter bemoosten Bogen
Der Brücken schwimmt's und sieht
In offenen Gefilden
Stets neu sich ihm enthüllen
Pappeln am Ufersaum und heitre Villen.
Wer es so schwimmen sieht, der hat wohl nimmer
Des armen Zweigleins Acht
Auch nur in flücht'gem Sinne.
Und sachte gleitet's immer,
Vom Fluß gelenkt, bis es, im Schilf gelandet,
Am Ufervorsprung sich zur Ruhe legt,
Den muntern Lauf für alle Zeiten endet.
Unscheinbar Zweiglein, dein bescheidnes Los
O laß es dir gefallen!
Ein jedes Erdenleben
Ist nur, dem Tod entgegen,
Ein langsam oder rasch Vorüberwallen.
Doch o wie süß, gleich dir,
Zu eilen durch die flücht'ge Zeit hienieden
In frischer Blütenzier
Des ewigen Frühlings, wenn es uns beschieden,
So zwischen beiden Himmeln hinzuwandern,
Dem ew'gen und dem andern,
Dem Abglanz jenes, der sich heiter spiegelt
In unsrer Seele Frieden!

Aus dem Italienischen der **M. A. Bonacci-Brunamonti** von **Paul Heyse**.

Totenfeier.

Süßer Friede! Sanfte Ruh!
Deckt den holden Schläfer zu!
In des großen Vaters Arm
Liegt er lächelnd, liebewarm.

Der so früh dahingegangen,
Trug das Herz Dir kein Verlangen
Nach den Lippen, die Dir schwollen,
Nach dem Glas, dem schäumend-vollen?
Aus dem Blütendrang hienieden
Träumend bist Du abgeschieden,
Eh' der Sommer Dir geglüht,
Eh' die Rosen Dir erblüht.

Unsre Erde hielt ihn nicht,
Seine Heimat war das Licht —
Keine Klage soll er hören,
Keine Thräne soll ihn stören.

Seine blauen Augen loh'ten
Wie zwei Sonnen diesem Toten,
Alles übergoß ihr Glänzen,
Helten wurden ihm zu Kränzen,

Wie im Morgenrot die Quelle
Strömte seines Blutes Welle,
Erdenlust und Erdenleid
Ward in ihrer Flut geweiht.

In der Mägdlein Traumgeweben
Wird er groß und leuchtend schweben,
Wenn der schöne Leib zerfiel,
Ew'ger Sehnsucht noch ein Ziel.

Nicht der heiße Hauch der Sünde,
Nicht des Zweifels dunkle Gründe,
Nicht der Ehrsucht goldne Seile,
Nichts verlockte ihn vom Heile.
Seine Hand, die marmorn leuchtet,
Hat kein Bruderblut befeuchtet, —
Uns belastet Schuld und Schmach,
Ihm ward Alles heller Tag.

In des großen Vaters Arm
Liegt er lächelnd, liebewarm.
Deckt den holden Schläfer zu —
Süßer Friede! Sanfte Ruh!

Heinr. Bulthaupt.

Wanderseele.

Hoch empor zum Himmel fliegt
Meine Seele, ihm zu danken,
Daß er ihr die Flügel gab,
Lustig hin und her zu schwanken:
Hier ein Blümchen, dort ein Strauch —
Sieht sie tausend liebe Dinge,
Wenn sie sich — nach leichtem Brauch —
Schaukelt, gleich dem Schmetterlinge.

Sieh die Welt zur Sommerszeit!
Welch' ein Wechsel, welch Ergötzen!
Hei, wie kann das Seelchen sich
Seinen Mund mit Honig netzen —

Hier und dort im stillen Glück
Einen Augenblick verweilen,
Vorwärts flügeln und zurück
Und zuletzt zur Ruhe eilen.

Welt, du weiter, ew'ger Dom
Göttlicher Glückseligkeiten! —
Preisend will ich mit Gesang
Hinter meiner Seele schreiten,
Will, solang ihr Flügel blitzt,
Jubelnd deinen Glanz genießen,
Wo sie müde ruht und sitzt,
Dankerfüllt die Augen schließen!

Hans Müller.

Leuchtkäfer.

Leuchtkäfer irren durch den Rosenhain
Und aus der Laube zittert Lichtgefunkel.
Am Himmelsgürtel zuckt Gewitterschein
Und spielt auf Wassern still und dunkel.

Ein Kind der Zeit und doch fast märchenhaft!
Nachtgrüne Augen, bläulich schwarze Haare,
Voll Launen und voll wilder Leidenschaft
Im Rosenschmuck der Jugendjahre . . .

Wie Elfen zart, doch schwüler wie der Föhn,
Wenn jeden Bann Lawinen niederwerfen;

Bald mächt'ger Drang nach heitern Lebenshöhn,
Und bald die Schwermut schwacher Nerven.

Und anders wie die Welt und kampfeswund
Erträgst du nicht der Ehekette Klirren . . .
Und deine Kinder dann? Im Kirchhofgrund,
Im Kerker, im Asyl der Irren . . .

Und doch nur dich! — Die Sterne scheinen nicht,
Der Wetterwolke Schatten seh' ich liegen.
Und in der Laube glüht noch Lampenlicht,
Um das die Schmetterlinge fliegen . . .

Rudolf Knußert.

Spinnerin.

Spinnerin saß allein
Im Mondenschein
Auf der braunen Haide.
Um die schwirrende Spule den Faden sie schlang,
Und sie sang eine Weise so traurig und bang:
„Immer allein
Muß ich sein —
Niemand will mich Ärmste frei'n,
Und deß trag' ich Leide."

Also klagte das bleiche Kind,
Und ihr bleiches Gespinnst zerriß der Wind,
Und wohin der Faden geweht,
Durch die Flur ein Klagen geht:
„Winterpein
Harret mein —
Sommerlust will scheiden;
Alles, was lebt, muß leiden."

Spinnerin saß allein
Im Kämmerlein,
Im Kämmerlein voll Sonne.
Um die schwirrende Spule den Faden sie schlang,
Auf den Lippen jauchzenden Liedes Klang:
„Nicht mehr allein
Brauch' ich zu sein,
Morgen will mich der Liebste frei'n —
Wie ist die Welt voll Wonne!"

Da klingt ihr ein rascher Schritt ans Ohr:
Der Liebste steht vor ihr — sie fährt empor.
Der Faden zerreißt. „Wie die Mutter wohl schmält,
Wenn sie die vielen Knoten zählt."
O süße Lust,
An des Liebsten Brust
Zu ruhen traut und geborgen —
Und Hochzeit, und Hochzeit ist morgen!

H. Robertin.

Oktober.

In klarer Luft, an halbentlaubten Ästen
Viel weiße, spinnwebzarte Fäden schwanken,
Wie leises Sehnen, blasse Traumgedanken
Von eingelulltem Leid, verrauschten Festen;

Von toter Lieb', und kargen Glückesresten;
Von wildem Wünschen, dem die engen Schranken
Ein Ziel gesetzt; von Freuden, die versanken,
Der Sonne gleich, die müd' sich neigt im Westen . . .

Sie denken d'ran, die Beiden. — Wilder Rebe
Buntfarbig Laub umschlingt die Eisenstäbe
Des Gartengitters, d'ran sie sinnend lehnen

Und thalwärts schauen. Hand in Hand geschmiegt,
So stehn sie still, in Abendruh' gewiegt.
— „'s ist doch noch schön!" — Sie lächeln's unter Thränen.

Maria Solina.

Mit einem Aschenbecher.

Wenn so die erste Jugend fleucht,
Wenn's vor dem Spiegel uns bedeucht,
Als ob sich die olympisch-heitre
Poetenstirne stark verbreitre;
Wenn deutlich selbst im keuschen Bart
Ein graues Härlein man gewahrt:
Dann wird der Mensch in tiefster Brust
Der schnöden Wahrheit sich bewußt,
Die schon im alten Testamente
Der wackre Salomo bekennte,
Und man versteht's zu dieser Frist,
Daß Alles Staub und Asche ist.

Doch schon im nächsten Augenblick
Wirft man energisch zum Genick,
Was man aus reizgeschmückten Jahren
Noch übrig hat an Wirbelhaaren,
Und lächelt stolz und murmelt kühn:
Noch seh' ich rings die Rosen blühn!

Noch fließt des Blutes leichte Welle
In trotzig-ungebundner Schnelle!
Auch glüht in uns ein höh'rer Brand,
Den nie die Asche übermannt:
Denn in der Wesen dunkler Kette
Sind wir des Weltalls Cigarette,
Von Götterlippen sanft behaucht,
Vom ew'gen Urgeist angeraucht.
Prometheus hat die Glut geweckt,
Und wenn die Asche sie versteckt,
So gilts, die Schickung zu begreifen,
Und flott die Asche abzustreifen.

Und daß Dir solches stets gelinge
Im tollen Wechseltanz der Dinge,
Das töne Dir im Rhythmenchor
Als Festwunsch donnergleich in's Ohr.

Der Becher hier, der güldne, gelbe, —
Er sagt symbolisch Dir dasselbe.

Ernst Eckstein.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Die Herbstregen strömen nieder; die Theater sind besser gefüllt, als sonst im September, und die gemischte, ja nachgerade wahrhaftig schon überaus gemischte Gesellschaft, die in Berlin das Premieren-Publikum bildet, hat sich bereits einige Male versammeln können. Viel Bedeutendes ist ihr bisher nicht aufgetischt worden; Max Halbes „Mutter Erde“ abgerechnet, scheint mir nichts darunter, was eingehender Betrachtung wert wäre. Das ist natürlich kein Zufall; Krebse und wichtige Novitäten kann man nie zugleich genießen; in den Monaten ohne „r“ wird nur aufgeführt, was man geben muß, weil man es unvorsichtiger Weise genommen hat oder eben aus Vorsicht nehmen mußte, z. B. die Stücke von Kritikern oder auch von Vettern jener glücklichen Leute, die dritte Hypotheken auf und Anteilsscheine an dem betreffenden Theater haben. Für solche Dichtungen sind der Mai, Juni und August sehr passende und beliebte Monate. Im September und im April giebt's allerdings schon oder noch Krebse und Novitäten, aber noch nicht die richtigen; was den Direktoren aussichtsvoll erscheint, wird zwischen Oktober und März gegeben, wo ein Erfolg auch die volle Resonanz haben kann. Natürlich trügt der Schein sehr oft; mit den Erfolg-Propheten verglichen, sind die Wetter-Propheten Leute von untrüglichem Scharfblick; die Chancen eines neuen Stücks lassen sich auch nach der General-Probe nicht sicherer berechnen, als die der Roulette. Nach der Probe von Fuldas „Talisman“ glich das Häuflein Zuschauer einem von Mitleid geknickten Trauergefolge und nach der von Sudermanns „Ehre“ richtete der Direktor den geängstigten Dichter durch das Trostwort wieder auf: „Wir spielen das Stück morgen bis zu Ende, was auch kommen mag!“ Wogegen nach der General-Probe von Hauptmanns „Florian Geyer“ und von Halbes „Amerikafahrer“, den beiden stärksten Mißerfolgen, welche diese Dichter erdulden mußten, ein wahrer Siegestaumel herrschte. Also, die Direktoren wissen's auch nicht, aber sie glauben es zu wissen und richten danach ihren Spielplan ein. Zuweilen trifft's zu, wie z. B. in diesem September.

So erklärt sich's, daß nachdenklichen Leuten an den bisherigen Premieren, jene eine Ausnahme abgerechnet, nichts so interessant war, wie die Zusammensetzung des Publikums. Aus eigener Wahrnehmung kann ich da nicht mitsprechen; muß es nicht sein, so besuche ich keine erste Aufführung mehr, sondern die zweite oder am liebsten die dritte, wo das Haus — eine seltsame Sache, für die ich keine Erklärung habe, aber es ist so — immer, selbst bei den erfolgreichsten Novitäten, weniger besucht ist, als vorher oder nachher und man daher ohne allzuviel Hitze und Gedrücke aufmerksam zuhören kann. Aber da ich so Gelegenheit hatte, ungewöhnlich viele Bekannte zu sehen, die noch im vorigen Jahre stets am ersten Abend da waren, so bin ich geneigt, der Beobachtung Jener zu vertrauen, die mir sagten, daß die Wandlung zum Schlechteren eine sichtliche sei.

Das wäre sehr erfreulich. Denn nur, wenn das Berliner Premieren-Publikum ein ganz schlechtes geworden sein wird, kann es wieder ein besseres werden. Ich meine das ganz ernst und es ist auch eine ernsthafte Sache, wohl wert, einmal gründlich besprochen zu werden.

Wie in jeder anderen deutschen Großstadt, z. B. in Wien, München oder Hamburg — in Paris und London war es immer anders — lockte auch in Berlin vor dreißig Jahren eine Erstaufführung die Urteilsfähigsten ins Theater: die Gebildeten, die ein aufrichtiges Interesse für die Litteratur ihrer Zeit hegten und darum das Neue nicht früh genug kennen lernen konnten, auf die Gefahr hin, sich einmal gründlich zu langweilen oder enttäuscht zu fühlen. Wer kein größeres Verständnis und darum auch keine lebhaftere Teilnahme für die Sache hatte und sich daher dieser Gefahr nicht aussetzen mochte, wartete sein ab, bis die Berufenen gesprochen hatten; wen aber das Theater überhaupt nicht interessierte, ging damals auch selten hinein. Und so vereinigte sich zu jener Zeit bei den Premieren eine Zuschauerschaft, auf welche die Stadt wohl stolz sein durfte: neben den Kritikern von Beruf die Schriftsteller und zwar lückenlos, einschließlich aller Sonntagsreiter auf dem Parnaß, dann die Künstler, ferner Alles, was in Berlin über Reichtum und Bildung zugleich verfügte, vielleicht gar einen litterarischen Salon hatte — es gab damals wirklich noch solche Leute hier — oder darin verkehrte. Dann, neben diesen geschlossenen Kreisen, die hunderte Einzelnen, denen, obwohl sie mit keinem Mäcenatentum prunkten, Bühnendichtung und Schauspielkunst richtige Herzenssache, oft die beste Freude eines sonst armen Lebens waren, endlich die Studenten, unter denen damals die Überzeugung herrschte, daß man noch lange nicht verdurste, auch wenn man zuweilen ins Theater gehe. An dieses Premieren-Publikum von Einst zu denken und sich das heutige anzusehen, könnte

höchstens einem verbitterten Greise Spaß machen, Einem, der gern mit und in seiner Zeit lebt, wahrhaftig nicht.

Freilich, wie es so kam, ist verständlich. Der Schatten, den das Licht wirft, das Licht der jähen Größe und des jähen Reichtums dieser Stadt! Mit neuem Reichtum hält immer zunächst nur die Genußsucht gleichen Schritt, nicht die Bildung und das Streben nach feinerer Gesittung: in Zeiten eines rapiden Aufschwungs, wie ihn Berlin seit 1866 erlebt hat, muß dies Mißverhältnis ein ungeheueres werden. Wer reich geworden ist oder doch so viel verdient, um es sich leisten zu können, will aber nicht blos genießen, sondern — öffentlich wenigstens — genau so genießen, wie der Kreis des alten Reichtums und der vornehmen Bildung; er hat Jahrzehnte zu ringen, bis er in diesen Kreis eintritt, und vielleicht gelingt es ihm nie; aber in die Loge daneben kann er sich schon heute setzen, wenn er sie bezahlen kann. Darum drängten die Leute von gestern zu den Berliner Premieren, aber nicht darum allein. Eine erste Aufführung ist ein spannendes Schauspiel; der Zuschauer entscheidet als Richter über ein Schicksal mit; zuweilen setzt es auch aufregende Kämpfe. Kurz, eine Premiere kann die Nerven kitzeln, und das ist diesen Leuten ein Bedürfnis. Eine Wiederholung besuchen, fällt ihnen gar nicht bei — da wird man nicht gesehen, da wird weder gezischt noch applaudiert, da weiß man aus den Zeitungen bereits den Inhalt und den Wert des Stücks, wozu es noch ansehen? Ich hatte die Ehre — ein Vergnügen war es nicht — vor einigen Wochen an einer Schweizer Table d'hôte der Nachbar eines Berliner Baugrund-Spekulanten zu sein, der die Güte hatte, mir ganz ohne mein Zuthun seine Ansichten über sämtliche Bühnen-Erscheinungen des verflossenen Winters mitzuteilen. Nur über das merkwürdigste Stück, die „Versunkene Glocke“, sprach er nicht und so fragte ich danach. Er kannte es nicht. „Denken Sie sich das Pech! Am Abend der Premiere — mein Sitz war natürlich schon genommen — mußte ich nach Hamburg!“ — „Nun, und später?“ — „Später — ich?“ Ich kann leider nur die Worte hierhersetzen, nicht das Lächeln. Noblesse oblige! . . . Es giebt in Berlin mehr Leute von gestern, als in irgend einer Stadt der Welt, und so bildeten sie bald einen großen Bruchteil des Premieren-Publikums. Heute sind sie — nur einige Ausnahmefälle abgerechnet, auf die ich später zu sprechen komme — die erdrückende Mehrheit.

Das ist ein großer ethischer und aesthetischer Schaden. Jede Arbeit hat Anspruch auf gerechte Beurteilung, und ohne Verständnis ist Gerechtigkeit undenkbar. Man sage nicht, der Dramatiker schreibe für jedermann und müsse daher von jedermann beurteilt werden können; Viveurs und Viveusen mit abgekitzelten Nerven haben denn doch ihren besonderen Geschmack, der gewiß nicht jedermanns Geschmack ist. Aber selbst davon abgesehen, wo anderwärts wird ein Urteil von Leuten gesprochen, die im Grunde gar kein Interesse für die Sache haben?! Hier geschieht es, und es ist fast stets ein inappellabler Spruch über Leben oder Tod der Arbeit eines Jahres, nicht selten über die ganze Existenz eines Autors. Ein Drama, das bei der ersten Aufführung keinen vollen Erfolg erringt, ist immer, eine Komödie in den meisten Fällen tot; ich erinnere mich aus den letzten zehn Jahren eines einzigen Falles, wo ein am ersten Abend von Publikum und Kritik nur eben mit kühler Herablassung aufgenommenes Lustspiel es hinterdrein zu einem vollen Erfolg brachte: Wolzogens „Kinder der Excellenz“. Die Berliner Premiere entscheidet, nicht bloß für Berlin, sondern auch für ganz Deutschland, seit mehreren Jahren auch für Österreich. Und das nun sind die P. T. Kunstrichter!

In ihrer ganzen Art liegt die Gefahr, und keineswegs in einer grundsätzlichen Boshaftigkeit dieser sonderbaren Gesellschaftsschicht — „Gelbblut“ nennt man in Amerika die entfernt ähnliche der Goldgräber. Meines Erachtens sagt man ihnen diese Boshaftigkeit mit Unrecht nach; sie wollen Lärm bei der Premiere und machen ihn, aber ob der Lärm im Zischen oder Klatschen besteht, ist vielen ganz egal; nur einer Minderzahl macht das Zischen grundsätzlich mehr Spaß. Im Allgemeinen ist Berliner Gelbblut gutmütig, — ohne Unterschied der Konfession, wie sich denn überhaupt Christen und Juden dieser Schichte sehr ähnlich sehen — und den angeblichen Beweisen ihrer Tücke darf man nicht trauen, auch wenn sie durch noch so viele Zeitungen gehen. Als Sudermanns „Sodoms Ende“ bei der Premiere im „Lessing-Theater“ geteilte Aufnahme fand, brachte ein sehr großer Teil der Presse die Nachricht, die vielen Urbilder des Barczikowski hätten aus Rache gezischt. Ich war an jenem Abend im Theater; thatsächlich saßen einige Barczikowskis und noch mehr Adas in den Logen, aber gerade sie klatschten sich die Handschuhe entzwei, schon um zu beweisen, daß sie sich nicht getroffen fühlten. Nein, wiederhole ich, nicht in ihrer vermeintlichen Bosheit, sondern in ihrer Bildung, ihrer Lebensanschauung liegt die Gefahr für unser Kunstleben. Darum sind sie für das Sensationelle, das Sonderbare, das Fremdartige leicht zu haben. Darum klatschen oder zischen sie weit über alles Maß hinaus, sodaß hier oft Stücke, die anderwärts niemand aufregen, mit einem Radau oder einem Triumph schließen. Darum haften sie an Einzelheiten, wie sonst kein Publikum der Welt; hier kann ein drastisches Wort ein Stück retten oder ruinieren, eben weil so Vielen der Blick für das Ganze fehlt. Darum endlich sind sie so leicht bestimmbar. Verfügt ein Dichter über eine starke Partei oder zahlreiche Freunde, so kann er der Premiere mit einiger Ruhe entgegensehen. Allerdings — vorsichtig und besonnen müssen diese Anhänger

sein, sonst erzielen sie leicht das Gegenteil. Auch dafür ließe sich mehr als ein Beispiel anführen. Aber im Ganzen ist Berliner Gelbblut leicht mitgerissen, wenn eine festgeschlossene, zahlreiche Schar von Zuschauern, die ganz genau weiß, was sie will, — nur beileibe keine bezahlte Claque darf es sein — richtig im Theater verteilt ist. Das ist auch der Ausnahmefall, wo diese Herrschaften nicht die erdrückende Mehrheit bilden. Aber nicht jeder Dichter hat seine große Partei. . . .

Man sieht, das Übel ist wirklich schlimm. Wie das Gelbblut allmählich das Rotblut verdrängte — das Blaublut hat, das Königliche Schauspielhaus abgerechnet, da nie eine Rolle gespielt — ist leicht gesagt: durch seine Zahl und durch sein Geld. Zuerst wichen die stillen Enthusiasten vor der Agiotage zurück; auch giebt es ja heute von dieser guten Art weit weniger, als vor dreißig Jahren. Aus anderen Gründen begannen die Künstler zu fehlen; unsere Maler und Bildhauer interessieren sich immer weniger für andere Künste, und die Studenten wieder kamen seltener, weil sie über die ästhetischen Liebhabereien ihrer Vorgänger weit hinausgewachsen sind — oh herrlich weit! Am längsten behauptete sich der alte Reichtum und die Litteratur, aber auch ihre Reihen wanken. Nicht bei der ersten, sondern bei der dritten Aufführung von Halbes Jugend sah man überall Schriftsteller. Freilich, ob dies Instinkt war oder bloßer Zufall, muß sich erst zeigen. Aber wir Alle, die es ehrlich mit unserer Bühnendichtung meinen, haben nur dringend zu wünschen, daß es bei dieser Flucht aus der Premiere bleibe.

Warum, ist leicht erklärt. Die Leute von gestern kommen nur, weil „tout Berlin“ kommt. Bleibt es weg, sind sie unter sich, so sind sie es nicht lange mehr. Gelbblut meidet Seinesgleichen. Wird einmal offenkundig, daß zu den Premieren außer den armen Kritikern, die ja dabei sein müssen, nur noch Parvenüs kommen, so bleiben sie alle weg. Denn nur zu dem Zweck, um nicht dafür zu gelten, waren sie da.

Ich habe mir dies Alles vom Herzen geschrieben, weil es, glaub' ich, wichtiger ist, als die wichtigste Novität — gleich wichtig wäre nur noch ein Wort über unsere Theater-Kritik, wie sie heute ist, davon später einmal. Aber einen dringlichen Anlaß, von diesen beiden Schäden zu sprechen, bietet Max Halbes neues Stück nicht. Es ist vom Publikum sehr freundlich, von einem großen Teil der Kritik mit herzlicher Wärme aufgenommen worden; daß zu beiden die Parteirichtung, der Halbe zugezählt wird, die jetzt herrschende der „Modernen“ sehr wesentlich beigetragen hat, scheint mir zwar ganz zweifellos, ist aber nicht zu beklagen. Gewiß kommt auch durch zu viel Anerkennung die Gerechtigkeit, diese Grundlage allen gesunden Lebens, auch allen Kunstlebens, ins Schwanken, aber lieber mag hundert Male zu viel gelobt, als einmal zu viel getadelt sein. Denn ein ungerecht emporgelobtes Stück senkt sich dann schon allmählich auf das Niveau, das ihm zukommt, herab; ein ungerecht totgeschlagenes bleibt tot und daß die Nachwelt dafür Sühne brächte, ereignet sich so selten, daß diese Ausnahmen gar nicht mitzählen; zudem ist auch ein Dichter sozusagen ein Mensch, und wer vergilt ihm das erlittene Unrecht?!

Nur in zwei Fällen muß man sich scharf gegen das Emporloben der Parteien wenden: wenn der Dichter nicht bloß zu den „Alten“ oder den „Jungen“, sondern auch zu der leider nie aussterbenden Partei der Nichtskönner gehört, oder wenn es sich um ein verwerfliches Stück handelt, verwerflich, weil es auf gemeine Instinkte spekuliert. Von beidem kann hier wahrhaftig nicht die Rede sein. Max Halbe ist ein Dichter; sein Bestes die Fähigkeit, poetische Stimmung zu wecken, — ich bin überzeugt, daß er lyrische Gedichte schreibt, obwohl ich nie welche von ihm gelesen habe — daneben ein scharfer Blick für Menschen und Zustände seiner westpreußischen Heimat. Diese Vorzüge haben seiner „Jugend“ zu einem vollen Erfolg verholfen; er war verdient; daß die Technik eine teils ganz unsichere, teils ganz altmodische war, kam neben dem dichterischen Wert nicht in Betracht. Diese Unsicherheit der Technik, dazu ein sehr auffallender Mangel an Erfindungsgabe führten zur Ablehnung seiner folgenden Arbeiten: „Der Amerika-Fahrer“ und „Lebenswende“; auch da stand ihm seine Partei ehrlich bei, aber eine Rettung war unmöglich. Damals mochte Einem leicht die Frage auftauchen, ob dies feine, echte, aber gewiß nicht starke Talent — es ist glattweg Unsinn, Halbe, gleichviel in welchem Abstand, in einem Atemzuge mit Hauptmann zu nennen — recht daran thue, gerade das Drama zu pflegen; Lyrik und epische Dichtung, ob nun in Vers oder Prosa, schienen viel besser für ihn zu taugen. Diese Frage wird auch sein neuestes Drama, „Mutter Erde“ nicht verstummen machen. Auch nun noch muß „Jugend“ als Halbes bestes, ja als sein einzig wertvolles Stück gelten. Das neue Drama bietet in den beiden ersten Akten einige Scenen voll poetischer Stimmung, im dritten ein lebendiges, vermutlich auch ganz wahrheitsgetreues Genrebild aus dem westpreußischen Landleben, dazu ab und zu ein hübsches Wort und einige gut charakterisierte Nebenfiguren. Aber die drei Hauptgestalten sind so unsicher gezeichnet, so verzerrt, daß man sie nicht ganz verstehen kann, die Handlung dürftig, der Standpunkt des Dichters unklar und schwankend. Eben weil Halbe ein Dichter ist und daher auch diesen Schemen unwillkürlich einige Tropfen wirklichen Menschenbluts in die Adern gießt, ihnen ab und zu einen Naturlaut auf die Lippen legt, passiert ihm etwas sehr Schlimmes: so weit diese Gestalten überhaupt ein Leben führen, kehren sie sich oft gegen seinen Willen, seine Tendenz; die Sympathien des Zuschauers stehen mehr als einmal bei jener Partei, die der Autor ins Unrecht setzen

will. Alles in Allem wahrhaftig kein bedeutendes Stück, das zudem im „Deutschen Theater“ schlecht genug gegeben wird. Bloß eine Nebenrolle ist glänzend, die anderen nur eben erträglich besetzt; auch eine der Hauptgestalten stört zum mindesten nicht — aber das Liebespaar! Der begabte Künstler, der den Helden giebt, spielt sichtlich gequält und unsicher eine ihm selbst unverständliche Rolle; seine aristokratische Geliebte, eine feurig und schwärmerisch angelegte Gestalt, wird von einer dicken gemütlichen Schauspielerin gegeben, die Mädchen aus dem Volke immer vortrefflich darstellt, aber hier ein Zerrbild liefert, das auf die Nerven fällt. Man hört jetzt immer sagen, das „Deutsche Theater“ sei das beste in Berlin — es ist hier nicht des Ortes, eingehend darüber zu sprechen, da ja die Mehrzahl der Leser dieses Blattes außerhalb Berlins lebt —, aber wer das behauptet, wird angesichts dieser Vorstellung gewiß zugeben müssen, daß Berlin dann vielleicht ein bestes, aber gewiß kein gutes Theater hat. Was aber Halbes Drama betrifft: wer es ansieht, gewinnt nicht viel, wer es nicht ansieht, verliert nicht viel.

Damit könnte ich schließen, wenn das an sich uninteressante Stück nicht zwei Fragen nahelegen würde, die allerdings von Interesse sind. Eine aesthetische ethische Frage, die daneben auch in's Ethische hineinspielt.

Wir hören immer wieder von der großen Partei der „Modernen“, wir sehen sie, aber über ihre Grundsätze Klarheit zu gewinnen, ist nicht leicht. Einer meiner Freunde hat freilich eine Definition gefunden, die über alle Schwierigkeiten hinweghilft: „Wer vor 1860 geboren ist, wird zum „alten Eisen“ geworfen, und wer das Glück hat, später geboren zu sein, ist eo ipso ein Moderner. Es giebt nach beiden Richtungen Ausnahmen, aber sie sind nur Beweise besonderer Klugheit oder besonderer Unklugheit. Ein Dichter in den Zwanzigen oder Dreißigen, der nicht als „Moderner“ behandelt und geschätzt wird, muß schon ein sehr ungeschickter Mensch sein, der sich mit den Wortführern der Partei eben gar nicht zu stellen wußte; und wer mit ergrauendem Haar zur Schar der „Jungen“ zählt, ist ein Schlaukopf, der die Macht persönlicher Beziehungen kennt und sich danach benimmt.“ Es ist unzweifelhaft viel Wahrheit in dieser Definition — vielleicht mehr Wahrheit, als man glauben möchte — aber beileibe nicht die ganze Wahrheit. Man müßte blind sein, zu verkennen, daß einzelne größere und kleinere Gruppen innerhalb der Partei nicht bloß durch Alter und persönliche Beziehungen, sondern auch durch die aesthetischen Überzeugungen, den Stil, die Arbeitsweise zusammengehalten und mehr oder minder fest geschlossen sind. Aber wo ist das geistige Band, das diese Gruppen zur großen Partei der Modernen zusammenschließt? Ich kann dies gemeinsame Band nicht sehen, weder in den Werken der Dichter, noch in den Ausführungen der Aesthetiker dieser Partei; jeder spricht im Grunde nur von seiner Gruppe und für sie. Darüber hinaus hört man nur etwa folgendes: ‚Freilich sind die Gruppen ihrer aesthetischen Überzeugung nach verschieden und keine einheitliche litterarische Partei, aber ihre **Weltanschauung** schließt sie zur Partei zusammen. Die „Modernen“ sind eben — **moderne** Menschen — Kinder ihrer Zeit, die für alle sozialen und politischen Strömungen der Gegenwart volles Verständnis haben.‘ Das hört sich sehr plausibel an, aber ist es auch die Wahrheit? Dies neue Stück ermöglicht eine Stichprobe.

Halbe ist ganz unzweifelhaft ein „Moderner“. Er selbst nennt sich so, seine Kritiker sind darüber einig; welchen verschiedenen Gruppen sie auch angehören mögen, jeder von ihnen hat ihn diesmal für die ganze, große Partei reklamiert. Und von denselben Kritikern haben auch einige hervorgehoben, daß er, wie es dem Modernen geziemt, eine moderne Figur vor uns hingestellt hat, die Vorkämpferin für Frauenrechte. Aber **wie** diese Figur bei Halbe aussieht, haben sie nicht klar genug gesagt, und darum sei dies hier nachgeholt.

Hella Bernhardy ist eine Berlinerin, die Tochter eines Universitäts-Professors; sie hat „ihre ganze Kindheit in dieser geistigen Atmosphäre verbracht.“ Darum kann sie, als sie einen Hörer ihres Vaters, Paul Warkentin, kennen lernt, „ihm leicht von ihrem Eigenen geben“. Ohne sie hätte er sich „womöglich mit der Litteratur eingelassen und solchem unpraktischen Zeug“. Sie weiß ihm, selbst „von ganz unbändigem Freiheitsdurst“ erfüllt, Interesse für ihre „Lebens-Aufgabe“, die Erkämpfung der Frauenrechte, einzuflößen. Er glaubt ihr, er sei „zu was Besserem bestimmt, als zum braven Gutsbesitzer und Familienvater“, überwirft sich darum mit seinem Vater, der ihn als Erben auf seinem westpreußischen Gut sehen und mit seinem Mündel, Antoinette, einem schönen, jungen Mädchen, vermählen will, heiratet Hella und gründet mit ihr die Zeitschrift: „**Frauenrecht**“. Sie ist die Seele des Blattes und nach ihrer Auffassung, der niemand im Stücke widerspricht, der also auch wir vertrauen müssen, die treibende Kraft dieser großen Bewegung: „Unsere ganze Sache steht auf dem Spiele, wenn **ich** die Flinte ins Korn werfe.“ Auch als Rednerin wirkt sie, wir hören über sie, daß sie auf der Tribüne „Tausende mit ihrem Blick beherrscht“. Für diese aufopfernde Thätigkeit verlangt sie „keinen Dank und keine Anerkennung. Ich thue, was ich als richtig erkannt habe, das ist mein Glück.“

Man sieht, wirklich eine „moderne Figur“. Und selbstverständlich — darin wird dem Dichter Niemand widersprechen — muß ihr öffentliches Wirken auf ihr Privatleben Einfluß üben, auf ihr Gemüt, auf die Art, wie sie dem Gatten und Anderen begegnet. Es ist ihm also auch darin beizupflichten, daß er Alles

an dieser Frau aus der Aufgabe heraus, die sie sich gestellt hat und mit voller Hingebung erfüllt, zu erklären sucht. Denn das ist ja eben zugleich die Probe darauf, ob sie selbst es mit diesen Theorien ehrlich meint, und daneben auch darauf, was von diesen Theorien zu halten ist; sind sie richtig, mit dem Charakter des Weibes, dem Glück der Ehe vereinbar, so muß sich dies, wenn irgendwo, an Hella selbst bewähren. Es ist klar, daß die Figur einen starken typischen Zug hat und haben muß; ein Dichter kann und darf es in solchem Falle gar nicht anders wollen.

Wie nun gestalten sich, nach Auffassung des Modernen Halbe, die rein menschlichen Beziehungen und Empfindungen dieser modernen Gestalt? Und vor Allem, glaubt sie ehrlich an ihre Theorien?

Als sich Hella Bernhardy und Paul Warkentin vor fünfzehn Jahren zusammenfanden, waren sie darüber einig, daß trotzdem jeder immer „seinen Weg gehen dürfe", wenn es sein müßte. Und wenn „Eins von ihnen beiden aus ehrlicher Überzeugung die Freiheit zurückverlangen würde, dann sollte er sie haben. Soll der Bund zu Ende sein." Wie nun hat Hella diese Freiheit in der Ehe verstanden? Dahin, daß der Mann ihren Willen thut, ihr Geschöpf wird. „Alles hast Du mir langsam herausgesogen," wirft ihr Paul vor, als seine Geduld endlich erschöpft ist, „meinen Willen, meine Kraft, mein bestes Talent, all den Glauben an Liebe, Schönheit, der mal in mir dringesteckt hat und den Du mir systematisch ausgetrieben hast mit Deiner vermaledeiten Gleichmacherei! . . . Zum Bettler hast Du mich gemacht, zur Maschine, die Tag für Tag den gleichen Singsang abschnurrt! Um mein Leben hast Du mich betrogen, Du Teufel!" Leugnet dies Hella? Bewahre! „Warum hast Du Dich betrügen lassen?" erwidert sie ‚ganz ruhig'. „Du hattest ebenso gut Deinen Willen, wie ich meinen. Warum hast Du ihn nicht gebraucht?" Aber die Bestrebungen dieser Frau gehen ja, wie sie sagt, nur darauf, den Frauen ihr Recht zu erkämpfen, im Namen der Gerechtigkeit, getrieben von der Erkenntnis des Wertes, der Würde jedes Menschen, und darum nicht bloß des Mannes, sondern auch der Frau. Keine Tyrannei seitens des Mannes mehr, sondern ein Bündnis mit dem Weibe in sittlicher Freiheit, auf Grundlage der Gleichheit! Das Alles sollte nur Lüge und Heuchelei gewesen sein? Darum antwortet Paul mit gerechter Entrüstung: „Das sagst Du mit Deinen Ideen, Hella?!" Worauf sie: „Ja, Einer ist eben stärker! Weshalb sollen wir Frauen nicht stärker sein?"

Da hätten wir also in Halbes Auffassung den Kern dieser „vermaledeiten Gleichmacherei". Die Unterjochung des Mannes, wenn's nur eben angeht, das ist das Ziel, das Hella „als richtig erkannt hat" und wofür sie nun in Wahrheit kämpft. Der Appell an die Gerechtigkeit ist nur das Mittel zum Zweck, die ethische Idee der Deckmantel für die brutale Herrschsucht, die sich hinter der „Gleichmacherei" birgt.

Das Wichtigste also, was wir nach Halbe von der Frauenbewegung zu halten haben, wissen wir nun. Aber diese Vorkämpferin verdient auch eine Betrachtung ihrer kleinen Züge.

Sie hat den Mann zur Null im Hause gemacht, er muß sich Alles, auch das Schlimmste gefallen lassen. Da hat sich ein junger, hungriger, polnischer Laffe, Dr. von Glyszinski, an Hellas Kleidschöße gehängt und schmachtet sie an. Der aufdringliche, impertinente Schmarotzer ist Paul unausstehlich, er muß ihn gleichwohl als Hausgenossen dulden und mit durchfüttern, weil es Hella so will. Warum sie es will, ist nicht klar gesagt; die Geliebte des komisch-verächtlichen Burschen ist sie nicht, das ist schon durch ihr eiskaltes Naturell ausgeschlossen; seine Bewunderung ihrer Geistesgröße scheint ihr zu schmeicheln, zudem benützt sie ihn als Schreiber bei ihrer Korrespondenz. Paul Warkentin ist also in seinem eigenen Haus nicht vor dem Burschen sicher, der sein Weib umlauert, noch mehr, als Pauls Vater stirbt, und dieser sich, aufs Tiefste erschüttert, nach dem entlegenen westpreußischen Gut aufmacht, um der Bestattung beizuwohnen, da begleitet ihn nicht bloß Hella, sondern der Pole, denn Hella will es so — wer wird ihr auch sonst in Ellernhof von ihrer Größe sprechen und ihre Briefe schreiben?! Als sie nun auf dem Gute sind und Paul seine tiefe Bewegung beim Anblick der alten Räume nicht beherrschen kann, verhöhnt sie ihn: er benehme sich „wie ein Tertianer, der zu den Ferien nach Hause kommt." Und als der Hohn gegen ihr Erwarten weder seine Rührung, noch seine Reue, mit dem Verstorbenen vor zehn Jahren gebrochen zu haben, erstickt, will sie sofort wieder abreisen und läßt sich nur durch sein Flehen bewegen, zu bleiben, aber sie thut es nur, weil sie zum Verkauf des Gutes drängen will. An des Vaters Leiche muß er freilich allein treten. „Du weißt ja," sagt Hella, „ich hab' nicht 'mal meinen Vater gesehen!" Auch haßt sie den Toten, weil er gegen Pauls Heirat mit ihr gewesen. Auch dies sagt sie offen heraus — in solchem Augenblick! Und dies Alles thut sie etwa nicht aus Unkenntnis von Pauls „weicher Natur", im Gegenteil — sie sagt es später selbst — eben deshalb! Je straffer sie die Zügel anzieht, desto sicherer glaubt sie ihn zu halten!

In dieser Linie bewegt sich nun Alles, was wir von ihr und über sie hören. „Leicht und elegant" fertigt sie die Nachbarn ab, die zur Kondolenz erscheinen, minder „elegant" den Gatten, als er sie umarmen will, — „Glyszinski sitzt ja da!" Derselben Freundlichkeit, wie Paul, haben sich im Grunde alle Menschen, mit denen sie in Berührung kommt, zu erfreuen. Der herzensguten Tante Klärchen begegnet sie mit grausamem Hohn; auch der banalste Hochmut ist ihr nicht fremd: „schließlich bin ich die Tochter eines Universitätsprofessors, mein liebes Fräulein.

Sie wissen das vielleicht nicht so". Aber diese Frau kämpft ja für ihr Geschlecht; wie denkt sie über die Frauen?! Lehr' mich doch mein Geschlecht kennen! „Die Wenigsten sind schon reif, wissen überhaupt, was sie thun. Auf die Wenigsten kann man sich verlassen. Ich dächte, das wissen wir beide doch am besten Paul, aus unserer jahrelangen Arbeit." Sie freilich weiß immer, was sie thut. Als sich der Mißhandelte von ihr ab und der Jugendgeliebten zuneigt, der er hier an der Seite eines unwürdigen Gatten begegnet, zieht sie mildere Seiten auf, soweit es ihre Herzenskälte, ihr Hochmut gestatten. „Du bist mir immer wert gewesen! Was verlangst Du denn noch mehr? Ich hab Dich auch geliebt, als das, was Du warst, als den selbstlosen Idealisten! Vergiß eins nicht! Ich bin keine von den kleinen Frauen, für die der Mann das A und das O ist!" Noch mehr, sie schickt Glyszinski fort. Aber als auch das nichts mehr fruchtet, ruft sie das Gesetz an; vergeblich erinnert sie Paul wieder an ihre eigenen Ideen, an ihre Abmachung am Hochzeitstage. „Mit dem Gesetz," ruft sie dem Liebespaar zu, „sollen Sie beide sich niemals bekommen. Wagen Sie es ohne das Gesetz! Tragen Sie die Konsequenzen! Lassen Sie sich von aller Welt ausstoßen! Mit Fingern auf sich zeigen! Das ist die fortgelaufene Frau, die mit dem fortgelaufenen Manne zusammenlebt. Nehmen Sie die Acht auf sich!" Damit treibt sie die beiden in den Tod. Sie aber bleibt Siegerin und wird hoffentlich, nun auch durch Pauls Erbe reich geworden, das „Frauenrecht" in noch viel größerem Format herausgeben.

So hat Max Halbe den modernen Typus der Kämpferin für ihr Geschlecht aufgefaßt. Das ist künstlerisch ein Mangel, denn jede echte Kunst ist wahr, und diese Hella ist ein mühsam und schief ausgeklügeltes Phantom. Aber bleiben wir bei der Frage, die uns jetzt zunächst beschäftigt: ist diese Auffassung des Dichters eine moderne? Heißt dies die Gegenwart und ihre Bestrebungen verstehen?

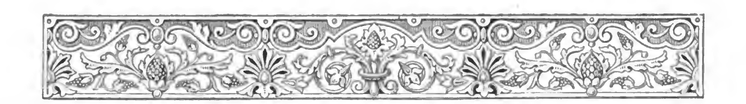
Es ist hier nicht des Ortes, die Ziele der Frauen-Bewegung darzulegen, geschweige denn kritisch zu durchsichten und festzustellen, wie weit sie heute schon in der öffentlichen Meinung als berechtigt gelten. Aber so viel scheint mir gewiß: selbst ein hinterpommerscher Stockjunker wird, wenn er das Stück sieht, dem Dichter nicht glauben, daß hinter dieser Unsumme von geistiger Arbeit, von Aufopferung für die Interessen Anderer, daß hinter diesem Mühen von Hunderttausenden nach Arbeit, nach Bildung, nach Brot, nach Recht nichts weiter steckt, als das Bestreben, die Herrschaft in der Ehe an sich zu reißen: „Einer ist eben stärker! Weshalb sollen wir Frauen nicht stärker sein!" Und was Alles wird erst Einer, der diese Bewegung und ihre Führerinnen kennt, Halbe nicht glauben! Ich glaube, er könnte die Welt zu Ende laufen und fände keinen Gebildeten, der darüber so reaktionär dächte, wie er.

Da mich die Sache interessierte, nicht um des Stückes, auch nicht um des Dichters willen, sondern als Beitrag zur Charakteristik der „Modernen", so habe ich die Rezensionen aus diesem Lager, so weit ich ihrer habhaft werden konnte, nachträglich daraufhin durchgesehen. Ist wirklich die moderne Weltanschauung das starke Band, welches die einzelnen, nach ihren aesthetischen Überzeugungen gegliederten Gruppen zusammenhält, so müßte ja jeder Kritiker dieser Dichtung nun von Halbe sagen: „Ein Moderner ist er nun leider doch nicht!" Namentlich von einem dieser Kritiker, einem der scharfsinnigsten, freilich auch schärfsten der Partei setzte ich dies mit Bestimmtheit voraus, denn er hat nicht bloß jenen Grundsatz im allgemeinen proklamiert, sondern auch einmal durch die That erwiesen, wie streng er ihn aufrecht erhalten wissen will. Damals handelte es sich freilich nur um ein Mißverständnis. In einem harmlosen Stück, nicht eben einem seiner bedeutendsten: „Die Kameraden" macht sich Ludwig Fulda über die dumme „unverstandene Frau" von heute lustig, der gewisse Schlagworte aus Nora, oder aus Nietzsche zu Kopf gestiegen sind; Thekla, glaub' ich, heißt dort die Gans mit pseudo-modernem Anstrich. Jener Kritiker nun faßte die Gestalt, wie gesagt, gewiß nur durch ein Mißverständnis, als eine Verhöhnung des modernen Bildungsstrebens der Frauen auf, kanzelte den Dichter ganz fürchterlich ab und schloß mit einem Satze, dessen Sinn ungefähr war: Daß Fulda denn doch kein Moderner sei, habe er nun bewiesen. Denn ein Moderner müsse eine moderne Weltanschauung haben.

Wie wird, dachte ich, dieser Mann nun gar über Halbe losziehen. Der feine Mensch mit dem blassen, sympathischen Gesicht that mir schon ordentlich leid. Aber siehe da! — er sagt nichts darüber! Und ebensowenig ein anderer Kritiker. Halbe ist ein Moderner, „Mutter Erde" eine moderne Dichtung, die Figuren modern, die Auffassung modern . . . modern, modern, modern . . . Hallelujah!

Ich bin kein Gegner der „Modernen", wahrhaftig nicht. Man braucht es mir nicht aufs Wort zu glauben, ich habe es durch die That erwiesen. Reichlich ein Dritteil aller Dichter dieser Partei, die heute zu Namen gekommen sind, haben sich in der „Deutschen Dichtung" zuerst gedruckt gesehen. Für mich gab es nur zwei Parteien: Dichter, die was können, die schätze ich, und Dichter, die nichts können, die schätze ich nicht. Ich wiederhole: kein Gegner der Modernen, bin ich ein Freund der Klarheit, und Schlagworte, bei denen ich mir nichts denken kann, können mir nicht imponieren. Wo soll ich nach dieser Erfahrung das einigende Band der Partei suchen? „Wenn Ludwig Fulda eine Thekla vor uns hinstellt, so ist er schon deshalb kein Moderner, und wenn uns Max Halbe eine Hella zumutet, so ist er deshalb doch ein dreimal Moderner," — das ist das Einzige, das ich nun bestimmt weiß, und das genügt mir nicht . .

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lezius & Co. in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

„Und Kurtchen, der liebe Kerl — blöde! Es ist auch nicht wahr, man muß sich nur mit ihm abgeben. Du lieber Gott, My, zu denken, daß die Kinder hier gefördert oder gebessert werden sollen!“

„Du besserst ja alle Tage an ihnen.“

„Soviel ich kann, ja. Aber wie wenig ist das. Und wenn ich mal weg bin — — Ach My, My, wenn ich mal weg bin! Ach hier erst mal heraus zu sein, aus diesem Gefängnis, von dieser Person fort!“

Und sie sprang auf, streckte die Arme aus und ließ sie gleich darnach seufzend wieder fallen.

„Einmal kommen wir alle beide heraus,“ tröstete die Freundin.

Ada Steinach warf sich seufzend auf ihr buntbedecktes Bett, das mit Hilfe eines umklappbaren Fußendes am Tage einen Divan vorstellen mußte, wudelte sich ein Kissen unter den Kopf und sah der andern zu, die ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte.

„My, morgen darf ich bei der Karstens die Heckenrosen anfangen. Sie hat gesagt, ich hab' viel Talent. Und die Stunden sind auch so lieb bei ihr, sie ist eine so gute Seele. Nimm doch mit Stunde.“

„Wo denkst Du hin, ich kann nicht eine anständige Linie zeichnen. Wenn ich so talentvoll wär' wie Du —“

„Ach red' doch nicht, Du! — Hör mal, My“.

„Ja.“

„Auf den Matrosenhut, was nehm' ich mir da?“

„Vielleicht Nelken.“

„Ach nein, Schatz.“

„Tüll.“

„Nein —“

„Halt! ich hab's: Rosettchen aus rotem Juchten, wie es manche Pferdel haben. Das mach ich! Das ist apart.“

„Das kannst Du gern. Soll ich's Dir machen?“

„My, Du bist zu lieb. Weißt Du, wir trennen uns nie. Wir richten uns mal so'n nettes Altjungfernheim zusammen ein. Wär das patent! Ich würde Dir auch erlauben, Goldfische zu halten, und auf die Hüte dürftest Du Dir immer Nelkentuffs setzen, bis zur Bewußtlosigkeit. Und einen kleinen schwarzen Diener halten wir uns, und jeden Tag dürftest Du im Kochbuch lesen, immer wenn ich musiziere.“

„Dann wollt ich doch lieber zuhören.“

„Gelt wir bleiben zusammen? Weißt Du: und wenn wir mal das große Los gewinnen, dann halten wir uns zwei Pferdchen.“

„Nun, mich bringst Du auf keins herauf.“

„Ich meine ja Wagenpferde; und 'n nettes Wägelchen, in dem ich Dich herumkutschiere. Wärst Du auch für Apfelschimmel? so wie die Stollwerkschen, weißt Du.“

„Erst alte Jungfern sein, dann großes Los, dann Pferdchen!“

„Ach, My, bist Du dumm! Man kann sich doch so was ausdenken.“

„Na ja. Also Apfelschimmel.“

„Denke Dir, der schlechte Mensch, der Stollwerk: seine neuen Rappstuten, den Viererzug, die guten hübschen Pferdchen, läßt er mit Aufsatztrense gehn, was eine Tierquälerei erster Klasse ist, bloß daß es recht elegant aussieht. Aber das thut's freilich. Und die beiden Apfelschimmel läßt er gewiß auch noch so einfahren, denk' mal, My, die hübschen grauen Pferde.“

„Seit wann ist er denn so grausam?“

„Gestern hab ich ihn mit den Rappen gesehn, da sauste er daher, daß er beinahe eine alte Frau umgerissen hätte, der rohe Mensch. Aber noch im letzten Augenblick gab er Parade. Eine Parade aber sage, ich Dir — feinowski!“

„Feinowski?"

„Ja. Siehst Du, der neue Amtsrichter, dieses Lamm, würde so etwas nie thun, ich meine die Pferde so hart im Zaumzeug gehen lassen."

„Der neue Amtsrichter? Hast Du ihn kennen gelernt?"

„Nein. Aber es sah einer über die Staketen, der kein Tourist war, denn er hatte keine Umhängetasche — wer also sollte es gewesen sein? Sonst kennt man ja alles hier."

„Wie sah er denn aus? — — Ada, wie er aussah?"

„Wer?"

„Der Amtsrichter?"

„Ach so. Ja — ganz lieb, einfach lieb. — Weißt Du, ich sing 'n bissel. Such mir mal die Noten, Schatz! „Es zogen drei lust'ge Gesellen" — „Weil' auf mir, du" — nein das nicht! Lieber das schwedische Lied „Bin ich im Wald" — Es ist mir so nach Moll. Ach so, so sehr nach Moll! Mein ganzes Leben ist aus Moll, gelt Du? ein einziger, großer, unaufgelöster Septimenaccord in As-Moll."

„Warum nicht gar!" Dann nach einigem Suchen: „Hier sind die Noten, Ada."

„Danke, Schatz, aber ich bin noch zu müde jetzt, laß indes alles so aufgeschlagen stehn für später."

„Ja, Kind."

„My, komm' mal her. So. Ganz dicht. My — weißt Du, was ich bin?"

„Müde."

Ada schüttelte langsam den blonden Kopf, indes ein seltsames Lächeln ihr Gesicht überflog. Dann sagte sie leise:

„Schlecht bin ich."

„Du? Die keine Fliege totschlagen kann und vor jedem Ziegelpferde vor Mitleid zerschmilzt?"

„O, deshalb!"

„Aber weshalb denn? Red' doch."

Da grub Ada Steinach ihren blonden Kopf in die Kissen und schluchzte.

„Na ja," sagte Emmy Müller, „das ist nun wieder von den Pensionsdamen. Da kannst Du ihnen nicht vergessen, daß sie schlecht zu Dir waren und hältst Dich darum selber für schlecht. So'n Blech. — Sieh mal, da hol' ich uns von Frau Doktor eine nette Leckerei. Also Trost in Thränen!"

Als My Müller bald darauf mit einem Teller voll einer beliebten Erfrischung zurückkam und sich über die Freundin beugte, waren deren Augen wieder trocken, aber von einem so sonderbaren, tiefen und fremden Ausdruck, daß die gute Kameradin einen Moment ganz erschreckt in dieses Rätsel starrte und dann still auf ihren Platz ging, bis es ihr gelang, ihre Beklommenheit wieder hinwegzuschwatzen.

Drittes Kapitel.

Erst als der beredte Zeichenlehrer den wiedergefundenen „Freund" verlassen hatte, konnte dieser sich der träumerisch-beschaulichen Stimmung, in der er gestört worden, wieder hingeben. Seine Vorstellungen gingen dabei ein wenig in die Irre. Bald hing er den romanhaften Mitteilungen nach, die jener ihm soeben gemacht hatte, und die so sehr geeignet waren, das reizende Bild von vorhin zu vertiefen, bald verflatterten seine Gedanken zu andern reizenden Bildern, die ihn früher da und dort berührt, bald zu den heitern Münchener Tagen, die ihm Benvenuto Rudloff lebendig zurückbeschworen, und so nacheinander zu allem, was als Strebung, Wunsch und Entfaltung sein Leben ausgemacht, bis zu den Enttäuschungen, die ihn nach Neuhaus verschlagen hatten.

Denn er war aus einem beziehungsreicheren Leben, vor weiter gespannten Aufgaben, vor glücklicheren Verheißungen seiner Laufbahn hierher geflohen, um sich, dem Leben als einem Spiele frischpulsierender Kräfte entsagend, auf ein voreiliges Altenteil zurückzuziehen, das er sich mit der Abgeklärtheit leidenschaftsloser Weisheit und den Vorteilen einer künstlerisch-ästhetischen Bildung auszuschmücken gedacht, überzeugt, so die tiefe Verstimmung die ihn überkommen hatte, am besten zu überwinden.

Er war niemals in der Juristerei aufgegangen. Nicht weil er sie überall trocken gefunden hätte — wie ihr viele nachsagen — sondern weil andere Seiten seiner Begabung lebhaft ihr Recht gefordert hatten.

Ein fein empfindender Musiker, der er nebenher war, hatte er einige Kompositionen geschaffen, die seiner kontrapunktischen Bildung, seinem künstlerischen Geschmacke und der Zartheit seiner Empfindung alle Ehre machten. Publikum und Kritik aber hatten sie mit der achtungsvollen Kühle aufgenommen, die eigentlich eine Ablehnung bedeutet und die dem Strebenden schmerzlicher ist als leidenschaftlicher Widerspruch, vernichtender als der böswilligste Angriff. Diese Stücke seien „einwandsfrei", wie heut ein beliebter Ausdruck lautet, hieß es, „aber ihnen fehle Kraft und Wärme,

das Hinreißende leidenschaftlichen Empfindens einer mit heißen' Freuden und Schmerzen getauften Seele." Und in der That: das war Gerhard Förster nicht, gleichviel, ob weil es ihm an Leidenschaft von Natur gebrach oder weil sein Jugendleben allzu glatt, allzu vorschriftsmäßig verflossen war, um ihm welche zu erregen.

Diese Erfahrung aber hatte ein ohnedies verwundetes Gemüt getroffen. Er hatte vor Jahr und Tag seine Neigung einem klugen und edlen Mädchen zugewendet, das sie zwar erwiderte, ihn aber zurückwies, da sie bereits durch ein mehrjähriges Versprechen einem andern Manne verbunden war, dem sie die Treue zu halten entschlossen blieb. Er ehrte ihren Entschluß und beschied sich, aber es fiel ihm schwer, sie zu verwinden. Und so, obschon keine der beiden schmerzlichen Erfahrungen ihn hatte verzweifeln lassen, hatte ihn jene Müdigkeit überkommen, in der er sich weltflüchtig und trotzig in eine Kleinstadt zurückgezogen, deren herrliche Umgebung ihm ein Heilmittel für alle kleinen und großen Leiden verhieß. Die Behörde hatte ihm dabei keine Schwierigkeit gemacht, gern war sie seinem Wunsche nach Versetzung dahin nachgekommen. Hier wollte er sich einspinnen, hier musizieren, hier den Wissenschaften leben in stolzer Abneigung, sich beim Wettlauf um die Kränze des Ruhmes und Glückes weiter zu bemühen, wo verdienstlose Dreistigkeit sie häufig so leicht erhascht. Vielleicht daß sogar nichts so sehr ihm dieses vorzeitige Gefühl, nicht mehr jung zu sein, gegeben hatte, als die knabenhafte Eile, mit der manches kleine Talent dem Verblüffungsbedürfnis des Publikums entgegenkam mit Leistungen, die mehr rauschend, gewagt und virtuos als echt künstlerisch empfunden waren, manche kecke Unreife nach einem Liebesglücke griff, das sie an sich riß, um es zu vergeuden. Indessen, ernste Mannesjugend mag sich immer einmal alt fühlen dürfen beim kindischen Lärm der Immer-Dreisten und Immer-Grünen — sie muß es sich nur gefallen lassen, wenn sie von dem Ewig-Jungen und Ewig-Starken, das der Jugend Recht und Schicksal ist, endlich wieder erfaßt und in das lebendige Leben hineingezogen fühlt.

Dies aber geschieht edlen Naturen nie so leicht, als wenn sich ein anderes Menschenschicksal vor ihnen aufthut, das öde, liebeleer, zurückgedrängt von den Tischen des Lebens, an denen sich zu sättigen jedem ein natürliches Recht zusteht, sich mit der beredten Fürsprache der Schönheit an das Herz wendet, die Schatten des eigenen Schicksals sanft abtönend und auflichtend.

All diese Stimmungen aber, ihre Vorgeschichte, ihre Veranlassungen durchdachte, durchkostete Gerhard Förster während einer Wanderung durch eines dieser sommerlichen Bergwälder, und die Heimlichkeit, die Schwüle, das Sonnengeflimmer, der Duft, die Kühle und die Schatten seiner Einsamkeit hatten sich hineingewoben in des Wandernden schweigendes Sinnen.

Es herrschte schon die leise Dämmerung frühumschatteter Thäler, während auf den Höhen noch Abendgold lag, als Gerhard Förster die Stadt wieder erreichte und sein Fuß sich in das Labyrinth dumpfer Gäßchen verlor. War er hier gekommen oder dort? Er lief ein wenig in die Irre, kehrte um und suchte, er wußte nicht was. Endlich ein Zaun, über den Haselstrauch und Goldregen nickten, ein Nußbaum seine Zweige streckte, die Eberesche ihre frühen Purpurbeeren schüttete: die Stätte des gemütvollen Waltens der Doktorin. Er blieb stehen und träumte hinein.

Den Garten traf kein letzter Sonnenstrahl, Schatten breiteten sich schweigend über die unkrautreichen Rasenplätze, die halbverwilderten Gänge, in denen das plebejische Noli me tangere sein Unwesen trieb, und um das unverschnittene Gebüsch von Cornus- und Fliederhecken. Auf hohen Stengeln schlossen Sonnenblumen ihre großen müden Augen, der Flor der kleineren Stauden: Ringelblumen, Levkoien, Perlargonien, Eisenhut und Nachtschatten verblich im Dunkel. Ein scharfer Geruch von Küchenkräutern mischte sich mit ihrem Dufte und mit dem andern von feuchter Erde. Ein ganz feiner weißlicher Dunst entstieg dem Boden und wob durch das dunkelnde Grün wie ein zitterndes Geheimnis.

Da auf einmal schwoll, ganz leise erst, dann langsam anwachsend, süßer Gesang herab. Er konnte die Worte nicht verstehen, aber er kannte sie zu gut, um sie nicht dennoch herauszuhören. Es war das „Schwedische Lied". Hatte Verlassenheit je weichere, schwermütigere Töne gehabt, Sehnsucht je süßere gefunden? Er grübelte, womit er den Gesang vergleichen solle, bis er eine Handvoll Bilder fand, die ihm genügten — ein wenig Poet, wie er war — und in denen es von verflatterten Vögeln, flüchtenden Dryaden, vertriebenen Königskindern handelt. Ob etwa eine andere als Ada Steinach so singen könne, erwog er gar nicht, nie paßten ein Lied, ein Schicksal und ein Antlitz besser zueinander.

Endlich schwiegen die Töne wieder und nach einigem Zögern machte sich der Lauscher auf den Weg. Es giebt eine so wunderliche Stimmung der Seele, in der eine Sabbathstille, eine wunschlose Leere, ein friedliches starkes in sich Beruhen in uns ist, in der etwas wie schweigender Mittagszauber das Gemüt umfängt, daß Vergangenheit und Zukunft nichts sind — alles diese stille abgelöste Gegenwart, eine Stimmung, die der gleichen muß, wenn ein heiliger Mensch stirbt und die vielleicht gerade die Empfängnisstunde unserer Zukunft ist wie jenem die der ewigen Seligkeit. In dieser Stimmung war er. Und da sie sich wandelte, wie sich jede wandelt, ward sie auch schon Gewinn: er erschien sich auf einmal thöricht und selbstsüchtig in seiner Verdrossenheit, in dieser selbstgesuchten Abschließung von den Menschen, die nichts als ein freiwillig gewähltes Gefängnis der Seele war. Neue Sehnsucht nach dem Leben und seinen Kämpfen packte ihn, ein starkes Mannesgefühl, das ihn durchströmte mit frischem Fordern, kräftigem Wünschen, da zu erobern, wo des Weibes schüchterne Jugend sehnsüchtig klagte, ein neuer, freudiger Glaube an das Glück. Und dem nichts Sentimentales beigemischt war; denn noch war er sich verschwiegenster Wünsche nicht bewußt und ohne Ahnung, daß auf dem Umwege über sein wiedergewonnenes Selbstgefühl, eine gefährliche Pionierin eben dieses Weges für ihren eigenen Siegeszug, eine neue starke Empfindung göttlich-banaler Art in sein Herz einzuziehen sich anschickte. Das Leben ist so wenig erfinderisch, wenn es sich nur zurückerobert, was es nicht verlieren will.

Als er seine Wohnung betrat, fand er sie verändert, ohne zu wissen warum. Er hatte sich nach seiner Übersiedelung erst an die Zimmer gewöhnt, nachdem er sie mit den Erinnerungen an seine Verlorene heimlich gemacht, mit dem Gedenken an sie umkleidet hatte. Er mußte träumen können, daß er das Geräusch ihrer Füße oder ihre Stimme darin vernehme, er mußte das Gefühl haben, als sei sie in seiner Abwesenheit darin gewesen. In phantasie- oder musikerfüllter Stimmung von seinen Wanderungen zurückkehrend, nahm er dann von ihr gewissermaßen Besitz wie von einem unveräußerlichen gemütlichen Reichtum, als sein Stück Lebensanteil an reinem und schönen Menschentum — denn Gerhard Förster gehörte zu denen, die an das Weib an sich als an etwas Heiliges und Hohes glauben und die es so lieben — und lieben wollen. Er war ein etwas altmodischer Mensch.

Als er an diesem Abende bei sich eintrat, fand er die Zimmer voll zarter Dämmerung und Blütenduft, traulich mit diesen flatternden weißen Vorhängen, die ihm im Luftzug entgegenflogen, als streckten sich weiße Arme nach ihm aus, traulich in all den kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen ihn seine liebenswürdige Wirtin verwöhnte, aber leer von den Spuren seiner Liebe. Und ohne vorher etwas anderes zu thun, als sich eine Cigarre anzustecken, warf er Hut und Rolle hin, schlug den Flügel auf und spielte: Variationen über das schwedische Lied, das Andante aus Beethovens A dur-Symphonie und dann, was ihm aus der eigenen Seele quoll in starkem Stimmungswechsel.

* * *

Es war um dieselbe Zeit, daß Frau Doktor Schneider ihre Theegäste mit dem Wortschwall entließ, der ihr für jede Gelegenheit zu Gebote stand, und den sie, mit unendlich süßen und verbindlichen Redensarten gesteigert, für einen Ausdruck von feiner Lebensbildung hielt. Mit einer Lampe in der linken Hand, die, wie sie versicherte, „abgerichtet war, die Contenance zu bewahren,“ verbrauchte sie die Rechte zu unzähligen Händedrücken, fand sie an jeder Thür und jedem Treppenabsatz noch etwas Neues dringend zu versichern oder zu fragen und setzte sie immer abwechselnd die Besucherinnen und sich selbst in grelle Beleuchtung.

Sie war eine große, hagere Frau mit spitzer Nase und spitzen Ellenbogen, und kleidete sich trotz ihrer fünfzig Jahre immer wie ein etwas unordentliches junges Mädchen, dem obendrein das Geschenk eines guten Geschmackes vom Schicksal vorenthalten geblieben. Die Modewarenhändler schätzten sie als Kundin für ihre schreiendsten Ladenhüter, die Schneiderinnen als wandelnde Reklame für extravagante Schnitte, die Putzmacherinnen wegen ihrer Vorliebe für allerhand Geschnitzel und Geflunker, das sie in ihren Schubwinkeln zusammensuchen durften, um ihre großen Hüte damit zu überladen. Sie hielt sich alsdann nicht nur für elegant gekleidet, sondern glaubte überdies, daß die erstaunten Blicke, mit denen ihre Freundinnen beim Kränzchen sich in ihre Spitzenkrausen und Schleifen verirrten, oder die ihr in der Stadt folgten, wenn sie mit langen, unruhigen Schritten die Straßen durchraunte, ihrer außerordentlich vorteilhaften Erscheinung gälten. Übrigens gehörte sie zu den Personen,

die sich verdoppeln oder verdreifachen zu können scheinen; denn nicht nur war sie viel auf den Straßen und auf Besuch zu sehn, sie raunte auch den ganzen Tag treppauf, treppab im Hause herum, riß Schränke auf, durchwühlte Schube, kommandierte, gab mütterliche Ratschläge, steckte die Nase in alle Winkel, alle Töpfe, schlug die Stubenthüren zu, durchsuchte die Taschen der Pensionärinnen nach Briefen, feilschte mit Hausierern und raunte wieder treppauf, treppab. Daß die Wahrheit eine Sache sei, deren sich kluge Menschen nur in unvermeidlichen Fällen bedienen, war einer Person ihres Schlages selbstverständlich, und daß unter den jungen Mädchen, denen sie „Mutterstelle vertrat", gerade die begabteren und phantasievollen recht schlecht aufgehoben waren, ebenso.

Nachdem die gastfreie Frau ihre Freundinnen glücklich entlassen, eilte sie ohne Aufenthalt die Treppen wieder hinauf, um die ausgezeichneten Neuigkeiten, die sie soeben erfahren, weiterzugeben, klopfte an die Thür, die zu Ada Steinachs und Emmy Müllers Zimmer führte und rief durch das Schlüsselloch mit dem Tone äußerster Dringlichkeit:

„Machen Sie auf, Herzchen, etwas sehr Wichtiges!"

„Wir wollten eben schlafen gehn."

„Das schadet ja nichts, gehen Sie nur. Während Sie sich ausziehen, erzähle ich Ihnen. Machen Sie schnell auf."

Zögernd kamen die jungen Mädchen der Aufforderung nach.

„Das muß ich Ihnen ja sagen! Obschon ich gar keine Zeit habe, aber gar keine, aber es wird Sie zu sehr interessieren. Denken Sie nur, der neue Amtsrichter —"

„Ach was geht uns der neue Amtsrichter an!"

„Na aber ich bitte Sie! — So, guten Abend."

„Wollen Sie sich noch setzen?"

„Einen Augenblick. Muß gleich wieder fort, habe noch bis Mitternacht unten zu thun. — Denkt mal, Mädchens, er hat Geld."

„Warum denn nicht."

„Nicht wahr? Sie wollen schließlich auch mal 'ne gute Partie machen —"

„Ach wir wollen gar keine Partieen machen, Emmy und ich, wir bleiben zusammen und stiften uns ein kosiges Altjungfernheim."

„Reden Sie doch nicht! Eine vernünftige Frau braucht einen Mann, damit sie was zu regieren hat. Und bloß das sag' ich Ihnen: wenn Sie mal heiraten — nur gleich von Anfang an das Heft in die Hand genommen. Was wäre Schneider —"

„Aber Frau Doktor, das wissen wir ja alles."

„Ach und ich bin so müde!"

„Schäfchen, Sie sind immer müde. Aber hören Sie nur: furchtbar musikalisch ist er auch, spielt wie Rubinstein und komponiert wie Brahms —"

„Ach!"

„Ja, und dichten soll er auch können, auch gedruckt, unter dem Namen Feldner, merken Sie sich das. Und soll ein furchtbar anständiger Mensch sein — na, junger Mann und furchtbar anständig! Aber hier könnten Sie sich mal 'ranhalten. Hunderttausend Mark soll er haben."

„Wir wollen das ja garnicht wissen."

„Gott, Adachen, sehen Sie heut wieder reizend aus! Aber Sie auch, Fräulein Emmy. Der junge Kanzleisekretär soll ja ganz weg in Sie sein! Hören Sie, morgen backe ich Plätzchen und koche Vanillen-Likör. — Kalte gebratene Äpfel ißt er im Winter abends, wie finden Sie das? — Und jetzt kriechen Sie ins Nest, Sie junges Volk. Gut Nachtchen, gut Nachtchen."

Damit verschwand die treffliche Frau. Emmy Müller schlug etwas wie ein Kreuz über die Thür, sobald das Feld rein war.

„Die widerwärtige Person!" seufzte Ada.

„Hunderttausend Mark — da könnt' er mir einen Wäschtrockenplatz hinterm Hause einrichten und eine Drehrolle aufstellen lassen," sagte Emmy nach einer Pause träumerisch.

Ada lachte hell auf. „Du bist ja die grauenhafteste Hausunke, die sich denken läßt. Nein, für so tiefstehend hätt' ich Dich nicht gehalten!"

„Ach Du — einer der Verse macht und komponiert, heiratet mich ohnedies nicht."

„Ja, das glaub ich auch."

„Soll ich Dir das Kleid aufmachen?"

„Ach ja, My. Die Schleife auch! Und jetzt eins, zwei, drei ins Bett. Ach, im Bett ist's doch am schönsten. — My!"

„Ja, Schäfchen."

„Heut bist du mal extra lieb."

„Nun?"

„Heut läßt Du mich mal 'ne Cigarette im Bett rauchen."

„Wo denkst Du hin?"

„Gelt? und suchst mir mal die Schachtel.

Sieh mal, sie schmecken doch so gut. Schweden und Aschbecher auch, Herzel!"

„Du Schmeichelkatze."

„So. Dank tausendmal. Rauch' doch auch mal eine. Sie sind wirklich fein. Und es träumt sich so reizend hinterdrein."

„So? Wovon träumst Du denn dann?"

„Nun, das weiß ich doch vorher nicht."

„Also wovon möchtest Du träumen?"

„Möchte? Von Stollwerks Rappstuten."

„Haha!"

„Na ja."

„Ich weiß schon, wovon Du noch lieber träumtest."

„Nämlich?"

„Von dem, dem die Rappstuten gehören."

„Pfui über Dich."

My lachte wieder. „Ich lösch aus, Ada."

„Meinetwegen."

„Und recht hab ich doch. 'Nacht, Schäfchen."

„'Nacht."

„Kinderchens, ich hab ja noch was vergessen!"

„Großer Gott, da ist sie schon wieder!"

„Wir sind schon zu Bett."

„Dann sag ichs Ihnen durchs Schlüsselloch. Denken Sie: als ich gegen Abend noch rasch nach einem Fläschchen Rum lief, traf ich den schönen Stollwerk bei Bergemanns, Bergemanns haben den besten Rum, ich fragte ihn, ob er sich nicht bald verheiraten würde, nun, meinte er hochmütig, wenn sich etwas Passendes fände und so weiter. Also sag ich: nehmen Sie doch die kleine Steinach, die so verliebt in Ihre Pferde ist!"

„Was fällt Ihnen denn ein, Frau Doktor!"

„Da zog er ein Gesicht und sagte — aber ärgern Sie sich nicht etwa, Adachen, das ist es nicht wert — wenn sie Geld hätte — allenfalls, aber so dank' ich bestens! und — hören Sie mir: ennuyieren Sie mich nicht länger, Frau Schneider, und die junge Dame möchte sich durchaus keine Hoffnungen machen. So 'ne Unverschämtheit. Aber machen Sie sich ja nichts draus! Nacht!"

— — — — — — — — — —

„Ada, warum sagst Du nichts?"

„My — mich — mich ihm förmlich anzutragen! ihm — My — das überleb ich nicht."

„Schrei bloß nicht, sie steht gewiß noch draußen."

„Ich schrei ja nicht, ich schrei ja bloß innerlich, bloß ganz innerlich. — — My!"

„Ada, hier!"

„Ach, meine My!" Und da schrie sie ganz laut auf — aber die Freundin drückte ihr die Hand auf den Mund und dann nahm sie sie in die Arme, wiegte sie hin und her und gab ihr tausend Schmeichelnamen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Glück.

Ich hab' gehofft so manchen Tag
Durch all die langen Stunden:
Wer weiß — eh's Abend werden mag,
Hat mich mein Glück gefunden!
Und kam der Abend leer heran —
„Wer weiß, was morgen bringen kann!"

Hab' ich die Nacht im Traum geschaut
Erfüllet all mein Hoffen?
Wie hätt' ich sonst so fest vertraut:
„Heut steht mir Eden offen?!
Ich setz' den zagen Fuß hinein,
Dann werd' ich wunschlos selig sein!"

Mit jedem neuen Stundenschlag
Ward gläubiger mein Harren;
So ist verrauscht der lange Tag,
Nacht grüßt mich armen Narren.
Da fällt aufs Herz mir kalt und schwer:
„Mein schönes Glück kommt nimmermehr."

H. Robertin.

Venetianischer Totentanz.

In der Kirche Zanipolo
Stehn die Säulen gleich Gespenstern, —
Bleich und dämmernd quillt das Mondlicht
Aus den hohen Bogenfenstern.
In der Kirche Zanipolo
Glänzen rings im Mondenschein
Viel verblichene Sarkophage
Von der Wand aus Erz und Stein.

In den Sarkophagen schlummern
Jene, die vor grauen Jahren
Der Lagunen und des Meeres
Mächtige Gebieter waren.
Ihre stolzen Züge schauen
Von den Wänden, Bild an Bild,
Bleich und marmorn, — ihre Wappen
Hängen prunkend Schild an Schild;

Hier Pietro Mocenigo,
Thronend hoch im Stahlgewande
Auf dem Sarg, den er erbeutet
Fern, im heißen Morgenlande.
Dort der Held von Famagosta,
Bragadin, in blanker Wehr,
Steno auch, der niebesiegte, —
Morosini und Corner.

Horch! die Glocke von St. Marko
Kündet dumpf die zwölfte Stunde!
Horch! es geht, wie plötzlich Flüstern
Durch die feierliche Runde;
Leben fährt in Erz und Marmor
Und aus jedem Sarkophag
Steigt ein Schatten leis und langsam
Bei dem zwölften Glockenschlag.

Weh! es sind die Dogengeister,
Die Venedig einst geboten,
Deren Leiber hier verwesen
Staub im Staub, tot bei den Toten;
Auf dem Haupt die goldnen Mützen,
In der Hand des Schwertes Stahl, —
Die Gewänder sind verblichen,
Die Gesichter schimmern fahl;

Langsam kommen sie gezogen,
Bleich und mondlichtübergossen,
Hinter her die toten Feldherrn
Auf den dürren Schattenrossen,
Und die toten Senatoren
In der langen Mäntel Pracht,
Alle steigen aus den Gräbern,
Alle sind sie aufgewacht.

Dandolo, der Kreuzgeweihte,
Zieht vorauf dem Geisterschwarme,
Falieri, der Verschwörer
Trägt sein blutig Haupt im Arme,
Bragadin, der Glaubenszeuge
Hält sein Fell in Händen hoch,
Das der Türk bei Famagosta
Blutig ihm vom Leibe zog.

Also ziehn sie ohne Ende
Durch die Kirche rings im Kreise,
Reichen sich die Schattenhände
Und beginnen ihre Weise;
Mit den toten Stimmen singen
Sie Venedigs Grabgesang,
Von den Wänden, von der Wölbung
Wiederhallt es hohl und bang:

„Weh! Beherrscherin der Meere,
Jammer über dich, Venedig!
Ledig bist du deines Reichtums,
Deines Glanzes bist du ledig!
Weh, verloren ist das Ansehn
Und verloren ist die Macht!
Auf den Tag, den lichterfüllten,
Kam die sternenlose Nacht!

„Glorreich warst du, da noch unser
Geist in unsern Körpern lebte,
Da der Papst vor dir gezittert
Und der Kaiser vor dir bebte!
Über Meer und ferne Länder
Schwangest kühn das Scepter du,
All das Gold der reichen Erde
Floß im Übermaß dir zu!

„Und dein Volk —! geborene Herrscher,
Hohen Muts und edler Sitte;
Auf die Scala d'oro setzten
Könige nur die stolzen Schritte!
Doch aus Königen wurden Sklaven,
Armut aus dem Überfluß,
Auf den Löwen von St. Marko
Trat des Überwinders Fuß!

„Totenstill auf den Lagunen
Seh ich die Paläste trauern,
Ihre Säulen sind gesunken
Und geborsten ihre Mauern.
Weh! wo blieb der Menschen Fülle,
Ruderschlag, Matrosensang?
Nur des Seewinds hohle Seufzer
Streichen den Kanal entlang.

„Vögel nisten, wo Longhenas
Marmorrosen üppig blühten,
Spinnen breiten ihre Netze
Dort, wo Tizians Farben glühten.
In den hohen Prachtgemächern
Drinn die Laute einst erklang,
Tönet nur der Brandung Rauschen,
Wie verhaltner Grabgesang.

Und die Säulenhöfe schimmern
Einsam in des Mondes Strahlen,
Nur die Bronnen rinnen murmelnd
In die Alabasterschalen;
Bleiche Marmorbilder träumen
In den Nischen an der Wand,
Gleich verwünschten Menschenkindern
Aus dem stillen Feenland.

„Schlaf denn deinen Grabesschlummer,
Schlumm're, schlumm're du, Venedig!
Bist verraten von den Menschen —,
Sei dir Gott im Himmel gnädig!" —
Also sangen die Gespenster;
Von St. Markos Turm erklang
Dumpf des Tages erste Stunde,
Da verhallte der Gesang;

Und die Schemen sie verschwinden
Lautlos in der Gräber Hülle;
In der Kirche herrschen wieder
Dunkel rings und Totenstille;
Nur des Monds verschleiert Auge
Trübe durch die Scheiben glüht,
Nur des Meers geschäftige Wellen
Murmeln leis ein Schlummerlied. —

Engelbert Frhr. v. Kerkerink.

„Es ist ein Weg . . .“

Es ist ein Weg durch stillen Wald da draußen.
Ich ging ihn oft. Jetzt geh ich ihn nur selten.

Und gestern wieder. Neben mir die Mieze
In ihrem roten Kleid, das jubelnd sich
Vom sommermatten Grün der Büsche abhob.
Die Schritte raschelten in welken Blättern.
Und klagend pfiff der Herbst uns um die Köpfe.
Wir beide still.

Da klingt aus Ohr mir eine fremde Stimme,
Und wie ein ferner blonder Weiberduft
Umhauchts mich, wohlbekannt und seltsam fremd.
Ich grüble nach. Was war es doch? Und suche
Und finde nichts. Ich werde ernst. Ein Seufzer
Entzittert meiner Brust. Wars nicht ein Leiden?
Ein Leiden — ja . . . ich sinne . . .

„Du blickst so starr! Was hast Du? Sag mirs, Lieb.“
„Nichts, Kind, ich — habe nichts.“ „Doch, doch — ich seh's,
Du birgst mir was. Kannst mir es nicht erzählen?
Du — sag!“ Ich schweige. Streiche nur die Locken,
Die braunen, presse ihren Arm an meinen
Mit wildem Druck, als wollt ich Schatten wehren . . .

Ich fühle ihren langen Frageblick.
Und beide schweigen wir . . . Was war es doch?

Victor Manheimer.

In Versuchung.

Als durch die Schlucht stieg auf der Weg,
Droh nur ein Streifen Himmels blaute,
Versperrte plötzlich breit und schräg
Den Pfad mir eine Brombeerstaude.

Sie schlang mir um die Hüfte dicht
Den Arm nach loser Mädchen Brauche
Und sah mir schelmisch ins Gesicht
Mit ihrem glänzend schwarzen Auge.

Die schönsten Früchte hielt sie mir
Entgegen in der grünen Schürze
Und weckte mächtig die Begier
Im Herzen nach der duft'gen Würze.

Ich konnt dem herzig lieben Ding
Nicht widerstehen stolz und spröde,
Als süß es an zu flüstern fing:
„Mein lieber Herr, warum so blöde?“

Armin Werherr.

Herbst.

Vom Tode rings umfahren
In Feld und Flur und Wald,
Will froh ich offenbaren
Des Glaubens Allgewalt.

Viel neuen Samen streu' ich,
So weit die Lande mein,
Und meinen Ruf erneu' ich:
Es wird ein Frühling sein!

Das ist des Menschen Größe,
Die nichts zerbrechen kann,
Daß er die Seele löse
Aus der Erscheinung Bann.

Bei Tod und Blätterfallen
Hebt er die Blicke weit
Und läßt die Hoffnung wallen
Hin in die Ewigkeit.

Paul Driese.

Regenwetter.

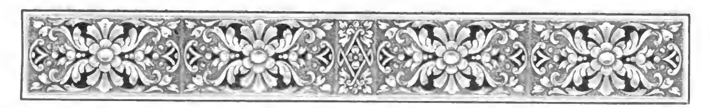
Stundenlang ist in die öden Gassen
Regen strömend schon herabgeflossen,
Und mit leisem Rauschen hat die nassen
Fliesen er mit seiner Flut begossen.

Dunkler, dunkler wirds am Himmelsrande
Trüb stehn da und dort schon rote Lichter,
Während draußen in dem finstren Lande
Dichter sich der Nebel ballt und dichter.

Stundenlang schon ging ich todestraurig,
Schwerer stets die Sorgen mich umschweben,
Und in meiner Brust schluchzt öd und schaurig,
Leise weinend ein verfehltes Leben.

Börries von Münchhausen.





Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Bucklige von Schiras.

Komödie in vier Akten

von

Paul Heyse.

(1896.)

(Fortsetzung.)

Fünfte Scene.

Vorige. Assad, seine blinde Mutter (aus dem Hause führend). Hussein (trägt ihr den Spinnrocken nach). Verschiedene Kranke (haben sich aus dem Hintergrunde wieder genähert).

Assad.

Hier setz Dich in den Schatten
Und ruhe, Mütterchen.
(Die Alte kauert sich auf den Boden nieder, auf dem ein Teppich liegt.)
Du solltest jetzt
Ein wenig nicken. Nach dem Essen ist
Der Schlummer heilsam.

Die Mutter.

Und Du selbst, mein Sohn?
Ruhst Du? Bist nur ein weiser Arzt für Andre,
Nicht für Dich selbst? Gieb mir den Rocken, Hussein.
(fängt an zu spinnen.)
Du bringst Dich noch ins Grab, mein Liebling.

Assad (lacht).

Nun,
Da werd' ich ja genug noch ausruhn können.
Möchst Du 'nen Sohn, der auf dem Faulbett läge,
Und Du mit Deinen armen alten Händen
Spinnst wie ums Brot?
(zu Hussein, der unverwandt zu Gülnare hinüberblickt.)
Was stehst Du da und gaffst,
Statt daß Du Salben rührst? Hat Dir's die Dame
Da drüben angethan?

Hussein (heftig).

Ich hasse sie!
Was hat sie dort in ihrem Glanz zu sitzen,
Daß sich die Armut doppelt elend fühlt
In ihren Lumpen? Weise sie hinweg!

Assad (ohne hinüberzuschauen).

Ich hab' hier Luft und Sonne nicht gepachtet.
Komm! An die Arbeit! — Nun, wer braucht den Arzt?
(geht zu den Kranken, Hussein folgt ihm.)

Gülnare.

Wer ist der Mann dort vor dem Haus?

Zobeide.

Der Krüppel,
Der Hinkefuß? Was kümmert Der mein Täubchen?

Abdul.

Sprich freundlich nur von ihm. Er ist mein Freund.

Gülnare.

Dein Freund?

Abdul.

O wohl, der Edelste, der Beste
Von allen Menschen, die ich je gesehn,
Dazu ein kundiger Arzt. In Ispahan
Lag ich fünf Wochen krank in seinem Haus.
Mir hatt' ein Tiger auf der Jagd den Arm
Zerfleischt, und während täglich mich der Arzt
Verband, bis ich genesen, flößte mir
Der weise Freund, so jung er ist, den Balsam
Der Güt' und Menschenlieb' ins wilde Blut,
Und besser, als ich kam, verließ ich ihn.

Gülnare.

Wie kann ein so erlesner Geist sich bergen
In solcher Mißgestalt?

Abdul.

Sprich nur mit ihm,
Und was Dein Aug' beleidigt, wird Dein Ohr
Verzeih'n, bis er Dir selbst voll Anmut scheint.

Gülnare.

Das möcht' ich wohl erfahren. Ruf ihn her!
(Abdul steht auf, geht zu Assad und spricht mit ihm.)

Zobeide.

Was Du für sonderbare Launen hast!
Ein Buckliger! Ich sehe weg, sonst träum' ich
Zu Nacht von ihm und schrei', als drückte mich
Ein Alp. (Abdul kehrt zurück.)
Nun? Kommt das Monstrum?

Abdul.

Er bedauert.
Zu müß'gem Plaudern hab' er keine Zeit.

Zobeide.

Der Unverschämte! Hast Du ihm gesagt,
Wer nach ihm schickt? Der Narr! Er hat Gülnarchen
Nicht einmal angesehn. Nun ja, die Eule
Thut klug, nicht nach dem Goldfasan zu schielen;
Sie platzte sonst vor Neid.

Abdul.

Er ist beschäftigt
Mit seinen Kranken.

Gülnare.

Nun, was kümmert's mich?
Er ist auch gar zu mißgeschaffen. Zwar
Wär' er von gradem Wuchse — sein Gesicht,
Die hellen Augen —

Abdul.

O ein Spiegel sind sie
Des hellsten Geistes. Und sein Herz — wie er
Die blinde Mutter pflegt —

Gülnare (unmutig).

Genug! Nichts mehr
Von diesem Ausbund aller Tugenden,
Dem doch der Hochmut auf der Stirne sitzt!
Sag mir, mein Prinz, am Hof des Großsultans —
(spricht leise weiter mit ihm, der vor ihr steht.)

Sechste Scene.

Vorige. (Eine Schar krüppelhafter) Bettler und alter Weiber (kommt näher, an ihrer Spitze) Kurroglu (ein junger Bursch auf Krücken).

Kurroglu (zu Gülnare).

Erhabne, Himmlische, gleich einer Peri
Des Paradieses wonnevoll —

Abdul (sich zornig umwendend).

Hinweg,
Gesindel!

Kurroglu.

Wie?

Abdul.

Was drängt ihr euch heran?

Kurroglu.

Nicht um Dein liebliches Gesicht zu sehn,
Verehrter Gönner. Hätten wir nicht Hunger,
An Dir, Du Stolzer, säh'n wir bald uns satt.
Doch diese mondgesicht'ge Huldgestalt —
In ihrem zarten Busen wohnt gewiß
Ein himmlisch Mitleid mit uns Erdenwürmern,
Die kümmerlich im Staub sich nähren müssen,
Wenn nicht der Tau der Wohlthat sie erquickt.

Abdul
(wirft ihm eine Börse zu).

Da nimm, und nun hinweg, Du schaler Schwätzer!

Kurroglu
(die Börse in der Hand wiegend).

Was? nur so wenig für so Viele? Pfui,
Solch schnöder Geiz! Freigebig bist Du nur
Mit Schimpferei'n. „Gesindel! Schaler Schwätzer!"
Habt ihr's gehört?

(Murmeln unter den Bettlern.)

Doch kommt! Beschämen wir
Die filzigen Reichen dort. Sie sollen sehn,
Wie tugendhafte Armut noch geehrt wird.
Der Menschenfreund da drüben, der sein Herzblut
Hingiebt als Pelikan, um Durstige
Zu tränken, seinen letzten Bissen wird
Er mit uns teilen.

(wendet sich zu Assad, lüftet die Mütze und verneigt sich tief.)

Friede sei mit Dir,
Freund und Wohlthäter der bedrückten Menschheit!

Assad
(kaum aufblickend, während er fortfährt, einen Kranken zu untersuchen).

Meinst Du's im Ernst, so laß mich denn in Frieden!

Kurroglu.

Gleich, edler Menschenfreund. Erst aber gieb
Von Deiner Armut Denen, die noch ärmer,
(leiser)
Wär's nur, den geiz'gen Prinzen dort zu ärgern.

Assad.

Ich gebe Nichts an Solche, die zu faul,
Ihr Leben sich mit Arbeit zu verdienen.

Kurroglu (höchst betroffen).

Arbeit? Ja, siehst Du nicht, daß Alle wir
Beladen sind mit mancherlei Gebresten,
Stiefkinder der Natur, aufs Pflichtteil nur
Gesetzt, daß wir die Hand noch krümmen können,
Um Gaben zu empfangen? Wie? Bist Du
Nicht selbst ein Krüppel und Du fühltest nicht,
Wie Krüppeln ist zu Mut?

Assad.

Ja, Du hast Recht.
Komm, leih mir Deine Krücken.

Kurroglu (erstaunt).

Herr, wozu?

Assad.

Aufnehmen sollt ihr mich in eure Zunft.
Hink' ich nicht so wie Du? Warum nicht soll ich
Mein lahmes Bein auf einer Tempelschwelle
Auch in die Sonne strecken, so wie Du,
An milden Gaben mich zu mästen? Was
Aus meinen Kranken wird — ha, sie sind auch
Stiefkinder der Natur. So mögen sie
Mit uns verfaulen. Wozu rühr' ich ferner
Noch eine Hand, da mir der Fuß gelähmt? —
Du weigerst mir die Krücke? Ja, mein Freund,
Zum Botenläufer oder Tänzer zwar
Sind wir verdorben. Aber giebt es sonst
Hier unterm Mond kein nützliches Geschäft?
Und geht der Tag nur darum für uns auf,
Ihn lungernd totzuschlagen?

Kurroglu (kleinlaut).

Herr, bedenk,
Du bist auch klüger, als wir Andern, hast
Gar viele Wissenschaft gelernt. Doch wir —
Doch ich —

Assad.

Kannst Du mit dem gesunden Fuß
Das Rad nicht drehn des Töpfers, nicht Holzschnitzen,
Korbflechten lernen? Blieben Dir nicht zwei
Gesunde Hände? Glaube mir, dann wird
Dein karges Mahl, Dein Schlaf Dir anders schmecken,
Hast Du mit Arbeit redlich sie verdient,
Und nicht erbettelt. Wenn ihr weise wärt,
Ihr trägen Thoren, würdet ihr die Reichen
Nicht neiden, die in ihrem Nichtsthun sich
Unselig fühlen, habt ihr doch vor ihnen
Noch eins voraus: daß ihr, sobald ihr wollt,
Abschütteln eurer Trägheit dumpfe Last
Und lernen könnt, euch selbst zu achten.

Kurroglu.

Bravo!
Doctor, die Arzenei, die Du verschrieben,
Schmeckt bitter, doch kann sein, sie thut uns gut.
Holla, ihr Leute, hier ist nichts zu holen,
Als ein verteufelt kräftig Abführmittel.
Drum Kehrt gemacht! Doch wenn bei uns die Kur
Anschlägt, wir kommen wieder und entrichten
Was wir Dir schuldig sind. Kommt, kommt! Es lebe
Der Doktor Assad, hoch — hoch!
(schwingt die Krücke, die Andern stimmen nur teilweise ein. Assad wendet sich wieder zu seinen Kranken.)

Siebente Scene.

Vorige (ohne die Bettler).

Gülnare
(steht auf, sehr erregt).

Ich will fort!

Zobeide.

Wie, Herzchen? Ist's nicht hübsch und lustig hier?
Zu Haus in unserm Garten — da erstickt man
Vor Rosen- und Orangenduft.

Gülnare.

Du hörst ja,
Wir Müß'gen sind dem fleiß'gen Krüppel dort
Ein Dorn im Auge.

Abdul.

Nicht auf Dich, Gülnare,
Ging seine Rede, auf die Armen nur,
Die lieber betteln, als die Hände rühren.

Gülnare.

Nun freilich, mich beachtet er ja nicht!
Und wenn er's thäte, wenn er sich erlaubte,
Mit weisen Sprüchen mich zu meistern —

Zobeide.

Der!
Der sollt' sich unterstehn! Ich sagt' ihm kurzweg,
Der Neid nur sprech' aus ihm.

Gülnare (zu einer Dienerin).

Gieb mir den Fächer!
Es ist mir lästig, angegafft zu werden.
Ich will nach Haus.

Zobeide.

Nun, wie Du willst. — Den Wagen!

Gülnare.

Nein, ich will gehn. Ich habe, Gott sei Dank!
Noch zwei gesunde Füße.

Zobeide.

Aber, Täubchen,
In dieser Hitze —

Gülnare.

Widersprich mir nicht!
Ich will nun einmal gehn.
(stampft mit dem Fuß.)
Ahi!

Abdul.

O Himmel!
Hast Du Dir weh gethan?

Gülnare
(wankt. Abdul springt hinzu).

Ich glaub' — ich habe
Den linken Fuß verstaucht.

Zobeide.

Um Gotteswillen,
Mein Herzchen — siehst Du wohl?

Abdul (zu dem Sklaven).

Den Wagen, rasch!

Gülnare
(wird auf das Polster niedergelassen).

Nein, nein, es wird vergehn.

Zobeide.

Wo ist mein Fläschchen?
(holt es hervor.)
Riech nur daran — es ist ein stärkend Salz —
Du bist ganz blaß!

Gülnare.

Laß, gute Tante! Siehst Du,
Ich kann schon wieder —
(versucht aufzustehn, sinkt zurück.)
Nein, es schmerzt zu sehr!

Abdul.

Zum Glück ist Hilfe bei der Hand. Erlaubst Du,
Daß ich Freund Assad —

Gülnare (matt).

Meinethalben. Doch
Du siehst, er ist beschäftigt.

Abdul.

O er kann
Nichts thun, was wicht'ger wäre!
(geht rasch zu Assad hinüber, spricht mit ihm, auf Gülnare deutend.)

Assad
(mit einem Kranken beschäftigt, gleichgiltig).
Wie? den Fuß
Verstaucht auf ebnem Boden? Hm! Je nun,
Ich werde kommen. Nur Geduld!

Abdul.
Geduld!
Sie ist zu Tod erblaßt. Sie leidet sehr.

Assad.
Den großen Damen scheint der kleinste Schmerz
Ein schweres Unrecht, das der Himmel ihnen
Zufügte. — Hussein, gieb die Salbe!
(Der Knabe, der mit zornigen Blicken nach Gülnare hingesehn, reicht ihm eine Büchse.)

Assad
(zu dem Kranken, der vor ihm steht).
So,
Mein Freund!
(zu Abdul)
Nun ja, ich komme!
(spricht leise weiter mit dem Kranken.)

Abdul (zu Gülnare zurückkehrend).
Er ist gleich
Zu deinen Diensten.

Gülnare.
Gleich? Es scheint ihm nicht
Sehr eilig.

Zobeide.
Unerhört! So'n Straßenarzt,
So ein verwachs'ner, garst'ger, hinkender
Armleutedoktor! Macht sich kostbar, läßt
Eine Patientin, wie Gülnarchen, warten!
Wir sollten doch den Hausarzt —

Assad (zu dem Kranken).
Nun geh heim
Und thu genau nach Vorschrift.
(wendet sich langsam, nähert sich, auf seinen Stock gestützt, dem Brunnen.)
So! Und jetzt —
Wo ist der kranke Fuß?

Abdul.
Hier, lieber Freund.
Sei ohne Furcht, Gülnare. Dieser Arzt
Hat eine sanfte Hand.

Assad
Ich muß dich bitten —
(kniet, ohne sie anzusehn, vor ihr nieder.)
Welcher von beiden ist's?

Gülnare
(einen Fuß ihm hinstreckend, wobei sie ihn scharf beobachtet).
Da! Dieser hier.

Assad
(nachdem er den Fuß betrachtet und hin und her bewegt hat).
Das Füßchen ist so heil und unversehrt,
Wie man's nur wünschen kann.

Zobeide.
Du scheinst Dich nicht
Auf Füße zu verstehn. Wenn er nun weh thut —

Gülnare.
Nein, Tante, er hat Recht, ich irrte mich.
Hier, dieser ist's.
(streckt den andern Fuß vor.)

Assad
(nachdem er ihn befühlt).
Ja allerdings, der hier —

Zobeide.
Sag, ist's gefährlich, wird es lange dauern,
Bis er geheilt?

Assad (steht auf).
Hm! Je nachdem. Der Fall
Ist ungewöhnlich.

Abdul.
Ich beschwöre Dich,
Brauch alle Deine Kunst!

Assad.
Die ist hier freilich
Vonnöten. Laßt mich nur von drüben erst
Aus meiner Apotheke —
(wendet sich nach seinem Hause, bleibt stehen, späht die Straße hinab.)
Himmel! Was
Ist das?

Abdul.
Was siehst Du?

Assad.
Dort — da hinten — ha,
Es kommt hieher!

Abdul.
Ich seh' nur eine Wolke
Von Staub.

Assad.
Doch in der Wolke — siehst Du nicht?
Menschen, die flüchten — in der Mitte — schütz' uns
Der Himmel! —

Zobeide.
Ja, nun seh' ich's auch. Was ist's?

Assad.
Ein Tiger oder Panther oder sonst
Ein reißend Thier — in wilden Sätzen kommt's
Hieher — Flieht! rettet euch!

Zobeide.
Gülnare! Prinz,
Dein Schwert!

Gülnare (ist zitternd aufgesprungen).
Dort in das Haus!
(läuft ohne zu hinken dem Hause zu. Die Kranken sind auseinandergestoben.)

Assad.
Beruhigt euch!

Es war ein Augentrug: ein Esel nur
Ist durchgegangen, und sie fingen ihn
Schon wieder ein.

Zobeide.
Nein, so uns zu erschrecken!
Sein Spiel mit uns zu treiben, schadenfroh!
Man weiß ja, alle Buckligen sind boshaft,
Doch solche Tücke — vor den Kadi bring' ich's,
Er soll es büßen!

Assad (ruhig).
Straft man auch den Arzt,
Dem eine Kur gelang? Der Fuß des Fräuleins
War unverletzt, der Schmerz nur Einbildung.
Von der ist sie geheilt und kann nun ruhig
Nach Hause gehn!

Gülnare (für sich).
Das überleb' ich nicht!
(Sie wirft den Schleier übers Gesicht und schreitet hastig, hochaufgerichtet an Assad vorbei, die Dienerinnen folgen ihr.)

Zobeide.
Des Himmels Fluch auf Dich, schamloser Krüppel!
(eilt den Andern nach.)

Abdul.
Wie konntest Du so tötlich sie beschämen!

Assad.
Dir soll es frommen, fühlt sie sich beschämt.

Abdul.
Wir sprechen mehr davon. Ich muß ihr nach.
(folgt eilig den Frauen.)

Hussein
(der Gülnare triumphierend nachgeblickt hat).
Da geht sie hin, in hellem Zorn! O Meister,
Das hast Du klug gemacht: nie kommt sie wieder!

Die Mutter.
Was ging hier vor, mein Sohn? Komm, sage mir's.
Ich hörte manches, doch verstand nicht alles.

Assad.
O Mütterchen, ich wollte, Du und ich
Wir tauschten unsre Augen. Denn die meinen,
So hell sie sind, so rettungslos verblendet
Bethören sie mir schmählich den Verstand,
Und seh'nden Auges renn' ich ins Verderben!
(läßt den Kopf auf die Brust sinken.)
(Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Verhalten.

Mein Vogel schreit im Käfig heut' wie toll —
Ich weiß nicht, was sein Schrein bedeuten soll.

Er schreit so gell, als fordre er mit Macht,
Was sonst der Frühling immer ihm gebracht.

Er lockt ein Weibchen, ruft so voller Gier:
„O komm, o komm, o komm, o komm zu mir!"

Und sitzt er hinter Stäben hier auch fest,
Er träumt doch stets von seinem warmen Nest.

Und öffne ich ein wenig nur das Thor,
So drängt sein schlanker Leib sich schon hervor.

Er schreit nach Liebe — Es ist Frühlingszeit!
Es peinigt mich, wie er so hilflos schreit.

Ich weiß es wohl, wie bitter weh es thut,
Wenn man ersticken muß verhaltne Glut.

Du sollst es nicht! — Schon ist das Fenster auf
Dein, folge deinem Triebe, schwing dich auf!

Voll Hast erriegle ich sein kleines Haus:
„Grüß' mir die Liebe!" Husch — ist er hinaus!

Kurt Holm.

Stelldichein.

Die Drossel singt noch Abends spät
Ihr Tirili und Tralala.
Ein Bursche durch die Bäume späht,
Ob er vom Dorf nichts kommen sah.

„Und kommt sie nicht, so kommt sie nicht!"
Denkt er für sich, den Mund gepreßt.
Die Sonne sank; das Dämmerlicht
Die Häuser nicht mehr sehen läßt.

Ihn würgt's im Hals mit herbem Druck;
Ihm schlägt so unmutvoll das Herz.
Er reckt sich auf mit stolzem Ruck
Und sinkt zurück mit wildem Schmerz.

„Sie mag dich nicht und gab dir doch
Beim Tanze gestern gern das Wort
Zu kommen heut; was wart' ich noch?
Sie treibt ihr Spiel mit dir, nur fort!"

Es raschelt leis; ein Lachen klingt,
Und sie ist da! und sie ist da! —
Doch Abends spät die Drossel singt
Ihr Tirili und Tralala.

Hans M. Grüninger.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Zwei kürzlich aufgeführte Theaterstücke, das eine scharf abgelehnt und bald verschwunden, das andere nicht eben warm aufgenommen, sind dennoch schon aus dem Grunde näherer Betrachtung wert, weil sie Fragen streifen, die heute jeden denkenden Kopf in Deutschland beschäftigen. Und nachdenklicher noch, als die Stücke, kann die Aufnahme machen, die sie gefunden haben. Ich meine Ernst von Wolzogens Komödie: „Unjamwewe" und Ernst Wicherts Schauspiel: „Im Dienste der Pflicht".

Herr von Wolzogen ist ein sehr begabter Schriftsteller von starkem Temperament, dessen Büchern ein warmer Lebenshauch entströmt; die Gestalten, die er hinstellt, hat er gesehen, oder sieht sie doch, während er schreibt, und darum sieht sie auch der Leser. Neben diesem Besten an ihm muß sein Humor und die frische, unbekümmerte Art gefallen, in der er drauf losschreibt; die Daumschrauben irgend einer Manier hat er sich niemals angelegt. Natürlich wirft das Licht dieses sorglosen Temperaments auch seinen Schatten; an Selbstkritik, an Kunstverstand steht er hinter manchem kleinen, aber schon ganz kleinen Bürger unserer litterarischen Republik zurück. Entweder er macht Vortreffliches, wie „Lumpengesindel", oder er verhaut sich gründlich.

Als ich nun die Rezensionen über das neue Stück mit dem afrikanischen Titel las, dann die Leute mündlich dagegen losziehen hörte, da dachte ich: Also diesmal hat Wolzogen leider eben etwas ganz Verfehltes gemacht. Aber als ich „Unjamwewe" sah, wurde ich anderer Ansicht. Die Komödie ist gewiß keine vortreffliche Arbeit — die beiden letzten Akte sind gar zu schwach gezimmert und auch sonst steht Manches schief —, aber sie hat Vorzüge genug: die Szenen aus der Berliner Gesellschaft sind so echt, wie sie selten vorher auf der Bühne zu sehen waren, der zweite Akt bietet ein Kabinetsstück an Wahrheit und gemütvollem Humor, dem echten Humor, der zwischen Lachen und Weinen steht, die Charaktere sind scharf umrissen und, wie mir scheinen will, konsequenter gezeichnet, als in den früheren Stücken des Autors. Dennoch finde ich das Mißgeschick von „Unjamwewe" weder unerklärlich, noch beklagenswert. Im Gegenteil, es scheint mir ein Zeichen gesunden sittlichen Empfindens.

Wer so spricht, setzt sich leicht der Meinung aus, daß ihm das ethische Moment in der Beurteilung eines Kunstwerks höher steht, als das ästhetische. Das wäre hier ein irriger Schluß, und wie ich darüber denke, werde ich später andeuten. Zunächst habe ich darzulegen, in welchem Punkte sich der Dichter mit dem sittlichen Empfinden des Publikums in so scharfen Widerspruch gesetzt hat, daß sein Scheitern unvermeidlich war.

Fanatiker für die Kolonial-Politik haben behauptet, Wolzogens Unglück sei nur seine Kolonial-Freundlichkeit gewesen. Die Berliner wollten eben von der ganzen Sache nichts wissen und straften Jeden, der sich dafür begeistere, wie einen Verbrecher ab. Möglich, daß die Herren, die dies aussprachen, es auch geglaubt haben, richtig ist es nicht. Die Sozial-Demokraten sind grundsätzlich gegen alle Kolonieen — aber üben sie auf Berliner Theater-Erfolge Einfluß?! Nicht einmal, wenn sie, wie bei Hauptmanns „Florian Geyer", ihre intelligentesten Leute als Heerbann für den Dichter entsenden. Die Partei Richter will so wenig Geld als möglich für Kolonieen aufgewendet sehen, aber ihre Anhänger denken privatim recht menschlich darüber. Im Ganzen wird die Frage von den gebildeten Berlinern höchst verständig behandelt. Man ist, so ziemlich ohne Unterschied der Partei, für eine tüchtige, sparsame Verwaltung der Kolonieen und wünscht dem begonnenen Werk zur Ehre und zum Nutzen Deutschlands aufrichtig das beste Gedeihen. Daß auch jene Kreise ins Theater gehen, die für die Sache blindlings begeistert sind und ihr große Opfer gebracht haben, will gleichfalls nicht vergessen sein. Also — die „grundsätzliche Kolonialfeindlichkeit" Berlins existiert nicht und kann darum nicht der Grund sein.

Das hat denn auch Wolzogen selbst nicht behauptet, sich aber einen andern Trost gewußt. Sein Unglück sei gewesen, versicherte er öffentlich, daß er einem Interviewer den Dr. Karl Peters als das Modell für seinen Helden genannt habe. Man kann dem Verfasser eines abgelehnten Dramas jeden Trost der Welt gönnen, wenn er damit in seiner stillen Klause bleibt — auf das zwanzigste Jahrhundert als höhere Instanz hoffen ja neun Zehntel am Tage nach der verunglückten Premiere — aber spricht er ihn aus, so darf man ihm antworten und hier kann diese Antwort nur lauten: Daran lag es nun schon gewiß nicht. Hätte Wolzogen diesen Namen nicht genannt, so wären die Zuschauer von selbst auf dieses und einige andere Modelle gekommen. Aber nicht an diesen Modellen und ihren zufälligen Schicksalen liegts, sondern an der grundsätzlichen Verschiedenheit der

Beurteilung des sittlichen Werts eines Charakters, wie dieser Ewert ist: Dem Dichter gefällt er und uns anderen mißfällt er. Da klafft ein Abgrund, der nicht zu überbrücken ist, und er hat das interessante Stück samt all seinen Vorzügen verschlungen.

Daran liegts, und nicht etwa — auch dies ist behauptet worden — an einer Verzeichnung des Charakters. Im Gegenteil; er ist durchaus wahr, lebensvoll, konsequent geschildert, nur ein Einzelner und dabei doch ein moderner Typus: Der Afrikaner, der „Draufgänger". So wie der Dichter ihn hinstellt, haben wir Alle ihn kennen gelernt. Dr. Franz Ewert ist armer Leute Kind; „ewig habe ich mich für Wohlthaten bedanken müssen", klagt er. In der That hat ihm der Kaufmann Gerth sen. die Mittel fürs Studium gewährt und sein Schulfreund Gerth jun. die Hauslehrerstelle im Hause seiner Braut verschafft; gedankt hat er es ihnen dadurch, daß er das reiche Mädchen, eben ihres Reichtums wegen, durch Herabsetzung und Verleumdung seiner Wohlthäter für sich zu gewinnen gesucht hat. Als dies vergeblich war, hat er „ein paarmal umgesattelt beim Studieren", ohne doch recht vorwärts zu kommen, dann hat er davon geträumt, sich „an die Spitze der deutschen Sozial-Demokratie zu stellen — Revolution machen muß ein erfrischender und gesunder Sport sein, denk' ich mir. Aber der Aristokrat in mir litt mich nicht bei den Massen." So hat er nach einem einzelnen Gönner gesucht und ihn in dem Grafen Malte von Bohlen, einer „imponierenden Persönlichkeit, die das Ohr des Kaisers hat", gefunden. „Wir zwei steckten die Köpfe zusammen und heckten den lustigen Bubenstreich gegen das offizielle Philisterium aus": Ewert ist nach Afrika gegangen; einige „Hallunken von schwarzen Majestäten" haben ihm dort das Reich Unjamwewe „verkümmelt"; bei dieser Gelegenheit hat er auch „ein halbes Dutzend oder mehr" Menschen ins Gras beißen lassen", anläßlich einer drohenden Rebellion „selbst den Henker gespielt" und „drei stramme schwarze Bengels, ein Monocle ins linke Auge geklemmt", niedergeknallt. Nun ist er, die Verträge mit den „Hallunken" in der Tasche, wieder nach Berlin zurückgekehrt, und der Held des Tages. „Wenigstens schwimme ich jetzt oben, ich habe lange genug da unten herumkriechen müssen, wo es bekanntlich fürchterlich ist." Einen Orden als „Rettungsgürtel" hat er nun auch, aber: „Solange man keinen festen Boden unter den Füßen hat, ist man vor dem Ertrinken doch niemals sicher!" Und so sucht er sich diesen „festen Boden" zu erobern; Unjamwewe soll deutsche Kolonie, er der Reichskommissar werden. Da nun aber bei der Regierung — „Ära Caprivi" — „nicht die mindeste Lust zu Abenteuern vorhanden ist", so beschließt Ewert: „Also kümmern wir uns den Teufel um die Regierung; trommeln wir ein Finanzkonsortium zusammen und gründen wir eine Gesellschaft auf eigene Hand." Das gelingt ihm auch; die Männer werden durch angebliche Goldlager, Plantagen-Pläne u. dergl., die Frauen durch die „freie, selbstherrliche Persönlichkeit" Ewerts gewonnen. Zwei Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, überwindet er spielend. Ein englisches Konsortium erhebt Ansprüche auf das Land, — die schwarzen Majestäten haben eben ihre Reiche „mehrmals verkümmelt". Ewert kauft den Engländern ihre Rechte um eine kolossale Summe ab. Den zweiten Zwischenfall — die Ermordung zweier deutscher Missionare in Unjamwewe — weiß er vollends zu seinen Gunsten auszunutzen: „Das ist ja eine ausgezeichnete Nachricht! Etwas Besseres konnte uns ja garnicht passieren! Jetzt schreiben wir als Bürger eines christlichen Staates: „Rache für unschuldig vergossenes Blut auf unsere Fahnen. Sie wissen doch, wie glücklich der Deutsche ist, wenn er eine Fahne hochzuhalten kriegt. Jetzt predigen wir den heiligen Kreuzzug." Auch diese Spekulation gelingt; alle Parteien sind „wie aus dem Schlafe gerüttelt", das Reich „betrachtet eine Straf-Expedition gegen die Mordgesellen als seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit", und Ewert wird als Reichskommissar Führer der Expedition. Nachdem er die drei Frauen, die ihn lieben, abgeschüttelt — die Eine schiebt er ihrem Gatten, die Zweite einem Bräutigam zu und die Dritte tritt er einem Freunde ab — kehrt er als „Selbstherrscher aller Kaffern" nach Afrika zurück.

Gewiß eine wirklich „moderne Figur", noch mehr: ein mit dichterischem Scharfblick dem Leben abgelauschter Typus. Aber wie sollen wir nun über diesen Ewert denken, sollen wir ihn herrlich oder erbärmlich finden? Wolzogen findet ihn herrlich, einen „siegreichen Helden", einen Menschen von „gesundem Egoismus", aber mit „ernsten Idealen"; so hat er es in jener öffentlichen Selbstverteidigung nach der Ablehnung nachdrücklich ausgesprochen. Und wir finden ihn erbärmlich. Denn wir halten im Munde eines Menschen, dem seine erste Expedition nach Afrika nur ein „lustiger Bubenstreich" und zugleich das Mittel ist, „obenauf zu schwimmen", Redensarten wie: „Aus Tieren Menschen schaffen!" oder gar: „Ich lebe ja nicht für mich; ich schaffe, ich arbeite, ich verblute mich, wenn's sein muß, für ein ganzes Volk, für das Glück von Menschen, die noch gar nicht geboren sind" — dies Alles, sag' ich, halten wir im Munde dieses Menschen für Phrasen, bestimmt, Andere zu täuschen, oder bestenfalls sich selber über die eigenen sauberen Qualitäten hinwegzulügen. Freilich, der Mensch ist ein kompliziertes Geschöpf, „aus Staub und aus Sternen" geknetet, aber Einem, der seine Devise: „Es lebe die Rücksichtslosigkeit!" in so grenzenlos frivoler und brutaler Art in Thaten umsetzt, trauen wir „ernste Ideale" so wenig zu, wie der Distel, daß sie Rosen trägt. Was aber den Egoismus betrifft, so mag er fordern, daß man einen Menschen tötet, um sich nicht von ihm töten zu lassen, aber selbst „Henker spielen" und, das Monocle ins

linke Auge gepreßt, „stramme Bengels“ niederknallen, weil man eine Rebellion befürchtet, ist kein „gesunder Egoismus“, sondern verbrecherische Brutalität. Vor allem aber glauben wir Wolzogen den „siegreichen Helden“ nicht; dieser Ewert wird in Afrika keine nützliche Kulturarbeit verrichten, weil ein Mensch dieses Schlages gar nicht weiß, was das heißt und wie man's anpackt, sondern er wird als „Draufgänger“ Scheinerfolge erzielen und dabei seine brutalen Instinkte an wehrlosen Menschen so maßlos auslassen, bis man sich genötigt sehen wird, ihn unschädlich zu machen.

Darum war hier alle Kunst verthan, und das talentvolle Stück ist tot. Sein Ende, deutete ich an, bedeutet einen nicht zu beklagenden Sieg des ethischen über das ästhetische Moment. Aber daraus darf nicht gefolgert werden, als wäre meines Erachtens prinzipiell das ethische Moment über das ästhetische zu setzen. Mit einigen Worten läßt sich ja derlei nicht abthun; ich möchte hier nur so viel bemerken: Daß beide Momente in Gegensatz zu einander treten, ereignet sich viel seltener, als man glauben mag. Alle große, echte Kunst ist auch ethisch; eine große Dichtung der Weltlitteratur, die man unethisch nennen könnte, giebt es nicht. Und alle unechte, kleine Künstelei ist unethisch; der Stümper mag es noch so gut meinen, das Ethische an seiner Stümperei wird uns doch kalt lassen, wie uns Edelsteine auf einem schmutzigen, zerschlissenen Gewand gar nicht mehr wie Edelsteine erscheinen. Nur bei den Werken jener Künstler, die wir „Talente“ nennen, weil wir kein besseres Wort dafür haben, also in den mittleren Regionen, die vor dem Ach und Pfui bewahrt sind — dem „Ach, wie grandios!“ und dem „Pfui, wie stümperhaft“ — können beide Momente gegen einander spielen. Häufig ereignet sich ein solcher Zusammenstoß auch in diesen mittleren Regionen nicht; so oft das ästhetische Moment gegen das konventionell-moralische spielt, so selten gegen das wirklich ethische. Aber wenn auch selten, es kommt vor, und dann siegt das ethische Moment, ich glaube, immer, wenigstens weiß ich kein Beispiel für das Gegenteil.

Öfter aber ereignet sich ein anderer Fall: dem ästhetischen Moment erwächst im ethischen ein Bundesgenosse, ein an sich nicht starkes Stück gewinnt durch seinen ethischen Gehalt an Wirkung. Wie für den Kampf beider Momente Wolzogens Stück ein lehrreiches Beispiel ist, so für ihre Bundesgenossenschaft Ernst Wicherts neuestes Drama.

„Im Dienste der Pflicht“ gehört nicht zu Wicherts besten Stücken. Und er selbst weiß dies sicherlich, denn seine strenge Selbstkritik gehört neben dem redlichen Fleiß, der freien, rein menschlichen Gesinnung, der gesunden, verständigen Weltanschauung mit zu jenen Eigenschaften, die uns diesen Schriftsteller sympathisch machen. Daß er als Dichter mehr kann, als ihm die jetzt tonangebende Kritik zugestehen will, scheint mir zweifellos, nur ist dies Stück leider nur zum Teil geeignet, die Lichtseiten seiner künstlerischen Individualität darzulegen. Es enthält einige hübsche Genrebilder, der Geist der Zeit ist scharf erfaßt und treffend wiedergegeben, einige Charaktere, besonders der König — Friedrich Wilhelm I., der Soldaten-König — sind sehr gut gezeichnet. Aber die Intrigue ist schwächlich, die Komposition locker, und Vieles schmeckt im unguten Sinn nach dem Theater.

Trotz dieser Schwächen und obgleich die Darstellung zudem eine sehr mittelmäßige ist, hat das Stück gefallen und erhält sich, nicht eben mit Glanz, aber doch in Ehren. Und hört man darüber reden, so erfährt man auch — ich will nicht sagen: den Grund, aber einen der Gründe dafür. Das Stück zeuge von so „anständiger Gesinnung“, sagen die Leute, wie es auch ein Teil der Kritik sagte. „Im Dienste der Pflicht“ ist in seiner Tendenz ein seltener Vogel: ein Drama aus der deutschen Geschichte, das weder dem Chauvinismus noch dem Byzantinismus fröhnt; es ist nur eben gut deutsch und gut monarchisch. So, wie Wichert Friedrich Wilhelm I. vor uns hinstellt, war er annähernd wirklich; die Vorzüge sind betont, aber die Schwächen nicht vergessen. Statt betäubender Hurrahrufe schlägt hier eine Stimme an unser Ohr, die etwas nüchtern, aber klar und bündig ausspricht: Was dieses Herrschergeschlecht, was diesen Staat groß gemacht, war, daß sich Alle im Dienst der Pflicht gefühlt haben. Das ist nicht neu, aber weil man es lange nicht mehr schlicht und treuherzig von der Bühne herab gehört hat, so gefällt es. —

Die Abende werden länger; die Kunde von einer ganzen Reihe von Meisterwerken durchschwirrt die nebligen Lüfte. Das ist immerhin besser, als wenn man das Gegenteil erzählen würde; die Produktion braucht Vertrauen und Wohlwollen des Publikums, wie die Pflanze das Licht.

Trübung.

Der Herbst tritt seine Wandrung an,
Durchs Land Marienfäden schwingend,
Ein Lied in Moll versonnen singend,
Wie nur der Herbst es singen kann.

Was strebst du sinnend, schöne Frau?
Was schweift in Fernen deine Seele? —
Und aus den Wiesen steigt Geschwele
Von Nebeln auf, trübdunstig, grau.

Carl von Arnswaldt.





Berlin in der Reaktionszeit.

(1850—1858.)

Erinnerungen von Max Ring.

II.

Mundt. Mügge. Gutzkow.

Einen nicht minder interessanten Kreis fand ich in dem Hause des mir von Breslau her bekannten Mundt'schen Ehepaares. Theodor Mundt war eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein feiner Geist, mehr spekulativ als schöpferisch und produktiv. Um so fleißiger und produktiver war seine Gattin, Frau Luise Mühlbach, welche täglich mehrere Druckbogen lieferte und eine bewunderungswürdige litterarische Fruchtbarkeit entwickelte. Sie besaß in der That ein ungewöhnliches Erzählertalent, eine seltene Erfindungsgabe und eine nur allzu leichte wuchernde Phantasie. Leider mangelte ihr fast jeder künstlerisch-ästhetische Sinn, das feinere sittliche Gefühl und vor allem die nötige Selbstkritik. Ihre zahlreichen Romane und Novellen strotzten von ethischen Ungeheuerlichkeiten, von psychologischen und historischen Unwahrheiten, von Verstößen gegen den guten Geschmack, fesselten aber durch den meist glücklich gewählten Stoff, durch die Lebendigkeit der Darstellung, durch spannenden Reiz der Situationen und durch die Geschicklichkeit, mit der sie die Fäden der Handlung zu knüpfen und zu lösen wußte, so daß ihre Werke von dem großen Leihbibliotheken-Publikum förmlich verschlungen und selbst vom gebildeten nicht ohne Interesse gelesen wurden.

Im persönlichen Verkehr erschien Frau Mundt höchst amüsant, geistvoll, witzig und auch gutmütig, wenn nicht ihre leicht gereizte Eitelkeit verletzt wurde. Dabei war sie eine ausgezeichnete liebevolle Gattin und Mutter, eine tüchtige Hausfrau und Wirtin, welche ebenso gut in der Küche wie in der Litteratur Bescheid wußte. Ihr mit eigenen Händen bereitetes „Weißsauer“ und andere mecklenburgische Nationalgerichte erfreuten sich einer gleichen Beliebtheit, wie ihre Romane. Auch das schöne Tafelservice, auf das sie mit Recht stolz war, zeigte die vielseitige Kunstfertigkeit der begabten Frau, da sie selbst sämtliche Teller und Schüsseln mit den reizendsten Blumenstücken nach der Natur bemalt hatte. Sowohl sie, wie auch Mundt liebten eine anregende Geselligkeit und übten eine verschwenderische, ihre Einnahmen oft übersteigende Gastfreundschaft in ihrem Hause, in dem sie einen großen Kreis interessanter Männer und Frauen um sich versammelten. Zu ihren intimeren Freunden zählten damals vor allen der bekannte Schriftsteller Theodor Mügge, der Musiker Professor Marx mit seiner schönen Frau, der Stadtgerichtsrat Werther und dessen Bruder, Privatdozent und später Professor der Chemie in Königsberg, der Hofschauspieler Rott mit seiner reizenden Gattin, der bekannte Professor Märker und der praktische Arzt, Doktor Schlemm, ein talentvoller, fein gebildeter Dilettant in der Litteratur.

Ich selbst fühlte mich ganz besonders zu Theodor Mügge hingezogen, mit dem ich bald auch näher bekannt und befreundet wurde. Die hohe kräftige Gestalt mit den markigen Zügen und der straffen militärischen Haltung, welche den früheren Soldaten erkennen ließ, sein schlichtes, gediegenes Wesen, sein festes, entschiedenes und doch bescheidenes Auftreten, seine Natürlichkeit und innere Wahrhaftigkeit im Umgange verrieten auf den ersten Blick einen tüchtigen, ehrenwerten Charakter. Durch und durch freisinnig, gehörte Mügge zu jenen Männern, die lange vor den Märztagen unerschrocken gegen den Absolutismus und den Polizeistaat kämpften und ihrer politischen Überzeugung die größten Opfer brachten. Im Verein mit einigen Gesinnungsgenossen wurde er Mitbegründer der „National-Zeitung“, deren Feuilleton er längere Zeit redigierte. Für dasselbe schrieb er die historischen Novellen „König Jakobs letzte Tage“ und „Der Voigt von Sylt“, welche durch ihre nahen Beziehungen zu den letzten Ereignissen und durch ihren inneren Wert ein ungewöhnliches Aufsehen erregten. Nachdem er von der Redaktion des Feuilletons zurückgetreten war, ohne darum seine freundschaftliche Verbindung mit der Zeitung aufzugeben, wendete er sich von Neuem größeren selbständigen Arbeiten zu, unter denen der Roman „Afraja“ ihm einen europäischen Ruf erwarb. Welchen Reiz dieses Buch auf die Leser übte, erzählt der bekannte amerikanische Schriftsteller Taylor. Er reiste auf der Eisenbahn von Newyork mit einem jungen Mann, der so vertieft in die Lektüre eines Romans war, daß er darüber alles um sich her ver-

gaß und zwanzig englische Meilen über sein Ziel weiter fuhr, ohne seinen Irrtum früher zu gewahren, bis ihn der Schaffner aus seiner Vertiefung weckte. Neugierig erkundigte sich Taylor nach dem Titel und dem Verfasser des so fesselnden Buches. Es hieß: „Afraja" von Theodor Mügge.

Ein Erfolg, wie ihn dies Buch fand, hätte in Frankreich oder England hingereicht, den Verfasser zum reichen Mann zu machen und ihm eine sorgenlose Existenz zu sichern. Der deutsche Schriftsteller mußte sich mit einem verhältnismäßig geringen Honorar begnügen, obgleich mehr als fünfzehntausend Exemplare in Deutschland und gegen dreißigtausend Bände der englischen Übersetzung verkauft wurden. Statt die Früchte seiner Arbeit in Muße zu genießen, sah sich Mügge immer von Neuem gezwungen, mit der Feder in der Hand mühsam sein Brot zu verdienen. Bis spät in die Nacht schrieb er politische Korrespondenzen für die Zeitungen, Novellen für ein von ihm herausgegebenes Taschenbuch und größere Romane, von denen er den letzten „Der Prophet" wenige Tage vor seinem Tode erst beendete. Noch auf seinem Sterbelager, von Schmerzen gequält, besorgte er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit die ihm zugeschickten Korrekturen, so daß er im eigentlichsten Sinne des Worts in seinem Berufe mit der Feder in der Hand starb.

Trotz einer solchen unermüdlichen Thätigkeit behielt Mügge noch immer Sinn und Zeit, für das allgemeine Wohl zu wirken und im vollsten Maße seine Bürgerpflichten zu erfüllen. So entfaltete er einen fast jugendlichen Eifer als Vorsitzender des Berliner Schiller-Komitees, so stiftete und verwaltete er voll Aufopferung und Hingebung eine Darlehnskasse in seinem Bezirk. Ebenso beteiligte er sich an den Sitzungen des Handwerkervereins, dessen Bibliothek er beaufsichtigte. Vor allem aber war er ein eifriges Mitglied des Anti-Tierquäler-Vereins und es charakterisiert seine alle Geschöpfe mit gleicher Liebe umfassende Gesinnung, daß er an einem heißen Sommertage auf einem Spaziergange nach Charlottenburg sich mit seiner Familie trotz der großen Hitze und Müdigkeit den Gebrauch einer vorüberfahrenden Droschke versagte, weil er das arme abgemattete Pferd schonen und dem geplagten Tier nicht noch eine neue schwerere Last aufbürden wollte.

In seinem Hause herrschte eine wohlthuende, aber von jedem Luxus freie Gastfreundschaft. Mügge liebte es, nach des Tages Mühen und Lasten seine Freunde, Schriftsteller, Gelehrte, gebildete Kaufleute und Fabrikanten mit ihren Familien bei sich zu sehen und einfach zu bewirten. Männer wie Zabel, der Redakteur der Nationalzeitung, der Pädagoge Professor Kalisch, Siemens, Halske bildeten seinen intimeren Umgang. Fest und entschieden in seiner politischen Gesinnung, war er mild und rücksichtsvoll im persönlichen Verkehr, frei von jedem kleinlichen Neid und voll Anerkennung für jedes Talent, während er selbst ohne alle Eitelkeit sein eigenes Verdienst mit seltener Bescheidenheit eher verbarg, als hervorhob und nur ungern von sich, seinen Werken und seinem Leben sprach. So erschien mir Mügge bis zu seinem Ende als einer der würdigsten Vertreter des deutschen Schriftstellerstandes, gleich achtungswert als Mensch und als Dichter.

Ein überaus anregendes und belebendes Element der Mundtschen Gesellschaft war der kleine, bewegliche, geistvolle Professor Bernhard Marx, ein bedeutender Musiktheoretiker und Komponist, obgleich seine Kompositionen, darunter das große Oratorium „Moses", keinen durchschlagenden Erfolg zu erringen vermochten, da ihm der eigentlich schöpferische Genius fehlte. Ursprünglich Jurist, nahm Marx als Kammergerichtsreferendar seinen Abschied, um sich ausschließlich seiner Kunst zu widmen. In seiner Jugend mit Felix Mendelssohn befreundet, übte er durch sein kritisches Urteil einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf seinen ihm produktiv überlegenen Kollegen aus und stand ihm besonders bei der Komposition der Ouverture zum Sommernachtstraum ratend und helfend zur Seite. Unter dem Ministerium Altenstein zum Universitätsprofessor ernannt und als akademischer Musikdirektor angestellt, erwarb sich Marx durch seine geistreichen Vorträge und seine Schriften „Die Kompositionslehre", „Ludwig van Beethovens Leben und Schaffen", „Gluck und die Oper" einen anerkannten Namen nicht nur in der musikalischen Welt, sondern auch in weiteren Kreisen. In der Unterhaltung zeichnete sich Marx durch seine muntere Laune, scharfen Witz, dialektische Gewandtheit und durch einen Schatz interessanter Erinnerungen aus, die er später sammelte und in zwei Bänden herausgab. Das noch immer lesenswerte Buch enthält eine Reihe charakteristischer Bilder und Schilderungen von Spontini, Liszt, Wilibald Alexis, E. T. A. Hoffmann, Heinrich und Charlotte von Stieglitz, Adolf Stahr, Fanny Lewald und besonders der Mendelssohnschen Familie, mit denen er in einem mehr oder minder freundschaftlichen Verhältnisse stand. Zu den Eigenheiten des geistvollen Musikers gehörte auch seine Vorliebe für — Strategie. Er selbst hielt sich für ein militärisches Genie und studierte oder entwarf unablässig Feldzugspläne, indem er die Schlachten Friedrich des Großen und Napoleons einer strengen Kritik unterwarf und die begangenen Fehler nachzuweisen suchte, was seinen Freunden zu manchen Scherzen und Neckereien die Veranlassung gab.

Eine ebenso bemerkenswerte Persönlichkeit war der Stadtgerichtsrat Werther, ein scharfsinniger Jurist, der in seinen Mußestunden sich mit litterarischen Arbeiten beschäftigte und außer einem anonym erschienenen satirischen Zeitroman das Drama „Daniel und Susanne" veröffentlichte, das, auf der königlichen Bühne aufgeführt, einen ehrenvollen Erfolg errang.

Durch das Trauerspiel „Essex“ geriet Werther in einen unerquicklichen Streit mit Heinrich Laube, den er mit Unrecht des Plagiats an seinem Werke beschuldigte. Leider starb der ebenso liebenswürdige als geistvolle und begabte Schriftsteller im kräftigen Mannesalter. — Auch der dem Mundtschen Kreise angehörende Hofschauspieler Moritz Rott interessierte mich ebensosehr durch sein Talent, wie durch seine ganz eigentümliche Erscheinung. Er war durch seine imposante Figur und das kräftigste, umfangreichste Organ zum Heldenspieler von der Natur geschaffen; es gab wenige Schauspieler, die sich an physischen Mitteln mit ihm messen konnten. Leider war er mit der Zeit in ein hohles Pathos und in eine oft kaum erträgliche Manier verfallen. Ursprünglich ein höchst glücklicher Naturalist und als solcher in Rollen wie Karl Moor, Zriny, Götz und Tell ausgezeichnet, suchte er in späteren Jahren durch grüblerisches Studium und Nachdenken seinen Leistungen neue und charakteristische Seiten abzugewinnen, wodurch er auf die seltsamsten Abwege geriet und die ihm eigene Frische und Natürlichkeit der Darstellung durch des Gedankens Blässe beeinträchtigte. Eine maßlose Eitelkeit und eine an Schwäche grenzende Gutmütigkeit setzten ihn dem Spott seiner Gegner aus, welche die lächerlichsten Geschichten und Anekdoten von ihm erzählten. Nichtsdestoweniger war Rott ein Künstler ersten Ranges und abgesehen von seinen kleinen Schwächen ein geistvoller, ehrenwerter Mann und liebenswürdiger Gesellschafter.

Einen besonderen Reiz erhielt das Mundtsche Haus durch die zahlreichen bedeutenden Fremden, die dasselbe von Zeit zu Zeit besuchten. So lernte ich eines Abends den von Dresden nach Berlin gekommenen, mit Mundt befreundeten Gutzkow kennen, der sich für meinen erst vor kurzem erschienenen Roman „Berlin und Breslau“ lebhaft interessierte, da er gerade zu jener Zeit mit den ersten Bänden seines großen Zeitromans „Die Ritter vom Geiste“ beschäftigt war. Diesem Umstande verdankte ich wohl zunächst seine Teilnahme und eine Einladung zum Frühstück in dem Weinkeller von Jansen an der Herkulesbrücke, wo wir mit dem Schriftsteller Giesecke in dem behaglichen kleinen Kabinet einige angenehme Stunden in gemütlicher Unterhaltung verlebten. Bei einer Flasche guten Rotweins entfaltete Gutzkow seine ganze hinreißende Laune, die ihm im reichsten Maße, wenn er wollte und gut aufgelegt war, zu Gebote stand. Damals erschien mir der berühmte Schriftsteller mit dem feingeschnittenen, geistvollen Gesicht, den durchdringenden, stets forschenden Blicken und dem ironischen Lächeln der sarkastischen Lippen als ein Bild frischer Manneskraft und Schaffenslust, reich an überraschenden Gedanken, an glänzenden Einfällen und originellen Ideen, sprudelnd von Witz und Humor, welcher durch einen Zusatz von feiner Malice nur noch pikanter wurde. Unter anderem gab ihm die eigentümliche Lokalität des düsteren, durch eine Gasflamme am Tage erleuchteten Kellers, unter dessen niedrigen Fenstern ein Arm der Spree vorüberfloß, die Veranlassung, uns zur Improvisation einer romantischen Kellergeschichte aufzufordern, wobei wir uns gegenseitig in der Erfindung der tollsten Abenteuer und blutigsten Mordscenen unter lustigem Gelächter zu überbieten suchten.

Bei dieser Gelegenheit sprach auch Gutzkow mit mir ernst und eingehend über seinen neuen Roman, von dem soeben die ersten beiden Bände erschienen waren. Da er mich zugleich dringend ersuchte, über das Buch eine Kritik für eine Berliner Zeitung zu schreiben, so wünschte ich, daß er mir zuvor über den Inhalt und Grundgedanken des ganzen, auf neun Bände berechneten Werkes einige mir notwendig scheinende Aufklärungen geben sollte. Bald darauf erhielt ich am 31. Mai 1851 aus Dresden von ihm einen Brief, worin er sich folgendermaßen aussprach: „Die Novelle hat ein Sujet nötig, sie ist nur das Sujet, der dreibändige Roman auch noch; aber der neunbändige braucht nur einen Mühlbach, damit die Räder gehen, weiter nichts. Eugen Sue hat auch kein eigentliches Erzählungssujet, das man in einem Feuilleton referieren kann. Ja, ein edleres Muster zu nehmen, kann man den Stoff des Don Quixote, den Stoff des Wilhelm Meister erzählen? — Die Charaktere, die Situationen, die Ideen sind hier das Sujet, das Leben in einer bestimmten prismatischen Beleuchtung der Stoff und nun anfangen: „Es war einmal ein verschrobener Junker auf dem Lande, der vom Rittertum träumte, u. s. w.“ Erzählen läßt sich von meinem Buche gar nicht; man muß es lesen und — kaufen. Der äußere Hebel, der das Ganze in Bewegung setzt, die Räder, auf denen der Leser die Reise macht, ist eine dumme Geschichte von zwei Pastorssöhnen, die u. s. w. Den Grundgedanken des Buches finden Sie in den Scenen des ersten und zweiten Bandes schon angedeutet, wo Schlurk vom „Neubunde“ selbst die Veranlassung nimmt, auf die Templerei zu kommen und wo Dankmar beim Abschiednehmen von Ackermann im Walde bedauert, daß es kein Kennzeichen Gleichgesinnter gäbe, kurz, keine Religion, Symbolik, Priesterherrschaft des Geistes, woraus dann in den folgenden Bänden der Bund der Ritter vom Geiste erwächst, eine chimärische romanhafte Idee, die aber auf einem Bedürfnis beruht.“

Infolge meiner bald darauf erschienenen Kritik entspann sich zwischen Gutzkow und mir ein lebhafter Briefwechsel, der mit der Zeit sich zu einem innigen freundschaftlichen Verhältnis gestaltete. Er selbst äußerte sich darüber in folgender charakteristischen Weise: „Unsere Zeit ist so trennend, unsere Herzen schlagen so einsam, und doch ist das Bedürfnis engerer Bande da; aber wer wagt sie zu knüpfen! Was man so aus der Jugend an innigerem Verkehr mit Anderen mitbringt, das geht in die Winde. Dann

kommt die Frauenliebe, die unser Herz allein erfüllt, dann die Sorge um die materielle Existenz, die unseren Egoismus steigert, und die Gefahr, daß unsere Herzen einschrumpfen, stellt sich zeitig genug ein. Wer rückt sich menschlich nahe? Wer gesteht ein, daß er des Anderen bedarf und daß sein Leben ohne Liebe ist? Wir trotzen und protzen und leiden darunter. Also, wenn auch nicht mit Carlos- und Posa-Überschwänglichkeit, doch mit warmem Mannesgefühl nennen wir uns Freunde!"

Trotz seiner vorwiegenden kalten Verstandesnatur empfand Gutzkow ein tiefes Bedürfnis des Herzens nach Freundschaft und Liebe. Er war selbst zuweilen nicht frei von sentimentalen Anwandlungen, aber sein krankhaftes Mißtrauen, seine zersetzende Kritik und seine große Reizbarkeit erschwerte ihm und Andern das Leben, löste und zerstörte ihm so manches teure Band, wobei er sich selbst das größte Leid zufügte. So kam es, daß er fortwährend nach Freunden und litterarischen Kampfgenossen suchte, daß er stets bemüht war, sich eine Partei zu bilden und verlangend seine Hände nach allen Seiten ausstreckte. Auch mich forderte er mehrfach auf, mich als Mitarbeiter an den von ihm seit 1852 bei Brockhaus in Leipzig herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" zu beteiligen. „Ich brauche," schrieb er mir, „nicht nur Unterhaltendes, sondern auch Moralisches, Unanstößiges, Kurzes, und zu dem Allen verlang' ich noch Bescheidenheit, anonyme Beiträge sind mir lieber, als unterzeichnete. Denn ich rechne so: Oft geben unberühmte Leute sehr gute Sachen und berühmte sehr schlechte. Mein Blatt soll keine alte Trödelbude abgelegter Staatskleider von Majestäten sein, wie anfangs Prutzens „Museum" war, das brachte, was gerade die Herren Varnhagen, Rosenkranz oder Böckh ꝛc. an alten Kleidern liegen hatten. Kurz, Namen sind mir Dunst!"

Schon nach einigen Monaten klagte mir Gutzkow über die Teilnahmlosigkeit des Publikums und die Böswilligkeit der Kritik, wobei er es nicht an geistvollen und treffenden Ausfällen und Bemerkungen fehlen ließ. „Es ist traurig genug," äußerte er unter anderem gegen mich, „daß unsere Litteratur seit 1830 fast mehr für die Schreibenden, als für die Lesenden existiert." Als ich ihn in jener Zeit auf einer Reise nach Teplitz in Dresden besuchte, fand ich ihn verstimmt, verbittert, von häuslichen Sorgen bedrückt. Mit Auerbach, der damals ebenfalls in Dresden wohnte, konnte er trotz dessen freundlichem Entgegenkommen auf die Dauer kein rechtes Einvernehmen haben, da ihre beiderseitigen Naturen wie Nord und Süd verschieden waren. Meine Bemühungen, ein Verständnis herbeizuführen, scheiterten an den eigentümlichen Verhältnissen und blieben ohne Erfolg. Trotzdem verlebte ich mit Gutzkow mir unvergeßliche Stunden im ernsten Gespräch auf der Brühlschen Terrasse, bis spät nach Mitternacht auf- und niedergehend, wobei ich Gelegenheit hatte, einen tieferen Blick in die Seele des interessanten Dichters zu thun, von dessen inneren Kämpfen und bitteren Leiden damals nur Wenige eine Ahnung hatten.

Es war nicht allein verletzte Eitelkeit, sondern das Gefühl erlittenen Unrechts, der natürliche Zorn des bedeutenden Schriftstellers über die unverdienten und oft maßlosen Angriffe einer litterarischen Clique, die an seinem Herzen nagten und aus seinen Worten sprachen. Im vollen Bewußtsein seiner eminenten Begabung und seiner bewunderungswürdigen Leistungen sah sich Gutzkow von Leuten, die tief unter ihm standen und nicht wert waren, ihm die Schuhriemen zu lösen, schändlich angegriffen, von einer boshaften Kritik herabgezogen, von der undankbaren Menge ignoriert und zurückgesetzt gegen neu auftauchende Berühmtheiten des Tages, die er an Geist und Vielseitigkeit des Talentes bei weitem überragte, wenn sie auch dem gewöhnlichen Geschmack des großen Publikums sympathischer waren. Dazu kamen noch die beschränkten Verhältnisse, seine Abhängigkeit von der buchhändlerischen Spekulation, häuslicher Kummer, Zerwürfnisse mit alten Freunden, um seinen Geist zu verdüstern. Aus jener Zeit stammte, wie ich glaube, seine zunehmende Verbitterung, seine krankhafte Reizbarkeit und sein bereits an Verfolgungswahn grenzendes Mißtrauen.

Um so liebenswürdiger erschien Gutzkow in den Augenblicken, wo er sich von den finsteren Dämonen freimachte und seiner alten heiteren Laune überließ. So sah ich ihn eines Abends, als er wieder nach Berlin kam, in Gesellschaft einiger Freunde. Auf dem Wege nach seinem Hotel, zu dem wir ihn begleiteten, gingen wir mit ihm des Nachts durch die Dorotheenstraße an der Kunstakademie vorüber, in der er geboren war und seine Kinderjahre verlebt hatte. Bei dem Anblick des alten Gebäudes ging ihm das Herz auf; er erzählte uns die reizendsten Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und schilderte uns die poetischen Eindrücke seines Elternhauses, dessen Umgebung eine kleine Welt, die Akademie, die königlichen Marställe, die Kaserne für die Gardekürassiere, den alten Lufttelegraphen und das Leichenhaus für Selbstmörder und Verunglückte einst umschloß. Während wir im Mondenscheine mit ihm wanderten, lauschten wir gespannt den interessanten Mitteilungen, welche Gutzkow später, von uns dringend aufgefordert, in dem liebenswürdigen Buche „Aus der Knabenzeit" veröffentlichte.

Ich selbst blieb mit Gutzkow fortwährend im freundschaftlichen Verkehr, wenn auch unser Briefwechsel ins Stocken geriet und immer seltener wurde. Dies war auch der Grund, daß mich die bekannte tragische Katastrophe in seinem Leben auf das höchste überraschte, obgleich ich bei seiner krankhaften Reizbarkeit einen derartigen verzweifelten Entschluß begreiflich fand. Erst nach seiner Genesung und seiner

Übersiedelung nach Hanau erhielt ich wieder öfters Nachrichten und Zusendungen von ihm, darunter den Roman „Hohen-Schwangau“. Über meine wohlwollende Kritik seines Buches schrieb er mir am 28. August 1868: „Ich kenne die Mißstände meiner Arbeit, aber die lieblose Behandlung, die man ihr hat angedeihen lassen, verdiente sie nicht. Ich glaube Ihrer Anzeige, so wohlwollend sie gemeint ist, zu entnehmen, daß sie unter dem Druck jener Verurteilung geschrieben wurde. Nicht, daß Sie nicht vollkommen selbständig wären, verehrter Freund, es bleibt aber immer mißlich, einen locus conclamatus wieder zu Ehren zu bringen.“ — Gleichzeitig schickte er mir seine gedankenreiche Spruchsammlung „Vom Baume der Erkenntnis“ mit folgender charakteristischen Bemerkung: „Es sind die Resultate tief schmerzlicher Erfahrungen. Doch die Früchte meiner bittersten Stunden behielt ich für mich. Eine gewisse heitere Freudigkeit durfte nicht fehlen, wenn man wagte, auch Andere in seinen eigenen Lebenskreis zu ziehen.“

Im nächsten Jahre kam Gutzkow nach Berlin in der Absicht, sich dauernd daselbst niederzulassen, wie dies Auerbach und Spielhagen schon früher gethan hatten. Ich war hocherfreut über seinen Entschluß, da ich seine Gegenwart für einen großen Gewinn nicht nur für mich, sondern für ihn selbst und unsere hiesige Schriftstellerwelt hielt. Er kam mir mit der ganzen früheren Herzlichkeit entgegen und auch unsere Familien befreundeten sich bald und verkehrten viel miteinander. Trotzdem ich ihn äußerlich gealtert fand, erschien er mir geistig so frisch, wie in seinen besten Tagen, angeregt und anregend im hohen Grade. Wir verlebten mitsammen in kleineren und größeren Kreisen schöne, glückliche Stunden, in denen er bald als Wirt, bald als Gast alle Beteiligten durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit erfreute und nur selten in sein altes mißtrauisches Wesen verfiel. Auch seine Produktionslust und Dichterkraft waren von Neuem erwacht und eine Reihe von Arbeiten und Plänen, welche er mir gewöhnlich mitteilte, gingen unter so günstigen Umständen ihrer Vollendung entgegen. Manche kleine Dienste und Gefälligkeiten, die ich dem mit den Verhältnissen Unbekannten gern leistete, knüpften unsere freundschaftliche Verbindung nur noch fester und brachten uns einander auch gemütlich näher.

Leider hielt jedoch diese glückliche Stimmung nicht allzulange vor, da Gutzkow sich in seinen vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen getäuscht fühlte und in Berlin nicht den für ihn geeigneten Boden zu finden glaubte, obgleich es ihm keineswegs an der verdienten Anerkennung fehlte und ihm manche vorteilhafte Aussicht für die Zukunft geboten wurde. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des sonst so lebensklugen und scharfblickenden Mannes, daß er nicht die nötige Ruhe und Geduld besaß, den Erfolg abzuwarten, daß er sich nicht Zeit ließ, irgendwo feste Wurzeln zu schlagen und die kaum angeknüpften Verbindungen eben so leicht wieder abriß und auflöste. Schon nach kurzer Zeit verfiel Gutzkow in seinen alten Fehler und mißtraute seinen besten Freunden. Auch mit mir überwarf er sich wegen einer Kritik, die ich auf seinen Wunsch über seinen Roman „Die Söhne Pestalozzi's“ geschrieben hatte. Trotz aller Anerkennung seiner geistreichen, aber in der Hauptsache verfehlten Arbeit fühlte er sich durch den von mir begründeten und so schonend als möglich vorgebrachten Tadel, daß er sich ein selbst für das größte Talent unlösbares Problem gestellt habe, verletzt. Obgleich er meine Behauptung nicht widerlegen konnte, vermißte er an meiner Anzeige die freundschaftliche Wärme und Teilnahme für sein Buch. „Auch die Kritik,“ schrieb er mir bei dieser Gelegenheit, „muß der Ausdruck der Teilnahme sein, einer Teilnahme, die, ich weiß es aus eigener Erfahrung, eine selten hohe Tugend der Überwindung für Den ist, der selbst produziert. Aber wir schaden uns nur selbst, wenn wir einander nicht mehr ehren und unsere Arbeiten würdiger aufnehmen. Sehen Sie jetzt die „Meistersänger“ in der Oper! Alles, was Musiker heißt, ist in Bewegung. Die Karossen fliegen. Hof-Gesellschaft, Alles ist aufgeregt. Die Blätter scheuen fünf, sechs Spalten, drei bis vier Artikel nicht über einen — geschmacklosen Karrikaturen-Gegenstand, der vor einem durchdachten Roman in drei Bänden, der Arbeit eines Jahres, nur die Anwendung brillanter Mittel voraus hat.“

Alle meine Bemühungen, ihn von der Ungerechtigkeit seiner Anschuldigungen und Klagen zu überzeugen, scheiterten an seinem unüberwindlichen Mißtrauen. Jetzt fiel es ihm mit einem Male ein, daß ich ihn bei seiner Ankunft in Berlin nicht so freundschaftlich empfangen, wie er mir entgegengekommen sei, daß ich mich mit seinen Gegnern verbunden habe, um ihm in Berlin zu schaden, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, und ähnliche thörichte Vorwürfe, welche er selbst bei ruhiger Überlegung für grundlos und ungerechtfertigt halten mußte. Obgleich ich alle diese Verdächtigungen seiner nervösen Reizbarkeit zuschrieb und ihn eines Besseren zu belehren suchte, so litt doch unser freundschaftliches Verhältnis unter diesen fortwährenden Reibungen und Zwistigkeiten. Wir sahen uns nur noch selten und sprachen uns nur flüchtig, wenn wir uns zufällig am dritten Orte begegneten. Kurze Zeit darauf verließ Gutzkow Berlin, wo er sich nicht mehr heimisch fühlte. Ich sah ihn mit aufrichtigem Bedauern scheiden und bewahrte in meinem Herzen dem ebenso bewunderungswürdigen, als beklagenswerten Freund und Schriftsteller, der zu den ersten und besten Geistern seiner Zeit gezählt werden muß, ein treues, liebevolles Angedenken.

III.

Kladderadatsch und Gartenlaube.

Außer Theodor Mundt fand ich bei meiner Rückkehr nach Berlin meinen alten Freund David Kalisch wieder, den ich vor ungefähr zehn Jahren in Oberschlesien kennen gelernt hatte. Bei einer lustigen Abendgesellschaft, zu der mich in Ratibor der treffliche Ungarwein-Händler Hermann Traube, ein Bruder des berühmten Klinikers, eingeladen hatte, interessierte mich ein kleiner, höchst schüchterner junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der mir durch seinen schlagenden Witz und hinreißende Komik auffiel. Nachdem er einige Gläser Wein getrunken und seine gewöhnliche Ängstlichkeit überwunden hatte, trug er auf allgemeinen Wunsch einige von ihm verfaßte Kouplets vor, welche mich durch ihre originelle Form und geistreiche Pointen überraschten. Er hieß David Kalisch und leitete die Kommandite eines Breslauer Möbelgeschäftes in Ratibor. Ich fühlte mich sogleich zu dem talentvollen, bescheidenen Sänger hingezogen und trank mit ihm Brüderschaft. Wie dies mit solchen im Rausch geschlossenen Freundschaften zu geschehen pflegt, wurden auch wir durch die Verhältnisse lange Zeit getrennt, bis ich ihn jetzt in Berlin als gefeierten Possendichter und Redakteur des „Kladderadatsch" wiederfand. Damals wohnte er bei seinen künftigen Schwiegereltern in Albrechtshof, einem einst beliebten Vergnügungslokal, in dem man sich bei einer „Satte dicker Milch" oder einer „kühlen Blonden" mit einer Partie Domino oder Kegel unterhielt und meist eine gute Gesellschaft antraf. Unter solch' gänzlich veränderten Umständen erneuerten wir unsere Brüderschaft und ich blieb mit ihm bis zu seinem allzu frühen Tode auf das innigste verbunden.

David Kalisch, der Begründer des „Kladderadatsch" und Vater der neuen Berliner Posse, wurde am 23. Februar 1820 in Breslau geboren. Sein Großvater von mütterlicher Seite war der hochgeachtete Syndikus der jüdischen Gemeinde Benjamin Dohm, von dem auch der bekannte humoristische Schriftsteller Ernst Dohm abstammte. Schon frühzeitig verriet der kleine David seine große Anlage für satirische Poesie. Als hoffnungsvoller Quintaner wegen seiner Beteiligung an einem Klassentumult bestraft, benutzte er diesen tragischen Vorfall zu seinem ersten komischen — Kouplet. Nur zu bald sollte er jedoch den Ernst des Lebens kennen lernen, als sein Vater plötzlich auf einer Reise an der Cholera starb und die Familie in zerrütteten Verhältnissen zurückließ. Der damals siebzehnjährige Kalisch sah sich gezwungen, den Studien zu entsagen und eine Lehrlingsstelle in dem renommierten Bijouterie- und Möbelgeschäft der Gebrüder Bauer in Breslau anzunehmen.

Durch seine geistigen Fähigkeiten und seine Unverdrossenheit gelang es ihm, sich in kurzer Zeit die Liebe und das Vertrauen seiner Prinzipale in so hohem Maße zu erwerben, daß sie ihm schon nach einer Lehrzeit von anderthalb Jahren die selbständige Leitung ihrer in Ratibor errichteten Kommandite übertrugen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Begabung fanden hier die verdiente Anerkennung. Bald galt der kleine, unansehnliche Kommis mit dem blassen, fast knabenhaften, aber geistreichen orientalischen Gesicht bei seinen Bekannten und auch bei gebildeten und einsichtsvollen Männern für ein ungewöhnliches humoristisches Talent.

Im Jahre 1843 wurde die Kommandite in Ratibor aufgelöst und Kalisch trat wieder in das Breslauer Geschäft zurück. Obgleich er zum Prokuristen desselben befördert wurde, vermißte er seine frühere Selbständigkeit und das angenehme ungebundene Leben seiner bisherigen Stellung. Auch sonst fehlte es ihm nicht an Gründen zur Unzufriedenheit; er fühlte sich in seiner Freiheit beschränkt, in seiner geistigen Entwickelung gehemmt. Dazu kam noch die politische und soziale Aufregung, welche gerade die bedeutendsten Geister in jener vormärzlichen Zeit erfaßt hatte. Alle diese Verhältnisse vereinten sich, um einen Wendepunkt in seinem Leben herbeizuführen. So entschloß er sich denn im Oktober 1844, Breslau zu verlassen und nach Paris zu gehen, wo er, wie damals so viele Deutsche, seine Wünsche, Hoffnungen und Träume verwirklicht zu finden glaubte.

Mit vierzig ersparten Napoleond'or und einigen Empfehlungen an verschiedene deutsche Flüchtlinge, darunter auch an Herwegh und Freiligrath, reiste Kalisch über Brüssel nach Paris, in Begleitung eines mit ihm befreundeten Abenteurers, der dem Hause Rothschild einen ganz neuen phantastischen Finanzplan vorlegen wollte, von dem sich Beide goldene Berge versprachen. In vollen Zügen genoß Kalisch die so lang entbehrte Freiheit und die verführerischen Vergnügungen des modernen Babel. Vom Morgen bis zum Abend flanierte er in den Straßen, auf den Boulevards, besuchte er die glänzenden Cafés und verlockenden Tanzsäle, vor allem aber die Theater. Hier legte er den ersten Grund zu seiner bewunderungswürdigen Bühnenkenntnis, eignete er sich unbewußt den graziösen Witz, die Leichtigkeit und die Feinheiten des französischen Esprit an, sammelte er den Stoff und die Form für seine späteren dramatischen Werke.

Durch Herwegh wurde er zugleich mit dem berühmten Sozialisten Marx und mit Karl Grün bekannt, auch bei Proudhon eingeführt, der dem unansehnlichen deutschen Kommis eine freundliche Beachtung schenkte. Während Kalisch in solcher Weise das Pariser Leben gründlich genoß und benutzte, schwanden seine mitgebrachten Napoleonsd'or nur zu schnell dahin, so daß er in die größte Not geriet. Zu stolz, die Hilfe seiner Verwandten und Freunde in Anspruch zu nehmen, griff er zu den verschiedensten Beschäftigungen, um sein Leben zu

fristen. Eine Aussicht, als deutscher Korrespondent in einem Pariser Hause anzukommen, zerschlug sich ohne seine Schuld. Zuletzt blieb ihm nichts übrig, als auf der Straße sein Brot zu suchen. Eine Zeit lang diente er als Fremdenführer seinen Landsleuten, aber die Konkurrenz war zu groß und das Geschäft zu wenig einträglich. Um nicht zu verhungern, wurde er Arbeiter in einer Fabrik, doch seine Schwächlichkeit und Kurzsichtigkeit nötigten ihn bald, auch auf diese Hilfsquelle zu verzichten, so daß ihm nichts übrig blieb, als seine überflüssige Wäsche und seine Kleider zu verkaufen.

Höchst ergreifend schilderte er selbst mir eines Tages seine damalige Lage, wie er sein letztes seidenes Taschentuch einem ambulanten Trödler auf dem Boulevard gerade in demselben Augenblick anbot, als der ihm von Breslau her bekannte Fürst Pückler-Muskau an ihm in glänzender Equipage vorüberfuhr und deren Räder ihn mit Straßenkot bespritzten. In seiner Verzweiflung wollte Kalisch sich an seinen aristokratischen Kollegen wegen einer Unterstützung wenden, aber wie gewöhnlich fehlte ihm dazu der Mut. Dagegen entschloß er sich, von der höchsten Not gedrängt, Heinrich Heine aufzusuchen und ihn um Beistand zu bitten. In der That nahm sich der berühmte Dichter des armen verlassenen Landsmanns mit der ihm eigenen Herzensgüte an und half ihm so viel als möglich, wofür ihm Kalisch bis zu seinem Tode dankbar war.

Endlich verschaffte ihm der edle Proudhon ein vorteilhaftes Engagement als Buchhalter und deutsch-französischer Korrespondent in einer angesehenen Seidenwarenhandlung zu Straßburg. Aber auch dieses Unterkommen war nicht von langer Dauer, da Kalisch ohne sein Verschulden in die zwischen seinen Prinzipalen bestehenden Streitigkeiten verwickelt wurde, wodurch er sich wieder gezwungen fand, seine Stelle aufzugeben und nach Deutschland zurückzukehren.

Arm an Geld und Hoffnungen, aber reich an Erfahrungen und Menschenkenntnis, an politischer Einsicht, litterarischen und besonders dramatischen Eindrücken, betrat Kalisch nach jahrelanger Abwesenheit die deutsche Heimat. Ein anderer „Gil Blas“, hatte er die verschiedensten Verhältnisse, Personen und Zustände in seiner Jugend kennen gelernt, die Freuden und Leiden des Daseins, selbst Mangel und Not erprobt. Abwechselnd Kaufmann, Fremdenführer, Projektenmacher und Proletarier, hatte er tiefe Blicke in das Leben gethan und eine Fülle von interessanten Beobachtungen gemacht.

Die gemütlich poetischen Elemente des alten Breslau, das jüdische Familienleben, diese originelle Mischung von inniger Herzlichkeit und zersetzendem Witz, die liberale revolutionäre Richtung seiner deutschen Freunde, die litterarische Bewegung des jungen Deutschlands, verschmolzen mit dem französischen Esprit, die Theorien der Sozialisten, das Studium des Volkes, die Einflüsse des Pariser Theaters und die eigenen Erlebnisse boten seinem Geist einen unerschöpflichen, kaum zu bewältigenden Stoff, der noch durch seinen angeborenen Sammelfleiß, durch seine scharfe Beobachtungsgabe und sein natürliches Talent für das Lächerliche vermehrt wurde.

Zunächst ließ sich Kalisch in Leipzig nieder, wo ihn das dort herrschende litterarische Leben fesselte und anregte. Mit Herloßsohn und Oettinger bekannt, arbeitete er für dessen „Charivari“ und andere Zeitschriften. Ein von ihm verfaßtes Gedicht machte die Runde in fast allen deutschen Blättern und wurde Heine zugeschrieben. Da er aber in Leipzig zwar Anerkennung, aber keine Honorare fand, so vertauschte er noch einmal seine litterarische Laufbahn mit einer Stelle in einem bekannten Berliner Speditions- und Kommissionsgeschäft. Mit der ihm eigenen Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und peinlicher Gewissenhaftigkeit versah er die ihm obliegenden Arbeiten. Nichtsdestoweniger behielt er noch immer Zeit und Lust für seine Lieblingsneigungen, vor allem für das Theater. In seinen Mußestunden schrieb er mehrere kleine Stücke, darunter die witzige Bluette: „Ein Billet von Jenny Lind“, welche jedoch nicht in Berlin, sondern auf dem ärmlichen Sommer-Theater in dem naheliegenden Schöneberg zum ersten Mal aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieser unerwartete Erfolg öffnete ihm die Pforten des alten Königstädtischen Theaters in Berlin, wo er mit seiner ersten größeren Posse „Einmalhunderttausend Thaler“ einen ungewöhnlichen Triumph feierte. Obgleich die Handlung einem französischen Original entlehnt war, so hatte Kalisch verstanden, ein ebenso treues als unterhaltendes Bild des damaligen Berliner Lebens zu geben. Die von ihm vorgeführten Charaktere, besonders der unvergleichliche Zwickauer waren keine gewöhnlichen Theaterschablonen, sondern wirkliche Menschen, bekannte Typen der Gesellschaft, die nicht nur eine bestimmte Individualität zeigten, sondern auch die ganze Stimmung jener Zeit, die geistige Atmosphäre des vormärzlichen Berlins wiederspiegelten. Dazu kam noch der, bei der schon vorhandenen politischen Gährung doppelt zündende Dialog voll versteckter, aber wirksamer Anspielungen auf das allgemein verhaßte reaktionär-pietistische Regiment, vor allem aber das in dieser Weise nie zuvor benutzte Kouplet, mit seinen scharfen Spitzen und treffenden Pointen, getränkt mit der ätzenden Lauge eines revolutionären Witzes, der sich unter scheinbarer Harmlosigkeit verbarg und selbst die Polizei zum Lachen zwang.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Es giebt nichtige und schlechte Bücher, mit denen sich dennoch auch eine ernsthafte Zeitschrift eingehender beschäftigen muß, weil sie Zeichen der Zeit sind und als solche nicht schweigend hingenommen werden dürfen. Ein Buch dieses Schlages sind die „Kaiserlieder und andere vaterländische Gedichte", welche ein Herr Karl Ludwig zu Gaisbach bei Oberkirch in Baden im Selbstverlag herausgegeben hat. Der Verfasser urteilt selbstverständlich anders darüber; mit jener Gemütsruhe, welche eine festgegründete Überzeugung verleiht, legt er den von ihm versendeten Recensions-Exemplaren eine von ihm verfaßte Anzeige bei, von welcher er eventuell Gebrauch zu machen bittet. „Diese Gedichtsammlung," urteilt Karl Ludwig über Karl Ludwig, „vereinigt patriotische Wärme mit geschichtlichem Gehalt und Kraft der Sprache mit poetischem Schwung und wird darum unzweifelhaft in jedem vaterländisch gesinnten Hause mit Freuden begrüßt werden. Wir wünschen derselben eine recht große Verbreitung u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser bald zu einer Fortsetzung der Sammlung und Herausgabe einer weiteren Auflage veranlaßt würde." Nie hat ein Kritiker einen Wunsch ehrlicher gehegt. . . Aber nun ein ernstes Wort! Wir hätten, wie bereits Eingangs angedeutet, von dieser Zumutung, so stark sie ist, nicht öffentlich gesprochen, die Sammlung überhaupt mit wenigen Worten erledigt, wenn es sich da um harmlose, ungefährliche Dinge handelte. Dem ist nicht so. Das Buch des Herrn Ludwig hat größere Verbreitung gefunden, als wahrscheinlich alle anderen, seit Jahresfrist erschienenen Gedichtsammlungen zusammengenommen; wie der Verfasser selbst berichtet, hat der Großherzog von Baden die Hälfte der Auflage angekauft. Es ist gewiß nicht gleichgültig, was der Jugend, was dem Volke in die Hand gegeben wird, um ihm Liebe zum Vaterland einzuflößen; war je für irgend einen Zweck das beste nur eben gut genug, so für diesen. Wie nun dichtet Herr Ludwig? „Zum Heimgang der Kaiserin Augusta" singt er:

Noch stand sie auf des Jahres Schwelle:
„Ist es das letzte, das mich rief?"
Da kam der Wogen erste Welle
Und schlang sie in den Rachen tief.

Das steht auf S. 46. An die Thaten des Großen Kurfürsten erinnert u. a. die Strophe:

Das war, wer kennts nicht, bei Fehrbellin,
Daß Brandenburgs Adler die Schweden sahn fliehn;
In trüber Zeit eine leuchtende That,
Auf verödetem Feld eine fruchtbare Saat.
Frankreichs falsches Herz erschrak,
Als es hörte diesen Schlag;
Deutschland freute sich darob,
Zollt' dem Sieger lautes Lob.

Das steht auf S. 38. „Zu Kaiser Friedrichs Begräbnis" singt Karl Ludwig u. a.:

Um Dich, o Liebling allerwärts,
Wehklaget Deines Volkes Herz;
Warum hast Du uns das gethan,
Daß Du so bald zogst himmelan?

Das steht auf S. 53. Bismarck wird in einem längeren Gedicht verherrlicht, aus dem hier nur zwei Strophen folgen mögen:

Im großen Leib ein großer Geist,
Zur That geschaffen allermeist,
Doch auch der Rede Meisterschaft
Bewährend in gedrungner Kraft.
Ein Vater, der mit treuem Sinn
Vermehrt des Hauses Hochgewinn;
Nicht Krankheit, Kummer, Haß und Neid
Erlahmen seine Thätigkeit.

So auf S. 128 zu lesen. Das geeinigte Deutschland feiert Ludwig u. a. wie folgt:

Ich seh's wie Strahlen leuchten
Des Morgensonnenlichts,
Die einst uns ferne däuchten
Ein morganatisch Nichts!
Einst Spielball seiner Feinde,
Ist es gefürchtet nun,
Einst Schemel seiner Freunde,
Ist Herrschen jetzt sein Thun.

Das ist auf S. 2 zu finden. Mehr Proben zu geben, verbietet der Raum und die Rücksicht auf den Geschmack des Lesers. Auch werden sie ja genügen. Aus solchen jämmerlichen, im Gedanken unsäglich platten, in der Form lächerlich inkorrekten Versen soll unsere Jugend patriotische Begeisterung schöpfen! Da der Großherzog von Baden einer der gebildetsten deutschen Fürsten ist, so nehmen wir an, daß ihm seine Zeit nicht gestattete, es zu lesen, ehe es auf seine Kosten verbreitet wurde. Aber der ästhetische Schade ist wohl noch der geringste. Welches Volk, und sei es auch so gut geartet, wie das unsere, soll auf die Dauer gesund bleiben, wenn ihm unablässig dieses Hurrahgeschrei von seiner eigenen Herrlichkeit und der Erbärmlichkeit aller anderen Völker die Ohren füllt?! K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Betz, Louis P. Dr., Die französische Litteratur im Urteile Heinrich Heines. (Französ. Studien. Neue Folge, H. 2) Berlin 1897. Wilh. Gronau.

Dysonius, P., Konsul Eger. Roman. Erfurt 1897. Ed. Moos.

Elster, Ernst. Prinzipien der Litteraturwissenschaft. 1. Band. Halle a. S. 1897. Max Niemeyer.

Flammen-Sang. Dichtungen aus alter und neuer Zeit. Herausgeg. vom hess. Landesverein für Toten-Einäscherung. Heidelberg 1897. J. Hörning.

Kaden, Edmund. Aus Höhen und Tiefen. Gedichte. Freiberg 1897. Gerlach'sche Buchdruckerei.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Herausgeg. von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. 3. Lfg Wien 1897. Carl Fromme.

Musen-Almanach Leipziger Studenten. 1897. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann.

Nebehay, Carl. Aus dem Lande Carmens. Erzählungen von Don Juan Valera und Narciso Campillo. Aus dem Spanischen übersetzt. Erfurt 1897. Ed. Moos.

Pollaczeck, Max. Gertrud. Breslau 1897. Erich Peterson.

Rüthning, Paul. Vergangenheiten. Gedichte. Dresden 1897. E. Piersons Verlag.

Schillers Werke. Herausgeg. von Prof. Dr. Ludw. Bellermann. Bd. 9 (Gedichte, 2. Abt.) Bd. 10 (Dramat. Nachlaß). Leipzig 1897. Bibliograph. Institut.

Viajero, Carlos. Ein Leben in Liedern. Buenos-Aires 1897. In Komm. Kittler'sche Buchh., Hamburg.

Willatzen, P. J., Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit. 2. veränd. und verm. Aufl. Bremen 1897. M. Heinsius Nachf.

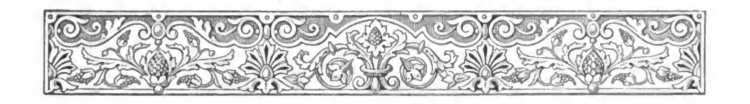
Wolff, Ludwig, Der Ort der deutschen Nationalfeste, Kassel, Leipzig, Rüdesheim, Goslar, Kyffhäuser, Mainz? Kassel 1897. L. Döll.

Heimburg, W. Gesammelte Romane und Novellen. Neue Folge. 1. Lieferung. Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger.

Kohlrausch, Robert. Wie Maler Vincenz romanisch lernte und andere Novellen. Stuttgart. Robert Lutz. 1896.

Iota. Eine gelbe Aster. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Emmy Becher. Stuttgart. J. Engelhorn. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lezius & Co. in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Heiter machte sich am nächsten Sonntag vor Tisch der Amtsrichter auf, um in sein Prinzip von der Beschränkung auf die Pflichtvisiten die erste Bresche zu legen und den Bekannten vom Künstlerstammtisch in München aufzusuchen. Rudloff war zwar ein thörichter Schwätzer, aber immerhin ein gutmütiger, der sogar amüsant sein konnte, wenn man ihn recht nahm, und mit dem er gern ein wenig Erinnerungen an diese Münchener Wochen auffrischen wollte, die er zu den frohesten seines Lebens rechnete.

Überdies war da ein Wort gewesen, das ihn zuerst garnicht berührt hatte, als Rudloff es hinwarf, ihn hinterher aber festhielt. Der Mann mit den im Staube schleppenden Flügeln des Genius hatte von Malstunden gesprochen, die Ada Steinach bei seiner Schwester nahm. Vielleicht war diese Schwester eine annehmbare Person, wenn sie auch keine Künstlerin von einiger Geltung sein mochte, vielleicht von der sinnigen, sanftklugen Art, die er gern hatte, wenn auch kleinstädtische Beschränktheit freilich das Wahrscheinlichere war.

Auf jeden Fall wünschte und hoffte er, ihre Schülerin durch sie kennen zu lernen. Schließlich ging er in einer Art ahnungsvoller Erwartung.

Das Atelier Rudloffs befand sich in einem einfachen Hause am Ende der Stadt, das er schnell erfragte, und das, mitten im Garten gelegen, von höchst stimmungsvollem Reiz war in seinem Epheuschmuck, mit seinem Balkon, seiner Freitreppe und der Holzschnitzerei im Giebel. Es gefiel ihm.

Fast noch mehr der Garten. Wundervolle Rosen blühten darin, Klematis, Reseda, Canna indica und Nachtviolen. Als er sich neugierig weiter darin umsah, fiel ihm prachtvoller großblumiger Mohn ins Auge, Chrysanthemum und Orchideen. Hier schien die Hand eines ausgezeichneten Gärtners kundig zu walten. Ein etwa neunjähriger Knabe war damit beschäftigt, die Beete zu gießen, was er mit viel Vorsicht that, während zwei kleine Mädchen mit Ernst und Würde der Beschäftigung oblagen, ihren Puppen das notwendige Quantum frische Luft zuzuführen. Er redete sie an, erfuhr, daß sie die Kinder des Malers Rudloff und Papa und Tante zu Hause seien.

Förster stieg die Freitreppe hinauf und klingelte.

Es war Benvenuto selbst, der ihm aufmachte, in Leindwandjoppe, blühend, frischgewaschen, vergnügt, mit einem leisen Biergeruch. Er war entzückt, Förster sobald bei sich zu sehen, riß die Thüren auf, lachte, strich sich den Schnurrbart bald rechts bald links, schob Stühle hin und her und bat den Besuch, Platz zu nehmen. Übrigens war es ein hübscher, geräumiger, nicht grade elegant aber gut eingerichteter Salon, in dem sich Förster aufgenommen sah, eine Glasthür und zwei Fenster, die sich nach dem Balkon oder der Veranda öffneten, gewährten für Luft und Licht vollen Eintritt und außerdem einen wundervollen Ausblick nach den Bergen.

„Aber ganz famos haben Sie es!"

„Nicht wahr? Ja, wir haben es uns ganz leidlich hier eingerichtet."

„Und das — ist Ihr Werk? Und wen stellt es vor?" fragte Förster, vor einem lebensgroßen Ölbilde stehen bleibend, das ein hübsches, blühendes junges Mädchen darstellte, in hellem Sommerkleide, einige lose Blumen in der Hand haltend.

„Das? ein Jugendbildnis meiner Schwester. Von mir gemalt natürlich. Nun, heut sieht sie freilich anders aus, diese Frische des Teints — schließlich — nicht wahr?"

„Jedenfalls sieht sie Ihnen nicht ähnlich."

„Nein. Halbschwester aus einer zweiten Ehe meiner Mutter. — Ah, da ist sie!“

Eine Dame, über Mittelgröße, von kräftiger Fülle, in ein sehr einfaches graues Gewand gekleidet, über das sie eine rohleinene Schürze trug, betrat den Salon. Gerhard Förster betrachtete sie so erstaunt, daß er seine Verbeugung einen Augenblick zu spät machte. Aber es war in der That so wenig eine Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrem Bildnis, so daß seine Verwunderung sehr gerechtfertigt erschien.

„Herr Amtsrichter Förster“ stellte Rudloff fröhlich vor. „Meine Schwester.“

Das Fräulein sah den Besucher aus ihrem so unähnlichen Gesicht prüfend, aber nicht unfreundlich an, reichte ihm einen Moment die Hand hin und sagte dann — sie hatte eine tiefe volle Stimme — mit einem Blick auf das Bild: „Ich habe mich seitdem sehr verändert.“

„In der That, gnäd'ges Fräulein.“

Sie lächelte freundlich. Dann nahm sie Platz und forderte die Herren mit einer Handbewegung auf, das Gleiche zu thun. Während sie dann etwas sagte, wie liebenswürdig es von ihm wäre, sie so bald aufgesucht zu haben, ob er ein gutes Quartier gefunden, wie reizend Neuhaus gelegen sei und dergleichen mehr, worauf er das Gebührende antwortete, konnte er nicht umhin, sie unverwandt zu betrachten. Nein, das war nicht das Sinnige, Sanftkluge, auf das er gehofft, das war nicht das Kleinstädtisch-Beschränkte, das er gefürchtet, noch war es je die sentimentale Holdseligkeit gewesen, die das Bild behauptet — das war Selbstgefühl, Geist und Überlegenheitsbewußtsein, das doch nichts Abstoßendes hatte, weil es sich mit einem Ausdruck von Güte und Nachsicht vereinigte — das alles aber auf einem Gesicht, dessen einzige Schönheit es zugleich ausmachte.

Merkwürdige Geschwister, dachte Förster, während er höflich bemerkte: „Das gnäd'ge Fräulein ist auch Malerin, wenn ich nicht irre.“

„Haben Sie noch nichts von Marie Karstens gehört?“ fragte Rudloff lachend.

„Marie Karstens? o gewiß. Die bekannte Blumenmalerin.“

„Aber das ist sie ja!“

„Gnäd'ges Fräulein — ich bitte um Verzeihung. Sie haben mir neulich nichts davon gesagt, Rudloff.“

„Aber Freund, man kann doch nicht immer gleich renommieren.“

„Sie sehen mich auf das Freudigste überrascht, mein Fräulein.“

Marie Karstens lächelte, ein gutes Lächeln liebenswürdiger Bescheidenheit. Dann fing sie an zu erzählen, wie wohl sie sich in diesem stillen und dabei so herrlich gelegenen Winkel fühle, ihrer Kunst lebend und dabei die Vorteile und die Stellung einer Hausfrau genießend, obgleich sie diese Vorteile freilich einem Unglück verdanke — und wie sie auf diese Weise recht über Verdienst glücklich sei.

„Allerdings ist Ihr Leben so doppelt gesegnet, mein Fräulein. Ihre Pflegebefohlenen habe ich schon unten im Garten kennen gelernt, wollen Sie mich nun nicht auch etwas von Ihren Bildern sehen lassen?“ fragte Gerhard, nachdem er sich in die Thatsache gefunden, in dieser sympathischen und sich so anspruchslos gebenden Person einer Malerin von Ruf gegenüberzusitzen.

„Sehr gern. Doch lassen Sie sich erst von meinem Bruder in sein Atelier führen. Als alter Bekannter hat er ein Vorrecht an Ihre Teilnahme. Nachher kommen Sie herüber, Sie finden mich dann bei der Arbeit, es stört mich nicht, wenn wir dabei plaudern,“ sagte sie aufstehend und sich mit einem leichten Kopfnicken nach der Thür wendend, durch die sie gekommen war, während der „Königliche Zeichnenlehrer“ eine andere öffnete und den Amtsrichter bat, mitzukommen.

Nachdem sie den Flur überschritten, betraten sie einen lichten, nach Norden gelegenen Raum, der mit Zeichnungen, Ölbildern und Skizzen, Gipsgliedern, Reliefs, Vasen, Waffen, Vorhängen und allerlei Krimskrams ansehnlicher Art angefüllt war. Rudloff rieb sich die Hände, strich sich den Bart und lachte wichtig und erfreut.

Förster sah sich um. Ein paar Aktstudien an den Wänden konnten für tüchtig gelten, unter den Skizzen befand sich Ansprechendes, die wenigen Staffelbilder, ein angefangenes Porträt und kleine Genrestücke älterer Manier waren von einer glatten Technik, aber eindruckslos, nur unter den Bleistiftzeichnungen befanden sich Sachen von Anmut und Stilgefühl und dabei von größter Sauberkeit der Ausführung.

„Ich bin nicht Kunstkenner genug, lieber Freund,“ (es war das erste Mal, daß Förster diese Anrede gebrauchte) „um Sie würdigen zu können, aber Sie scheinen über ein sehr erfreuliches Talent zu verfügen, und hier diese kleinen Land-

schaften und Entwürfe zu Dekorationen sind sogar reizend."

Rudloff stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ja ja!"

„Was ist Ihnen?"

„Daß man es mit diesem, diesem Talent doch nicht zu durchschlagender Berühmtheit gebracht hat! Sehen Sie mal, wie viel glücklicher da meine Schwester daran ist! Mit einer engbegrenzten Begabung, die sich an die flüchtigen Kinder des Tages hält, hat sie sich einen kleinen Namen zu machen gewußt. Ihre Sachen gehen brillant. Aber — so hoch ich sie schätze — es ist nicht die Höhe der Kunst, nicht wahr? Blumen — na das ist reizend, niedlich, wunderhübsch — aber es ist nicht das Ringen um den vollen Lorbeer — es ist liebenswürdige Beschränkung. Oder hab' ich Unrecht? Das Höchste bleibt doch immer die Darstellung des Menschlichen und Göttlichen! Leibliche Schönheit als Symbolik des Übermenschlichen."

„Ich dachte gar nicht, daß Sie in Ihren Bestrebungen so hochfliegend sind."

„Oho!"

„Was soll das werden?" fragte Förster, auf ein besonders seltsames Bild deutend.

„Waldrätsel. Ja, das wird etwas ganz anderes, als die Stücke dort, mit diesem Tableau huldige ich der neuen Richtung."

Förster starrte auf die verrückteste Farbenklexerei, die man sich denken konnte: ein gelb-grün-blaues Kunterbunt, in dem sich eine unbekleidete, schwindsüchtige Madame herumwälzte und zwar mit dem Ausdruck hellster Verwunderung über die sie umgebende Farbengeschichte.

„Seit wann sind Sie hauptsächlich Landschafter?" fragte Förster verdutzt.

„Ich vorwiegend Landschafter? Aber ich bitte Sie, ich bin überhaupt nicht Landschafter! Ich bin Symboliker, mit diesem Bilde wenigstens. Hier ist der „Wald", verstehen Sie, nur ein Mittel zum Zweck, die Natur Symbol des Ewigen.

„Und die Hauptsache ist das Rätsel?"

„Jawohl."

„Aber des Rätsels Lösung?"

„Ist das Weib, sie bedeutet den Menschen in seinem Verzagen, in seiner Hilflosigkeit der Natur gegenüber."

„Hm."

„Übrigens müssen Sie auch diesem Stück hier noch eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Herkules am Scheidewege."

„Warum in Nelkenrot?"

„Die Farbe des scheidenden Tages, die Abendglut."

„Seltsam."

„O ich denke der Welt noch zu raten aufzugeben."

„Und diese Dame hier?"

„Tochter des Bürgermeisters."

„Schönes Mädchen. Ist das Bild ähnlich?"

Der Mann, in dessen Händen „das Porträt weit und breit ruhte," lachte und sagte:

„So ähnlich, wie die Damen ihre Bilder zu haben wünschen."

„Ja so."

„Aber jetzt kommen Sie mal zu meiner Schwester — dürfen wir eintreten Marie?"

„Bitte."

Auch das Atelier Fräulein Karstens' war ein großer, künstlerisch eingerichteter Raum mit hohen Lichtfenstern, an deren einem die Staffeleien der Malschülerinnen standen, während an dem andern die Künstlerin selbst arbeitete. An den Wänden befanden sich eine Anzahl gerahmter Blumenstücke von frappierender Naturwahrheit und leuchtender Farbenpracht.

Das Bild, an dem Marie Karstens augenblicklich arbeitete, war eine etwa dreiviertel Meter breite und etwas weniger hohe Leinwand und stellte ein Stück schilfumrandeten Teich mit blühenden Wasserrosen dar, ein in lichtem, grünlichen Dämmerschein gehaltenes kleines Stück Welt, in das wie durch bewegtes Laub, das man doch nicht sah, hindurch zitternde Sonnenstrahlen herabbrachen, hier eine Blüte, da ein paar schwimmende Blätter, dort eine auffliegende Libelle oder einen der schilfumstarrten Binsenkolben treffend und mit lebendigem Farbenspiel umwebend. Es war ein Bild, über dem etwas von träumerischer Genügsamkeit, weltabgewandter, stillblühender Schönheit lag, in das doch das ewige Licht mit seinen Strahlen fluten durfte. Es war ein Gemälde von derselben Empfindung, mit der Gerhard Förster sich auf sich selbst zurückzuziehen gedacht hatte, ohne doch dauernd die wärmenden Strahlen menschlicher Freundschaft entbehren zu können, und das ihn eben deshalb tief ergriff.

Er betrachtete es schweigend, während Rudloff die Fortschritte der Schülerinnen in Augenschein nahm.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte Fräulein Karstens.

„Danke. Stört es Sie vielleicht, wenn ich stehe."

„Ganz und gar nicht."

„Dann ziehe ich vor, mich umzusehen."

„Hübsch, nicht wahr, hübsch?" fragte Rudloff. „Sehen Sie, das kann ich nicht."

„Glaub's wohl."

„Wir haben sehr verschiedene Richtungen," bemerkte das Fräulein, „und ich bin mit Bernhards neuesten Unternehmungen nicht recht einverstanden, aber deshalb —"

„Oh deshalb schätzen wir uns sehr und fördern uns gegenseitig. Diese Wasserrosen zum Beispiel habe ich mit eigener Lebensgefahr aus dem gräflich Erbachschen Teiche gefischt!"

„Ja, Bernhard ist sehr gut und gefällig."

„Das war Grete! Hast du sie gehört?" rief Benvenuto auf ein Geschrei hin, das von unten heraufdrang.

„Die Kinderfrau ist bei ihnen."

„Ich laufe schnell hinunter, nachzusehen, was es giebt." Und damit war der besorgte Vater auch schon draußen. Die Tante malte weiter.

„Sie kennen sich von München her?" fragte Marie Karstens, als sie allein waren.

„Ja, Ihr Bruder arbeitete damals in dem Atelier eines berühmten Meisters, während ich meinen neugebackenen Referendar durch die Museen und den englischen Garten spazieren führte."

„Er hat nie von Ihnen gesprochen."

„Wir haben uns auch nicht grade nahe gestanden."

„Desto liebenswürdiger von Ihnen, uns aufzusuchen."

„Wir haben neulich bei Schmidtchen unsere Bekanntschaft erneuert, woraus mir die Anregung zu meinem Besuche erwuchs."

„Es freut mich, wenn Sie ihn gemütlich fanden. Wir haben eine ganze Anzahl sehr liebenswürdiger Freunde und Bekannten hier, die ihn schätzen und mit denen wir auf das Angenehmste verkehren. Haben Sie seine Zeichnungen gesehen?"

„Jawohl gnäd'ges Fräulein, und sie haben mir sehr gefallen. Ganz offen: besser als seine Bilder."

„Ein bedeutender Maler ist er nicht. Einige hier glauben viel von ihm halten zu müssen auch in dieser Beziehung: Sie werden nie dazu gehören, aber — sie stockte und schien nach einem passenden Ausdruck zu suchen — „ich meine, Sie werden sich auch nicht auf mich berufen, ihnen diesen Glauben zu rauben, ich meine —"

„Sie meinen, ich werde es vor Ihren Freunden nicht zur Geltung bringen, daß Sie die soviel Bedeutendere sind."

„Verstehen Sie etwas von der Kunst? Verzeihung!"

„Genug um eben Ihre größere Bedeutung zu begreifen."

Sie schwieg.

Einen Augenblick kämpfte er mit der Frage: ob ihr schönes Können und Rudloffs thörichtes, nicht einmal ernstes Wollen nicht zu Unzuträglichkeiten Veranlassung gäbe, aber ihre Bekanntschaft war noch zu jung, außerdem konnte Rudloff jeden Augenblick zurückkehren, und dann wäre es peinlich gewesen, eine Unterhaltung abzubrechen, die ihn betraf und nicht ganz schmeichelhaft für ihn war.

„Ich möchte mir noch Ihre andern Sachen ansehen."

„Bitte sehr."

Förster trat vor ein Bild, das zwei Kinder darstellte, die einander mit Rosen überschütteten; es mochten die beiden ältesten Rudloffschen sein in einem jüngeren Jahrgange. Sie waren übrigens die Nebensache, die Hauptsache war die Blumenfülle, alles Centifolien, über die hellste Junisonne zu lachen schien. Ein Bild von göttlicher Heiterkeit, von strahlender Wärme.

„Ein Allegro aus einer Mozartschen Symphonie. Sie müssen eine sehr glückliche Natur sein," sagte er.

„Ich glaube wirklich, daß ich das bin. Haben Sie die Narzissen schon gesehen?"

„Ich sehe sie eben. Sie sind wundervoll! Sie leben, sie nicken aus dem Bilde heraus, sie duften."

„Ja, ich habe sie gut gemalt, aber ich liebe sie nicht. Es ist eine kalte, giftige Blume, wenigstens weht ihr Duft mich wie giftig an, obwohl sie ja ganz unschädlich ist. Und sie hat etwas so Undeutsches. Grade wie die Nelken. Ich liebe die Nelken auch nicht mit ihrem feinzerschlitzten Gekräusel und ihrem Gewürzdufte und ihrer so besonderen Farbe wie erlogene oder unreine Leidenschaft. Die Pariser Roués pflegen Nelken im Knopfloch zu tragen."

„Es scheint, Sie sind von scharfausgesprochenen Antipathien."

„Kann sein. Wollen Sie nicht die Arbeiten meiner Schülerinnen sehn?"

„Wenn Sie es wünschen. Haben Sie Talente darunter?"

„Nur ein erhebliches, die kleine Steinach. Sie könnte es zu etwas bringen, wenn sie Energie, Ausdauer und weniger Nervosität hätte."

„Sind diese Gänseblumen von ihr?"

„Ja."

„Und die Kirschblüten?"

„Auch."

„Die Kirschblüten sind sehr zart und duftig geraten."

„Für eine Anfängerin sind sie nicht übel." —

„Großer Gott, das ist ja das Schönste im ganzen Atelier, und ist mir bisher entgangen. Ja wie Sie das nur machen!"

„Ach die Azaleen! Der Natur glücklich abgelauscht wie der Kuh die Margarine." Sie lachte.

„Nun Sie haben gut lachen, wenn Sie das können. Gnädiges Fräulein, Sie haben einen leidenschaftlichen Bewunderer mehr an mir."

„Leidenschaftlichen? Herr Amtsrichter — seien Sie nicht so hochtrabend."

„Warum zweifeln Sie an mir?"

„Ich zweifle gar nicht daran, daß Ihnen meine Sachen gut gefallen, da Sie es sagen, ich meine nur, Sie sollten nicht das Wort leidenschaftlich frevelhaft in den Mund nehmen: Sie wissen ja gar nicht, was leidenschaftlich ist."

„Und wenn es so wäre, woher wissen Sie es?" fragte er ein wenig verletzt, denn er empfand den Mangel an leidenschaftlicher Empfindungsweise heimlich als einen wirklichen Mangel und versuchte sich vergeblich einzureden, daß er daran einen Vorteil besäße. Ein rechter Künstler schreit nach der Aufregung und den Schmerzen, die sein Blut in Wallung setzen und sein Temperament steigern.

„Oh — das haben Sie übelgenommen? Daß ich mir doch endlich abgewöhnen könnte immer zu sagen, was ich denke! Es ist so natürlich, daß sich niemand gern gleich ins Gesicht leuchten läßt. Und dabei ist das Dümmste, daß wenn man erst einmal zuviel gesagt hat, man immer gleich noch mehr sagen muß. Ein unbedachtes Wort macht die Offenheit zur Ahnin einer ganzen Reihe anderer Worte. Und so bleibt mir schon nichts anderes übrig, als zu sagen, was ich überhaupt dachte, als Bernhard Sie mir vorstellte."

„Nämlich?"

„Ein wenig temperamentlos, noch nicht am Ende seiner Entwickelung, absolut vertrauenerweckend. Es ist nicht nötig, daß ich mich zur Entschuldigung für meine Kühnheit mit meinem in Angriff genommenen Altjungferntum entschuldige, es spricht für sich selbst."

(Fortsetzung folgt.)

Mozart.

Glöckchenklang und süße Flöte
Öffnen Dir der Weisheit Pforte,
Neuen Lebens Morgenröte
Grüßt Dich mit geweihtem Worte.

Rosen decken und verklären
Dir den strengen Weg zum Ziele:
Lächelnd Glück wird das Entbehren
Und die Prüfung wird zum Spiele.

Was nicht düstre Stirnen lösen,
Löst das Herz, das sonnenhelle,
Gießt selbst um den Trotz des Bösen
Seine heitre Liederwelle.

Gieb dich hin den holden Stunden,
Die den Mantel um Dich schlagen,
Dich als Sieger ohne Wunden
In den Märchenhimmel tragen.

Friedrich Adler.

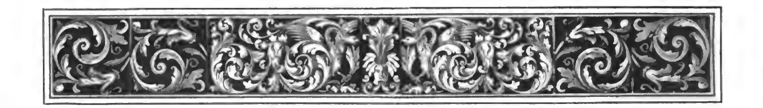
Abendstimmung.

Ihre letzten Strahlen sendet
Warm die Abendsonne her,
Und ihr lichter Taglauf endet
Flutend in dem Weltenmeer.

Neuerblühte Rosen nicken
Halb schon schlafend, halb noch wach,
Und die letzten Düfte schicken
Sie der Abendsonne nach.

Aus den rotbestrahlten Auen
Steigt der Amsel Nachtgebet,
Und ein stilles Gottvertrauen
Durch das müde Herze geht.

Johannes Grebling.



„Aus Mitleid".

Skizze von Alexander von Freytag-Loringhoven.

Was Katia Borissowna Thee trinken konnte! Enorme Quantitäten. Vom Morgen bis zum Abend, den ganzen Tag. Da saß sie an ihrem kleinen Tische, auf ihrem alten Stuhl und schenkte sich mit der feinen, mageren Hand immer wieder eine neue Tasse voll. Draußen knirschte der Schnee unter den Füßen der Vorübergehenden oder wirbelte an heißen Sommertagen der Staub über die schlecht gepflasterte Straße der elenden lithauischen Kleinstadt. Katia Borissowna saß und schlürfte ihren Thee, er wurde nur temperiert je nach der Jahreszeit.

Dazwischen stand sie auf und huschte lautlos hinaus in die Küche, kam aber immer nach einiger Zeit zurück, um sich zu überzeugen, ob der Thee nicht ganz kalt geworden war und um wenigstens einige Schluck von der braunen Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Dann ging sie wieder fort, um nach den Kindern des Hauses zu sehen und kam von neuem zurück, trank wieder Thee und führte still und geräuschlos ihr Tagewerk zu Ende.

Katia Borissowna war auch einmal jung gewesen. „Katti, süße, kleine Katti", hatte sie ihre deutsche Gouvernante genannt. Das „süß" mußte sich allerdings mehr auf ihr prächtiges Gemüt, als auf die Reize ihrer äußeren Erscheinung beziehen. Schön war sie schon damals nicht, aber sie hatte eine Gouvernante, ihre Eltern waren wohlhabend, das war auch etwas wert, später war alles „zum Teufel gegangen" und Katia war als eine bettelarme Waise zurückgeblieben. Gründlich gelernt hatte sie nichts, mit ihren feinen, aristokratischen Händen war sie nicht imstande, sich auch nur das elendeste Stück Brot zu verdienen. Sie war also auf das Mitleid Anderer angewiesen. Und sie fand Mitleid.

Dimitri Nicolaijewitsch hatte als Knabe mit ihr gespielt, als Jüngling hatte er sie geliebt, ihr große Hoffnungen in den Kopf gesetzt und was viel schlimmer war, ins Herz gesenkt. Dann lernte er eine Andere kennen, ein vornehmes, reiches Mädchen, die hatte er geheiratet und die arme Katia wurde nun „aus Mitleid" ins Haus genommen. So war er überzeugt, als edler Mann zu handeln. Daß er dieses armselige Leben, welches er jetzt zu erhalten für seine Pflicht hielt, in Wahrheit zu Grunde gerichtet, daran dachte er nicht, das wäre ja auch ein ganz toller Gedanke gewesen.

So war denn Katia im Hause ihres Wohlthäters zu einer bescheidenen permanenten Theetrinkerin geworden. Sie galt als seine entfernte Verwandte, es war aber eigentlich nur Jugendfreundschaft und früher schon Freundschaft der beiderseitigen Eltern gewesen. —

Katia bekam freilich außer Thee auch Anderes zu essen und zu trinken, aber sie saß immer unten am Tisch. Und so war es überall im Leben. Sie wurde zu allerletzt nach den Kindern bedient. Und merkwürdig, je älter sie wurde, um so weniger schmeckte ihr das Essen. Jetzt trank sie fast nur noch Thee. Das mußte man sagen: sie war eine billige Hausgenossin. Aber allerdings auch den Thee bekam sie ja nur „aus Mitleid". So ging ihr Leben hin, still und einförmig. — Katia Borissowna war mit der Zeit recht häßlich geworden, von der süßen kleinen Katti war keine Spur mehr vorhanden. Und eine langweilige alte Theeschwester war sie außerdem. Freilich, wer mochte auch mit ihr Kurzweil treiben? Wenn man so aus Mitleid im Hause geduldet ist, das merkt gleich Jeder, und dergleichen Wesen geht man am liebsten aus dem Wege.

Dimitri Nicolaijewitsch war ihr gegenüber anfangs wenigstens herablassend gnädig gewesen, später aber ärgerte er sich immer mehr über das langweilige alte Gesicht, das ihm den Treubruch seiner Jugendjahre in Erinnerung rief. Ab-

geschmackte Sentimentalität! Hatte er ihr denn einen Eid geschworen? Nun also! — Was so die Blicke reden oder auch ein leichtfertiges Wort ausplaudert, das zufällig über die Lippen kommt, das alles hat ja nichts zu bedeuten. Nein, nein, er war und blieb ein edler Mann. Und daß er sich jetzt solche Langeweile auferlegte, die Jugendfreundin bei sich im Hause zu haben, schon darauf hin konnte er sich etwas zu gute thun und die „alte Schachtel" gründlich fühlen lassen, daß sie überhaupt nur aus Mitleid geduldet wurde. So gewöhnte er sich denn diesen abscheulichen Ton an. Er schalt sie und fuhr sie, auch in Gegenwart Fremder, bei jeder Gelegenheit an. Seine laute Donnerstimme tönte durch die Räume. Nichts konnte sie ihm recht machen, alles, was ihm Unangenehmes im Leben widerfuhr, hatte sie verschuldet. So hätte er jeder anderen sein Haus zur Hölle gemacht, aber Katia Borissowna besaß die grenzenlose Gutmütigkeit und fast sklavenartige Hingebung der russischen Frauennatur, wie man sie, unbeleckt von moderner Kultur und romanischer Leichtfertigkeit, immer noch findet. Nur recht viel Thee und einige Stück Zucker, von denen sie am liebsten, wenn sie unbeobachtet war, hin und wieder etwas abbiß, das war alles, was sie begehrte. Konnte man denn auch aus Mitleid mehr verlangen? — So wie der Herr des Hauses, behandelte auch die Dienerschaft die arme Seele mit Verachtung. Von den Kindern wurde sie geradezu tyrannisiert.

Dimitri hatte sich indessen das heftige, herrische Wesen immer mehr angewöhnt, — auch gegen seine Frau war er mehr als einmal ausfallend gewesen.

Maria Feodorowna war im Ganzen eine stille, duldsame Natur, aber eine solche, die zwar Manches hinnimmt, es jedoch darum nicht spurlos an sich vorübergehen läßt. Sie litt, ja sie litt fürchterlich unter der Rohheit und der immer mehr zu Tage tretenden Vernachlässigung von Seiten ihres Mannes. Sie gehörte nicht zu den interessanten Frauen und hatte es nicht verstanden, ihn zu fesseln, das kränkte sie selbst um so tiefer, je weniger sie es sich merken ließ, — dazu war sie es gewesen, die das Vermögen in die Ehe gebracht hatte. Das war nach ihrer, von früh auf ans Praktische gewöhnten Denkweise noch ein Grund mehr, um von seiner Seite respektvolle Hingebung zu verlangen. Wenn sie zwar nur einen unbestimmten Verdacht hatte, daß sie mit ihrem eigenen Gelde betrogen wurde, so war es doch Thatsache, daß er aus lauter Verdruß und Langeweile sich in letzter Zeit das Trinken angewöhnt hatte.

Die beiden Gatten kamen mit jedem Tage mehr aus einander. Katia Borissowna bemerkte es wohl. Sie war viel zu gut, um auch nur eine Spur von Schadenfreude zu empfinden, im Gegenteil, alle Beide, besonders auch ihr Quälgeist, der „Wohlthäter", thaten ihr bitter leid, aber wie sollte sie helfen? Sie hatte ja keine Stellung im Hause. Sie war ja nur aus Mitleid geduldet. Auch hätte sie ihm Unrecht geben müssen, nur ihm. Maria Feodorowna war langweilig, furchtbar langweilig, gewiß, aber das war auch eigentlich ihr einziger Fehler. Schlecht war sie gewiß nicht. Und er! Eine leichtsinnige Jugend und jetzt dem Trunk ergeben.

Es war zwischen den Gatten schon zu wiederholten Malen zu wirklichen „Scenen" gekommen. Wenn Katia ihren Tyrannen dann nur vorwurfsvoll ansah, was sie niemals that, wenn er ihr selbst ein Unrecht zufügte, so wandte er gleich ärgerlich die Blicke fort, als ob es ihn unangenehm berührte, daß die einstige Jugendfreundin in die verborgenen Falten seines Innern sehen wollte. Wie durfte sie da das Leiseste zum Schutze der Frau wagen?

Es war an einem Sonntag. Die Wintersonne neigte sich zum Untergehen. Ihre bleichen Strahlen fielen in Katias kleines Zimmer. Da saß sie und schlürfte ihren Thee. Ihre Augen schweiften suchend in die Weite, ihre schlanken Finger trommelten leicht auf die Tischplatte. Es war so schön in der Dämmerung zu träumen. Da hörte sie lautes Stimmengewirr, sie horchte und horchte, es war, er —, Dimitri Nikolaijewitsch, kein Zweifel, seine Stimme. Sie wollte dorthin, woher ihr der Lärm entgegen drang; er kam aus dem Schlafzimmer der beiden Gatten. Nun lauschte sie an der Thür. Sie hörte, wie die Beiden sehr erregt mit einander sprachen. Aber ein Gespräch war es kaum zu nennen, es war vielmehr ein wildes Geschrei. Der Mann donnerte, daß die Wände dröhnten. Aber je lauter er schrie, um so höher wuchs der Mut der Unterdrückten. Sie hatte das Äußerste ertragen, jetzt war endlich der Augenblick gekommen, ihm die Wahrheit zu sagen. Durch ein Nichts waren sie aneinander geraten, aber, wie es so oft zu geschehen pflegt, dieses Nichts schlug dem Faß den Boden ein. Die Frau bewies einen nie geahnten Mut. „Du bist an meinem Unglück schuld, Du

haſt mein Leben zu Grunde gerichtet. Du biſt mein Mörder!“ Es machte wenig Eindruck auf den Wütenden. —

„Du verſtehſt mich wahrſcheinlich nicht. Das kommt daher, weil Du betrunken biſt. So iſt es ja jetzt immer.“

Ein lautes grinſendes Lachen war die Antwort. Dann raffte er ſich auf, er wollte ihr zeigen, daß er ſich beherrſchen konnte. „Was zanken wir uns?“ ſagte er in rohem, aber doch ruhigem Ton. „Haben wir denn nicht unſere Kinder?“

„Unſere Kinder?“ ſchrie ſie mit heiſerer Stimme. „Der ſtete Vorwurf gegen Dich ſelbſt. Saſcha iſt blaß wie der Tod. Xenia iſt beinah verkrüppelt. Weshalb? Frage Dich ſelbſt, Du mußt es doch wiſſen.“

Da hörte man einen Augenblick nichts mehr, kein Wort, keinen Schrei. Nur ein leiſes, halb erſticktes Gurgeln wie in der Kehle eines Todſüchtigen. Katia überkam eine namenloſe Angſt. Sie riß die Thür auf und ſtürzte ins Zimmer. Dimitri ſtand vor ſeiner Frau. Er hatte ſie mit der Linken zu Boden geworfen und ſchwang in der Rechten einen Stuhl, den er eben im Begriff war, am Körper ſeines unglücklichen Opfers zu zerſchellen. In dieſem Augenblick trat Katia mit ausgeſtreckten Armen vor ihn hin. Dimitri taumelte zurück, blieb einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen, ſchleuderte dann den Stuhl kräftig zu Boden, daß die Lehne in Stücke zerbrach und ging, leiſe vor ſich hinbrummend, aus dem Zimmer. Maria Feodorowna aber ſtürzte laut ſchluchzend ihrer Retterin in die Arme. —

Es war ſpät Abends. Katia ſaß in ihrem Zimmer, trank Thee und dachte nach über die Ereigniſſe des Tages, über die Vergangenheit überhaupt und über ihr eigenes verfehltes Leben, auch darüber, daß ſie doch eigentlich nur „aus Mitleid“ auf der Welt war. —

Da wurde die Thür geöffnet, — ſie achtete nicht darauf; da trat eine Geſtalt an ſie heran, — ſie bemerkte es nicht; da ſtürzte ein ſchwerer Körper neben ihr zu Boden, und Jemand faßte ihre Hand und heiße Küſſe brannten auf ihren feinen ſchlanken Fingern. Da endlich ſah ſie hin. Dimitri Nicolaijewitſch lag ihr zu Füßen. —

„Dank, Dank für Deine That,“ ſtammelte er wie ein reumütiger Sünder. Er nannte ſie ſeit lange nicht mehr Du. Nun war ihm plötzlich die Erinnerung zurückgekehrt, die Erinnerung an längſt entſchwundene, glückliche Tage. — Katia ſah ihn mit einem Blick von unendlicher Wehmut an, aber ein ſtolzes Gefühl erhob doch ihre Bruſt. Dieſer Dank war eine großartige Genugthuung. Sie hatte wahrlich nicht umſonſt gelebt. Wofür er eigentlich dankte, das ſagte er nicht, aber ſie hatte ihn vollkommen verſtanden; er dankte auf den Knieen dafür, daß er kein Mörder geworden. —

Katia führte ihr altes Leben weiter, — ſie trank enorme Quantitäten Thee und „aus Mitleid“ wurde ſie nach wie vor im Hauſe geduldet, aber ihre Stellung war doch eine andere geworden. Merkwürdig, ſie ſelbſt ließ ſich auch jetzt alles gefallen, aber wollte der Wüterich je wieder gegen ſeine Frau aufbrauſen, dann brauchte ihn Katia nur anzuſehen und der Jähzorn war verraucht! . . .

Ungariſche Volkslieder.

Im Akazienlaube wühlt der Haidewind,
Und mein Traum von Deiner Liebe Glück zerrinnt.
Wie der Herbſthauch mit des Baumes Sommerkleid,
Spielſt Du mit dem Herzen der verwaiſten Maid.

Deines dunkeln Auges Leuchten kenn' ich gut,
Aber kalt entſtrahlt ihm nur Dein Übermut.
Und was gilt's Dir, ob ſich eine Dir ergiebt?
Denn Du möchteſt, daß die ganze Welt Dich liebt.

*

Da die Schnitter mähten, ließen ſie nicht eine Blume ſtehn;
Dieſe ſchnöde freudeloſe Welt will ich nicht länger ſehn.
Einem gelbgewelkten Blatte gleich' ich; Tod iſt mein Begehr,
Denn dem Baume meines Lebens blüht kein neuer Frühling mehr.

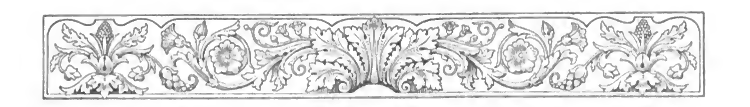
Thränen quellen mir im Herzen, blenden mir das Augenlicht.
Er verließ mich, den ich liebte; noch zu hoffen, wag' ich nicht.
Darum zehrt's an meinem Leben, darum iſt mir Tod Gewinn,
Weil er nimmer mein ſoll werden, dem ich treu ergeben bin.

*

Stefan Danko's Geige giebt nur düſtern Laut.
Ward ſie denn aus Trauerweidenholz bebaut?
In den Becher mir die ſcheue Thräne rinnt,
Und es weint mit mir ein allerliebſtes Kind.

Stefan Danko, allzu traurig ſpielſt Du traun!
Laß aus Roſenholz Dir eine Geige baun;
In die Herzen lach' ein jeder Bogenzug!
Lieb' und Freude giebt es lang noch nicht genug.

Im Versmaß der Originale überſetzt von **Robert F. Arnold.**



Berlin in der Reaktionszeit.

(1850—1858.)

Erinnerungen von Max Ring.

III.

Kladderadatsch und Gartenlaube.

(Schluß).

Mit einem Schlage wurde der kleine unbekannte Kommis ein populärer, allgemein beliebter Schriftsteller. Das Volk sang seine leicht faßlichen Lieder auf der Straße, die Gebildeten lachten über seine geistreichen Einfälle und seine witzigen Redensarten wurden sprichwörtlich. Nur der pekuniäre Nutzen stand in keinem Verhältnis zu dem ungeheuren Erfolge des Dichters, der im Ganzen 100 Thaler für seine Posse erhielt, welche der Direktion Tausende einbrachte. Erst nach der fünfzigsten Vorstellung fühlten sich die Eigentümer des Königstädtischen Theaters, die Cerfschen Erben, bewogen, dem Verfasser ein großmütiges Geschenk von — fünfzig Thalern zu machen. Dafür entschädigte ihn die Berliner Kritik, die mit seltener Einstimmigkeit das plötzlich auftauchende Talent feierte und Kalisch als den modernen Aristophanes des neuen Spree-Athen begrüßte.

Aufgemuntert durch den großen Beifall, brachte Kalisch zwei neue Possen „Berlin bei Nacht“ und „Junger Zunder, alter Plunder“ zur Aufführung, die zwar einen bedeutenden Erfolg hatten, aber keine nachhaltige Wirkung erzielten, woran hauptsächlich die veränderten Zeitverhältnisse die Schuld trugen. Je mehr nämlich die großen politischen und sozialen Zeitfragen in den Vordergrund traten, je ernster und drohender die allgemeine Weltlage sich gestaltete, je schärfer sich der unvermeidliche Konflikt zuspitzte, desto mehr schwand auch die Teilnahme an dem Theater, das bisher den Mittelpunkt des Berliner öffentlichen Lebens bildete.

Mit der politischen Unzufriedenheit verbanden sich die aus Frankreich importierten Lehren des Sozialismus, welche durch die Romane eines Eugen Sue eine allgemeine Verbreitung fanden. Nicht minder zersetzend wirkten die Theorien der jüngsten Hegelschen Schule, die mit dämonischer Konsequenz durch ihre alles vernichtende und verachtende Kritik den Staat und die Gesellschaft angriff. In der bekannten Hippelschen Weinstube, in der auch Kalisch ein Stammgast wurde, sammelten sich um Bruno und Edgar Bauer jene modernen Titanen, welche der Religion, dem Eigentum, der Familie den Krieg erklärten und geistreiche Bacchanalien feierten, bei denen die Philosophie mit der Prostitution und die absolute Idee mit dem Berliner Straßenwitz sich verbrüderte.

Harmloser war eine andere zwanglose Gesellschaft, das sogenannte „Rütli“, an der sich eine Anzahl junger geistvoller Männer, Doktoren, Schriftsteller, Künstler, Studenten, Kaufleute und unbeschäftigte Adelige, darunter Ernst Kossak, Titus Ulrich, Rudolf Gottschall, Ernst Dohm, Rudolf Genée, Wilhelm Scholz, Rudolf Löwenstein u. s. w. beteiligten, ohne einen besonderen politischen Zweck zu verfolgen und lediglich zu heiterer Geselligkeit versammelt. Hier herrschte ein übermütiger Humor, jener „höhere Blödsinn“, welcher in der nur von und für die Mitglieder geschriebenen und von Scholz illustrierten „Rütli-Zeitung“ seine komischen Blüten trieb. Durch Dohm und Löwenstein, seine beiden Vettern und Freunde, kam auch Kalisch mit der witzigen Gesellschaft in Berührung, in der er bereits alle Keime des künftigen „Kladderadatsch“ und die Elemente eines derartigen Witzblattes vorfand.

Diese Gelegenheit benutzt und den richtigen Augenblick erkannt zu haben, ist das große Verdienst von Kalisch. Als die Revolution im Jahre 1848 ausbrach, in den Fürstenschlössern die Furcht, in den Ministerhotels Verzweiflung und Ratlosigkeit, in den Volksversammlungen und Klubs der Unverstand und die politische Phrase, in den Straßen die Anarchie herrschte, da entsprang dem Kopf des kleinen David der Kladderadatsch, wie die gewaffnete Minerva dem Haupte Jupiters. Mit dem vollständigen Manuskript der ersten Nummer und dem Titel „Kladderadatsch“, der so viel als allgemeine Auflösung und universellen Bankerott bedeuten sollte, trat Kalisch im Mai 1848 in das bescheidene Geschäftslokal des Buchhändlers Albert Hofmann, der damals vorzugsweise sich mit dem Verlag der humoristischen Tageslitteratur befaßte und bot diesem das neue Unternehmen an.

Der Verleger zögerte, sich auf ein so gewagtes Geschäft einzulassen und forderte einige Tage Bedenk-

zeit. Nach Ablauf der bewilligten Frist erklärte er sich zwar bereit, das beabsichtigte Blatt in Kommission zu nehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Autor die Kosten für Druck und Papier tragen sollte. Vorläufig wurde das Honorar für die Nummer auf „einen Friedrichsdor“ festgesetzt. Einige Tage später riefen die fliegenden Buchhändler zum ersten Mal in den Straßen Berlins mit lauter Stimme: „Kladderadatsch, Kladderadatsch!“ Das Publikum stutzte, blieb stehen, wurde aufmerksam, kaufte das neue Blatt aus Neugier, las und lachte über den komischen Leitartikel, bewunderte den scharfen Witz, die Kühnheit, mit welcher der Verfasser alle Parteien geißelte, amüsierte sich besonders mit der parodistischen Novelle „Edwine“, die in pikanter Form die Abenteuer einer damals viel genannten und viel geliebten Schauspielerin erzählte — und das Glück des lustigen „Kladderadatsch“ war gemacht, wenn auch noch kein Mensch und selbst nicht der Vater des Neugeborenen die künftige Größe und kulturhistorische Bedeutung des kleinen Weltbürgers ahnte.

So wurde Kalisch der Begründer des ersten und bedeutendsten Witzblattes in Deutschland. Aber bevor der „Kladderadatsch“ diese unerwartete Höhe erreichte, mußte auch er erst den schweren Kampf um das Dasein bestehen. Obgleich Kalisch nach wie vor die Seele des Blattes blieb, so vermochte er auf die Länge der Zeit nicht allein die geistigen Kosten zu bestreiten. Er sah sich daher genötigt, geeignete Mitarbeiter zu suchen, die er in seinen Freunden Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein fand, zu denen sich als Vierter Wilhelm Scholz, der geistreiche Zeichner der „Rütli-Zeitung“, gesellte. Durch diese frischen Kräfte gewann der „Kladderadatsch“ natürlich an Mannigfaltigkeit und innerem Gehalt. Bald erregten einzelne Artikel großes Aufsehen und übten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. König Friedrich Wilhelm IV. wurde ein eifriger Leser und Freund des „Kladderadatsch“; selbst witzig, fühlte er trotzdem und alledem eine gewisse Sympathie für den verwandten Geist. Auch die demokratischen Parteiführer erkannten die neue Macht an, die schonungslos ihre Hiebe zur Rechten und Linken austeilte. Hauptsächlich durch die kühnen Angriffe des witzigen Blattes wurde der gefürchtete Agitator Held von seiner Höhe herabgestürzt, so manche falsche Größe entlarvt und lächerlich gemacht.

Natürlich fehlte es dem „Kladderadatsch“ nicht an erbitterten Feinden, die ihn um jeden Preis zu unterdrücken suchten. Während des Belagerungszustandes stand vor allen dies Blatt auf der Proskriptionsliste der Reaktion. Auch die Mitarbeiter wurden unbarmherzig verfolgt: Löwenstein, der noch Landwehrmann war, sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Ein ähnliches Schicksal drohte vor Allem Kalisch selbst. Sie alle mußten, um der Rache der Feinde zu entfliehen, Berlin heimlich verlassen.

In dieser Zeit der größten Not trat der Verleger Hofmann als rettender Steuermann an das Ruder des vom Untergang bedrohten Schiffleins. Durch geschickte Manipulationen wußte er unter fingierter Adresse das Manuskript nach Leipzig zum Druck zu befördern, da man in Berlin von Spionen und Angebern umgeben war. Ebenso wurden die Ballen des gedruckten „Kladderadatsch“ als unschuldige Kaufmannsgüter nach Berlin heimlich eingeschmuggelt. Aber selbst diese Vorsicht genügte nicht und manche Sendung fiel in die Hände der wachsamen Polizei und wurde vernichtet. Trotzdem verlor „Kladderadatsch“ nicht seinen Humor; aus sicherem Versteck schoß er mutig seine witzigen Pfeile ab, bis ihm endlich die Stunde der Erlösung schlug:

„Selbst Wrangel fühlte ein Erbarmen
Und hat den Kladderadatsch erlaubt.“

Nach beendetem Exil stellte sich immer mehr die Notwendigkeit heraus, dem Blatt einen eigenen Redakteur zu geben. Mit gewohnter Bescheidenheit überließ Kalisch dieses wichtige Amt dem hochgebildeten Ernst Dohm. Dieser hatte in Halle unter Wegscheider und Tholuk Theologie studiert, bereits mit Erfolg gepredigt und als Hauslehrer in einer angesehenen Familie gelebt. Sein Talent und seine Liebe zur Unabhängigkeit führten ihn zur Litteratur. Längere Zeit schrieb er für den „Gesellschafter“ von Gubitz und für das „Magazin für Litteratur des Auslandes.“ Gleichzeitig stand er einem Knaben-Pensionat vor, das er jedoch bald aufgab. Mit Dohm kam ein neues Leben, ein höherer Aufschwung, ein idealeres Element, eine universellere Richtung in das Blatt. Der spezifische Berliner Witz wurde durch die poetische Form, die gediegene Kritik und die klassische Bildung des neuen Redakteurs gleichsam geadelt. Der „Kladderadatsch“ feierte gewissermaßen seine Wiedergeburt, eine Art Renaissance, die Vermählung der modernen Pointe mit dem antiken Epigramm, des Couplets mit der Parabase, des höheren Blödsinns mit dem aristophanischen Witz. Im ähnlichen Sinne wirkte auch Rudolf Löwenstein durch seine gemütliche Poesie, besonders durch die ihm gehörenden edeln Freunde „Prudelwitz und Strudelwitz“. Aus einem bloßen Lokalblatt wurde jetzt ein Weltblatt, aus dem Organ „für und von Bummler“ ein Organ von und für alle Gebildete. Daß aber trotz dieser Umwandlung die ursprüngliche Komik nicht fehlte, dafür sorgte Kalisch mit seinen originellen lustigen Einfällen. Aber noch einmal drohte ein neuer Sturm dem Dasein des „Kladderadatsch“, als Kaiser Nikolaus von Rußland im Jahre 1852 das von der demokratischen Seuche gereinigte Berlin mit seinem hohen Besuche beehrte. Es galt, dem allmächtigen Zaren eine bessere Meinung von der Bevölkerung beizubringen und einen schmeichelhaften Empfang zu bereiten, wozu der damalige Polizeipräsident von Hinckeldey die nötigen Maß-

regeln anordnete. Auf seinen Befehl huldigten die Berliner Zeitungen dem gefürchteten Kaiser und die Stadt mußte ein freudiges Gesicht machen. Nur der „Kladderadatsch“ wagte mit dem mächtigen Autokraten anzubinden, vor dem in jener Zeit Fürsten und Völker zitterten. Einige Witze über die befohlene Fälschung der öffentlichen Meinung, über den gemachten Enthusiasmus versetzten Hinckeldey in unbeschreibliche Wut. Kalisch und Löwenstein wurden ohne Erbarmen ausgewiesen, bei Dohm eine strenge Haussuchung gehalten und seine Papiere mit Beschlag belegt.

Zwar kehrten dann die Verbannten, nachdem sich das Ungewitter verzogen, heimlich wieder nach Berlin zurück und wurden von den nachsichtigen Behörden stillschweigend geduldet, aber über ihrem Haupte schwebte fortwährend das Damoklesschwert der polizeilichen Willkür. Erst der Vermittelung einflußreicher Gönner, besonders den Bemühungen des Schriftstellers Adami, des Geheimen Hofrats Schneider und des Gartendirektors Lenné gelang es, den Bann aufzuheben und für Kalisch die von ihm so heiß ersehnte Niederlassung zu erwirken. Von der schweren Sorge um die Existenz und von ferneren Verfolgungen befreit, widmete er jetzt seine ganze Kraft dem von ihm begründeten Unternehmen. Immer frischer entwickelte sich der ihm angeborene Humor und seine ursprüngliche vis comica. Wie er bereits der Vater des berühmten „Zwickauer“ war, so wurde er auch der Pathe von „Müller und Schulze“, mit welchen Namen er zwei aus England stammende Holzschnitt-Figuren taufte, die der Buchhändler Hofmann zugleich mit der charakteristischen Kopfvignette in Leipzig erworben hatte.

Außerdem schrieb Kalisch die Mehrzahl der prosaischen Artikel im Berliner Dialekt, die Parodien, travestierte Novellen und die Sprüche der Weisheit; auch gab er den „Kladderadatsch-Kalender“, den „Kladderadatsch zur Industrie-Ausstellung“ und die ersten Bände von „Schulze's und Müller's Reisen im Harz und am Rhein“ heraus. Selbstverständlich stieg auch sein Einkommen in demselben Maße, als die Zahl der Abonnenten wuchs, die im Jahre 1852 bereits 15000 betrug und immer noch zunahm.

Unter so glücklichen Verhältnissen traf ich Kalisch wieder in Berlin. Im Verkehr mit ihm und seinen Freunden Dohm, Löwenstein, Ernst Kossack, Maler Hosemann und Schauspieler Grobecker verlebte ich die angenehmsten Stunden im Albrechtshof. Hier herrschte eine zwanglose Heiterkeit, eine wahrhaft aristophanische, aber harmlose Ausgelassenheit und eine Gemütlichkeit, die man am wenigsten bei den wegen ihres scharfen Witzes gefürchteten Gelehrten des „Kladderadatsch“ gesucht hätte. Kalisch selbst war, wie die meisten humoristischen Talente, ein großer Hypochonder und litt an einer unglaublichen Schüchternheit, entfaltete aber im engeren Freundeskreise, besonders wenn er durch ein Glas Wein angeregt war, eine unwiderstehliche Komik, wobei ihm der Buchhändler Hofmann, der lange Scholz und Kossack würdig zur Seite standen. An solchen Abenden wurden die reizendsten Scherze improvisiert und Stegreifstücke aufgeführt, welche auf dem Theater gewiß das größte Glück gemacht haben würden, wenn sie sich nur für die Öffentlichkeit geeignet hätten.

Dabei arbeitete Kalisch mit einem wirklich bewunderungswürdigen Fleiße und unverdrossenen Eifer. Wie die emsige Biene sammelte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend den Stoff für seine komischen Figuren, Witze und Couplets. Mit dem Notizbuch in der Tasche war er fortwährend auf der Jagd. Alles, was er sah oder hörte, was ihm bemerkenswert erschien, ein geistreiches Wort, das er in einem alten Buche fand, eine pikante Wendung in der Unterhaltung, eine volkstümliche Redensart im Munde eines Weißbierphilisters oder einer Hökerin, ein gefälliges Musikstück in einem Gartenkonzert wurde sogleich in seine Brieftasche eingetragen, um später einmal von ihm benutzt zu werden. Die so angehäuften Schätze wußte er stets in origineller Weise zu verwerten. Jahre lang sammelte und speicherte er so einen unerschöpflichen Vorrat von Witzen, Motiven für wirksame Theaterscenen, Pointen für Couplets und komische Einfälle auf.

Obgleich es ihm an eigentlicher Erfindungsgabe fehlte und er gewöhnlich nur fremde Stoffe von Langer, Berg, Weirauch und Pohl bearbeitete, so besaß er dafür ein großes dramatisches Geschick, einen sicheren Takt, den schärfsten Blick für die lächerlichen Seiten der Gesellschaft, den feinsten Instinkt für die Strömungen des Tages und für den Geschmack des Publikums. Seine Lieder und Couplets trugen den Stempel eines originellen Geistes und sein Dialog sprudelte von Humor. Die meisten seiner Bühnengestalten und Charaktere zeichneten sich durch ihre Lebendigkeit und Wahrheit aus: der famose „Zwickauer“, der „gebildete Hausknecht“ und der „Tyrann von Rottenburg“ verrieten eine ungewöhnliche Gestaltungskraft und die bekannten Redensarten: „Was ich mir davor koofe“ und „Alles muß verrungeniert werden“, erhielten erst durch ihn eine ungeahnte populäre Bedeutung.

Alle diese Erzeugnisse seiner komischen Muse kosteten ihm jedoch eine unbeschreibliche Mühe und waren nur das Resultat der größten Anstrengung. Von einem kaum glaublichen Mißtrauen gegen sich selbst und von einer lächerlichen Ängstlichkeit erfüllt, änderte und strich Kalisch in seinen Manuskripten fortwährend bis zum letzten Augenblick. Am Abend einer Aufführung stand er im buchstäblichen Sinne des Worts Höllenqualen aus. Er selbst wohnte jeder Probe bei und wurde mit jedem Tage immer mutloser und zerknirschter, trotzdem Regisseur und Schauspieler sich die größte Mühe gaben und ihn zu be-

friedigen suchten. Während der Vorstellung saß er entweder bleich und zitternd hinter den Coulissen, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, oder er irrte wie ein Verzweifelter in der Nähe des Theaters umher, von den furchtbarsten Gedanken verfolgt.

Selbst wenn der Vorhang gefallen war und das Haus von Beifall dröhnend stürmisch den Verfasser rief, erschien der kleine Kalisch mit einem wahren Armensündergesicht, als ob er hingerichtet werden sollte. Auch wenn das Publikum und die Kritik ihm die verdiente Anerkennung zollte, verleugnete er nicht seine bescheidene Schüchternheit, seine Scheu vor der Öffentlichkeit. Niemand urteilte strenger über seine Possen, als er selbst und nicht selten verwarf er in einer Anwandlung seiner melancholischen Laune seine ganze Thätigkeit. Wie er mir oft gestand, schwebte vor seinem Geiste das große Vorbild eines modernen Aristophanes, das er zu erreichen verzweifelte, da ihm dazu ebensosehr die nötige Bildung wie der geeignete Boden fehlte. Es gab Augenblicke in seinem Leben, wo er ernstlich die ganze Richtung der neueren Posse verwarf und sich selbst anklagte, durch sein Beispiel den Verfall der Bühne und durch seine Thätigkeit am „Kladderadatsch“ die Geschmacksverirrung und Verwilderung des Publikums verschuldet zu haben. Diese Stimmungen, denen etwas Wahres zu Grunde lag, gingen jedoch bald vorüber und wenn der Theaterdiener ihm die wöchentliche Tantieme brachte oder Hofmann ihm ein großes Honorar schickte, erhellte ein vorübergehendes Lächeln das ernste, schwermütige Gesicht des hypochondrischen Humoristen, der für die Reize des Geldes nichts weniger als unempfänglich war.

Meine Freundschaft mit Kalisch brachte mich mit dem Buchhändler Hofmann in Verbindung, der damals die von Kossack redigierte „Feuerspritze“ herausgab. Kossack selbst war einer der bedeutendsten Tagesschriftsteller, ebenso bewundert wegen seines Geistes, wie gefürchtet wegen seiner scharfen, rücksichtslosen Kritik. Er verband mit einer ungewöhnlichen gediegenen wissenschaftlichen und musikalischen Bildung einen köstlichen Humor und verdiente mit Recht den Namen des deutschen Jules Janin. Seine Skizzen und „Berliner Federzeichnungen“ waren wahre Kabinetsstücke der feinsten Beobachtung und erfreuten sich einer ungemeinen Beliebtheit. Da er außerdem für verschiedene große Zeitungen Korrespondenzen schrieb, so übte er einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus und stand in jener Zeit gewissermaßen an der Spitze der Berliner Kritik. Im Privatleben liebenswürdig, harmlos und ein vorzüglicher Gesellschafter, war er als Schriftsteller streng bis zur Grausamkeit, oft höchst boshaft, aber nie gemein, sondern stets voll vornehmer Grazie, mit der er seine armen Opfer lächelnd zum Vergnügen seiner Leser abschlachtete. So beherrschte Kossack zehn Jahre lang das Berliner Feuilleton, bis er, von einem unheilbaren Nervenleiden befallen, geistig und körperlich gelähmt, noch bei seinem Leben in unverdiente Vergessenheit geriet und unter traurigen Verhältnissen starb.

Durch einige Artikel, welche ich für die „Feuerspritze“ schrieb, wurde ich mit dem Buchhändler Keil in Leipzig bekannt, der mich aufforderte, für die von ihm gegründete „Gartenlaube“ zu arbeiten. Trotzdem das Blatt erst seit kurzer Zeit bestand, erfreute es sich einer großen Verbreitung und zählte bereits 50—60 000 Abonnenten. Diesen ungewöhnlichen Erfolg verdankte die „Gartenlaube“ hauptsächlich der unermüdlichen Thätigkeit und Energie ihres Verlegers. Nachdem Keil bereits verschiedene andere Zeitschriften: „Leuchtkugeln“, „Reichsbremse“ und „Dorfbarbier“ ohne sonderliches Glück herausgegeben hatte, faßte er im Gefängnis, in dem er wegen eines Preßvergehens eine längere Freiheitsstrafe verbüßte, den Plan einer neuen, billigen, zugleich belehrenden und unterhaltenden Zeitschrift für das deutsche Volk.

Da er nicht die nötigen Mittel für ein derartiges Unternehmen besaß, so wendete er sich an seine gleichgesinnten Freunde, welche ihm das gewünschte Geld vorstreckten. Unter so mißlichen Umständen begann er den Druck der ersten Nummer, die zum neuen Jahr erscheinen sollte, aber auf unerwartete Hindernisse stieß. Beim Druck sprang nämlich die Platte des unentbehrlichen Holzschnittes, was ein um so größeres Unglück für ihn war, als sich dieser Unfall gerade am Weihnachtsabend ereignete und kein Tischler in der ganzen Stadt unter solchen Umständen, auch nicht gegen alles Geld, den Auftrag übernehmen wollte. Während seine arme Frau mit schwerem Herzen weinend den Christbaum für die ungeduldigen Kinder rüstete, irrte er verzweiflungsvoll in der dunklen Nacht von einem Handwerker zum andern, bis er endlich nach mehrstündigem, vergeblichen Suchen in einer gänzlich abgelegenen Straße einen kleinen, armen Tischler fand, der den gesprungenen Holzschnitt so gut als möglich zusammenzuleimen versprach. So geringe Hoffnung auch Keil auf die Kunst des braven Mannes setzte, so blieb ihm keine andere Wahl, als ihm die Arbeit anzuvertrauen. Wider Erwarten gelang es dem kleinen Meister, die schadhafte Platte so geschickt auszubessern, daß der unterbrochene Druck in der nächsten Woche fortgesetzt und die Gartenlaube am Neujahrstage zur Freude des Herausgebers erscheinen konnte, der seinen Retter in der Not nicht vergaß und reichlich belohnte.

Bald gewann das neue Blatt eine Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter und mit jedem Tage einen größeren Leserkreis, da Keil nicht nur ein genialer Buchhändler, sondern selbst ein vorzüglicher Redakteur war, der wie wenige den Geschmack seines Publikums kannte und beachtete. Mit diesen Eigenschaften verband er einen wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiß. Ich selbst besitze mehrere hundert eigenhändige Briefe von ihm, in denen er mir seine Vorschläge, Wünsche und Ansichten über die von ihm gewünschten Artikel

ausführlich mitteilte und die kleinsten Einzelheiten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit besprach. Er lebte einzig und allein für und mit seiner „Gartenlaube", der er seine Bequemlichkeit, Gesundheit und alle Freuden seines Daseins opferte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt und sich keine Ruhe, keine Erholung gönnend. In dieser rastlosen Thätigkeit und in seinem Verständnis für die Bedürfnisse und Forderungen des Publikums lag die Erklärung für die ungemeine Verbreitung und den überraschenden, in Deutschland unerhörten Aufschwung seines Unternehmens, das ihn in kurzer Zeit zum mehrfachen Millionär machte. Umsomehr mußte ihn das Verbot schmerzen, welches die preußische Regierung über das Blatt wegen einer vollkommen erfundenen, höchst boshaften Erzählung, den beklagenswerten Untergang der „Amazone" betreffend, verhängte, woran ein unbegreiflicher Mißgriff der sonst so vorsichtigen wie taktvollen Redaktion die Schuld trug. Um diesen schweren Schlag und den Verlust von 30 000 preußischen Abonnenten abzuwenden, beschloß Keil, an Stelle der „Gartenlaube" eine andere Zeitschrift „Den Volksgarten" in Berlin selbst erscheinen zu lassen, deren Redaktion ich trotz aller damit verbundenen polizeilichen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten auf seinen Wunsch übernahm, wodurch ich mit ihm in eine andauernde geschäftliche und zugleich freundschaftliche Verbindung kam.

Als erst nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen die „Gartenlaube" in Preußen wieder freigegeben wurde, wuchs ungeachtet aller Konkurrenz die Zahl der Abonnenten und das Vermögen des Verlegers mit staunenswerter Schnelligkeit, ohne eine Veränderung in seinen Gesinnungen und Anschauungen hervorzurufen. Nach wie vor widmete Keil seinem Unternehmen alle Kraft, lebte so einfach und bescheiden wie früher, vollkommen bedürfnislos. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war der Bau eines neuen stattlichen Hauses, in dem sein Arbeitszimmer in Form einer Gartenlaube den alten Schreibtisch enthielt, an welchem er einst sorgenvoll so manche trübe Nacht durchwacht hatte. Erst in den letzten Jahren seines Lebens gönnte er sich zur Erholung eine Reise nach der Schweiz, und engagierte einen Sekretär, dem er seine unzähligen Briefe diktierte. Höchst sparsam und peinlich in Geschäftsangelegenheiten, konnte er mit seinen Mitarbeitern um einige Groschen streiten, aber auch zuweilen mit vollen Händen geben und die größten Honorare von freien Stücken bewilligen. So erhielten Professor Bock, die Marlitt und Ferdinand Stolle von ihm Summen, wie sie nie vorher ein deutscher Autor gesehen. Einem armen kranken Schriftsteller in Berlin schickte er durch mich unaufgefordert mehrere hundert Thaler.

Ebenso treu blieb er seiner liberalen Überzeugung, gleichgiltig gegen alle ihm in Aussicht gestellten Ehren und Vergünstigungen. Als bei einer festlichen Gelegenheit in Leipzig der damals sächsische Minister, Graf Beust, den Wunsch äußerte, mit Keil zu sprechen, weigerte sich dieser, sich ihm vorstellen zu lassen. Sein einziger Stolz und seine Freude war und blieb die „Gartenlaube", die er nur „sein Kind" zu nennen pflegte. Um so härter mußte ihn der Verlust seines einzigen Sohnes, eines hoffnungsvollen jungen Buchhändlers, treffen, dem er einst das ihm so teure Unternehmen zu hinterlassen hoffte. Noch auf seinem Sterbelager traf Keil Verfügungen für die würdige Fortführung seines Blattes und seine Erben handelten nur in seinem Geiste, als sie die wiederholten glänzenden Anerbietungen verschiedener Gründer zurückwiesen und die „Gartenlaube" einem ehrenwerten thätigen Buchhändler zu einem mäßigen, wenn auch noch immer anständigen Preise überließen.

Fast zu derselben Zeit, da ich Mitarbeiter der „Gartenlaube" wurde, erhielt ich von der Redaktion der „Vossischen Zeitung" die Aufforderung, die Kritik der Theater, mit Ausnahme des königlichen Schauspielhauses, das dem alten Gubitz unterstand, zu übernehmen. Meine neue Stellung bot mir die gewünschte Gelegenheit, die Berliner Theaterverhältnisse und Schauspieler näher kennen zu lernen. Noch wichtiger für mich wurde die Freundschaft, welche mich im Verlauf der Zeit mit dem Chef-Redakteur der „Vossischen Zeitung", Dr. Otto Lindner, einem durch seinen Geist, vielseitiges Wissen und besonders durch sein musikalisches Talent ausgezeichneten Schriftsteller verband.

Lindner war in Breslau geboren und hatte daselbst Philosophie studiert. Auf der Universität schloß er sich dem berühmten Botaniker Nees van Esenbeck an, der damals einen Kreis strebsamer junger Männer um sich versammelte und wegen seiner sozialistischen Lehren von der Regierung seines Amtes nachträglich entsetzt wurde. Nachdem Lindner sein Doktorexamen bestanden, ging er nach Berlin, wo er zuerst Mitarbeiter und später Chef-Redakteur der „Vossischen Zeitung" wurde. Natürliche Anlage und unglückliche Familienverhältnisse machten ihn nur zu sehr für die pessimistische Weltanschauung Schopenhauers empfänglich; er wurde einer der eifrigsten Anhänger des genialen Frankfurter Denkers und trug zur Verbreitung der Lehren desselben nach Kräften bei. In seinem Testamente sprach Schopenhauer seine hohe Achtung und Anerkennung für die großen Verdienste seines Schülers aus und hinterließ Lindner seine wertvolle Taschenuhr zum Angedenken.

Obgleich ich keineswegs ein Pessimist und Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie war, fehlte es uns auch sonst nicht an vielfachen Berührungspunkten, die mir den Umgang mit dem hochbegabten und persönlich liebenswürdigen Freunde eben so interessant als lehrreich erscheinen ließen. Von ihm angeregt, arbeitete ich an einer romantischen Oper für den talentvollen, zu den schönsten Hoffnungen

berechtigenden Musiker Hugo Ullrich, den Komponisten der in Brüssel mit dem Preis gekrönten Sinfonie triomfale und der ebenso vorzüglichen H-moll-Symphonie. Leider starb Ullrich, ohne seine Oper zu beenden, deren beide ersten Akte nach dem Urteile der bedeutendsten Musikkenner ein ungewöhnliches Talent verrieten und einen fast sicheren Erfolg versprachen.

IV.

Albrecht von Gräfe.

Da sich der geniale Augenarzt Albrecht von Gräfe für Ullrich, den er mit bedeutenden Geldsummen unterstützte und auf seine Kosten nach Italien reisen ließ, außerordentlich interessierte, so wurde auch ich bald mit dem berühmten Operateur bekannt und befreundet. Erst kurz vorher nach Berlin zurückgekehrt, kaum 25 Jahre alt, hatte es Gräfe durch eine Vereinigung seltener Umstände vermocht, eine der glänzendsten Stellungen in der Wissenschaft und einen gefeierten Namen in einem Alter zu erwerben, in dem andere kaum ihre Laufbahn beginnen. Nachdem Gräfe seine Studien in Berlin beendet, promoviert und ein ausgezeichnetes Staatsexamen abgelegt hatte, trat der damals erst zwanzigjährige Arzt in Begleitung einiger Jugendfreunde und Berufsgenossen eine wissenschaftliche Studienreise an, zunächst nach Prag, wo gerade zu jener Zeit auf dem medizinischen Gebiete ein frisches Leben blühte und an der Universität eine Reihe vorzüglicher Lehrer wirkte. Seine Kenntnisse, sein Eifer und wohl auch der Name seines verstorbenen Vaters, des bekannnten Chirurgen Karl von Gräfe, verschafften ihm die freundschaftlichste Aufnahme von Seiten der Professoren Jatsch, Dietrich und Arlt, welche einen bedeutenden Einfluß auf seine ärztliche Ausbildung übten.

Von Prag begab sich Gräfe nach Wien und später nach Paris, wo er am längsten verweilte und sich besonders heimisch fühlte. Auch hier wurden die ersten Männer der Wissenschaft, besonders die beiden berühmten Augenärzte Desmares und Sichel seine Freunde. Nachdem Gräfe die großartigen Institute der französischen Hauptstadt mit unermüdlichem Fleiße benutzt und trotzdem auch die ihm gebotenen Genüsse nicht verschmäht hatte, kehrte er nach einem kürzeren Aufenthalt in London, Edinburgh und Dublin nach Berlin zurück, um sich daselbst als praktischer Arzt und Privatdozent an der Universität niederzulassen.

Schon in Prag hatte er sich vorzugsweise mit Augenheilkunde, hauptsächlich auf den Rat seines Freundes Arlt, beschäftigt. In Wien stellte ihm der bekannte Professor Jäger zu diesem Zweck sein reiches Material zur Verfügung. Aber ein solcher Geist wie Gräfe ließ sich nicht an fremden Beobachtungen und Forschungen genügen. Er schuf sich selbst seine eigene Klinik, und da ihm keine kranken Menschen zu Gebote standen, so nahm er Kaninchen, bei denen er durch künstliche Mittel die verschiedenen Formen der Augenkrankheiten hervorrief. Jedes dieser Thiere hatte seine bestimmte Nummer auf einem Blechtäfelchen am Ohre angehängt und ebenso seine entsprechende Nummer in dem klinischen Journal, worin auf das Genaueste sein Befinden von Tag zu Tag eingetragen wurde, bis der Sektionsbefund den Schluß der ausführlichen Krankengeschichte bildete. So bereitete Gräfe sich spielend auf seinen künftigen Beruf vor, und übte zunächst sein eminentes Beobachtungstalent an diesen Kaninchen, um es später an leidenden Menschen praktisch zu bewähren.

In so ingeniöser Weise vorbereitet und ausgerüstet, eröffnete der junge Arzt seine Laufbahn in Berlin. Bald wurde sein Name bekannt und er einer der gesuchtesten Operateure in der Residenz. Ein großes, von seinem Vater ererbtes Vermögen gestattete ihm, eine eigene Klinik auf seine Kosten einzurichten. Nicht nur die Armen, die sich zuerst an ihn wendeten, sondern die vornehmsten Stände, selbst fürstliche Personen schenkten ihm bald ihr Vertrauen, nicht nur Studenten, sondern auch viele ältere Ärzte besuchten seine Privatklinik, um von ihm zu lernen. Mit jedem Tage wuchs sein Ruf; aus der Provinz, von fernen Ländern, selbst aus überseeischen Erdteilen strömten zahlreiche Augenkranke herbei, um Rat und Hilfe bei dem trotz seiner Jugend hochberühmten Arzt zu suchen. Auch die Universität und Regierung erkannten seine genialen Leistungen an und ehrten seine Verdienste durch unverhältnismäßig schnelle Beförderung und Ernennung Gräfes zum Professor und Geh. Medizinalrat, während fremde Fürsten ihn durch Orden und Titel auszeichneten.

Einen solchen Erfolg konnte nur das echte Genie erringen, wenn auch die äußeren Verhältnisse ihn im hohen Grade begünstigten. Seine Verdienste um die Menschheit und um die Wissenschaft bleiben noch immer groß genung, wenn wir auch die ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel noch so hoch veranschlagen. Gräfe hatte der Augenheilkunde einen neuen, kaum geahnten Aufschwung in so kurzer Zeit gegeben, daß die Summe seiner Leistungen kaum glaublich erscheint; ja man kann ohne jede Übertreibung behaupten, daß die außerordentliche Entwicklung der modernen Ophthalmologie sich hauptsächlich in Gräfes Person und in seinen Arbeiten konzentriert. Er hat die Augenheilkunde, welche vor ihm mehr oder minder ein Anhängsel der Medizin und besonders der Chirurgie war, zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhoben; nicht aus Mangel an generalisierendem Geiste, nicht in der Weise vieler Zeitgenossen, welche über dem Studium der tierischen Zelle oder vertieft in die wunderbaren Entdeckungen der neueren Chemie und Physik sich polypenartig auf Einen Punkt fixierten, sondern weil der unerschöpfliche Reichtum seiner Forschungen und

die reichen Früchte seiner Beobachtungen und Erfahrungen auf einem beschränkten Boden nicht genügend ausgebreitet und mit geteiltem Interesse nicht begriffen werden konnten.

Allerdings hatte die vorangehende Erfindung des „Augenspiegels" für die Erkennung und Deutung der krankhaften Veränderungen auf den Häuten des inneren Auges ein Mittel und Werkzeug geliefert, das für die Diagnose dieses Organs eine fast unumstößliche Gewißheit gab. Gebührte auch das Verdienst der genialen Erfindung dem berühmten Physiologen Helmholtz, so hatte Gräfe zuerst die große praktische Bedeutung des Augenspiegels erkannt und sie in ausgedehntestem Maße zu verwerten gewußt. Mit diesem Hilfsmittel ausgerüstet, hat er der ganzen Augenheilkunde eine neue Gestalt und einen bestimmten Inhalt gegeben, bisher unbekannte Zustände entdeckt, die eigentliche Natur zwar bekannter, aber keineswegs noch erklärter Krankheiten des Organes aufgehellt und daraus ein sicheres, in seinen Resultaten oft überraschendes, rationelles Heilverfahren abgeleitet. Hierzu kam noch bei Gräfe die vollkommene Herrschaft über alle Hilfswissenschaften der Medizin, besonders der Physik und Mathematik. Mit einer streng physiologischen Auffassung verband er ein geniales Kombinationsvermögen, mit der theoretischen Bildung das nötige praktische Geschick und eine seltene Gabe der Beobachtung. So nur wurde es ihm möglich, die Augenheilkunde zu einer so streng gegliederten, mit seinen mathematischen Linien durchzogenen, von schöpferischen Gedanken belebten Wissenschaft zu erheben, wie sie heute von jedem gebildeten Arzte aufgefaßt und erkannt werden muß; so wurde Gräfe der Begründer der neueren Augenheilkunde, die ihr Organ in dem von ihm herausgegebenen „Archiv für Ophthalmologie" erhielt. In diesem Geiste lehrte und wirkte er, bildete er eine besondere Schule, aus der die vorzüglichsten Augenärzte der ganzen Welt hervorgegangen sind.

Ihm verdankte die Wissenschaft eine Reihe der bewunderungswürdigsten Leistungen und die leidende Menschheit die Heilung zahlreicher, früher für unheilbar gehaltener Augenleiden. So hat er in einer schleichenden Entzündung des inneren Augapfels zuerst die häufige Ursache einer hochgradigen Kurzsichtigkeit und der nicht selten damit verbundenen Erblindung durch „schwarzen Staar" erkannt und durch rechtzeitige Anwendung von ausreichenden Blutentziehungen mit dem glücklichsten Erfolg bekämpft. Noch wichtiger und bedeutender war seine Arbeit über den sogenannten „grünen Staar", ein Augenleiden, das bis dahin für gänzlich unheilbar gehalten wurde und gewöhnlich auch mit völliger Blindheit zu enden pflegte. Mit Hilfe des Augenspiegels gelang es Gräfe, diese häufige Erkrankung des „Glaskörpers" gleich im Beginn zu entdecken und durch eine ebenso einfache als sichere Operation zu beseitigen. Ebenso interessant waren seine Beobachtungen über die in den Flüssigkeiten des Augapfels vorkommenden Eingeweidewürmer, die er leicht entfernte, sodaß er auch in solchen Fällen das sonst unausbleiblich bedrohte Sehvermögen der Patienten rettete. Auch die Beseitigung des minder gefährlichen „grauen Staars", einer Trübung der Krystall-Linse, verdankte ihm eine neue leichtere Operationsmethode, die jetzt fast von allen Ärzten angewendet wird. Ein Hauptverdienst aber erwarb sich Gräfe durch die genaue Erforschung der Augenmuskeln und ihres Einflusses auf die verschiedenen Störungen des Sehorgans. Seine Arbeiten über die Physiologie und Pathologie der schiefen Augenmuskeln und seine daran sich knüpfenden Untersuchungen „über das Schielen" waren epochemachend und gelten noch jetzt für klassisch. Dabei besaß Gräfe im hohen Grade eine Meisterschaft der Form und eine Beherrschung der Sprache, die seinen wissenschaftlichen Abhandlungen noch einen besonderen Reiz verliehen.

Je länger ich Gräfe kannte, desto mehr mußte ich seine genialen Leistungen, seine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitskraft bewundern. Gewöhnlich saß er bereits um sieben Uhr des Morgens an seinem Schreibtisch mit wissenschaftlichen Studien oder der Redaktion seines Archivs beschäftigt. Von neun Uhr ab hielt er seine Vorlesungen an der Universität, welche nicht nur von Studenten, sondern auch von zahlreichen praktischen Ärzten des In- und Auslandes besucht wurden. Bis 3 Uhr nachmittags dauerte der klinische Unterricht und die Abhaltung der Poliklinik, die täglich von 100—150 Kranken besucht wurde. Im Fluge machte er die nötigen kleinen Operationen ab, dann bestieg er seinen Wagen, um die Privatpatienten zu besuchen. Erst gegen 5 Uhr kam er erschöpft in seine Wohnung zurück, wo er sich kaum die nötige Zeit zum Mittagessen gönnte. Nicht selten nahm er nur ein frugales Essen im Wagen ein. Um 6 Uhr begann schon wieder die Privat-Sprechstunde, die durchschnittlich von 50 bis 60 Kranken besucht wurde und eine dementsprechende Zeit verlangte. Wenn die Patienten ihn endlich verlassen hatten, kehrte er zu seinen unterbrochenen wissenschaftlichen Arbeiten zurück, bei denen er oft bis nach Mitternacht aufblieb. Häufig gönnte er sich auch dann noch keine Ruhe und fuhr nach seiner Klinik, um einen frisch Operierten zu sehen und sich zu überzeugen, daß die von ihm verordneten Mittel auch richtig angewendet würden.

Dabei war Gräfe nichts weniger als ein einseitiger Gelehrter oder ein Feind der Geselligkeit. So lange er noch unverheiratet war, verkehrte er gern und viel mit seinen Jugendfreunden und Assistenten, die meist seine Studiengenossen waren. Im Winter spielte er mit ihnen seinen hergebrachten L'Hombre oder Whist, im Sommer schob er am liebsten im Freien seinen Kegelstamm bei einer „Weißen". Nur gezwungen erschien er in größerer

Gesellschaft, um so lieber in einem kleinen Kreise ihm sympathischer Männer und Frauen, in dem er sich unbefangen und natürlich geben konnte. Ein bestimmtes „Kränzchen“, an dem sich Ernst Dohm mit seiner geistreichen Frau, die originelle Gräfin Klotilde von Kalkreuth, der Rechtsanwalt Hiersemenzel, der Augenarzt Dr. Waldau und seine spätere Gattin, die reizende Hofschauspielerin Lina Fuhr und ich regelmäßig beteiligten, versammelte sich wöchentlich bei Gräfe oder einem andern Mitglied. Hier herrschte ein heiterer harmloser Ton, eine zwanglose Fröhlichkeit; hier bezauberte auch Gräfe alle Herzen durch seine angeborene Liebenswürdigkeit, seine Herzensgüte und Anspruchslosigkeit, die vollkommen den berühmten Gelehrten und genialen Mann vergessen ließ. Ein gelungener Scherz, selbst ein guter „Kalauer“ machte ihm mehr Freude, als die ihm zuteil gewordenen Ehren und Auszeichnungen der großen Welt, auf die er wenig oder keinen besonderen Wert legte.

Vor allem aber liebte Gräfe die Natur, in der er jedes Jahr Stärkung und Erholung für seine aufreibende Thätigkeit und seine angegriffene Gesundheit suchte. Den größten Teil der Ferien verlebte er in dem Hochgebirge der Schweiz und Savoyens, wo die Monte Rosa-Gruppe einer seiner Lieblingspunkte war. In jüngeren Jahren galt er für einen der tüchtigsten und rüstigsten Bergsteiger, später, als sein Lungenleiden, an dem er sterben sollte, ihm die nötige Schonung auferlegte, ging er jeden Sommer nach dem Kurort Heiden in Appenzell, wo er sich besonders wohl fühlte, und als der Wohlthäter der ganzen Gegend verehrt wurde. Aber selbst nach diesem stillen Asyl folgten ihm zahlreiche Patienten aus der Nähe und Ferne, um Rat und Hilfe von ihm zu begehren. Neben dem lebendigen Sinn für die Natur zeigte Gräfe trotz seiner vielen Abhaltungen das regste Interesse für Litteratur und Kunst, besonders für Musik, sodaß ihm so leicht keine irgend bedeutende schriftstellerische oder künstlerische Erscheinung entging. Das größte Vergnügen machte ihm ein Quartett in seinem Hause, und selten fehlte er bei Konzerten der Singakademie oder des Stern'schen Gesangvereins, wenn es seine Zeit erlaubte. Lange Zeit war er auch ein eifriges Mitglied eines früher in Berlin bestehenden Hegel-Kränzchens.

Als Mensch zeichnete sich Gräfe durch sein hohes Gerechtigkeitsgefühl gegen sich und andere, sowohl in seinem Urteil wie in seinem Handeln aus. Freudig erkannte er die Leistungen und Verdienste Fremder an, während er selbst die größte Bescheidenheit bei allen Gelegenheiten bewies. Hauptsächlich durch seinen Einfluß wurde sein Freund Traube von der Fakultät zum Professor und von der Regierung zum Geheimrat ernannt. Seinen Kollegen gegenüber war Gräfe stets ebenso human wie liebenswürdig; nur wenn er auf Dünkel und Überhebung bei offenbarer Unwissenschaftlichkeit stieß, konnte er eine scharfe, selbst vernichtende Kritik üben. Seiner wahrhaft vornehmen Natur war jede Charlatanerie, alle Intrigue und List verhaßt. Im Verkehr mit Kranken zeigte er die liebevollste Teilnahme und Geduld; Arme und Reiche, Vornehme und Geringe behandelte er mit derselben Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Seine Klinik war allen Bedürftigen unentgeltlich geöffnet und seine Wohlthätigkeit beschränkte sich nicht bloß auf Erteilung eines ärztlichen Rates. Einen großen Teil seiner bedeutenden Einkünfte verwendete er zum Wohle seiner Mitmenschen und zur Verbesserung ihrer Lage. Vielen hat Gräfe nicht nur das Augenlicht erhalten, sondern auch das tägliche Brot gegeben.

Seinen Freunden war er ein treuer Freund in Leid und Freud, hilfreich, wenn sie seinen Beistand in Anspruch nahmen. Zu ihnen gehörten vor allen seine Assistenten und Studiengenossen, mit denen er, wie als Student, auf dem alten vertraulichen Fuß verkehrte. Gern erinnerte er sich der mit ihnen gemeinsam verlebten Burschenzeit, deren Reliquien, den blanken Schläger, die bunte Cerevis-Kappe und das Verbindungsband, er mit rührender Pietät bewahrte. Zuweilen stimmte er im Kreise der Freunde wohl auch ein altes Burschenlied an, das er noch nicht vergessen hatte. Dieses Hängen an alten lieben Gewohnheiten war ein eigentümlich wohlthuender Zug in seinem Charakter. In seinem Hause lebte seine Amme und der alte Kutscher Paddenheim, ein Erbstück der Gräfe'schen Familie. Bei vorwiegendem Verstande besaß er ein tiefes Gefühl, ein starkes Gemütsleben, das nur seine nächsten Freunde und Angehörigen kannten.

Seine äußere Erscheinung harmonierte vollkommen mit dem Bilde des inneren Menschen. Die hohe schlanke, ein wenig vornüber gebeugte Gestalt, wie man sie öfters bei Brustkranken beobachtet, verlieh ihm gleichsam ein transcendentales Aussehen. Der Geist überwog gewissermaßen die Materie und der Körper erschien bei ihm nur wie die Hülle der unsterblichen Seele. Unwillkürlich erinnerte Gräfe äußerlich an den Lieblingsjünger des Heilands, an den milden Apostel Johannes. Das edle, fein geschnittene bleiche, leidende Gesicht, in der Jugend von dunklen, fast bis zur Schulter reichenden Locken umrahmt, während Kinn und Wangen der volle dichte Bart bedeckte, ließ auch den oberflächlichen Beobachter sogleich erkennen, daß er einem ungewöhnlichen Manne, einem bedeutenden Geiste gegenüberstand. Der Ernst der hohen klaren Denkerstirn und die Schärfe der wie aus Marmor gemeißelten charakteristischen Züge wurde durch das freundliche Lächeln der feinen Lippen, durch den sanften, vertrauenerweckenden Blick der dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen gemildert. Kein Wunder, daß Gräfe von den Frauen geliebt und angebetet wurde! Arbeit und Krankheit hatten jedoch nur zu schnell

in den letzten Jahren seines kurzen segensreichen Lebens das schwarze Haar grau gefärbt und der immer schärfer hervortretende Leidenszug in dem interessanten Gesicht verriet den lauernden Feind in der kranken Brust, dem er, zu früh für die Wissenschaft und die leidende Menschheit, im noch nicht vollendeten dreiundvierzigsten Jahre erlag.

(Fortsetzung folgt.)

Seefahrt.

Schon hat das Dunkel umzogen
Mit ihren Schleiern ganz
Den immer wilderen Tanz
Der hoch aufsprühenden Wogen
Im Abendglanz,
Und dies noch spät besonnte,
Goldleuchtende Gürtelband
Bezeugt es vom Horizonte
Dem eingeschlummerten Land,
Welch schöner Tag entschwand.

Ich schau vom Schiffsverdecke
Hinaus in den schäumenden See,
Und sehe, wie von je,
Die hinter mir tosende Strecke
Gehüllt in Leid und Weh.
Wo werd' ich Dich endlich finden,
Heimstätte meiner Ruh'?
Wo wird mit mir empfinden,
Wo winkt mir freundlich zu,
Ein Wesen, sanft wie Du?

Hermann Lingg.

Bereue!

Der Rose Prachtgewand verblich,
In Purpur färbt die Laube sich,
Auf schlanken Stengeln kosen
Im Wind die Herbstzeitlosen.
Was will Dein thränenschwerer Blick?
Weh Dir! Er weint: Versäumtes Glück!
Hast Du gescherzt am Wiesenplan?
Ein Lieb geherzt im Heue?
Und hast Du's nicht, so steh, Kumpan,
Auf dürren Stoppeln und — bereue!

Und hast Du einsam Dich gehärmt
In Bächlein, die, vom Hauch durchwärmt
Des Sommers, Dich Verstockten
Sanft zum Genießen lockten:
So horch nun, wie der Herbstwind weht
Und sage fröstelnd Dir: Zu spät!
Das Auge, das so warm gegrüßt,
Blickt stolz und kalt auf's Neue.
Grau starrt der Tag. Der Nebel fließt.
Bereue, thöricht Herz, bereue!

A. von Ehrmann.

Weihe.

Nach unserm bittern Scheiden
Verlassen war ich nicht;
Mir blieb das lange Leiden
Und meiner Thränen Licht.

Die haben mir verkündet
Viel Trostes unbewußt,
Wenn Nacht und Tod verbündet
Wir griffen nach der Brust.

Nun will das Licht zerstieben,
Die Leidenswelt verweht,
Und sieh! Du bist geblieben
Mir wie ein still Gebet.

In allem Kampf und Ringen,
In Lebens Not und Streit,
Hör' ich ein süßes Klingen
Fernher aus sel'ger Zeit.

Da macht ein groß Verzeihen
Dem Schicksal fast mich hold:
Es hat die Seelen weihen
Durch Lieb und Leid gewollt.

Paul Driese.

Vergehen.

Wir schritten schweigend durch die sonn'ge Au:
Es drückte uns ein banges Herbstesahnen —
Da schnitt ein Mißklang durch des Äthers Blau,
Ein greller Schrei, gleich eines Unheils Mahnen,
Und von dem alten abgestorbnen Baum
Erhob sich kreischend eine Schar von Krähen.

Wir schritten stumm durch dämmerkühle Au:
Der Sonne Strahl verglomm auf kahlen Ästen,
Die trocknen Gräser netzte Abendtau,
Die Krähen flogen kreischend gegen Westen.
Durch meine Seele klang, gleichwie ein Traum,
Das ew'ge Lied vom Werden und Vergehen.

Amalie von Ende.

Bei einer Todesnachricht.

Wir kannten uns, wie man sich eben kennt:
Man trifft sich, ist zusammen froh gewesen,
Auch ernst, hat flüchtig in des Andern Wesen
Gesucht Verwandtes — und sich dann getrennt.

Ich dachte lang nicht Dein; doch seit gelesen
Ich heut das Blatt, das Dich gestorben nennt,
Ist mir, als ob mein Herz zu spät erkennt,
Daß heimlich es zum Freunde Dich erlesen.

Doch standest Du mir fern. So ist mein Trauern
Wohl nur des Lebens unbewußtes Schauern,
Des Seins Erschrecken an des Nichtseins Mauern.

Einst hätt' ich Dir den frühen Tod geneidet;
Nun freut der Kampf mich wieder, und es leidet
Mein Herz um Dich, der schon vom Schlachtfeld scheidet.

H. Robertin.

Aus Mexico.

Klänge einer Mandoline,
Leise tönend, stärker schwellend,
Eine seltsam-fremde Weise,
Trug der Abendwind mir zu.

Sang dazu ein Lied die schöne
Mexikanerin Mercedes
In dem weißen Mondenscheine
Auf des Ranchos grauer Schwelle.

Eine Flut blauschwarzen Haares
Floß um ihr oval Gesichtchen,
Dessen glutenvolle Augen
Öfters jäh auflodernd blitzten.

Währlich lockerte beim Spiel sich
Des Rebozo's seidne Hülle,
Und ein blasser Doppelschimmer
Wogte zaubrisch mir entgegen . . .

Unterm Urwaldbaldachine,
Unsichtbar der Senorita,
Stand ich still am Sumachbaume,
Lauschend ihrem Sehnsuchtsang.

Magisch schimmernd lag der weiße
Mondschein wie ein ungeheures
Lichtes Tuch rings auf den alten
Runzlig rauhen Korkeichstämmen.

Wob ein bläulich Lichtgeflimmer
Auf des Mangle grauer Rinde,
Und in flüssig Silber taucht' er
Bleiches Laub der Eisenbäume.

Über rauschender Cascade
Wiegt' auf blühenden Lianen
Sich der wilde Cuillacoche,
Flötend seine lauten Töne.

Plötzlich zeterten im Neste
Blaue Elstern, Chachalacas,
Als die giftige Cobraschlange
Grimm von ihnen eine packte!

Süße Wohlgerüche strömten
Aus den Kelchen prächtiger Blumen
In der schlummernd weiten Wildnis,
Drob das Kreuz des Südens flammt'..

Unter Mandolinenklängen,
Meinen Arm um ihre Hüfte,
Von Mercedes halb gezogen,
Trat ich in den kleinen Rancho.

Schmucklos waren seine Zimmer,
Nur gekalkt und ohne Zierrat;
Dienten uns doch als Gefäße
Altersbleiche Bisonschädel.

Saßen an den feuchten Wänden
Schier ein Dutzend Skorpione,
Regungslos und still beschaulich,
Wie bei uns die Kellerasseln.

Huschten blinzelnd uns zu Füßen
Grünlichschimmernde Lacerten;
Wenig kümmert' uns ihr Treiben,
Tranken Glutwein von El Paso.

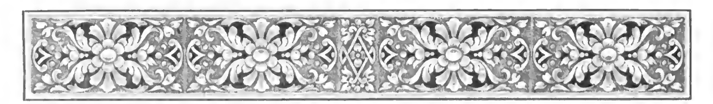
Angeregt vom Glutweinzauber,
Meisterhaft erzählt' Mercedes,
Von der Grenzbewohner Kämpfen
Mit den räubrischen Apachen.

Um die fesselnde Romantik
Ihrer Mären zu erhöhen,
Unterbrach die nächtige Stille
Manchmal fernes Flintenfeuer.

Fröstelnd kühl sind Tropennächte,
Flockiger Nebel hängt im Urwald;
Doch in weichen Mädchenarmen
Ist berauschend heiß die Nacht . . .

Schauplatz dieses Abenteuers
War einst nahe bei Arispe
In dem Wunderland Sonora
Fern im schönen Mexico!

Frei nach dem Französischen des G. Ferry von **Max Kiesewetter.**



Der Bucklige von Schiras.

Komödie in vier Akten

von

Paul Heyse.

(1896.)

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Gülnares Gemach. In der Hinterwand eine offne Bogenreihe, durch die man in den Garten sieht, die Thür in der Mitte durch einen Teppich geschlossen. Links vorn eine Thür. Ein Ruhebett, kleine Tische. Polster an den Wänden.

Erste Scene.

Gülnare (auf dem Ruhebett, blaß und leidend). Zobeide (um sie bemüht, was sie teilnahmlos geschehen läßt). Sklavinnen (fächeln ihr Kühlung zu. Eine singt, von einer anderen auf einer Laute begleitet).

Gesang.

Gleich der Distel im Wüstensand
Dorrt mein Leben, getrennt von Dir.
Gleich dem Schilfrohr am Flussesrand
Muß ich beben, getrennt von Dir.
Holde Peri, wie lange noch
Soll ich schmachten nach Deinem Blick!
Sehnsucht wird wie ein Fackelbrand
Tod mir geben, getrennt von Dir.

(Gülnare hebt abwehrend die Hand. Das Accompagnement klingt fort. Die Sängerin will wieder beginnen.)

Zobeide.

Still doch! Ihr seht ja, Eure Herrin ist
Des Singsangs müde. — Nun, Gülnarchen, wie
Gefiel das Lied Dir? Ei, für einen Prinzen,
Der kein Poet von Fach, ist's hübsch genug.
„Sehnsucht wird wie ein Fackelbrand
Tod mir geben, getrennt von Dir" —
Wenn Jemand das auf mich gedichtet hätte,
Es brauchte gar kein Prinz zu sein — nun ja,
Ich schweige schon. Soll'n sich die Mädchen jetzt
Entfernen? Willst Du schlafen? oder hast
Ein bischen Hunger? Lieber Gott, seit zwei,
Drei Tagen aßest Du ja kaum so viel,
Wie eine Spinne, die sich dann und wann
Ein Mückchen fängt, 's ist wahrlich zum Erbarmen!
Nun, wie Du willst, und wenn Du selbst auch nicht
Weißt, was Du willst. Es giebt so Tage, wo
Uns Alles gleich ist, so zur Veilchenzeit,
Wenn noch das Herzchen jung und launenhaft
Und man am hellen Tag nicht weiß, ob's Traum,
Ob Wachen ist. (seufzt.)
Ach Gott, ein altes Mädchen
Hat's auch einmal erlebt, und wenn's auch manchmal
Die Brust beklemmt, 's ist doch die schönste Zeit.

(Eine alte Sklavin tritt ein durch den Garten.)

Was giebt's, Fatime? (Die Sklavin spricht leise zu ihr.)
Wieder unser Prinz?
Nein, sag ihm nur, Gülnarchen sei zu krank,
Besuche zu empfangen. — Wie? das schickt er?
Sieh nur, mein Paradiesesvögelchen,
Schon wieder ein Geschenk. Nein, diese Pracht!
Perlen, groß wie die Maulbeer'n!

Gülnare (müde).

Gieb sie wieder
Zurück. Er soll sich nie mehr unterstehn —

Zobeide.

Wie? Fertigt so man einen Prinzen ab,
Der solche Perlen schickt? Nein, wenn Du wirklich
So thöricht bist — (zu Fatime) sag seiner Hoheit, aber
Sehr höflich, hörst Du? Deine Herrin sei
Zu krank, an irgend was sich zu erfreun,
Doch sei sie dankbar für den guten Willen
Und hoffe, später —

Zweite Scene.

Vorige. Firuz Chan (Gülnares Vater, ist während der letzten Worte durch die Thür links eingetreten).

Der Vater.

Was? Noch immer hier
Die alte Leier? (sieht die Perlen.)
Solch ein Prachtgeschmeide —
Zehntausend Goldzechinen ist es wert,
Allein Prinzessin Hochmut rümpft die Lippe —
„Dank für den guten Willen — hoffe, später" —

Bei meinem Bart! Die bare Tollheit ist's.
Zwar fehlt's der Tochter Firuz Chans, Gottlob!
Nicht an Juwelen. Doch zuviel davon
Kann man nie haben. Worauf willst Du warten,
Du Närrin? Soll etwa der Padischah
Dich frei'n und eine Sänfte schicken, ganz
Von Gold, in seinen Harem Dich zu tragen?
Ich aber sage Dir, verzognes Ding,
Mit meiner Langmut ist's vorbei. Entweder
Du nimmst den Prinzen, oder aus dem Haus
Jag' ich Dich nackt und bloß, und wenn Du dann
Bettelnd die Hand hinhältst und Pfennige,
Nicht Perlen sammelst, wirst Du zu Verstand
Wohl kommen, Thörin, doch zu spät!

Zobeide.

O Bruder,
Sieh sie nur an! Sie macht's nicht lange mehr.
Wie kannst Du nur —

Der Vater (plötzlich verwandelt).

Was sagst Du? Ja wahrhaftig,
Wo hatt' ich denn die Augen? Meine einz'ge
Kleine Gülnare, ihre lieben braunen
Gazellenaugen ganz umflort, so schmal
Ihr Mondgesicht wie's erste Viertel. Nein,
Sei ruhig, Du mein Herzenskind!
(zu der alten Sklavin) Und Du
Trag nur den Kram zurück. Sie will ihn nicht.
Was braucht sie Perlen? Unser Täubchen soll
Erst wieder frisch und fröhlich sein, dann kriegt's
Auch wieder Lust am Putz. (die Sklavin ab.)
Nun, Töchterchen,
Wie steht's? Noch so wie gestern? Weder Schlaf
Noch Appetit? (zu Zobeide) Was hat der Arzt gesagt?

Zobeide.

Der dumme Mensch! Verschrieb ihr einen Trank,
Den hat Gülnarchen aus dem Fenster gleich
Hinausgeschüttet. O Du böses Kind!
Machst denen, die Dich lieben, solchen Kummer!

Der Vater.

Was ist's nur, was Dir fehlt? Sag's Deinem Vater,
Und kostet's auch mein ganz Vermögen. Willst Du
Zwei Hengste, weiß mit schwarzem Stern am Kopf,
Zwei zahm dressierte Strauße vor dem Wagen,
Ein goldnes Bauer, groß wie dies Gemach,
Voll Papagei'n, Eichhörnchen oder Affen?
Sag's, und so wahr ich lebe und Dein guter,
Dein zärtlicher Papa bin —

Gülnare (matt).

Nichts, mein Vater.
Ich wünsche Nichts. Mir ist ganz wohl.

Der Vater.

Ganz wohl?
Und stöhnst die Nächte durch — nein, läugn' es nicht!
Ich hab's doch selbst gehört, stand heute Nacht
An Deiner Thür und horchte. Pfui, Du schlimmes,
Hartherz'ges Kind, den besten aller Väter
So zu betrüben! Doch ich bin es satt.
Nach einem Doktor schickt' ich, der Dich wohl
Zum Reden bringen wird.

Gülnare (aufhorchend).

Wie, Vater?

Der Vater.

Ja,
Ein neuer Arzt soll in die Kur Dich nehmen,
Der beste hier in Schiras, der den Kranken
In Herz und Hirn und Magen sieht.

Gülnare.

Wer ist's?
Nein, nein! Wär's etwa gar — Viel lieber sterben,
Als dem begegnen!
(Der Haremswächter tritt durch die Mitte ein, sagt dem Vater leise ein Wort.)

Der Vater.

Doktor Assad? Sehr
Willkommen. Führ ihn her! (der Haremswächter ab.)

Gülnare
(ist aufgesprungen, heftig).

Ich seh' ihn nicht;
Nie zwingst Du mich dazu!
(eilt nach links hinaus. Die Sklavinnen folgen ihr.)

Zobeide.

Da siehst Du's nun!
Wenn sie einmal nicht will —

Der Vater (heftig).

Ja wohl, da seh' ich's,
Wohin es führt, wenn man ein junges Kind
Erziehen läßt von einer alten Närrin.
Du hast sie so verwöhnt, und stirbt sie uns,
Du bist die Mörderin!

Zobeide.

O Himmel, das,
Das mir, zum Dank für meine Lieb' und Treue?
Ich eine alte Närrin?

Der Vater.

Wer denn sonst
Setzt' ihr's in Kopf, den Prinzen abzuweisen?
'ne alte Jungfer nur, die aus der Not
'ne Tugend machen muß, heckt so was aus!
Sag, hättst Du nie ihr vorgeschwärmt vom Glück
Der ew'gen Jungfernschaft?

Zobeide.

Ich hätte — oh!
Das ist zuviel! Ich, die den Ersten Besten
Zum Mann genommen hätte und nun gar
'nen Prinzen, hätt' ich nicht auf Eheglück
Verzichtet, um Gülnarchen zu erziehn?
O schwarzer Undank! Aber Du hast Recht:
'ne Närrin war ich, mich zu opfern. Doch
Noch heut'gen Tags verlass' ich dieses Haus,

Und wenn ich auch nicht mehr die Jüngste bin:
Es giebt noch Kenner, die auch reife Reize
Zu schätzen wissen!
(wirft ihm einen vernichtenden Blick zu und rauscht hinaus, nach links.)

Dritte Scene.

Firuz Chan. Assad, vom Haremswächter (hereingeführt, der am Eingang stehen bleibt).

Doktor Assad? Sei mir
Gegrüßt! (betrachtet ihn.) Hm, hm! So also siehst Du aus?

Assad.

Wenn Dir mein Anblick nicht Vertraun erweckt,
Leb wohl! (will gehn.)

Der Vater.

Nein, bleib! Es schien mir nur — Abdullah,
Sag meiner Tochter, unverzüglich soll sie
Sich herbemühn. Ich holte sonst sie selbst.
(Abdullah ab nach links.)
Nun, Freundchen, setz Dich. Daß ich's offen sage:
Du scheinst mir noch sehr jung. Verstand kommt nicht
Vor Jahren, sagt man.

Assad.

Kommt er überhaupt,
So wartet er nicht auf den weißen Bart.

Der Vater.

Haha! Sehr wahr. Mein Hausarzt zum Exempel
Trotz seines schneeigen Prophetenbarts,
Was meiner Tochter fehlt, versteht er nicht.
Erst meint' er, in der Leber oder Milz
Sei's nicht in Ordnung, dann versichert' er,
Es steck' im Blut, zuletzt orakelt' er,
Es sei ein Fall akuter Hysterie —
Man weiß, für dunkle Fälle sind sie gleich
Mit dunklen Worten bei der Hand. Weißt Du,
Was das bedeutet?

Assad.

Nun, ich denke wohl.

Der Vater.

Das einz'ge Mittel, sie zu heilen, sei
Ein Mann für sie. Als ob man die Arznei
In Apotheken kaufte! Denn da steckt
Der Haken eben. Du mußt wissen, Freund,
Ich habe sie verwöhnt — ein einzig Kind,
Dem früh die Mutter starb, mein Augentrost —
Du sahst sie wohl?

Assad.

Nur flüchtig.

Der Vater.

Immerhin
Sahst Du, wie schön sie ist. Nun stell Dir vor,
Sie fürchtet stets, wenn ein Bewerber kommt,
Ihn locke nur mein Geld. Als wäre sie
Nicht selbst ein goldner Schatz! Den Prinzen selbst
Von Turan wies sie ab, der wahrlich doch
Nicht um der Mitgift willen — eine beßre
Partie ist nicht zu denken, und die Thörin —
Doch nein, ich will nicht schelten. Kann sie denn
Dafür, daß sie, die wie ein Mandelbäumchen
Am Bach geblüht, nun ganz wie ausgetauscht ist,
Seit dreien Tagen nicht mehr ißt und schläft,
Als wäre sie behext? Sie fuhr zur Stadt
Ganz frisch und wohl, und kehrte dann zurück
Blaß wie 'ne Wasserlilie, und seitdem —
O Lieber, alle Welt rühmt Deine Kunst.
Wenn Du ergründest, wo's dem Kinde fehlt,
Will ich in Gold Dich fassen!

Assad.

Hm! Vielleicht
Ist's ein Familienübel.

Der Vater (sehr erstaunt).

Wie?

Assad.

Sie leidet
Vielleicht, wenn auch in andrer Form, an dem,
Woran ihr Vater krankt.

Der Vater.

Ich? Spaßest Du?
Ich bin gesund wie'n Fisch im Wasser.

Assad.

Mancher
Trägt schon den Tod im Blut und ahnt es nicht.

Der Vater (sehr bestürzt).

Den Tod? — Nein, sag' im Ernst — das hättest Du
Mir angesehn? Und woran leid' ich denn?

Assad.

An einem Übel, das in Deinem Stand
Sehr häufig ist: Verknöcherung des Herzens.

Der Vater.

Ver—knöcherung? Und das bedeutet — Tod?

Assad.

Wenn man nicht zeitig eine Kur gebraucht,
Die freilich wehthut.

Der Vater (geängstigt).

Nenne sie! Ich will
Den größten Schmerz — denn sieh, ich lebe gern,
Schon meinem Kind zu Lieb. O bester Doktor,
Was kann mich heilen?

Assad.

Du mußt jeden Tag
Zur Ader lassen.

Der Vater (entsetzt).

Jeden Tag?

Assad.

Und kräftig,
So weh es thut, doch nur — an Deinem Beutel.

Der Vater (belustigt).
Spaßvogel! Ja die Ärzte! Allen doch
Ist's nur ums Geld zu thun. Doch hab' ich Dir
Nicht schon gesagt —

Assad.
Versteh mich wohl: hörst Du
Nicht auf, Geld anzusammeln, ohne je
Der Armut zu gedenken — denn ich weiß,
Die dürft'gen Kranken pochen stets umsonst
An Deine Thür —, so wird das schwere Gold
Von Tag zu Tage mehr Dein Blut verdicken,
Das Herz verhärten, Dir die Brust einengen,
Bis Du unselig in die Grube fährst,
Weil Du von Deinem Mammon scheiden mußt.

Der Vater (nachdenklich).
Du malst doch wohl zu schwarz.

Assad
Hast Du nicht Stunden,
Voll schwarzer Galle, wenn Dir ein Geschäft
Fehlschlug, ein Schuldner durchging, Karawanen
Mit reicher Warenfracht von Wegelagrern
Geplündert wurden?

Der Vater.
Das — ja allerdings —

Assad.
Das Alles wirst Du leichten Herzens tragen
Und bis ins höchste Alter fröhlich sein,
Gebrauchst Du meine Kur.

Der Vater.
Die Aderlässe?

Assad.
Ich will Dir täglich meine Kranken senden,
Die von dem Überfluß, der Dich erstickt,
Genesen können. Eine Woche nur,
Und schon erleichtert fühlst Du Dich.

Der Vater.
Nun sei's,
Probieren wir's! Wenn Du mein Kind nur heilst —
Wie aber litte sie, die nie das Geld
Geachtet, am Familienübel?

Assad.
Bettler
Von mancher Art giebt's, solche, denen nicht
Mit Gold zu helfen, die des Mitleids doch
Bedürftig sind. Und diese —
(Abdullah tritt wieder ein.)

Der Vater.
Kommt sie nicht?
Sie weigert sich? Sie soll erleben — Doktor,
Gedulde Dich, Du wirst sie sehn, und müßt' ich
Das unfolgsame Kind an Händ' und Füßen
Gebunden — o ich habe sie verwöhnt!
Mein Herz war stets zu weich trotz der Verknöcherung.
(eilig ab nach links. Abdullah folgt ihm.)

Vierte Scene.

Assad (allein).
O jetzt um diese Brust die Haut des Nilpferds,
Des Krokodils! Ist denn kein Spiegel hier,
Daß meine Augen zur Vernunft mich bringen,
Wenn ich vergessen könnte, welch ein Abgrund
Liegt zwischen mir und ihr? Doch braucht es das?
Seh' ich im Spiegel ihrer kalten Augen
Nicht meinen Wahnsinn und mein Schicksal? Oh,
Grausame Mächte, mußtet ihr ein Herz
In diese mißgeschaffne Hülle pflanzen,
Das schmilzt am Strahl der Schönheit? Nein, ich lästre.
Trotz Allem habt ihr's gut mit mir gemeint.
Um wie viel ärmer wär' ich, ging' ich blind
Und stumpf vorbei an dem, was diese Erde
Zum Paradiese macht!
(Abdul öffnet den Vorhang der Pforte, die in den Garten führt, bleibt an der Schwelle.)
Prinz Abdul — was
Führt Dich hieher?

Abdul.
Nicht wahr, beschämend ist's,
Daß meines Vaters Sohn nur wie ein Dieb
Ins Haus sich schleichen darf. Auch such' ich nicht
Die stolze Feindin. Doch ich hörte, Freund,
Dich habe sie gerufen.

Assad.
Nur ihr Vater.
Die Tochter sei erkrankt. Doch gönnt sie mir
Ihr Antlitz nicht.

Abdul.
Nun ja, Du kränktest sie.
Doch wird sie Deinen Rat wohl nicht verschmähn,
Fühlt sie sich ernstlich unwohl. Brennt das Haus,
Fleht man den Todfeind selbst um Wasser an.
Ich denk' indeß, es wird so schlimm nicht sein.

Assad.
So hoff' ich auch.

Abdul.
Nun, Assad, Herzensfreund,
Dem klugen Arzt enthüllt sich mancherlei,
Was Jedem sonst verborgen; in dem Klopfen
Des Pulses hört er, was im heimlichen
Versteck die Seele spricht. Könntst Du erforschen,
Was Ursach ihres Kaltsinns gegen mich —
Denn anfangs, da ich mich vor Jahr und Tag
Um sie bewarb, war sie mir wohlgeneigt.
Ob etwa dann ein Andrer mich verdrängt,
Daß sie mit den drei Proben aus dem Wege
Mich schaffen wollte —

Assad.
Sei gewiß, ich werd'
Es zu erforschen suchen.

Abdul.

Und dann sprich
Ein wenig gut von mir und sag ihr — sag ihr —
Nun, was das Herz Dir eingiebt, was mit gutem
Gewissen Du vom Freunde rühmen kannst.
Kannst Du sie mir gewinnen — grenzenlos
Wie meine Liebe, wird mein Dank —

Assad.

Schon gut!
Ich thue was ich kann.

Abdul.

All meine Hoffnung
Steht nur bei Dir! (Er läßt den Vorhang fallen, entfernt sich.)

Fünfte Scene.

Assad. Hussein (tritt rasch von rechts ein).

Assad (stirnrunzelnd).

Was soll's? Sagt' ich Dir nicht —

Hussein.

Ja, Herr, ich sollte Dir nicht folgen. Doch
Wenn aus der Apotheke Du vielleicht
Etwas gebrauchtest, dacht' ich —

Assad.

Nichts. Geh heim!
Ich brauche nichts.

Hussein.

O Herr —
(faßt seinen Ärmel, um ihn fortzuziehn.)

Assad.

Was ficht Dich an?

Hussein.

Laß Dich beschwören, Herr, verlaß dies Haus!

Assad.

Bist Du von Sinnen?

Hussein.

Glaub es, Herr, sie hat
Den bösen Blick. Ich sah's, als knieend Du
Den Fuß ihr untersuchtest. Auf Dich nieder
Sah sie mit so unheimlich lauerndem,
Feindsel'gem Blick — und dann — da sie gegangen —
Du warst nicht heiter mehr wie sonst, sie hatte
Dir's angethan. O komm, komm mit mir heim,
Hinweg von dieser Zauberin!

Assad.

Mein Knabe,
Wer hat Dir nur — Du bist ein dummes Kind,
Und doch, wer weiß, Dein Kindermund spricht wahr.
Wär's aber, wär' sie eine Zauberin,
Befürchte nichts. Ich trag' ein Amulet
An meinem Leibe, das mich schützt. — Nun geh!
(streicht ihm über das Haar.)
Sag meinen Kranken, daß sie warten sollen;
Ich käme bald. — Du dummes, liebes Kind,
Was Dir nur einfällt! — Horch, sie kommt! Geh, geh!
(Hussein geht mit gesenktem Kopf hinaus, wendet sich auf der Schwelle noch einmal um und wirft der eintretenden Gülnare einen finsteren Blick zu, läßt dann den Teppich hinter sich zufallen.)

(Fortsetzung folgt.)

Jungfer Hannchen

„Jungfer Hannchen, was ist so hart Deine Hand?“
„Vom Kampfe des Lebens, drin einsam ich stand!“

„Was hat denn so früh gebleicht Dir das Haar?
Die Mutter sagt, daß es so goldig einst war?“

„In schlaflosen Nächten der Mondenschein,
Wenn heimlich ich schluchzt' in die Kissen hinein!“

„So gütig stets bist Du, doch sag' es mir:
Was schließen so herb sich die Lippen Dir?“

„Sie zuckten dereinst in bezwungenem Schmerz
Und mußten doch plaudern und lachen im Scherz!“

„Was macht, daß so schimmernd das Auge Dir scheint?“
„Verhaltene Thränen, nach innen geweint!“

„Warum doch so zuckend das Herz Dir schlägt?“
„Weil's Wunden tief innen verborgen trägt.“

„Und dennoch, wie pocht es so hilfreich und warm
Für Alle, die elend und krank und arm?“

„Weil's trösten muß, wo die Thräne rann,
Weil's anders, als Liebe geben nicht kann!“

A. Linden.

Schlange und Meise.

Die Schlange sprach: „O könnt' ich fliegen,
O könnt' ich in der Luft mich wiegen!
Dem Adler gleich, auf stolzen Schwingen,
Bis in die fernsten Länder dringen!“

„Was thätst Du dann?“ frug sie die Meise;
Und zischend sprach die Schlange, leise:
„Ich göss' herab mein Gift im Fliegen,
Auf all' die Lande, die da liegen.“

„Dem Himmel Dank!“ die Meise sprach,
„Jetzt sinne ich nicht länger nach,
Wie ich voll Mitleid schon gethan,
Wenn ich Dein Loos mir schaute an.
Der an die Erde Dich gebannt,
Der hat Dein Wesen wohl erkannt!“

Hans M. Grüninger.

Litterarische Notizen.

— Ein ebenso anspruchsloses als pietätvolles Büchlein sind die: „Erinnerungen an Johann Georg Fischer“ von seinem Sohn Hermann Fischer. (Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1897.) Sie geben ein schlichtes, aber treues Bild des Lebensganges des am 4. Mai d. J. im 81. Jahre dahingeschiedenen Dichters, dem wir bereits in Band IV. 363 ff. der „Deutschen Dichtung“ eine eingehende Würdigung seines Schaffens, und zuletzt in Band XXII. 104 unseren Dank für treue Mitarbeit an dieser Zeitschrift gewidmet haben. Nach überraschenden Einzelheiten, frappierenden Anekdoten u. dergl. wird niemand, der den Dichter kennt, in dem Büchlein suchen; daß der Sohn warm, aber nicht überschwänglich über das Schaffen des Vaters spricht, heißt gewiß auch im Sinne des Dahingeschiedenen gehandelt. Nur eine Bemerkung sei uns gestattet, keineswegs pro domo, sondern im Interesse der biographischen Forschung, soweit sie Künstler betrifft. Man hört recht häufig die Meinung aussprechen: daß ein Künstler über sich selbst und seine Entwicklung nachdenke und dann das Ergebnis in Form einer Selbstbiographie oder gar einer Selbstanalyse veröffentliche, sei ein Mangel an Naivetät; dieses Sichselbstbeschauen sei pedantisch, oder anmaßend oder führe gar zur Hypochondrie, und was solcher Redereien mehr sind. Wer so spricht, wird freilich schwerlich schon je in der Lage gewesen sein, dem Lebensgange auch nur eines bedeutenden Mannes nachzuforschen, geschweige denn, daß er viele Selbstbiographieen gelesen haben dürfte, denn sonst wüßte er das Gegenteil. Niemals aber ist uns diese irrige Ansicht so unerwartet entgegengetreten, wie in diesem Buche, und nicht bloß, weil eines Dichters Sohn vom Vater spricht, sondern auch aus einem besonderen Grunde. „Alles war mir,“ sagt der Herr Verfasser, „weder bekannt, noch auch gegenwärtig; denn der Verstorbene, der das Gegenteil eines sich selbst beschauenden Pedanten oder Hypochonders war, hat außer einer kurzen Lebensskizze, die 1888 im vierten Bande der „Deutschen Dichtung“ erschienen ist und aus der ich manches anzuführen haben werde, lediglich nichts Autobiographisches hinterlassen.“ Wie man sieht, liegt also die Sache so: Herr Fischer bedauert, daß ihm nicht alles aus dem Entwicklungsgang seines Vaters bekannt war, weil dieser keine Autobiographie hinterlassen, freut sich aber andererseits, daß dieser das Gegenteil der Dichter war, die derlei geschrieben — der Pedanten und Hypochonder Goethe, Hebbel, dann Fontane, C. F. Meyer u. s. w. u. s. w., wie eben die Autoren der „Geschichte des Erstlingswerks“ alle heißen, und außerdem sehr viele andere Dichter! Diese Zwiespältigkeit der Empfindung im Gemüt des Herrn Verfassers muß aber noch ganz besonders durch die kurze Lebensskizze des Dichters, welche diese Zeitschrift brachte, gesteigert werden, denn angenommen, daß J. G. Fischer sich durch die Einladung des Herausgebers dieser Zeitschrift nicht 1888 hätte verlocken lassen, unter die „sich selbst beschauenden Pedanten“ zu gehen, welche Lücken hätte er dann zu beklagen! Für die ganze Knaben- und Jünglingszeit des Dichters hat er sich aus dieser Skizze die Konturen und vollends alle Farbe geholt, aber auch für manches, was später fällt. Nebenbei bemerkt, dachte J. G. Fischer über derlei selbstbiographische Aufzeichnungen anders, als sein Sohn, ging, als wir ihn dazu einluden, frisch ans Werk und hätte sogar gern mehr gegeben, wenn der Raum, den wir ihm in jenem Hefte einräumen konnten, es gestattet hätte. Wir haben diesen Umstand schon damals lebhaft bedauert und noch mehr ist dies heute der Fall, wo uns die, wir wiederholen, an sich durchaus einwandfreie Arbeit des Sohnes vorliegt, und wir erkennen, wie viele Lücken sie leider trotz allen Sammeleifers und aller Pietät enthält, eben weil niemand sie hatte ausfüllen können, als der Dichter selbst. Fr.

— Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich von Adolf Hagen. Dr. A. Harpis Leobener Buchdruckerei 1898. Das Büchlein enthält weniger, als der Titel vermuten läßt. Der Verfasser ist zu Fuß von Belfort nach Paris gewandert, ein Spaziergang, den in diesen Zeiten der Spionenriecherei wenige gebildete Deutsche zu unternehmen Lust haben dürften, und darum kann man eine Fülle des Bezeichnenden aus dem französischen Provinzleben erwarten. In der That fehlt es nicht ganz, ab und zu begegnet uns eine gute Beobachtung, hören wir ein charakteristisches Wort, doch ist das wenige nur eben gleichsam Zuthat: die Hauptsache sind Trivialitäten in burschikos-sentimentalem Stil, die das Lesen nicht verlohnen. Nebenbei bemerkt, könnte einer, der sich so stark auf den alten Studenten und den Freund deutscher Dichtung herausspielt, wie Herr Hagen immerhin auch wissen, daß das allbekannte Lied: „Nach Süden nun sich lenken“ nicht, wie er schreibt, von Geibel, sondern von Eichendorff ist. K. B.

— Herr Otto Schlottke, der Verfasser von „Blüten am Wege, Gedichte“ (Leipzig, Arthur Seemann) ist offenbar ein wohlhabender junger Mann, der einen Teil seines Taschengeldes darauf verwendet hat, um seine Verse in ebenso kostspieliger, als geschmackloser Ausstattung drucken zu lassen: auf blauem Papier mit Goldrand! Das ist aber auch das einzige, was an dem Büchlein irgendwie auffallen kann; im übrigen handelt es sich um das allergewöhnlichste Dilettanten-Geleier, sowohl was die Form, als was den Inhalt betrifft. Er selbst läßt nur das letztere gelten:

> Und fließen auch die Verse
> Noch nach Gesetz und Norm,
> Es ging das Herz verloren
> Und was mir blieb, ist — Form. (S. 46.)

Aber so viel „Form“ haben auch zwei Drittel aller Primaner im Deutschen Reich. Aufgefallen ist uns nur ein Gedicht „Tannhäuser“ (S. 73):

> Zu Rom, zu Rom in der ewigen Stadt,
> Da wandeln die Prozessionen,
> Sie sehen den Gottgesalbten dort
> Auf goldenem Stuhle thronen. —
> Da schreitet vor aus der Pilger Schar
> Tannhäuser mit düsteren Mienen:
> „Sieh hin auf mich und meine Schuld,
> Und laß die Schuld mich sühnen.“ —

Da gab es nämlich einen Dichter, Namens Heinrich Heine, der den gleichen Stoff also behandelte:

> Zu Rom, zu Rom in der heiligen Stadt,
> Da singt es und klingt es und läutet,
> Da zieht einher die Prozession,
> Der Papst in der Mitte schreitet.
> „O heiliger Vater, Papst Urban“ — u. s. w. u. s. w.

Im Ernst gesprochen: derlei kommt heutzutage in solcher Greifbarkeit selten vor. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Hecht, Hugo. Gedichte. Oranienburg. Ed. Freyhoff. 1896.

Rathmann, Paul. Die Nachtigall. Humoristische Gedichte. Hamburg. Conrad Kloß. 1897.

Jerome, K. Jerome. Roman-Studien. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Ernst Heilborn. Stuttgart. J. Engelhorn. 1896.

Horst, Henning von. Verbotene Frucht. Erzählung. Stuttgart. J Engelhorn. 1896.

Frank, W. Schriften vermischten Inhalts. Frankfurt a. M. J. Kauffmann. 1897.

Steck, Albert. Johannes Wedde. Eine litterarische Studie. Hamburg. Hermann Grüning. 1896.

Bartels, Adolf. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Leipzig. Eduard Avenarius. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Legius & Co. in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Der Amtsrichter stand vor der Malerin, schüttelte den Kopf und lächelte. „Was Wunder, wenn Sie sich so gesetzt neben mir vorkommen, da ich in Ihren Augen noch ein unfertiger Mensch, eine Art großes Wickelkind bin."

„Es ist ein Vorzug, langsam zu reifen."

„Aber vielleicht, daß man nie recht reif wird, wenn unserer Jugend die schöne Raserei der Leidenschaft gefehlt hat. Vielleicht daß Ihr Leben sich zu glatt abgespielt hat. Leidenschaft erwacht am Widerstand. Sie müßten mal recht unglücklich sein!"

„Danke für soviel Güte." Und sie lachten alle beide.

„Aber entschuldigen Sie nur Bernhard, er hat uns, scheint es, über den Kindern vergessen."

„Aber ich bitte Sie, gnäd'ges Fräulein, Sie haben ihn durchaus nicht zu entschuldigen. Es ist überhaupt unpassend und unbescheiden, einen ersten Besuch so lange auszudehnen. Aber wer kann sich denn auch gleich hier losreißen! Und es ist doch so: Kommt man nur erst in ein rechtes Künstlerheim, so ist es, als ob wie in einem Märchenschloß alle sonst gebräuchlichen Vorbedingungen aufgehoben seien. Man schläft ein und hat, wenn man aufwacht, drei Jahrhunderte verschlafen, oder man glaubt fünf Minuten die Wände angestaunt zu haben und dann sind es Stunden gewesen. Aber ich kann mich von den Azaleen nicht losreißen."

Und in der That stand er immer noch vor diesem Bilde, auf dem es vor einem Hintergrunde von dunklem Myrthengebüsch rot, weiß, rosa, blaßgelb leuchtete in einem wundervollen Durcheinander, in dem doch alles wohlabgestimmte Anordnung und berechnete Abtönung war und das wie ein Bild eines glänzenden reichen Menschenlebens anmutete.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und Rudloff tauchte in einer ganzen Flut von Sommersonnengold, die das Nebenzimmer erfüllte, auf. Seine Augen glänzten, sein Gesicht war leicht gerötet, alles an ihm lebte und lachte.

„Na da sind Sie ja noch, Amtsrichter, aber das ist famos. Marie hat Sie also gut unterhalten. Sieh doch, wie ganz reizend Dir das wieder gerät!"

Damit beugte er sich über sie, küßte ihr die Hand, in der sie den Pinsel hielt, und sagte dann fröhlich:

„Wirst Du sehr schelten? Von dem Eingemachten, das auf dem Büffet stand, hab ich mit der kleinen Steinach ein Teil weggeschmaust! Sie kam fragen, ob sie sich etwas aus Deinem Bücherschrank nehmen dürfe, Du hättest ihn ihr einmal angeboten, sie wolle dich aber nicht stören, falls du maltest. Ich sagte ihr, Du maltest mit Biereifer und habe ihn ihr also aufgeschlossen."

„Was hat sie denn gewählt?"

„Das weiß ich nicht. Sie suchte einiges heraus und schlug es in ein Papier, das sie schon dazu mitgebracht. Und dann haben wir ein Weilchen auf dem Balkon gesessen und das Eingemachte gegessen und wahrhaftig, Amtsrichter, darüber hab' ich Sie völlig vergessen. Völlig. Seien Sie nicht böse. Passiert mir manchmal, so'n Coup. Sie empfiehlt sich Dir bestens, Marie, und den Handkuß hab' ich Dir von ihr ausgerichtet. Ein zu liebes Ding. Ganz Kind noch, ganz Kind. Das heißt im Augenblick des Erwachens zur Jungfrau."

„Sie ist neunzehn Jahr."

„Und trotzdem ganz kindlich. Ich forderte sie auf, mit herüber zu kommen, aber sie wollte nicht, behauptete, My warte auf sie und entschlüpfte also. Förster, das wäre was für Sie, diese My, die Freundin, Geld! Vater reicher Mühlenbesitzer, kürzlich in zweiter Ehe verheiratet,

Tochter in Pension gegeben. Nicht schön das Mädchen, aber ein Herz wie Gold und einen Beutel mit Gold."

„Ich danke, ich habe zu leben."

„Nun ich meinte nur so! Übrigens ist Geld nie zu verachten. Für die Kleine allerdings wäre es ein zu schwerer Staub auf die — die —"

„Flügel dieser Psyche," ergänzte Marie Karstens.

„Jawohl, meine Teure."

Förster sah nach dem Fenster oder vielmehr nach der Landschaft, die sich dahinter breitete.

„Ja, das ist wahr," schwärmte Rudloff, „Ada Steinach müßte sich eigentlich ein Mann einmal ins Haus nehmen, wie ein Prinz ein Märchenkind auf sein Roß setzt: so wie sie eben geht und steht: bedingungslos."

„Du wirst ordentlich geistreich, Bernhard."

„Aber es ist die allerhöchste Zeit, daß ich aufbreche. Mein gnäd'ges Fräulein —"

Marie Karstens schob den Pinsel zwischen linken Daumen und Palette, reichte ihm die Hand, legte den Kopf hintenüber und lächelte ihn an. Ohne aufzustehen, da er sie ausdrücklich bat, sitzen zu bleiben. „Auf Wiedersehn," sagte sie herzlich.

„Auf Wiedersehn. Adieu, Rudloff, verzeihen Sie die lange Antrittsvisite."

„Oh — sehr angenehm, sehr! riesig angenehm. Ich begleite Sie hinunter, kommen Sie durchs Eßzimmer. Hübsch, ja?"

Heiter verließ Förster die Geschwister. Marie Karstens gefiel ihm außerordentlich. Frisch, offenherzig und liebenswürdig, Künstlerin, wie sie war. Er hielt gern gut Freundschaft mit Frauen.

Fünftes Kapitel.

Zehn Minuten von der Stadt entfernt liegt dicht an der Chaussee ein schöner, parkartiger Garten, dessen tiefe Schatten eine in vornehmer Zurückhaltung vom Staube der Landstraße sich haltende Villa überwölbten, ein Ding, nur aus Hochparterre und noch einem Stockwerk bestehend, mit ein paar Blenden von cannellierten Halbpfeilern rechts und links von der Thür, einem dreieckigen Giebelfeld darüber, was etwas von klassischer Stimmung erweckt, und sehr großen Fenstern, deren Spiegelscheiben sämtlich mit gelblichen Stores verhängt sind. Das Ganze ist nach der Straße zu von einem schönen schmiedeeisernen Gitter abgeschlossen. Zu beiden Seiten des Gartens hinter einer hohen Ziegelmauer liegen die Schuppen, Remisen und Stallungen, die zu dem Gehöft gehören, noch ein Stück hin steht ein häßlicher Rohbau mit unzähligen kleinen Fenstern, die Stores von Schmutz und Spinnweben aufweisen, mit rauchgeschwärzten Schornsteinen, geflickten Blechröhren, verrammelten Thüren, Traufen, Leitern und dampfenden Ventilen.

Es ging lebhaft in dem Gehöft zu. Zwischen den Remisen und dem Garten wurden Fässer gerollt, Säcke verladen, denen ein weißlicher Staub entquoll, Pferde angeschirrt, Wasser in Riesenzubern herbeigeschleppt, Ballen gezählt und Kisten abgewogen.

Etwas abseits vom Schauplatz dieser Thätigkeit stand in grauen Beinkleidern, die in hohen Stulpstiefeln steckten, und braunem Sammetjacket, auf dem Kopfe eine staubfarbene Inspektormütze in Jockeyform, der Besitzer dieser Niederlassung, Herr Arved Stollwerk-Kunzendorf mit einer Reitpeitsche in der Hand, im Gespräch mit einem mageren zappeligen Menschen, der gekommen war, das Pferd zu besichtigen, das der schöne Arved verkaufen wollte, weil ihm der Arzt eines Hüftwehs halber das Reiten für längere Zeit verboten hatte. Wenigstens versicherte er das dem Andern, einem reichen jungen Getreidehändler, der nebenher die Roßtäuscherei als noble Passion betrieb.

„Ja ja, hübsches Tier, bestreite ich garnicht," sagte der Zappelige, „aber — aber —"

„Hier ist kein Aber, lieber Herr Lehmann, der Gaul ist einfach tadellos."

Herr Lehmann drückte dem Tiere die Kiefern auseinander, konnte aber nichts von abgefeilten oder eingesetzten Zähnen konstatieren, klaschte es auf den Hals, trat ein paar Schritte zurück, betrachtete es, die Hand auf den Mund gelegt, mit scharfer Kennermiene und sagte dann: „Kein Aber? Mein lieber verehrter Herr Stollwerk, die Hinterhand ist bedenklich schwach, die Croupe ganz abfallend!"

„Warum nicht gar!"

„Der Gaul ist vorn überbaut."

„Haha!"

„Die Schultern sind ja sehr gut, die Brust völlig einwandsfrei, dazu schöne geräumige Gänge, geb ich gern zu — aber die ganze Hinterhand schwächlich."

Herr Arved Stollwerk-Kunzendorf lachte wieder, das köstliche überlegene Lachen eines Menschen, der einen andern in Grund und Boden zu „machen" gesonnen ist. „Wissen Sie

denn nicht, daß darauf jetzt geradezu gezüchtet wird? Daß elegante Hinterhand bei leistungsfähigen Sprunggelenken geradezu Züchtigungsziel ist? In den ungarischen Landesgestüten und in denen des Herrn von Grävenitz-Borke werden ja die Tiere auf das Sorgfältigste in dieser Hinsicht gepaart."

„Herr Stollwerk, — Sie müssen mich nicht für zu dumm halten! Nein, das müssen Sie nicht! Sehn Sie, da könnten Sie ebensogut behaupten, die schwarzbraune Stute wär ein Fuchswallach. Nein, für so dumm müssen Sie mich nicht halten, Herr Stollwerk."

Das Tier, das ein Reitknecht an der Trense hielt, tänzelte und scharrte ungeduldig den Grund. „Sie hat lange gestanden," bemerkte Herr Stollwerk, „ist aber übrigens lammfromm."

„Hm. Ich weiß doch nicht," bemerkte Herr Lehmann und legte die Hand vor den Mund.

„Ja, lieber Freund, ein Remontegaul, ein Kürassierroß ist das freilich nicht, aber ein kapitales Offizierspferd! Halbblut nobelster Sorte, Horrowitzer Gestüt. Alles prachtvolles Material, das dort aufgezogen wird!"

Herr Stollwerk sprach ostpreußischen Dialekt, und obwohl dieser vielleicht auch in manchem Munde anmutig klingen mag, in seinem hatten die langen a und ai etwas zu Boden Streckendes und die scharfen Konsonanten etwas geradezu Impertinentes.

„Oh die Herrn Offiziere — das ist eben die Sache — wollen immer Vollblut, nur Vollblut! Da nehmen sie das elendeste Zeug, nervös, schwache Beine, schlechte Gänge, keiner Anstrengung gewachsen — wenn nur das Pedigree nachgewiesen ist."

„Mein Gott ja, weil gutes Vollblut zu teuer ist! Sind dann eben nichts wie Renommiergäule. Aber das hat alle Vorzüge eines Vollbluts und bloß seine Schattenseiten nicht. — Ja, wenn Sie's nicht wollen, ich werd's noch zwanzigmal los! Der alte Finkenstein, dem ich den Viererzug abgegeben habe — für den Herzog von Augustenburg, wissen Sie, für den er etwas gerade in der Art beschaffen sollte, na, und man thut den hohen Herren schließlich gern den Gefallen, nicht wahr? — wollte den Gaul gleich mitnehmen — konnte mich nur nicht entschließen, da ich nicht wußte, daß die Geschichte mit meinem Beine so eklig wäre."

„Ich bin ja sonst auch nicht abgeneigt."

„Ein Tier, so temperamentvoll, so flott und dabei so biegsam und weich — hab's fast nur auf Trense geritten — so weich! Jawohl, meine Alte, jawohl, jawohl."

Der Reitknecht führte die Stute jetzt an den Herren vorüber in die Sonne, in der ihr schwarzbraunes Fell, wunderschön gestriegelt, ordentlich metallisch glänzte, wobei jede leise Bewegung ihr Muskelspiel zur Geltung brachte.

„Also wieviel wollen Sie?" fragte Herr Lehmann, halb hingerissen von dem Anblick, halb in vorahnender Furcht für seinen Geldbeutel.

„Zweitausendfünfhundert."

Jetzt lachte der Roßtäuscher aus Passion, nicht überlegen, nicht von oben herunter, sondern fröhlich wie Einer über einen guten Witz lacht, wedelte mit dem rotseidenen Taschentuche, nahm den Strohhut ab, trocknete sich die Stirn und lachte wieder. „Also um es kurz zu machen, Herr Stollwerk: achtzehnhundert."

„Das hieße es allerdings sehr kurz machen. — Christian, führe die Hirunda in ihre Box. — Den Hafer, Herr Lehmann, schicken Sie mir also morgen zu Drei fünfzig, wie wir es ausgemacht."

Herr Lehmann winkte dem Reitknecht, daß er das Pferd nochmals vorführe, zupfte an der kurzen Decke, die das Tier aufgeschnallt hatte, schwang sich auf und trabte im Hofe herum.

„Immer Luft lassen! Luft lassen!"

Herr Lehmann sprang ab. „Nervöses Tier. Also zweitausend."

„Und fünfhundert."

Nun ging es an ein Feilschen, Schachern, Verdächtigen, Beleidigtthun, wieder Feilschen — bis man sich auf zweitausendzweihundert geeinigt hatte. Worauf die Herren sich gegenseitig auf die Schulter klopften und hineingingen, um auf der Veranda am Ostgiebel das Geschäft mit einem Imbiß und hauptsächlich Zutrunk zu feiern, beide sehr fidel, da jeder glaubte, den andern übervorteilt zu haben, Herr Lehmann, der überzeugt war, das Pferd für dreitausend Mark an den Mann zu bringen, und der schöne Arved — dem übrigens kein Arzt auf der ganzen Welt das Reiten verboten hatte — der wußte, daß es keine fünfzehnhundert wert war, da es nicht die geringste Anstrengung aushielt.

Herr Lehmann war eben mit seinem leichten Korbwagen, vor den er die Hirunda neben seinen Grauschimmel gestellt hatte, abgefahren, als ein anderes Gespann vor dem Gehöft hielt, ein un-

sauberer Gebirgsmietswagen mit schäbigen, roten Plüschpolstern und zwei ungleichen Braunen, und ein Herr ausstieg, der sogleich mit großer Lebhaftigkeit dem Thor zueilte, wo er dem Portier eine Karte übergab.

„Anselm Steinach?“ Stollwerk schüttelte den Kopf, klemmte die Reitgerte unter den linken Arm und schritt dem Gaste entgegen, einem nicht sehr großen, schlanken, hellgekleideten Herrn, dem man trotz gefärbtem Schnurrbart und Kopfhaar, das in den Schläfen leicht gekräuselt und aufgebürstet war, und dem etwas tänzelnden Gange den Mann von fünfzig Jahren durchaus ansah.

„Ich komme auf diese Zeitungsannonce hin.“

„Ah so, so!“ rief Stollwerk-Kunzendorf jovial überlegen wie jemand, dem ein anderer eine Bittschrift überreicht, die er nicht abgeneigt ist zu bewilligen. „Bitte sich hereinzubemühen.“

Die beiden Herren betraten das Arbeitszimmer des Fabrikanten, einen großen quadratischen Raum, der seinem Namen dem Ministertisch verdankte, der darin aufgestellt und mit Papieren und Briefen bedeckt war. Übrigens eines dieser stereotypen Herrenzimmer aus dem Möbelmagazin, mit Divan, Rauchtisch, Bücherschrank mit Glasthüren, Waffenschrank und allerhand Emblemen an der Wand, dem Arved Stollwerk etwas von persönlichem Gepräge hinzuzuthun versuchte, mit den da und dort untergebrachten Glashumpen, Rückenkissen, Vasen und Schalen, die alle ein und dasselbe Wappen trugen: einen silbernen Morgenstern in blauem und rostbraunem Sperber in weißem Felde.

„Ah!“ rief Herr Steinach sogleich, auf einen blaugrünen Humpen losschießend, auf dem die Sonne eben spielte. „Ein herrliches Stück, wie ähnliche nur das Grüne Gewölbe besitzt.“

„Aus der Familie meiner mütterlichen Großeltern,“ sagte der Fabrikherr leichthin, „wie all dieses Zeug, das ich aus Pietät behalten habe.“

„Ein Stück, mein Herr, für das Ihnen ein Museum fünfhundert Mark zahlt.“

„So so,“ sagte Herr Stollwerk vornehm, der es mit achtzig Mark bezahlt hatte, bei einer Nachlaßauktion nämlich, die nach erfolgtem Ableben des letzten Sperbers den Besitz dieser Familie in alle Winde verstreut hatte. „Es ist mir natürlich nicht feil.“ Und dabei musterte er den Mann, der auf die Zeitungsannonce hin gekommen war, auf seine Leistungsfähigkeit. Diese Annonce hatte übrigens gelautet: „Glänzende Kapitalanlage. Zur Realisierung eines großartigen Unternehmens, Gewinnbarmachung wertvollsten Bodenmaterials, leistungsfähiger Teilnehmer gesucht per sofort. Völlig gefahrlos, absolute Sicherstellung. Offerten unter A. S. K. 87. Rudolf Mosse, Berlin.“ Darauf war unter anderem ein Schreiben eingelaufen, das eine recht stattliche Summe zu der glänzenden Kapitalanlage herzugeben versprach, falls Näheres konveniere und unter S. K. 1000. Dresden postlagernd die genaue Adresse des Kapitalsuchers erbat. Als solcher hatte sich darauf Stollwerk-Kunzendorf bei Neuhaus, Schlesien enthüllt und zugleich die Mitteilung, beigefügt, daß es sich um Ausbeutung eines Stücks Grund und Boden handle, das sich voraussichtlich rasch mit drei bis fünfhundert Prozent verwerten lassen würde. Daraufhin hatte sich Herr Anselm Steinach aufgemacht.

„Ja, die Sache ist nun die,“ hob Stollwerk, die Beine übereinanderschlagend und die Blicke nach der Decke richtend, an. „Ich habe hier vor sechs Jahren eine Fabrik künstlicher Bodennährmittel übernommen, die ich seitdem stetig vergrößerte, so daß ich schließlich sehr gut, ich kann sagen sagen, sehr gut abschnitt. Dann hatte ich Pech. Ein paar Gutsbesitzer, denen ich große Posten geliefert und die infolge von Seuchen und Witterungsgeschichten alle wurden, blieben mir Zahlung schuldig, dann mal unglücklich spekuliert — wie das so kommt — und so weiter. Da wirft mir ein Zufall eines Tages das Glück vor die Füße. Ich kaufe eine Mergelgrube, die mir einer billig anbietet; natürlich nachdem ich die Zusammensetzung genügend untersucht habe. Lose Mergelerde, ein bei Salzsäureaufguß stark brausender, also dolomithaltiger Mergel von sehr schönem Weiß, 42 Thonerde 11 Wasser, 47 Kalk. Lasse also ausschachten und finde einen riesigen Absatz für das Zeug, das ich, entsprechend dem Einkauf, billig abgeben konnte. Ich zeige Ihnen dann meine Bücher — ein riesiger Absatz. Merkwürdigerweise hauptsächlich nach England, dessen Boden bekanntlich ganz ausgesogen ist.“

„Infolge dieses Pachtwesens, dieser Latifundien!“

„Man wandelt dort große Areale Acker zu Weidegründen um, wobei sich Mergeldung hauptsächlich empfiehlt. Das nebenher. Ja! wenn ich zu sparen verstanden hätte — ich wäre heut nach einem Umsatz von zweimalhunderttausend Zentnern selber der Kapitalist, die Schätze zu

heben, die noch in dieser „Mergelgrube" schlummern. Hm. Aber da sind diese — na ja."

„Wie das mein Herr, diese Schätze, wie das?" fragte der andere lebhaft, fröhlich, als ob ihm Stollwerk eine pikante Novelle erzähle.

„Die Grube erstreckt sich nämlich erstens noch auf praeter propter zwei= dreihundert Hektar von derselben Beschaffenheit, hat sich zweitens von einer enormen Mächtigkeit, das heißt Tiefe, erwiesen und ist drittens gar keine **Mergelgrube.**"

(Fortsetzung folgt.)

Lied.

Gieb auf alle Rosen acht,
Die am Wege stehn:
Denn sie sollen heute Nacht
Unsre Liebe sehn!

Sollen schwülen Neides voll
Uns umglühn, umwehn —
Und von unsren Gluten soll
Ihre Glut vergehn!

Christian Morgenstern.

Zeit wie Ewigkeit.

Wir kannten uns, wir sahn uns kaum,
Im ersten Augenblick;
Wie eine reife Frucht vom Baum,
So pflückten wir das Glück.

Ein wahr Verständnis rechnet nicht,
Ob kurz, ob lang die Zeit:
Wenn Liebe Zwei zusammenflicht,
Ist Zeit wie Ewigkeit.

Karl Ernst Knodt.

Frieden.

Die Welt ist müd' vom Sonnenglanz,
Es sank des Sommers Blütenkranz,
Ein feiner, leiser Regen rinnt,
Die Luft umfängt mich weich und lind.

Es naht die Nacht, kein Windhauch weht,
Die Hände falt' ich zum Gebet,
Daß zu mir komme mild und reich
Des Friedens stilles Himmelsreich.

Heinrich Brömse.

Hesperus.

Erstling und letzter Sproß der Mutter Nacht,
Schweb' ich im düstern, ungemessnen Raum.
Mein Licht, am Abendhimmel angefacht,
Tanzt auf des stolzen Meeres Flutenschaum.
Und dennoch weil' ich, stets mir selber gleich,
Hoch ob des ird'schen Regens Quellbereich.

So bin, so muß ich sein: unwandelbar.
Doch weiß ich, was von Anbeginn geschah.
Der Erde allzeit rege Menschenschar
Belausch' ich längst und wär ihr gerne nah.
Nur daß des Wandels leichter Flügelschlag
Mich Festgebannten nimmer streifen mag.

Gewaltge Städte leuchten zu mir her.
Sie steigen auf und werden wieder Staub.
Jungfräulich neuer Grund entwächst dem Meer,
Vom Festland nagt das Wasser seinen Raub.
Im ew'gen Strom die Einlagswelle treibt,
Die Menschen kommen, gehn — der Mensch, er bleibt.

In Menschenaugen seh ich Thränen hell,
Dann küßt die Tropfen weg ein lieber Mund,
Und jeder Mann ist Weibes Trautgesell.
Doch schnell birgt ihn und sie der finstre Grund.
Und nimmer mach ich mich des Rätsels frei,
Was dieser Tod und diese Liebe sei.

Aus dem Englischen des **Richard Garnett** von **Robert F. Arnold.**

Grabesrosen.

Ein leiser Windhauch weht vom Friedhof her
Und trägt den vollen Duft der jungen Rosen
Auf zarten Schwingen bis in meine Brust.

Wie linder Balsam sänftigt er den Schmerz,
Läßt mich vergessen, was ich schon verloren
Und mahnt mich leise an den Sommerglanz.

Da heb' ich dankbar meine Augen hin,
Von wo die süßen Trostesdüfte kamen,
Und lächelnd nicken mir die Rosen zu.

Wer seid Ihr, zarte, wunderbare Wesen,
Die so den herben Schmerz hinweggehaucht? —
„Der Toten unerfüllte Jugendträume."

Johannes Grebling.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Als Herrn Direktor Lautenburg vom „Neuen Theater“ vor mehreren Wochen eine Novität ausgepfiffen wurde, von der er sich viel versprochen, da bekam dieser Mann von Glück und Verstand plötzlich etwas, was er in den Tagen des Glücks nie gehabt und nie entbehrt hatte: dramaturgische Grundsätze. Da entdeckte er nämlich plötzlich, wo ein wunder Fleck im Berliner Theaterleben zu suchen ist: in dem Mangel eines festen, reichen Repertoires, in der allzuhäufigen Wiederholung zugkräftiger Novitäten. Und er beeilte sich, diese Entdeckung durch eine Notiz in den Zeitungen zu veröffentlichen; das feierliche Gelöbnis, daß das „Neue Theater“ diese Reform thatkräftig durchführen wolle, war beigefügt.

Freuen wir uns an dem, was an der Sache gut ist, und sehen wir über das minder Gute hinweg. Gut ist, daß endlich auch einmal ein Berliner Theaterdirektor einen Schaden einsieht, der jedem anderen Beobachter unserer Bühnen längst klar war. Daß dieser eine weiße Rabe gerade Herr Lautenburg ist, ist lustig genug, denn wer wäre für den Reiz eines Repertoires so gründlich stumpf gewesen, wie er, als ihm noch im Residenz-Theater das Glück lächelte?! Damals bereitete es ihm allem Anschein nach keine ernstlichen Gewissensqualen, mindestens drei Monate lang täglich denselben Schwank anzusetzen. Böse Menschen könnten darum sogar vermuten, daß ihm die neuen schönen Grundsätze gar nicht aufgegangen wären, wenn jene Novität Erfolg gehabt hätte. Aber aus welchen Gründen der Saulus von der Blumenstraße nun jählings am Schiffbauerdamm ein Paulus geworden ist, ist ja gleichgültig — was er sagt, ist jedenfalls wahr und wichtig. Nicht das einzig Wichtige, aber eine der Hauptsachen, die durchgesetzt werden müssen, wenn unsere Bühnenzustände wahrhaft erfreuliche werden sollen.

Die Frage ist bedeutungsvoller, als alle Novitäten eines Winters zusammengenommen. Darum sei sie hier etwas gründlicher erörtert, nachdem ich sie bereits vor zwei Jahren an dieser Stelle gestreift. Selbst das Königliche Schauspielhaus hat ein relativ geringes, jede andere hiesige Bühne ein unglaublich enges Repertoire; das muß schon eine vornehme, umsichtig geleitete Berliner Bühne sein, die etwa an jedem Tage der Woche ein anderes Stück aufführen könnte. Die wenigsten könnten es; man setzt die letzte Novität viermal, die beiden vorletzten und irgend ein neu einstudiertes Werk je einmal an; das ist für Berlin die Regel. Man beachte wohl: selbst dies gilt nur von den Bühnen, die künstlerischen Ansprüchen genügen wollen; wer auf diesen Luxus verzichtet, werkelt die Novität, die er eben auf der Walze hat, ab, so lang es geht; gefällt sie, so wird in der Zwischenzeit überhaupt nicht an dem nächsten Stück gearbeitet; gefällt sie nicht, dann mit fieberhaftem Eifer. In jeder anderen deutschen Großstadt ist dies anders und besser, man vergleiche z. B. das Repertoire des Königlichen Schauspielhauses mit dem des Wiener Burgtheaters, oder das Repertoire des „Deutschen Theaters“ mit dem des Hamburger oder Frankfurter Stadt-Theaters. Dort fünfzehn bis zwanzig verschiedene Stücke im Monat; hier höchstenfalls zehn, zuweilen vier oder fünf, in der Regel zwei oder gar eines. Man sage nicht, das liege an der Größe der Stadt; es gehe in Berlin gar nicht anders. Die Wahrheit ist, daß die anderthalb Millionen Berliner und die hunderttausend Fremden den Mißbrauch **ermöglichen**, daß sich hier das dürftige Repertoire nur ausnahmsweise an der Tasche des Unternehmers rächt, während der Frankfurter oder Hamburger Direktor derlei eben gar nicht konsequent wagen könnte. Aber **notwendig**, organisch mit Berlin verbunden, ist dieser künstlerische Mangel keineswegs; nicht die Größe Berlins trägt die Schuld, sondern die Bequemlichkeit der Herren Direktoren oder im besten Falle der Irrtum, daß es hier nicht anders geht. Was bei diesem Raubbau verwüstet wird, darnach frägt Keiner.

Und doch — wie viel wird dabei verwüstet! Vor Allem das Können, die Entwicklung, das künstlerische Gewissen des Schauspielers. Nirgendwo ist der Prozentsatz der begabten zu den unbegabten Schauspielern ein so günstiger, wie in Berlin; kein Wunder, die Hauptstadt, die gute Gage, die Erwartung, hier rasch vorwärts zu kommen, lockt. Und nirgendwo ist der Prozentsatz der Begabten, die es zu wirklicher Bedeutung bringen, ein so geringer; auch diese Thatsache ist keinem Kundigen fremd. Nicht die einzige Schuld, aber die Hauptschuld an dieser betrüblichen Erscheinung ist der Mangel eines Repertoires. Welche Nervenqual es für jeden Menschen bedeuten würde und nun gar für einen nervösen, ehrgeizigen Künstler bedeutet, an zweihundert Abenden hinter einander dieselben Worte zu sprechen, dieselben Gesten auszuführen, ist ja klar: das Können rostet ein, der Ehrgeiz stirbt; der Schauspieler wird zur Maschine. Herr Lautenburg hat auch diesen Schaden in jener Notiz kräftig betont; kein Wunder, daß er es weiß; seine Schauspieler werden es ihm im Residenz-Theater oft genug gesagt haben . . . Gar so viel besser für den Künstler ist es auch nicht, wenn er an den zweihundert Abenden zwei Rollen je hundertmal zu spielen hat: man frage Herrn Kainz — den interessantesten Schauspieler, den wir bisher hier hatten und nun verlieren. Hundert Mal „Morituri“, und mehr als hundertmal „Die versunkene Glocke“ — er

hat's ja im verflossenen Winter gemacht: dann jedoch ließ er sich auch nach Wien engagieren, um es nicht mehr machen zu müssen. Aber wichtiger, als der Einzelne, ist immer die Gesamtheit; das Talent bedarf einer Fülle von Aufgaben, um sich zu entwickeln und zu zeigen, was in ihm steckt — die heutige Wirtschaft reduziert diese Möglichkeit auf ein Maß, dem dann auch der Erfolg, die dürftige Ausbeute an neuen, bedeutenden Kräften entspricht.

Aber das ist noch das schlimmste nicht. Häufiger als die Erfolge sind die Mißerfolge, und dann ist der Schade für die Schauspielkunst vollends ein ungeheurer. Man erwäge nur, was da dem armen Künstler zugemutet wird. Der Direktor hat in einem Stück einen Kassenmagnet gewittert, der Sonnabend der ersten Aufführung — Novitäten, von denen man sich etwas verspricht, werden immer am Sonnabend aufgeführt, nur jene, für die man zittert, am Sonntag, um bis zum Erscheinen der Kritiken noch eine kleine Galgenfrist zu haben — zerstört seine Hoffnungen; das Publikum hat gepfiffen; die Notizen in den Sonntag-Morgenblättern richten den Autor hin. Was nun thun? Die nächste Novität, die sonst nach Monaten, vielleicht überhaupt nicht in dieser Saison zur Aufführung gekommen wäre, wird aus dem Schrank geholt; ein Dutzend Schreiber schreibt die Rollen aus; frühestens am Sonntag Abend, in der Regel am Montag Morgens sind sie in den Händen der Schauspieler und am Dienstag ist die erste Probe, am Mittwoch und Donnerstag die zweite und dritte, bis am Freitag die General-Probe, am Sonnabend die erste Aufführung des neuen Stücks stattfinden kann. Bis dahin wird, da man doch die Bude nicht zumachen kann, entweder das durchgefallene Stück vor leeren Bänken gespielt, oder, wenn es gar zu arg war, die vorletzte Novität wieder hervorgeholt, was natürlich auch nur ein pekuniäres Fiasko ergiebt, denn ehe dies Stück bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt war, wie eine Citrone, ist es ja nach Berliner Brauch ohne Unterbrechung gegeben worden. Nun, das ist nur der Schade des Direktors, aber die Schauspieler und die Kunst! Man braucht vielleicht kein Eingeweihter zu sein, um beurteilen zu können, was es heißt, binnen fünf Tagen eine große Rolle zu studieren und nach vier Proben zu spielen! Und nun erst das Zusammenspiel! Wenn man in Berlin so oft selbst von bedeutenden Schauspielern unsichere Leistungen, und vollends ein Ensemble sieht, das für eine vornehme Bühne der größten deutschen Stadt glattweg eine Schmach ist, so liegt es an diesem sauberen Usus! Und wie erst gestaltet sich die Sache, wenn auch das zweite Stück Schiffbruch leidet, und dann auch das dritte und vierte! Die Kraft der Schauspieler versagt; Stücke, die bei sorglicher Darstellung Erfolg gehabt hätten, fallen durch, und mehr als einmal hat die ganze Direktionsherrlichkeit aus diesem Grunde ein Ende mit Schrecken genommen!

Man sieht, der Schäden sind so viele, und sie treffen so sehr alle Beteiligten, daß man sie kaum aufzählen kann. Ich will zum Mindesten noch das Wichtigste andeuten. Gewiß ist der Schauspieler der Dolmetsch des Dichters und wir werden ihn groß nennen, wenn er die Gestalten des Dichters annähernd so verkörpert, wie sie diesem und dann uns aufgegangen, aber daneben ist doch die Schauspielkunst eine Kunst an sich. Es ist kein normaler Zustand, wenn der Schauspieler — wie dies z. B. in den sonst wahrhaft schönen Tagen des Burgtheaters unter Laube und Dingelstedt der Fall war — dem Publikum interessanter ist, als der Dichter, wenn man nur für den Schauspieler schwärmt und das Theater besucht, um ihn zu bewundern und nicht, um die Dichtung auf sich wirken zu lassen. Gewiß, das bringt arge Gefahren; manche vortreffliche Dichtung z. B. kommt dann einzig deshalb nicht zur verdienten Geltung, weil sie zufällig keine Glanzrolle für jene Schauspieler enthält, die das Publikum interessieren, während Stückeverfertiger zu großen Erfolgen kommen, weil sie es verstanden haben, den Günstlingen des Publikums Rollen auf den Leib zu schreiben. Aber ein wünschenswerter Zustand ist auch das Gegenteil nicht: wenn immer nur das Stück interessieren soll und nicht die Darstellung, wenn die meisten nur deshalb ins Theater gehen, um ein neues Stück kennen zu lernen, während sie sich die Meisterwerke der Klassiker sachte abgewöhnen. Kein Wunder, man spricht ja nur von den Novitäten, die Direktoren wollen es nicht anders! Und weil die Schauspielkunst immer in zweiter Linie steht, so ist sie eben hier oft genug auch eine Kunst zweiten Ranges. Zu dem normalen Zustand, wo sich das Interesse auf Stück und Darstellung verteilt, unbewußt natürlich, weil sie eben dem Zuschauer zu einer Einheit zusammenwachsen, zu diesem einzig richtigen und würdigen Zustand führt eben nur ein Repertoire.

Aber, deutete ich schon an, nicht bloß der Schauspieler leidet unter diesem Raubbau auf Novitäten, sondern auch der Dichter. Daß er, wenn der Director seinen Goldmagnet für den Winter schon gefunden hat, lange warten muß, bis die Reihe an ihn kommt, ist noch das geringste Ungemach. Schlimmer, weit schlimmer ist es, daß ihm selbst ein großer Erfolg nicht die Einbürgerung seines Stückes auf der betreffenden Bühne sichert. Es verschwindet mit der Saison oder reicht im besten Falle, also wenn es einen Riesenerfolg hatte, in die nächste Saison. Wo ist heute Sudermanns „Heimat“ oder Hauptmanns „Hannele“ oder Fuldas „Talisman“ zu sehen?! Wo die Stücke von Wildenbruch?! Bewährt sich der Autor fortgesetzt als rüstiger Ringer in diesem Kampf ums Heute, hat er mit anderen Stücken Erfolg, so giebt der Direktor, um ihn bei guter Laune zu erhalten, das „alte“ Stück, das wirklich schon vor ganzen fünf Jahren geschrieben wurde, zuweilen als Lückenbüßer, wenn ihm eine Novität versagt hat, oder am Sonntag-

Nachmittag! Freilich, dem Dichter steht ja das Recht zu, sein Stück nach einer gewissen Zeit einer anderen Bühne zuzuwenden, aber wer führt es ihm auf, da es ja keine Novität mehr ist?! Höchstens eine Bühne dritten Ranges und im Luisen- oder Ostend-Theater Lorbeeren zu pflücken, dazu gehören besondere Nerven. Aber auch dies noch ist das schlimmste nicht, sondern zwei andere Dinge. Erstlich die Gefahr, daß das Stück über Hals und Kopf, also ganz unzulänglich einstudiert wird. Und ferner: dieses System der Novitäten-Hetze verschuldet es hauptsächlich, daß die Premiere in Berlin so oft zur „Hetze", zum Spektakelstück wird, welches das Publikum aufführt. Nur die Premiere gilt ja, nur sie ist interessant, auf sie spitzt sich alles zu! Und dieselben Direktoren, welche dies durch ihr System bewirken, jammern dann über das Sensationelle und Zugespitzte, das diesen Abenden hier anhaftet!

Aber all die Schattenseiten dieses Systems, die bisher angedeutet wurden, sind relativ geringfügig gegenüber dem Schaden, den es der allgemeinen Bildung zufügt. Ob das Theater eine „moralische Anstalt" sein soll oder nicht, darüber wollen wir nicht streiten, aber jedenfalls ist es ein Bildungsmittel von ungeheurer Bedeutung und für Hunderttausende die einzige geistige Anregung, die ihnen überhaupt wird. Nun ist es gewiß wichtig, die Produktion der Gegenwart zu kennen, aber das einzig Wichtige ist es doch nicht! Auch Schiller, Goethe und Lessing, Kleist und Grillparzer, Shakespeare und Molière haben eine gewisse Bedeutung; von Dichtern, wie Gutzkow oder Bauernfeld zu schweigen. Und dann: das letzte Stück eines modernen Dichters ist ja auch nicht immer sein bestes; man will doch auch seine früheren kennen lernen. Zu alledem sollte man doch von rechtswegen vor allen anderen deutschen Großstädten in Berlin die beste Gelegenheit haben! Ist dem so?! Man sehe sich nur einmal für eine beliebige Woche den Spielplan der Berliner Theater an, z. B. den eben ausgegebenen, der die Woche vom 31. Oktober bis zum 6. November umfaßt. Schiller ist nur im „Luisen-Theater" zu genießen; wen die Schrecken des Kunsttempels in der Reichenbergerstraße nicht abhalten, kann dort sogar „Maria Stuart" und „Die Räuber" sehen; für die anderen Bühnen existiert Schiller diesmal nicht, auch nicht für das Theater, das seinen Namen trägt, und darum diese Woche dreimal „Kyritz-Pyritz" ansetzt. Etwas besser sind Goethe, Lessing, Grillparzer daran, denn das „Luisen-Theater" führt sie nicht auf, hingegen kann man im „Berliner Theater" den „Faust" sehen, im Schauspielhaus den „Nathan", in demselben Theater „Sappho". Aber von Kleist? Nichts! Oder wird irgend ein anderer deutscher Dramatiker aufgeführt, der bereits die Augen geschlossen hat? Keiner! Wie aber kommen die Dichter von heute zu Worte? Von Wildenbruch und Sudermann wird nichts, von Fulda seine Novität, von Hauptmann „Die versunkene Glocke" gegeben. Aber was nun führen statt dessen die Theater auf, die als vornehm gelten oder durch die Wahl eines Großen unserer Litteratur zum Namenspatron glauben machen wollen, daß sie im Dienste der Litteratur stehen? Am einfachsten, schönsten und würdigsten macht es Herr Oscar Blumenthal im Lessing-Theater, er führt an allen sieben Abenden der Woche Oscar Blumenthals und Gustav Kadelburgs herzerquickenden, fein humoristischen „Hans Huckebein" auf; im „Schiller"-Theater hat, wie gesagt, „Kyritz-Pyritz" mit drei Aufführungen den ersten Platz; am vierten Abend wird Madame Bonivard gegeben, am fünften und sechsten der letzte Novitäten-Abend wiederholt, am siebenten eine Anzahl von Schwänken. Und das „Deutsche Theater"? Es führt dreimal seine jüngste, je einmal seine beiden vorjüngsten, zweimal seine große Novität des vorigen Winters auf. So sieht in der größten und gebildetsten Stadt Deutschlands das Repertoire der Theater aus!

Hält man dies den P. T. Direktoren vor, so fällt ihre Antwort, je nach der Stimmung, verschieden aus. Hat ihre letzte Novität Erfolg gehabt, so sagen sie mehr oder minder höflich: „Ihr unsinnigen Idealisten! Wozu im Winter zwanzig Stücke einstudieren, wenn man mit zweien oder dreien das Haus voll bekommt!" Ist ihre letzte Novität durchgefallen, so werden sie elegisch, wie Herr Lautenburg und seufzen: „Freilich ist der Mangel an Repertoire ein Unglück, aber was wäre da zu machen? Die Berliner Verhältnisse bedingen es eben! Auch müssen wir ja Novitäten bringen!"

Gewiß, antworten wir, müßt Ihr. Das bedingt nicht bloß das Geschäft, sondern das ist auch Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Die Novitäten müssen sogar eine Hauptsache bleiben. Nur ist es nicht notwendig, daß Ihr sie durch allzu häufiges Ansetzen vor der Zeit entwertet, dann aber ganz absetzt. Würdet Ihr ein Repertoire haben, in dem die Novitäten nur eben ihren gebührenden Platz hätten, so würden Alle gewinnen: Publikum, Schauspieler, Autoren und schließlich auch Euer Geldsack!

Über die Novitäten der letzten Woche will ich ein nächstes Mal berichten. Nur ein Stück sei schon hier besprochen, weil der Raum auch heute noch zureicht, es zu charakterisieren: Fuldas neues Lustspiel: „Jugendfreunde". Es ist ein Stück von nicht allzureicher Erfindung, aber fröhlich und erquicklich; ein Stück, bei dem man herzlich lachen kann, ohne hinterdrein im Zwischenakt oder auf dem Heimweg über sich selber den Kopf zu schütteln, daß man gelacht hat. Daß das Lustspiel auf derselben Bühne aufgeführt wurde, wo man die meisten Probleme, aber leider auch die technisch unbehilflichsten Dramen aufgetischt bekommt, hat seinem Erfolg eher genützt, als geschadet.



Berlin in der Reaktionszeit.

(1850—1858.)

Erinnerungen von Max Ring.

V.

Varnhagen und sein Kreis.

Eines Tages überraschte mich eine freundliche Einladung von Varnhagen van Ense, nachdem er mir schon vorher einen höchst anerkennenden Brief über meinen Roman „Die Kinder Gottes“ geschrieben hatte. Der berühmte Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ bewohnte in der Mauerstraße das schöne stattliche Haus Nr. 36, das damals dem Grafen Königsmarck, dem Schwiegervater des Dichters von Putlitz gehörte.

Vor der Thür empfing mich der alte Diener Ganzmann, das Faktotum seines Herrn und ließ mich in ein hohes Zimmer eintreten, das mit großen Bücher-Regalen besetzt war. Während ich angemeldet wurde, fand ich hinlängliche Zeit, mich umzusehen, wobei ich die Bemerkung machen konnte, daß die vielen gebundenen und ungebundenen Bücher hier nicht zum Staate dienten, sondern fleißig benutzt worden waren. Von Eleganz war weder in dem Entree noch in dem Studierzimmer, in das ich geführt wurde, die geringste Spur. Es fehlte selbst an dem gewöhnlichsten Komfort, den man in einer einigermaßen wohlhabenden Bürgerfamilie anzutreffen pflegt. An der mit graublauer Farbe getünchten Wand stand ein niedriges Feldbett mit roter, schon etwas verschossener Kattundecke, an der entgegengesetzten Seite ein Stehpult von unpoliertem Fichtenholz. In einer Ecke befand sich ein ebenso einfacher großer Schrank, worin der Besitzer seine wertvollen Autographen und Manuscripte verwahrte; der Thür gegenüber ein Sopha mit Roßhaarfüllung, dem man die langjährige Benutzung ansah. Den einzigen Zimmerschmuck bildeten einige Kupferstiche, das Reliefbild Rahel's in Bronze von dem Bildhauer Tiek und eine Gypsstatue Kants, ein Geschenk des berühmten Rauch.

Trotz dieser gewiß fast dürftigen Einrichtung konnte ich mich nicht eines ehrfurchtsvollen Schauers erwehren, als ich unwillkürlich der großen Geister gedachte, die einst in diesen Räumen weilten. Hier hatte Rahel mit den Besten ihrer Zeit gelebt.

Unterdessen war Varnhagen aus einer Seitenthür gekommen, ein rüstiger Sechziger, eine imposante Erscheinung, kräftig und stattlich, hochschulterig, mit noch dichtem, wenn auch grauem Haar, breiter freier Stirn, feiner, fast spitzer Nase, etwas eingefallenem gekniffenem Mund, mit klaren graublauen Augen hinter einer goldgefaßten Brille. Er war mit einem bequemen, langen Hausrock bekleidet und trug den kurzen Hals frei, ohne Tuch. Mit freundlichem Lächeln grüßend, lud er mich zum Sitzen auf das ziemlich harte Sopha ein, während er auf einem Holzstuhl mir gegenüber Platz nahm.

Bald war eine, mir höchst interessante Unterhaltung im Gange. Er war ein Meister der gesellschaftlichen Rede, unerschöpflich an geistreichen Bemerkungen, Bonmots und pikanten Anekdoten, die er mit bewunderungswürdigem Geschick und ungesucht in das Gespräch zu verflechten wußte; im höchsten Grade anregend und geistvoll, dabei ohne jede Prätension und Koketterie. Wie nur wenige Deutsche besaß er die Kunst der „Causerie“, verstand er anmutig zu plaudern und zu erzählen, vorausgesetzt, daß er bei guter Laune war. Um Stoff brauchte er nie verlegen zu sein, da er selbst viel erlebt und gesehen hatte, so daß er einer lebendigen Encyklopädie, einem biographischen Lexikon glich, nur mit dem Unterschiede, daß er statt dürrer Begebenheiten die frischesten Charakterzüge gab, was seiner Unterhaltung einen besonderen Reiz verlieh.

Mit wenigen, aber sicheren Strichen zeichnete er so in der kurzen Zeit meines ersten Besuches eine Gallerie bedeutender Männer aus seiner Bekanntschaft: Chamisso, Schleiermacher, Heine, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt. So gab ihm das Privatleben Schleiermachers die Veranlassung zu den interessantesten Mitteilungen über die heftigen Seelenkämpfe des berühmten Theologen, welcher die Gattin eines mit ihm befreundeten Kollegen so leidenschaftlich liebte, daß er ernstlich den Gedanken faßte, durch Verhungern seinem Leben ein Ende zu machen und nur durch die Dazwischenkunft seiner Freunde an der Ausführung seines verzweiflungsvollen Vorhabens verhindert wurde. Auch von Wilhelm von Humboldt berichtete Varnhagen höchst seltsame Züge, welche den großen Staatsmann in einem eigentümlichen Lichte erscheinen ließen und mehr an die

Zeit freier griechischer Sitten und an den Kultus „nackter Schönheit“, als an die fromme pietistische Richtung des Hofes unter Friedrich Wilhelm III. erinnerten. Wie Varnhagen mir zu verstehen gab, hielt ihn nur die Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten ab, ein anderes Lebensbild von dem Verstorbenen zu veröffentlichen, als dessen bekannte „Briefe an eine Freundin“ und sonstige Biographien geben.

Nach diesem ersten Besuch war es mir im Verlauf der Zeit vergönnt, Varnhagen persönlich näher zu treten und als sein Hausarzt, zu dem er mich später erwählte, tiefere Blicke in sein Inneres zu thun. In meiner Vertrauensstellung war ich vielfach Zeuge der wahrhaft rührenden Sorgfalt für seine und Rahels treue Dienerin, die „alte Karoline“, während ihrer langen schmerzhaften Krankheit. Er selbst pflegte sie und reichte ihr mit eigener Hand die verordneten Arzeneien. Als die Gefahr immer größer wurde, wich er weder bei Tag noch des Nachts von ihrem Lager. Tief erschütterte ihn der Tod der alten Dienerin und nie werde ich den Augenblick vergessen, wo er zu Füßen der Sterbenden niederkniete, ihr die bereits erkalteten Hände küßte, die gebrochenen Augen zudrückte und ihr weinend nachrief: „Lebe wohl, du gute, treue Seele!“

Überhaupt besaß Varnhagen eine große Herzensgüte und weit mehr Gemüt, als ihm selbst seine Bekannten zutrauten. Er war ein Freund der Armen, ein Wohlthäter aller Bedürftigen. An jedem Weihnachtsabend ging er, sobald es dunkelte, in Begleitung seiner Nichte und der alten Dienerin auf die Straße, wo er arme verlassene Kinder aufsuchte, nach seiner Wohnung führte und sie reich beschenkt entließ.

Solche Züge sprachen für sein Herz und widerlegten hinlänglich den allgemeinen Irrtum und das Geschwätz von seiner diplomatischen Kälte und seinem großen Egoismus. Wer ihm näher stand, hatte im Gegenteil öfter die Gelegenheit, seine Humanität und Menschenfreundlichkeit zu bewundern, seine oft nur zu leidenschaftlichen Gefühle kennen zu lernen, obgleich er sich so sehr als möglich zu beherrschen wußte und um so ruhiger und kälter erschien, je heftiger es in seinem Inneren stürmte. Bei aller Klugheit und Besonnenheit war Varnhagen von Natur ein geborener Sanguiniker, leicht bewegt und erglühend, aber eben so schnell wieder beruhigt und abgekühlt.

Dieses Temperament und ein eigentümlich weiblicher Zug in seinem Charakter dürften der Schlüssel zu seinem wahren Wesen sein und so manche auffallende Widersprüche und Rätsel in seinem Leben erklären. Vielleicht hatten Rahels männlicher Geist und ihre große überwältigende Persönlichkeit unbewußt dazu beigetragen, seine Naturanlage zu steigern und ihm eine derartige receptive, für die verschiedensten Eindrücke nur zu empfängliche Richtung auf Kosten seiner männlichen Kraft und Festigkeit zu geben. Trotz seiner großen Begabung war Varnhagen kein eigentlich produktiver und schöpferischer Geist. Als Schriftsteller hat er kein epochemachendes Werk hinterlassen, als Staatsmann keinen tiefen und dauernden Einfluß geübt. Er war, wie es Frauen zu sein pflegen, ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Personen und Zustände. Begabt mit einem feinen Gefühl, sicherem Takt und einem stark entwickelten Sinn für Form und Ordnung, war er ein Meister des geglätteten, sorgfältig polierten Stils, dem jedoch zur Vollendung die nötige Kraft und Originalität fehlte.

Als Biograph und Verfasser von Denkwürdigkeiten dürfte er kaum erreichbar sein, indem er mit weiblicher Empfänglichkeit fremde Individualitäten und Verhältnisse in sich aufzunehmen und sich vollkommen anzueignen vermochte. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit weiß sich der Schriftsteller Varnhagen in die Lage seiner Helden zu versetzen, mit seltener Feinheit die innersten Triebfedern ihrer Handlungen auszuspüren, mit weiblichem Instinkt ihre verborgenen Schwächen und Tugenden zu erraten. Nie wird er durch allzu große Strenge verletzen, nie durch zu starke, aber charakteristische Farben beleidigen, jedoch auch nie zur Bewunderung hinreißen, begeistern oder abschrecken. Er liebt die sanften Töne, die milden Farben. Selbst seine zierliche Handschrift, die perlengleichen Buchstaben, die vollendete Form seiner Briefe und Billete, sowie die Kunstfertigkeit im Ausschneiden niedlicher Papierbilder mit der Schere, die musterhafte Ordnung und sorgsame Aufbewahrung von allerhand Reliquien und Kleinigkeiten verraten eine gewisse Ähnlichkeit mit der weiblichen Natur.

Auch in seinem Charakter zeigte er eine fast weibliche Weichheit und Schmiegsamkeit, aber auch eine große Reizbarkeit und Launenhaftigkeit, den überraschendsten Wechsel der Stimmung und Empfindung, heftige Sympathien und Antipathien, die ebenso schnell in ihr Gegenteil umschlugen und meist nur kurze Zeit anhielten, leidenschaftliche Liebe und Haß, leichte Verletzbarkeit, Eitelkeit und Vorurteile aller Art; daneben eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, Hingebung an seine Freunde, Mitleid und Opferfähigkeit, wie man sie nur in dem beweglichen, gefühlvollen Frauenherzen zu finden pflegt.

Weiblich war auch seine Gewohnheit, ein Tagebuch zu führen, kurze Bemerkungen über die ihm gemachten Besuche, über allerlei Mitteilungen und Nachrichten sogleich, ohne jede Kritik auf ein kleines Quartblatt von starkem grauen Papier niederzuschreiben. Diese flüchtigen Notizen wurden von ihm gesammelt, in schwarze Pappkasten gelegt und in dem großen Wandschrank aufbewahrt, um gelegentlich benutzt zu werden. Auf diese Weise sind die bekannten „Tagebücher“ entstanden, die bei ihrem Erscheinen

einen so großen Staub aufwirbelten. Ursprünglich waren es lose Blätter, flüchtige Bemerkungen und Aufzeichnungen zur Erinnerung an mehr oder minder bedeutende Ereignisse und Persönlichkeiten. Wie ich aus seinen mündlichen Äußerungen schließen konnte, beabsichtigte Varnhagen diese Tagebücher der Bibliothek in Berlin oder Hamburg zu hinterlassen. Da er aber darüber keine besondere Bestimmungen in seinem Testamente getroffen hatte, so gab seine Nichte Ludmilla Assing als Erbin sämtlicher Manuscripte diesen Nachlaß — hauptsächlich auf den Rat des mit ihr befreundeten Lassalle — heraus und öffnete die gefährliche Pandorabüchse nicht gerade zum Vorteil des Andenkens des Verstorbenen, der an dem dadurch verursachten Skandal unschuldig war. Da der Verfasser ohne Kritik und Auswahl nur die Stimmen des Tages, die subjektiven Eindrücke des Moments, oft nur bloße Gerüchte lediglich für sich selbst, zum eigenen Gebrauche aufzeichnete und an eine Veröffentlichung, am wenigsten in dieser Gestalt, nicht gedacht hatte, so besitzen die „Tagebücher" nur einen bedingten historischen Wert, obgleich Varnhagen vermöge seiner Stellung und Verbindungen befähigt war, Personen und Zustände genau zu kennen und den geheimen Zusammenhang politischer Thatsachen richtig zu beurteilen. Abwechselnd Offizier, Diplomat und Schriftsteller, kannte er das Leben im Heere und am Hofe, war er in den Salons der vornehmen Welt ebenso zuhause wie in dem einsamen Studierzimmer des deutschen Gelehrten. In seinem reichen, bewegten Leben war er mit den ersten und bedeutendsten Männern seiner Zeit in mehr oder minder nahe Berührung gekommen, mit Goethe, Fichte, Hegel, Schleiermacher, Wilhelm und Alexander von Humboldt persönlich vertraut, mit Uhland, Kerner, Chamisso, Achim von Arnim und Bettina innig befreundet. Der junge Heine las ihm seine ersten Gedichte vor und Fürst Pückler überreichte ihm seine Manuskripte zur Durchsicht; Gutzkow, Mundt und Laube bewarben sich um seine Gunst und Anerkennung. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg beehrte ihn mit seinem Vertrauen und Metternich suchte ihn in österreichische Dienste zu ziehen; Gentz war sein und Rahels intimer Freund. Regierende und mediatisierte Fürsten, Staatsmänner und Feldherren zeichneten ihn aus; die höchste Aristokrate verkehrte in seinem Hause, fremde Gelehrte wie Cousin und Carlyle standen mit ihm im regen Briefwechsel und Gedankenaustausch. Außerdem war er der Gatte Rahels, der nordischen Sybille, deren Ruhm und Glanz er teilte.

Als frühreifer Knabe hatte Varnhagen mit seinem Vater, einem begabten Arzt, für die erste französische Revolution sich begeistert, als Jüngling den Zusammenbruch der preußischen Monarchie nach der Schlacht bei Jena beklagt, später an der glorreichen Erhebung des Vaterlandes als mutiger Kämpfer sich beteiligt, die darauf folgende schmachvolle Reaktion, die liberalen Bestrebungen des deutschen Volkes, die Julitage in Paris, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV., den Verfassungskampf in Preußen, die Märztage in Berlin und den Sturz des absoluten Regiments erlebt und zum Teil thätig in diese wichtigen Ereignisse eingegriffen.

Ursprünglich Student der Medizin, verließ Varnhagen 1809 die Universität und trat voll Begeisterung in das österreichische Heer, um für die Befreiung Deutschlands zu kämpfen. Bei Wagram verwundet, kam er nach Prag, wo er mit dem daselbst als Flüchtling verweilenden Minister von Stein und mit dem patriotischen Justus Gruner näher bekannt wurde. An Deutschlands Rettung verzweifelnd, trat er in russische Dienste, kam mit dem General von Tettenborn in die Heimat zurück und folgte demselben als Adjutant nach Paris. Hier erhielt er in der diplomatischen Kanzlei des preußischen Staatskanzlers Hardenberg eine ehrenvolle Stellung, wohnte dem Kongreß in Wien bei und leistete durch Abfassung verschiedener Staatsschriften wichtige Dienste. Zur Belohnung zum Ministerresidenten in Karlsruhe ernannt, zog er sich die Ungnade der preußischen Regierung durch sein freundliches Verhältnis zu den liberalen Mitgliedern der badischen Kammer zu. Deshalb abberufen und, da er nicht nach Amerika als Resident gehen wollte, zur Disposition gestellt, lebte er seitdem in Berlin, hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten und Studien beschäftigt.

In seiner Jugend eifriger Voltairianer, schloß er sich später der romantischen Richtung an. Der eifrigste Verehrer Goethes sympathisierte mit Heine und dem jungen Deutschland. Der Bewunderer Lessing'scher Toleranz und Klarheit schrieb das „Leben Zinzendorfs", des pietistischen Stifters der Brüdergemeinden und hing voll zärtlicher Freundschaft an dem frommen Neander. Der Vertraute eines Gentz und Metternich jubelte laut bei dem Ausbruch der Märzrevolution über den Sieg der Demokratie. Der kalte, glatte Diplomat zeigte ein warmes Herz für das arme Volk und huldigte selbst den Lehren eines gemäßigten Sozialismus. Der gesuchte Gesellschafter der aristokratischen Kreise drückte im geheimen die schwielige Faust des Proletariers und schwärmte für Freiheit und Gleichheit. Mit bewunderungswürdiger Kunst wußte Varnhagen all' diese feindlichen Gegensätze zu vereinigen und zu versöhnen. In seinem Salon sah man den früheren Ministerpräsidenten von Pfuel und den sozialistischen Agitator Lassalle, den Redakteur der demokratischen Volkszeitung Bernstein und den aristokratischen Verfasser reaktionärer Romane, Baron von Sternberg, den katholischen Fürsten von Hatzfeld und den jüdischen Prediger Sachs, den indiskreten Vehse und den alten zugeknöpften Geheimen Legationsrat, Herrn von Hänlein. Ganz besonders aber interessierte sich Varnhagen für die litterarische Jugend, die an ihm einen ebenso milden

Beurteiler wie warmen Freund und Beschützer hatte. Zu den in seinem Hause verkehrenden Schriftstellern und Künstlern zählten Gustav von Putlitz, Rudolf von Gottschall, Julius Rodenberg, Feodor Wehl, Emil Palleske, Hermann Grimm, Gisela von Arnim, die schöne talentvolle Bildhauerin Elisabeth Ney, die bereits erwähnte Hofschauspielerin Lina Fuhr und die berühmte Schröder-Devrient. Dazu kamen noch die älteren Bekannten und Freunde Fanny Lewald, Adolf Stahr, Eduard Frank, Heinrich Steffens, Fräulein Selmar, die Jugendfreundin der Rahel, Fürst Hatzfeld mit seiner reizenden Gattin, deren Mutter, Frau Nimptsch mit ihrer hochbegabten Enkelin, Fräulein Marie von Busch, der späteren Gattin des Ministers von Schleinitz und begeisterten Verehrerin Richard Wagners. Für alle diese verschiedenen Persönlichkeiten besaß Varnhagen das feinste Verständnis und die humanste Teilnahme. Nichts Menschliches blieb ihm fremd und keine bedeutende Erscheinung entging so leicht seinen scharfen Blicken. Jedes Talent, jede wahre Gesinnung zog ihn an und fand bei ihm wohlwollende Anerkennung und Förderung. Durch solche Eigenschaften wurde er unwillkürlich der Mittelpunkt eines interessanten Kreises, der letzte Repräsentant einer höheren Geselligkeit in Berlin.

Aus Rücksicht auf die meist angegriffene Gesundheit und die Gewohnheit Varnhagens versammelten sich seine Gäste um fünf Uhr Nachmittags und blieben gewöhnlich bis 8 Uhr Abends. Die Bewirtung war höchst einfach, eine Tasse Kaffee, Kuchen, Torten und süße Likörweine in Spitzgläsern, im Sommer auch Eis. Um so reicher war der geistige Genuß und die wahrhaft glänzende Unterhaltung. Man würde sich jedoch eine ganz falsche Vorstellung von diesen unvergeßlichen Abenden machen, wenn man glauben sollte, daß in diesen Gesellschaften hauptsächlich litterarische, wissenschaftliche oder politische Interessen vorgeherrscht hätten oder der sogenannte ästhetische Berliner Ton angeschlagen worden wäre. Im Ganzen kann man sich aber keine harmloseren und ungezwungeneren Gespräche denken; fortwährend wechselten Scherz mit Ernst, geistreiche Bemerkungen und heitere Anekdoten, bedeutende Gedanken und witzige Einfälle; alles ohne jede Prätension und Schönthuerei. Da war kein Haschen nach Geist, keine hohlen Phrasen, kein gesuchtes Wesen und kein falsches Pathos; man lachte, scherzte und überließ sich einer natürlichen Heiterkeit, einer unbefangenen Fröhlichkeit, obgleich auch der Ernst nicht ausgeschlossen war und die guten Formen der feinsten Geselligkeit streng, aber ohne Steifheit und Pedanterie stets beobachtet wurden.

Varnhagen selbst war der beste Gesellschafter, ein unübertrefflicher und unnachahmlicher Erzähler, dem es nie an Stoff gebrach. Besonders waren die anwesenden Frauen von seiner Unterhaltung entzückt und selbst die jüngsten Damen schwärmten von dem alten Herrn, der so anmutig zu scherzen und sie zu necken verstand, ohne seiner Würde und dem Anstand das Geringste zu vergeben.

Mit ihm wetteiferte der frühere Ministerpräsident und General der Infanterie Ernst von Pfuel, oder wie er in Berlin allgemein genannt wurde, der alte Pfuel, der tapfere Held der Befreiungskriege, der Jugendfreund des Dichters Heinrich von Kleist, der Begründer der nach ihm genannten Schwimmschulen, einer der hervorragendsten Männer dieses exklusiven Kreises, der wie Varnhagen der Geschichte angehörte.

Im Jahre 1781 geboren, trat Pfuel früh in die Armee und machte als Offizier im Generalstabe Blüchers den unglücklichen Feldzug von 1806 mit. Nach dem Frieden von Tilsit ging er nach Österreich und errichtete die erste Schwimmschule in Prag. Später wurde er Chef im Generalstabe des russischen Generals von Tettenborn. Nach Preußen zurückgekehrt, nahm er an dem Befreiungskriege teil. Zum Obersten und Kommandanten von Paris ernannt, bewies er auf seinem schwierigen Posten ebenso große Energie als Humanität. Als eines Tages, wie er selbst erzählte, ein entlassener französischer Offizier sich wegen einer Paßangelegenheit beschwerte und dabei einen ungebührlichen Ton anschlug, ergriff Pfuel zwei an der Wand hängende Degen, von denen er den einen seinem Gegner ritterlich anbot, worauf er den unartigen Franzosen so nachdrücklich in die Enge trieb, daß dieser beschämt um Verzeihung bat.

Nach dem Frieden zum General-Lieutenant ernannt, wurde er 1831 Gouverneur des damals preußischen Fürstentums Neufchatel, wo er sich ebenfalls durch sein Benehmen die Achtung seiner politischen Gegner und die Liebe der Bevölkerung erwarb. Im Jahre 1848 unterdrückte er den Aufstand der Polen in der Provinz Posen, mit anerkennenswerter Mäßigung gegen die Besiegten. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Auerswald übernahm Pfuel auf den Wunsch des Königs nur mit Widerstreben das erledigte Portefeuille des Ministerpräsidenten, das er jedoch schon nach kurzer Zeit, den Intriguen der damaligen Kamarilla und der Anarchie einer zügellosen Straßendemokratie weichend, freiwillig niederlegte, worauf er sich für immer ins Privatleben zurückzog. Zu allen Zeiten und auch als Ministerpräsident stand Pfuel auf Seiten der gesetzmäßigen Freiheit und eines besonnenen Fortschritts. In seiner Jugend gehörte er zu jener militärischen Partei, welche wie Gneisenau, Rühle und Lilienstern sich durch hohe Bildung und liberale Gesinnung vorteilhaft auszeichnete.

Schon die äußere Erscheinung des alten Pfuel, der bedeutende Kopf, von langem silberweißen Haar wie von einer Löwenmähne umgeben, das frische energische Gesicht mit der hohen Stirn, den klaren

blauen Augen, der kräftig vortretenden Nase und dem feinen, meist anmutig lächelnden Mund erweckten ein sympathisches Interesse für den originellen Mann, der in seinem Wesen und Charakter eine seltene Mischung von kindlicher Gutmütigkeit und männlicher Festigkeit, von jugendlichem Idealismus und weiser Lebensweisheit, von ritterlicher Loyalität und vorurteilslosem Liberalismus darbot, wozu sich noch eine wohlthuende Humanität und herzgewinnende Liebenswürdigkeit gesellte.

Trotz der romantischen Neigungen seiner Jugend zeigte Pfuel den lebendigsten Sinn für die Ideen und den Fortschritt der Gegenwart, einen wahrhaft bewunderungswürdigen Wissensdrang und das eifrigste Interesse an allen neuen wichtigen Erscheinungen des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst und Poesie. Ein eigentümlicher Zug an ihm war seine besondere Vorliebe für alle dunklen, geheimnisvollen Seiten der Natur, für Magnetismus, Hypnotismus und Spiritismus — eine Erinnerung an die früheren romantischen Zeiten und die überwundene Naturphilosophie. Fast nie fehlte der alte Pfuel bei einer ersten Aufführung im Schauspielhause oder in der Oper, bei den Konzerten der Singakademie und des Stern'schen Vereins, bei den verschiedenen Kunstausstellungen. So leicht entging ihm auch nicht ein bedeutendes Buch, ein interessanter Mensch, dessen Bekanntschaft er zu machen suchte, gleichgiltig, welcher Partei oder welchem Glaubensbekenntnis dieser angehörte und welche Lebensstellung er inne hatte. So nahm er, als er noch Ministerpräsident war, nach einer besonders stürmischen Sitzung der Nationalversammlung im Schauspielhause den Arm des Abgeordneten Jung von der äußersten Linken an und trank bei ihm ruhig eine Tasse Thee, ohne sich um die sittliche Entrüstung der ihm feindlichen Kamarilla und um das Toben des Straßenpöbels zu kümmern, beide gleich verachtend.

Für mich war Pfuel eine Fundgrube, voll der interessantesten Erinnerungen und Mitteilungen, besonders aus dem Leben Heinrichs von Kleist, mit dem er innig befreundet gewesen und den er auf dessen abenteuerlichen Irrfahrten und geheimnisvollen Wanderungen durch Süddeutschland, die Schweiz und Frankreich im Jahre 1804 begleitet hatte. Lediglich aus Mitleid mit dem damals schon kranken, geistig zerrütteten Dichter reiste Pfuel mit Kleist, dem er edelmütig die größten Opfer an Geld und Zeit brachte und dessen bereits an Wahnsinn grenzende Launen er mit bewunderungswürdiger Geduld und Schonung ertrug. Schon damals litt Kleist an den ihn fortwährend verfolgenden Selbstmordgedanken und forderte den Freund mehrfach auf, sich zugleich mit ihm das Leben zu nehmen; worauf Pfuel mit dem ihm eigenen Humor erwiderte: „Noch ist es nicht Zeit; warte nur noch; sobald es Zeit ist, werde ich's Dir sagen." Wie sehr aber Kleist den günstigen Einfluß seines Begleiters anerkannte, beweisen die Briefe an seine Schwester. „Da ich doch einmal," schrieb er dieser, „in meinem Vaterlande nicht, nicht an Deiner Seite leben kann, so gestehe ich, daß mir selber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber und auch nützlicher ist, als an der Seite Pfuels." Dem treuen Freunde vertraute er seine Seelenkämpfe und poetischen Arbeiten an; ihm las er seinen „Robert Guiscard" vor, jenes Drama, durch das er, wie er sich vor ihm rühmte, Schiller und den von ihm ebensosehr bewunderten wie beneideten Goethe „den Kranz von der Stirn reißen wollte."

Mit diesen Überhebungen eines krankhaften Ehrgeizes, den Pfuel vergebens zu bekämpfen suchte, wechselten Anfälle des düstersten Lebensüberdrusses. Immer mehr verfiel der unglückliche Dichter den finsteren Mächten; er entzweite sich mit dem treuen Freunde und verließ ihn heimlich in Paris, nachdem er, an seinem Talent und der Vollendung seines Dramas zweifelnd, den „Robert Guiscard" und alle seine Papiere verbrannt hatte. Noch von einem zweiten, ebenfalls vernichteten oder verlorenen Trauerspiel „Leopold von Österreich" wußte Pfuel zu berichten; besonders rühmte er eine erschütternde Szene des ersten Aktes, die am Vorabend der Schlacht von Sempach spielte und die übermütigen, beim Würfelspiel das Schicksal herausfordernden österreichischen Ritter zuerst in ihrem siegesgewissen Jubel und dann in ihren schwarzen Todesgedanken mit wahrhaft dämonischer Kraft schilderte.

Nach längerer Trennung trafen sich die Freunde zunächst in Königsberg und später in Dresden wieder, wo Kleist, noch einmal zu frischem Schaffen angeregt, mit Adam Müller die Zeitschrift „Phöbus" herausgab, dann auch die „Penthesilea" vollendete. Eines Abends, als Pfuel ihn besuchte, fand er den Dichter heftig aufgeregt und in Thränen aufgelöst. Auf seine Frage, was ihm fehle, rief Kleist noch immer weinend: „Nun ist sie tot, meine Penthesilea tot." Pfuel tröstete ihn und munterte ihn auf, das bereits in der Schweiz begonnene Lustspiel „Der zerbrochene Krug" zu beenden; auch gab er ihm den Stoff zu der Geschichte des „Michael Kohlhaas", dieser schönsten Perle in seinem Dichterkranz. Bald aber eilten beide, von Haß gegen Napoleon und die Fremdherrschaft erfüllt, nach Österreich, um gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Die unglückliche Schlacht von Wagram vernichtete nur zu schnell ihre Hoffnungen und Aussichten auf eine bessere Zukunft. Während Kleist, von materieller Not gedrängt und an der Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, über finstere Pläne, selbst über die Ermordung Napoleons brütete und am 21. November 1811 seine ebenfalls lebensmüde Freundin Henriette Vogel und dann sich selbst in der Nähe des Wannsees bei Potsdam erschoß, wandte sich der mutige, charakterfeste Pfuel über

Hamburg nach Rußland und kämpfte ruhmvoll gegen den Tyrannen. Von den französischen Behörden längst als verdächtig verfolgt, auf dem Wege von Kopenhagen nach Helsingör in Gefahr, gefangen zu werden, war er entschlossen, sich ins Meer zu stürzen und nach Schweden hinüberzuschwimmen. Glücklich gelangte er jedoch nach Helsingör, wo er ein Boot bestieg, das ihn an die schwedische Küste brachte, von wo er nach Rußland entkam und in dem Befreiungskriege unverwelkliche Lorbeeren pflückte.

Bis in das späteste Alter bewahrte sich Pfuel diese männliche Thatkraft und eine jugendliche Frische. Noch im Jahre 1864 begegnete ich dem fast Achtzigjährigen in Ostende, wo er täglich in der See badete und ohne Ermüdung fast eine halbe Stunde schwamm. Leider wurden seine letzten Tage durch ein tragisches Familienereignis getrübt, das er mit der ihm eigenen bewunderungswürdigen Fassung und philosophischen Ergebung würdevoll bis zu seinem Ende ertrug.

Nicht minder interessant erschien mir der mit Varnhagen befreundete Fürst Pückler-Muskau, der berühmte Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ und geniale Gartenkünstler, der eine Lausitzer Sandwüste in ein Paradies verwandelt hatte. Der trotz seines hohen Alters noch immer stattliche, schöne und geistreiche Herr erinnerte mich unwillkürlich an jene Grandseigneurs aus den Zeiten Ludwigs XV. voll liebenswürdiger Grazie und feinem Witz, mit denen sich eine leichte Frivolität und eine große Portion Eitelkeit verband. Mit anderen Schriftstellern, besonders mit Heinrich Laube, Friedrich Strauß, Bettina von Arnim, sowie auch mit Frau Luise Mühlbach und der — Marlitt stand er in lebhaftem Verkehr und regem Briefwechsel. Durch seine aristokratische Erscheinung, die noch durch eine ungesucht elegante Toilette gehoben wurde, durch die teils natürliche, teils künstliche Jugendlichkeit seines Wesens blieb er bis zu seinem Tode ein Liebling der Damenwelt, die für den galanten Herrn schwärmte. Zu den vielen Eigenheiten des fürstlichen Sonderlings gehörte auch die Marotte, daß er in der Gesellschaft bald mit einer blonden Perrücke, bald mit kahlem Kopf und weißem Bart erschien, als wollte er sich über sich selbst lustig machen und mit seinem Alter kokettieren. Wie wenige besaß er die Kunst der Unterhaltung und wenn er bei guter Laune war, konnte er über alles und nichts mit hinreißender Virtuosität sprechen und die verfänglichsten Geschichten und komischsten Anekdoten mit einer solchen Anmut in Gegenwart der Damen erzählen, daß er nie verletzte und Anstoß erregte. Zu andern Zeiten redete er eben so anregend über ernsthafte Dinge, besonders über Tod und Unsterblichkeit der Seele, mit denen er sich viel beschäftigte und über die er die seltsamsten phantastischen Ansichten hatte. Wie dem alten Pfuel stand auch ihm eine Fülle der interessantesten Erinnerungen zu Gebot und seine Mitteilungen über den Kanzler Hardenberg, dessen Schwiegersohn er war, über den Fürsten und die Fürstin Metternich, Mehmed Ali, den Vicekönig von Ägypten, die excentrische Lady Esther Stanhope, die Herzogin von Sagan und den Fürsten Felix Lichnowski, gewürzt mit pikanten Bemerkungen und wenig bekannten Charakterzügen, bildeten einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte und waren das Ergötzlichste, was man hören konnte. Wenn er auch öfters Wahrheit mit Dichtung mischte und seine Erzählung mit poetischer Freiheit schmückte, ist es doch zu bedauern, daß der Fürst keine Memoiren geschrieben hat. Nur seinen weniger wichtigen, aber immerhin wertvollen Briefwechsel hat Ludmilla Assing auf seinen Wunsch nach seinem Tode herausgegeben.

In manchen Stücken ihm ähnlich und geistig mit ihm verwandt war ein anderer aristokratischer Schriftsteller, der jetzt mit Unrecht vergessene Novellist Freiherr Alexander von Ungern-Sternberg, ein geborener Livländer, der trotz seiner konservativen Gesinnung und vornehmen Allüren ein gern gesehener Gast in dem Hause Varnhagens war. Nachdem Sternberg durch seine ersten Novellen, besonders durch die „Zerrissenen“ und „Lessing“ ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hatte, verfiel er immer mehr infolge seiner raschen Produktion und seiner ausgesprochenen Neigungen in einen oberflächlichen frivolen Ton, der ihm den Namen des „Rokokodichters“ zuzog. Nach der Märzrevolution machte Sternberg den mißlungenen Versuch, durch seine „neupreußischen Zeitbilder“ sein gesunkenes Ansehen wieder zu erhöhen und die royalistische Gesinnung zu beleben. Bald aber kam er von dieser Richtung zurück und bedauerte seine Verirrung, über die er sich mißbilligend selbst aussprach: „Ich würde mit Jahren meines Lebens jene unglücklichen Bücher zurückkaufen, die ich in dem blinden Eifer gegen eine Zeitströmung, deren äußeren schillernden Lärm ich nur hörte, deren wundervollen inneren Inhalt ich aber nicht erkannte, geschrieben habe.“

Als ich Sternberg kennen lernte, machte er auf mich den Eindruck einer verfallenen, doch noch immer bedeutenden Ruine; eine hohe imposante, durch ein langjähriges Rückenmarksleiden gebrochene Figur, ein anziehendes geistvolles Gesicht, das noch die Spuren der früheren regelmäßigen, nur etwas kalten Schönheit trug, eine elegante Toilette à quatre épingles, feine aristokratische Formen, mit einem leichten Anflug von Sarkasmus und schmerzlicher Verbitterung. Sein ganzes Wesen hatte einen französischen Anstrich, wie man ihn bei seinen russischen Landsleuten häufig findet, und atmete einen eigentümlichen Rokokoparfüm, halb Moderduft, halb Patschouli. Augenscheinlich befand er sich geistig und auch materiell im Niedergang. Er hatte eben so schlecht mit seinem schönen Talent, wie mit seinem Vermögen und seiner Gesundheit gewirtschaftet; unwillkürlich erinnerte er an einen heruntergekommenen großen Herrn, der

blasiert, mit sich und der Welt zerfallen war, am meisten aber mit seinen Standesgenossen und seiner Partei, die ihn auffallend vernachlässigten und ignorierten.

Sein entschiedener Gegner war der frühere königlich sächsische Staatsarchivar und Verfasser einer „Geschichte der deutschen Höfe“, Karl Eduard Vehse, bekannt durch seine Indiskretionen, unerschöpflich in kleinen pikanten Anekdoten, leichtgläubig wie ein Kind und im eigentlichen Sinne das enfant terrible der großen Welt. Fortwährend auf der Jagd nach sensationellen Neuigkeiten und geheimen Klatschgeschichten, ließ er sich nur zu leicht mystifizieren, da es ihm an der nötigen Kritik fehlte und er sich selten die Mühe nahm, seine Quellen genauer zu prüfen und die ihm gemachten Angaben zu untersuchen. Für diesen Mangel an Vorsicht und Takt mußte der arme Vehse schwer büßen, indem er wegen Beleidigung eines mit dem preußischen Königshause verwandten Prinzen, von dessen Leben und Treiben er die wunderbarsten Dinge berichtet hatte, angeklagt und zu einer mehrmonatlichen Freiheitsstrafe verurteilt, aus Berlin ausgewiesen wurde. Im Grunde seines Herzens war jedoch Vehse einer der harmlosesten und gutmütigsten Menschen, der keinem Kinde etwas zu Leid thun konnte, aber unfähig, eine noch so bedenkliche und unglaubwürdige Geschichte zu unterdrücken, eine Neigung, durch die er sich in der Gesellschaft manche Unannehmlichkeit zuzog und in den Ruf einer Klatschbase kam, obgleich er nur die Wahrheit zu sagen glaubte und es ihm keineswegs an Geist und Kenntnissen fehlte. Sein Antagonist Sternberg, der auch ein vorzüglicher Karikaturist war, zeichnete Vehse als Orangutang im Leibrock, mit dem Chapeau claque und je einem Bande seiner Hofgeschichten unter den Armen: ein treffend ähnliches Bild des indiskreten, aber durchaus nicht boshaften Historikers, dessen äußere Erscheinung und taktloses Benehmen allerdings der Satire einen reichen Stoff bot.

Unter den jüngeren Schriftstellern, die bei Varnhagen verkehrten, interessierte mich besonders der Schweizer Gottfried Keller, dessen „Grüner Heinrich“ soeben erschienen und mit verdientem Beifall aufgenommen worden war. Ursprünglich Maler, hatte Keller nach manchem verfehlten Versuch in seiner Kunst seinen wahren Beruf erkannt und sich ganz der Litteratur zugewendet. Ein Bändchen lyrischer Gedichte bekundete ein eigentümliches Talent und machte seinen Namen schnell bekannt. Mit anerkennenswerter Liberalität gewährte ihm die Regierung seiner Heimat die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung und zu mehrjährigen Studien, die ihn nach Berlin führten. Körperlich unscheinbar, klein und untersetzt, mit einem Kopf, der auf den ersten Blick mehr Charakter als Geist verriet, dabei scheu, fast schroff, in sich gekehrt und schweigsam, aber still und scharf beobachtend, konnte Keller bei oberflächlicher Bekanntschaft leicht übersehen werden und eher abstoßen als anziehen. Erst wenn man ihm näher trat und er auftaute, was besonders im traulichen Zwiegespräch und bei einem Glase Wein geschah, überraschte und fesselte er durch die Originalität seines Geistes und durch einen liebenswürdigen, zuweilen schalkhaften Humor, den man am wenigsten unter dem knorrigen Äußeren gesucht hätte. Mit diesen Vorzügen verband er eine ideale Lebensanschauung, die ehrenwerteste Gesinnung, ein seltenes Zartgefühl und eifrige Gerechtigkeitsliebe, wofür er mir manche interessante Beweise gab.

Nichts war Gottfried Keller damals so verhaßt, als jede Indiskretion und es fehlte nicht viel, daß er den guten Vehse gefordert hätte, weil dieser sich einmal in seiner gewohnten Weise über eine mit Keller befreundete Dame geäußert hatte.

Eines Tages ersuchte mich Keller dringend, eine fremde Sängerin, die zufällig mit ihm in einem Hause wohnte, gegen den ihr feindlich gesinnten General-Intendanten Herrn von Hülsen in Schutz zu nehmen. Die gekränkte Primadonna, die Fanny Oldi, née de Bryâns hieß, hatte in abenteuerlicher Weise die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelm IV. erregt. Wie Louis Schneider in seinen Memoiren ausführlich berichtet, wurde dem König bei seinem Aufenthalt in Stolzenfels von einer unsichtbaren Sängerin in stiller dunkler Mitternacht eine Serenade gebracht. Der seltsame Vorgang reizte die Neugierde des romantischen Königs, der durch Schneider der vermeintlichen Lorelei nachforschen ließ. Erst nach langen Bemühungen gelang es, die unbekannte Sängerin durch einen Theateragenten ausfindig zu machen. Sie hatte in Mailand und Neapel kurze Zeit auf der Bühne gesungen und angeblich Furore gemacht; augenblicklich lebte sie in München unter anscheinend günstigen Verhältnissen.

Auf diesen Bericht fand sich der König bewogen, der Dame eine kostbare Broche in Form einer Lyra von blauem Email, über der ein Stern in Brillanten schwebte, überreichen zu lassen. In ihrem Dankschreiben an Schneider gab sie über ihre persönlichen Verhältnisse an, daß sie nach dem Verlust eines bedeutenden Vermögens sich der Kunst gewidmet; da sie mit einem wunderbaren Organ begabt sei, habe sie den Antrag erhalten, die Stelle der berühmten Schauspielerin Mademoiselle Mars am Théâtre français zu ersetzen, aber auf den Rat Rossinis und ihres Lehrers Donizetti ein Engagement an der Oper in Neapel angenommen, das sie jedoch wegen der Kabalen ihrer Kollegen nach einiger Zeit wieder aufgegeben. Zugleich sprach sie den Wunsch aus, in Zukunft nur noch ausschließlich vor dem König zu singen. Bald darauf kam auch die Signora nach Berlin, wo Herr von Hülsen, da er wußte, daß sich der König für sie interessierte, die Dame aufforderte, in einem Hofkonzert mitzuwirken. Obgleich die Sängerin mit ihrer großen Arie aus dem Romeo ein

vollkommenes Fiasko machte und fast ausgelacht wurde, verlangte sie nichts weniger als den Titel einer „première cantatrice honorifique de Leurs Majestés le Roi et la Reine de Prusse“ und daß Herr von Hülsen sie in der Oper in einigen Gastrollen auftreten lassen solle. Da dieser natürlich ihr Gesuch abschlug, hoffte sie durch die Presse einen Druck auf ihn zu üben. Zu diesem Zwecke hatte sie den in der musikalischen Welt hochangesehenen Dr. Lindner und auch mich durch Keller einladen lassen, in der Absicht, vor uns eine Probe ihres Talentes abzulegen.

Zur bestimmten Stunde begaben wir uns in die Wohnung der Signora, deren äußere Erscheinung vollkommen dem Bilde einer abgedankten Primadonna entsprach. Die mehr als vierzig Jahre alte Dame zeigte eine kleine, zum Embonpoint neigende Figur und ein volles, aber verblühtes Gesicht, mit dem stereotypen süßlichen Lächeln einer italienischen Sängerin. Auf ihrem à l'enfant frisierten Kopf trug sie einen Fetzen roten Sammets, mit goldenen Tressen besetzt, die um den Nacken und die Ohren wie bei einem geschmückten, mit Schellen behangenen Schlittenpferde tanzten. Ihre übrige Toilette bestand in einer blauseidenen, bis zu den Knieen reichenden griechischen Tunika mit weiten Ärmeln und tiefem Ausschnitt. In ihrer Gesellschaft befand sich ein schmächtiger junger Mann in schwarzem abgetragenen Leibrock, den sie uns als ihren Accompagnateur, Monsieur Ferdinand Thurn, vorstellte. Während wir eine Tasse Thee tranken, beklagte sie sich unter heißen Thränen über das ihr widerfahrene Unrecht und die Kabalen des Herrn von Hülsen; aber sie würde uns zeigen, daß sie eine solche Zurücksetzung nicht verdiene und unseres Schutzes würdig sei.

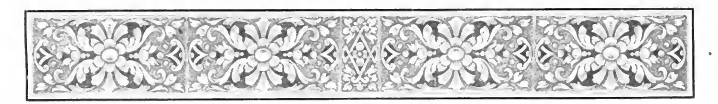
Auf einen Wink der Signora setzte sich Monsieur Thurn an das Pianino, worauf sie sich mit majestätischen Mienen erhob, eine Arie von ihrem Lehrer, dem divino maestro Donizetti, mit tremulierender Stimme vortrug und mit mehreren halsbrecherischen Trillern schloß. Obgleich ihr Gesang eine vorzügliche Schule verriet und einzelne Passagen Virtuosität bekundeten, wirkten ihre theatralischen Geberden, die rollenden Augen, die schmachtenden Blicke, die sie uns zuwarf, und die unnatürlichen Bewegungen ihres ganzen Körpers so komisch, daß wir nur mit größter Mühe ein lautes Lachen unterdrücken konnten. Unsere Heiterkeit wurde noch dadurch erhöht, daß Keller voll Andacht zuhörte und an den Lippen der alten Sängerin mit bewundernden Blicken zu hängen schien.

Nachdem die Signora noch einige Lieder in derselben Weise zum besten gegeben, verabschiedeten wir uns so eilig wie möglich, da wir sonst vor Lachen zu ersticken fürchteten. Als wir im Freien waren, brachen wir in ein schallendes Gelächter aus, in das Keller, von uns angesteckt, einstimmte, obgleich er dabei blieb, daß Herr von Hülsen unter allen Verhältnissen verpflichtet sei, sie auftreten zu lassen. Mit seinem strengen Rechtlichkeitsgefühl verteidigte er die herabgekommene Primadonna, mit der er das tiefste Mitleid hatte, obgleich sie, wie sich später ergab, nur eine überspannte Abenteurerin war, die bald darauf Berlin verließ, nachdem sie auf ihr Gesuch zur Bezahlung ihrer Schulden zwanzig Louisd'or aus der königlichen Kasse erhalten hatte.

Auch das weibliche Element war in dem Hause Varnhagens zahlreich vertreten, wenn auch keine der hier verkehrenden Frauen die unvergeßliche Rahel zu ersetzen vermochte. Ihre Stelle als Hausfrau versah die bekannte Ludmilla, die Tochter der geistreichen Schwester Varnhagens, Rosa Maria Assing. Fräulein Ludmilla besaß eine zierliche Figur, ein weniger schönes als interessantes Gesicht, feine spitze Züge, deren Schärfe jedoch durch eine angeborene Freundlichkeit gemildert wurde. Obgleich eine Verstandesnatur, geriet sie leicht in Enthusiasmus und leidenschaftliche Begeisterung. Sie sprach meist mit einem gewissen Pathos, das gemacht erschien, aber ihr zur Gewohnheit geworden war, wie öfters die Unnatur mit der Zeit zur Natur werden kann. Geistreich, klug, wohl unterrichtet und gebildet, schrieb sie nach dem Vorbild ihres Onkels und in seinem feinen, geglätteten Stil kleinere Artikel für verschiedene Zeitschriften, ebenso die Biographie der Sophie La Roche, der Freundin Wielands, und der Gräfin Elisa von Ahlefeldt, der geschiedenen Gattin des berühmten Freischarenführers von Lützow und langjährigen Seelenfreundin des Dichters Immermann. Außerdem malte Ludmilla mit dilettantischem Geschick Porträts, besonders die Bilder ihrer Bekannten, mit denen sie die Wände ihrer Wohnung schmückte. Die ansehnliche Sammlung von meist interessanten Persönlichkeiten wurde von uns scherzweise „die Gallerie männlicher und weiblicher Schönheiten“ genannt und gab zu manchen heiteren Bemerkungen Veranlassung.

Mit bewunderungswürdiger Elastizität wußte sich Ludmilla der Denkweise und den Gewohnheiten Varnhagens anzupassen und ihm eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. Sie lebte, dachte, fühlte nur mit ihm und für ihn; selbst ihre zierliche Handschrift zeigte eine auffallende Ähnlichkeit mit der seinigen und sowohl ihr schriftlicher wie ihr mündlicher Ausdruck erinnerten so sehr an ihn, daß es schwer fiel, beide von einander zu unterscheiden. Nach dem Tode Varnhagens, der sie mit Umgehung ihrer jüngeren Schwester, die in Newyork als Schriftstellerin lebte, zur Universalerbin ernannt hatte, veröffentlichte Ludmilla, wie bereits erwähnt, auf Veranlassung Lassalles den schriftlichen Nachlaß ihres Onkels, besonders die „Tagebücher“, die peinliches Aufsehen erregten und ihr eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung zuzogen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Bucklige von Schiras.

Komödie in vier Akten

von

Paul Heyse.

(1896.)

(Fortsetzung.)

Sechste Scene.

Assad. Gülnare.

Gülnare
(tritt rasch ein, mit stolz zurückgeworfenem Haupt).

Ich komme nur, zu sagen, daß Du Dich
Umsonst hieher bemüht. Man rief Dich, doch
Ich bin nicht krank, und Du bist mir verhaßt.

Assad.

Kein Wunder. Schönheit haßt, was häßlich ist.
Du bist sehr schön, und ich — nun, wie ich bin.

Gülnare
(wirft sich auf das Ruhebett, spielt mit ihrem Fächer).

Du schmeichelst heute. Willst Du mich versöhnen,
Weil Du Dich neulich schwer an mir vergingst?
Das braucht es nicht. Ich habe Deine Tücke
Dir längst verziehn, da ich den Grund erkannt.
Wer häßlich ist, der möcht' an allem Schönen
Sein Mütchen kühlen. Darum wolltst Du mich
Beschämen. Oder nicht?

Assad.

Beschämen? Ja,
Allein aus Tücke nicht.

Gülnare.

Und warum sonst?

Assad.

Aus Mitleid nur.

Gülnare (auflachend).

Aus Mitleid — mit Gülnare?
Nun das ist lustig, in der That. Haha!

Assad.

Ich mein' es ganz im Ernst.

Gülnare.

Dann um so lust'ger,
Wenn, der für weise gilt, so thöricht schwatzt.
Die Armen, die bedauert man, die Kranken
Und Unglücklichen. Aber ich —

Assad.

Du wärst
Nicht arm und krank, wärst nicht unglücklich?

Gülnare.

Nun,
Bis heute wüßt' ich's nicht. Doch wenn ich's war —
Ein seltsam Mitleid, das Dich trieb, mir so
Beschämend weh zu thun!

Assad.

Der Arzt muß oft
Dem Kranken Schmerz zufügen, daß er fühle,
Wie tief ihm sein Gebrechen sitzt.

Gülnare (auffahrend).

Wer hatte
Zu meinem Arzte Dich mir bestellt?

Assad.

Du selbst.
Riefst Du mich nicht und wolltest, mir ein Leiden
Vortäuschend, mich beschämen? Damals sah ich
Zuerst in Deine Augen und durch sie
In Deiner Seele Grund.

Gülnare (scheinbar gleichgültig).

Und darin sahst Du —
Nun was?

Assad.

Zunächst nur, daß es Dich empörte,
Mich nicht, wie alle Andern, in Bewund'rung
Vor Dir vergehn zu sehn. Da sollt' auch ich
Auf meinen Knieen Deiner Schönheit huld'gen.
Denn so verwöhnt bist Du — auch eines Krüppels
Anbetung forderst Du als schuld'gen Zoll:
Das stand in Deinem Aug'.

Gülnare (errötend).

Erkühnst Du Dich,
Es so zu deuten?

Assad.

Mehr noch. Da die List
Mißlang, hat so der Unmut Dir am Herzen
Genagt, daß Du drei Tag' und Nächte Dich
Geberdet wie ein trotzig Kind, dem man
Sein Spielzeug weigerte, und wurdest fast

Darüber krank. Denn noch — Du hast wohl Recht —
Noch bist Du's nicht, als an der Seele, noch
Nicht arm, als an Erkenntnis Deines Zustands.
Doch wenn Du drin verharren willst, so kann
Der Arzt sein Mitleid sparen. Lebewohl! (will gehen.)

Gülnare (steht auf).
Nein, geh noch nicht! Ich habe Dich noch was
Zu fragen.

Assad (bleibt stehn).
Frage!

Gülnare.
Du bist eitel auf
Die Kunst, zu lesen in der Menschen Herzen.
Wer hat sie Dich gelehrt?

Assad.
Ein Freund.

Gülnare.
Ein Freund?

Assad
Mit dem ich aufwuchs. Erst liebt' ich ihn nicht,
Doch allgemach ward ich des Segens inne,
Der von ihm ausging. Und jetzt bin ich froh,
Daß bis zum Tod er mir verbunden bleibt.

Gülnare (nachdenklich).
Wie heißt Dein Freund? Kann ich ihn kennen lernen?

Assad.
Auch hieher folgt' er mir.

Gülnare.
Ich seh' doch Niemand.

Assad (wendet sich um).
Siehst Du ihn jetzt?

Gülnare.
Du giebst mir Rätsel auf.

Assad
(sich auf den Rücken klopfend).
Mein alter Freund, wärst Du zum ersten Mal
Für schöne Augen unsichtbar?

Gülnare.
Dein — Rücken?

Assad (wendet sich wieder um).
Nenn ihn nur dreist mit seinem richt'gen Namen:
Mein Höcker. Ja, an meiner Wiege ward mir's
Noch nicht gesungen, daß ich schleppen müsse
Die liebe leid'ge Last durchs ganze Leben.
Ich war noch klein, da ließ mein Mütterchen
Mich fallen über des Altanes Rand,
Und als vom Siechbett ich erstand, da war
Mein grader Wuchs verkrümmt, das linke Bein
Verkürzt. Sie weinte sich die Augen blind,
Und ich begriff noch nicht, warum sie weinte.
Später — verstand ich's wohl und weinte auch,
Wenn meine kleinen Spielgefährten, grausam
Wie Kinder sind, mir „Buckel! Hinkefuß!“
Nachspotteten. Und als ich älter ward
Und auf so manches Glück verzichten mußte,
Das — eine lose Dirne — nur den Schönen
Und Gradgewachs'nen nachläuft, weint' ich auch
Doch andre, heißre Thränen.

Gülnare (mit wachsender Teilnahme).
Armer Jüngling!

Assad.
Doch dann in einer schlummerlosen Nacht
Hört' ich die Stimme des verkannten Freundes,
Dem ich dies Alles Schuld gab, zu mir sprechen:
Wir sind nicht hübsch, mein Junge, können nicht
Mit schlankem Wuchse prahlen. Sollen wir
Darum verzweifeln? Giebt's nicht andre Güte
Als Frauenliebe, Kriegsruhm und was sonst
Nur wohlbeschaffnen Sterblichen erreichbar?
Das Alles hinterläßt nach kurzer Wonne
Ein Ungenügen. Unersättlich ist
Begier, die nur aufs eigene Wohl bedacht.
Doch wer für sich verzichtet, der hat Zeit,
Um Andrer Wohl und Wehe sich zu kümmern,
Und ist geschützt vor Übersättigung
Und Reue. Sieh, so bin ich Arzt geworden,
Und auch die Kunst, der Menschen Innerstes
Klar zu durchschauen, lehrte mich mein Freund.

Gülnare.
Wie das?

Assad.
Wer mir begegnet und den Freund
Verächtlich anblickt, der ist weder gut
Noch klug.

Gülnare.
Nicht gut — mag sein. Doch warum auch
Nicht klug?

Assad.
Nun, ist nicht aller Weisheit Anfang
Gut sein? Mag auch der Böse klug sich dünken,
Er ist sein eigner Feind nur. Er zerstört
Den Frieden und den Einklang seiner Brust.
Denn alle Pfeile, die auf andre Häupter
Er schleudert, fallen früher oder später
Auf ihn zurück.

Gülnare.
Das lehrte Dich Dein Freund?
So hab' wohl ich vor dem Allsehenden
Sehr schlecht bestanden, bin ihm weder gut
Noch klug erschienen. Nein, gesteh es offen;
Vom Arzt verlangt man Wahrheit.

Assad (ausweichend).
Du bist jung,
Bist noch nicht, was Du werden sollst.

Gülnare.
Nicht gut?
Und warum bin ich's nicht? Wie kann ich's werden?

Assad.
Niemand ist gut, der nur sich selber lebt,
Und Du, wem lebtest Du, als Dir allein?
Dem Vater bist Du nur ein Götzenbild,
Dem er in Andacht opfern darf; die Andern —
Sie gelten Dir nur des „Tributes“ wegen,
Und selbst das Herz des Treuen, das sich Dir
So ganz ergab, in kühlem Übermut
Trittst Du's mit Füßen. Muß ich ihn Dir nennen?
Prinz Abdul —

Gülnare (lebhaft).
Nichts von ihm! Er langweilt mich.

Assad.
Und was langweilt Dich nicht? Es wäre denn
Dein Spiegel.

Gülnare.
Nein, auch der, und der erst recht.
Oh, eine Krankheit ist's! Weißt Du ein Mittel
Dagegen, will ich Deine Weisheit segnen.

Assad.
Ich nannt' es schon. Lebe für Andre, wär's
Für die geringste Creatur, Dir wird
Sich's lohnen. Da ich durch den Garten ging,
Sah ich, wie alle Pflanzen schmachteten
Vor Glut und Durst. Wenn Du sie tränken wolltest —

Gülnare.
Das ist des Gärtners Sache.

Assad.
Sollt' es sein.
Doch wenn er säumig ist? — und drauß im Hof
Die schönen Vögel, könntst Du sie nicht füttern?

Gülnare.
Das thut Zobeide.

Assad.
Gerne wird sie Dir
Die Pflicht abtreten. Tausend Freuden giebt's
Dem Thätigen, der Segen um sich her
Verbreiten will. Wo Du sie finden magst,
Dein kluges Herz, Dein güt'ges sagt es Dir.
Und jetzt —

Gülnare (aufhorchend).
Mein Vater kommt. Ich kann ihn jetzt
Nicht sehn. Lebwohl! Versprich mir: dies war nicht
Das letzte Mal. Du nahmst mich in Behandlung,
Mußt die Genesung überwachen. Doch
Nichts mehr vom Prinzen, hörst Du?

Assad.
Und doch wär'
Ein guter Mann, ein Haus voll lieber Kinder
Die beste Kur, die gründlichste.

Gülnare.
Sag Niemand,
Was Du mit mir gesprochen! Habe Dank
Zu tausendmal! Auf Wiedersehn!
(eilt durch die Mitte ab, verschwindet links im Garten.)

Siebente Scene.

Assad. Von links Firuz Chan.

Der Vater.
Nun, Doktor?
Wie steht's? An welcher Krankheit leidet sie?
Auch am Familienübel?

Assad (lächelnd).
Nur ein wenig.
Den richt'gen Namen, wenn ich ihn Dir nennte,
Du würdst ihn nicht verstehn.

Der Vater.
Doch hoffst Du sie
Zu heilen?

Assad.
Ist sie folgsam, wird sie bald
Genesen sein.

Der Vater.
Wird essen, schlafen, lachen?

Assad.
Gewiß.

Der Vater.
Auch ihre Eheschen besiegen?

Assad.
Ich hoff' es.

Der Vater.
Komm! Laß Dich umarmen, Doktor!
Heilst Du mein Kind, soll's nicht Dein Schade sein.
Bestimme selbst die Summe. Firuz Chan
Hat's ja dazu.

Assad.
Noch sind wir nicht so weit.
Doch fällt mir ein, es möchte heilsam sein,
An Deiner eignen Kur sie zu beteil'gen.

Der Vater.
An meiner Kur?

Assad.
Du kannst nicht immer wissen,
Wo einer der bewußten Aderlässe
Am meisten not thut. Manch verschämte Armut
Gesteht von ihrer Not die Hälfte nur.
Du selbst hast schwerlich Zeit, in armen Hütten
Dich umzuschau'n. Da schicke denn Dein Kind
Mit Deinem Beutel hin.

Der Vater.
Gülnarchen? Was
Du Dir auch träumst! Vor Schmutz und Lumpen hat
Sie einen Abscheu.

Assad.
Den besiegt sie wohl,
Wenn Du ihr sagst, sie müss' es eben thun
Nach ärztlicher Verordnung.

Der Vater (sieht ihn groß an).
Und Du glaubst —

Assad.
Ich zweifle nicht.

Achte Scene.

Vorige. Zobeide (von links).

Zobeide.

Ist er noch da? O Doktor,
Du hast Dein Meisterstück gemacht. Ich nehme
Alles zurück, womit ich Dir im Zorn
Unrecht gethan. Du bist ein hübscher, braver,
Sehr angenehmer Mann, und jener kleine
Verdruß, wenn man von vorne Dich betrachtet,
Sieht man ihn kaum.

Der Vater.

Doktor, nimm Dich in Acht!
Die alte Närrin wirft am Ende gar
Die Eheangel nach Dir aus.

Zobeide.

O schändlich!
So mich verleumden!

Der Vater.

Nun, am Ende wär's
Das Klügste, was Du je gethan. Der Doktor
Wär gar kein übler Mann und richtete
All', was an Dir verschroben, wieder ein.

Zobeide.

Laß ihn nur spotten, Doktor. Du wirst doch
Den Dank der alten Närrin nicht verschmähn.
Denn mein Gülnarchen — Bruder, stell Dir vor,
Wie ausgetauscht! Flink wie 'ne Antilope
Mit roten Wangen kam sie in die Küche,
Aß eine Pfirsich, und da ich sie fragte:
Nun, Täubchen, soll man Dir ein Hühnchen braten?
Nickte sie ganz vergnügt, das liebe Kind,
Das sich tothungern wollt', und sprach: Hernach!
Erst hab' ich noch zu thun. Dann — denke nur! —
Nach einem Spritzkrug griff sie, ließ ihn sich
Mit Wasser füllen, und auf meine Frage:
Wohin damit? Du willst doch nicht im Ernst,
Den schweren Krug —? fort war sie wie der Wind,
Und so von Beet zu Beet im Garten wandelnd —
Da! Sieh nur selbst!
(Gülnare erscheint im Garten von links, die Blumen begießend, ohne sich nach den Andern umzusehen. Zwei Sklavinnen tragen ihr gefüllte Wasserkrüge nach.)

Der Vater.

Bei meinem Bart! — Gülnarchen,
Was fällt Dir ein? Der Krug ist viel zu schwer.

Gülnare
(ohne sich stören zu lassen).

Laß nur, Papa! Die Blumen dursten so;
Bis man den Gärtner ruft, verschmachten sie.
Mir aber thut es gut, mich zu bewegen.

Der Vater (zu Assad).

Ist das Dein Werk? Nun, Doktor, in der That,
Das heiß' ich eine Wunderkur!

(Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Scene wie im ersten Akt. Nacht. Mondschein.

Erste Scene.

Abdul (sitzt auf den Stufen des Springbrunnens). Assad (steht, auf seinen Stock gestützt, vor ihm). Hussein (am Arzeneitischchen beschäftigt).

Assad.

Noch zweimal war ich dort, und immer war
Der Ruf so dringend, daß ich wähnt', es sei
Gefahr im Zögern. Kam ich dann, so hieß es,
Das Kopfweh, das sie halb von Sinnen brachte,
Sei schon gewichen, oder aus dem Aug'
Das Stäubchen schon entfernt, dran zu erblinden
Sie fürchtete. Ich merkt', ich war genarrt,
Doch zürnen konnt' ich nicht, sie bat so lieblich,
Ihr zu verzeihn, daß sie mich hinbemüht
Um nichts, und plauderte von tausend Dingen,
Gar nicht, wie sonst, nicht herrisch launenhaft,
Nein, wie ein echtes Weib, so faßt' ich mir
Ein Herz und fing von Dir zu reden an,
Obwohl sie mir's verboten.

Abdul.

Und wie nahm
Sie's auf?

Assad.

Sie hört' erst schweigend zu und ließ
Mich Alles rühmen, was Dein Feind sogar
Dir lassen müßte. Dann: ich läugn' es nicht,
Erwidert' sie, mir selbst erschien er so,
Wie Deine Freundschaft so beredt ihn malt.
Doch ward er mir unleidlich.

Abdul.

Wie?

Assad.

Sie ließ
Nicht offen sich heraus. Doch merkt' ich wohl,
Just Deiner Huldigungen Überschwang
Hat sie verstimmt. Du hast ihr nicht genug
Den Mann gezeigt, den willigen Sklaven nur,
Der jede Laune seiner Herrin ehrt.
Das hat in ihren Augen Dich erniedrigt.
Denn jedes echte Weib, so sehr es auch
Herrschsüchtig scheinen mag, liebt nur den Mann,
Der Macht hat, es zu zwingen.

Abdul (springt auf).

Ist's nur das,
So soll des Zwingherrn sie nicht lange warten.
Schon oft hab' ich den Plan in mir gewälzt:
Ich breche Nachts in ihr Gemach, vom Lager
Reiß' ich die Sträubende und binde sie
Auf meinen schnellsten Renner. Tagt alsdann
Der Morgen, sieht er uns so fern von Schiras,
Daß ich des Vaters Rache spotten kann.

Assad.

Und dann?

Abdul.

O dann — hab' ich den Raub nur erst
In meines Vaters Reich, wird aus dem Räuber
Ein ehrerbiet'ger Werber, und sie müßte
Kein Weib sein, wär' der Thron von Turan ihr
Willkommner nicht, als eine Kerkerzelle.

Assad.

Kein Weib? Doch wenn sie nun Gülnare bliebe?
In dieser eigensinnigen Seele lebt
Ein eigner Sinn. Was Andre locken mag,
Verschmäht sie und Versagtem strebt sie nach
Abseits vom Heerweg. In dem kleinen Reich,
Das hinter ihrer weißen Stirne liegt,
Herrscht unumschränkt noch Phantasie, die holde,
Zuchtlose Gauklerin, die, wer sich ihr
Botmäßig macht, zu ungeahnten Höh'n,
Doch auch in Tiefen führt, die bodenlos.
Bis dann die Jahre dem phantastischen Sinn
Die Flügel lähmen, daß er inne wird,
Auf ungebahnten Pfaden werde selten
Das Glück erreicht.

Abdul.

So wäre Deine Meinung —?

Assad.

Daß diesem Mädchen eine Krone, die
Ihr aufgedrungen ward, ein Strohkranz dünkt,
Bis sie den Fürsten liebt, der sie ihr bietet.

Abdul.

Assad, ich steh' beschämt vor Dir. Doch denk
Nicht allzu schlecht von mir. Mein Kopf ist wüst.
So weit hat diese Leidenschaft mich schon
Mir selbst ungleich gemacht, daß ich die Nächte
Schlaflos verbringe, wilde Abenteuer
Ausbrüte, ja noch schlimmer: Verse mache.
Du lächelst — o ich weiß es, sie sind schlecht.
Doch wie ein Fieberkranker Worte lallt,
Die sonst der Lippe fremd, so ich Ghaselen.
Du Freund, der Du nicht liebst, wirst mich darum
Verachten. Doch verstündest Du's — Lebwohl!
Ich will zum Fluß hinab, den Leib zu kühlen.
Beruhigt sich dies Fieber, komm' ich wohl
Noch einmal her und Du berätst mich dann —
Doch nein, ich raubte Dir den Schlaf.

Assad.

Dem Arzt,
Des Rat man sucht, muß Nacht sein gleich dem Tag.

(Abdul geht im Hintergrunde nach links ab.)

Zweite Scene.

Assad (steht einen Augenblick in Gedanken, seufzt tief auf, wendet sich dann dem Hause zu). Hussein.

Assad.

Geh schlafen, Hussein. Es ist spät.

Hussein.

Und Du, Herr?

Assad.

Ich muß den Balsam für den kranken Greis
Noch mischen, den Du früh ihm bringen sollst.
Auch ist's kaum Nacht.

Hussein.

Für mich erschien Dir's spät.

Assad.

Du bist noch halb ein Kind, brauchst mit der Zeit
Noch nicht zu geizen, wie wir Älteren.
Und so — schlaf wohl!

Hussein

(thut ein paar Schritte nach dem Hause, bleibt wieder stehen).

Herr —

Assad.

Bist Du noch nicht fort?

Hussein (stockend).

Ich könnte doch nicht schlafen, hätt' ich Dir
Nicht erst gestanden —

Assad.

Ein Verbrechen? wie?
Hast von dem Honig Du genascht, ein Glas
Zerbrochen, Deinen neuen Rock zerrissen?
Denn schlimmre Sünden trau ich Dir nicht zu.

Hussein.

Doch, Herr! — ich hab' gelogen.

Assad.

Das — ja freilich —
Ist schlimmer.

Hussein (hastig).

Nein, nicht Dich belogen, Herr,
Für Dich, aus Deinem Munde.

Assad.

Wie? mich hast
Zum Lügner Du gemacht? (Hussein nickt.)
In welcher Art
Und gegen wen? Ei, Du nichtsnutz'ger Schelm,
Nun will ich's wissen.

Hussein (sehr beklommen und leise).

Von — Gülnare kam
Heut früh ein Bote, eilig möchtest Du
Zur Herrin kommen, sie bedürfe Dein.
Du warst bei Kranken in der Stadt. Da sagt' ich,
Du habest keine Zeit, Du würdest nie
Mehr zu ihr kommen, denn sie sei nicht krank,
Du aber habest Wichtigers zu thun,
Als nur mit Plaudern einer Müßigen
Die Weile zu vertreiben. Also möge
Sie nicht mehr nach Dir schicken. Ja — so sagt' ich.
Da ging der Bote.

Assad.

Nun, da seh' mir Einer
Den kecken Lügenmund! Das alles hast Du
Ganz ohne Scham und Scheu —

Hussein
(wirft sich ihm zu Füßen, faßt sein Kleid).
Straf mich, o Herr,
Ich hab's verdient. Den ganzen Tag schon ging
Mir meine Sünde nach und ließ auch jetzt
Bei Nacht kein Aug' mich schließen. Doch ich konnt's
Nicht länger sehn. Dreimal warst Du bei ihr,
Und immer kamst so traurig Du nach Haus,
Wie kaum von einem Kranken, dem Du Hilfe
Nicht bringen konntest. O ich hatte Recht,
Sie hat den bösen Blick. Zum Unheil ward's
Auch mir, daß ich sie sah. Denn nie zuvor
Hab' ich gelogen!

Assad
(streicht ihm übers Haar).
Ja, Du böses Kind,
Strafe verdientest Du. Doch diesmal noch
Soll sie gelinde sein.
(giebt ihm einen sanften Schlag auf die Wange).
So! nun steh auf,
Und künftig, hörst Du? pfusche mir nicht wieder
Ins Handwerk, daß Du die Patienten mir
Verscheuchst und sagst, sie brauchten keinen Arzt.
(Hussein ist aufgesprungen, bricht in Thränen aus, hascht nach Assads Ärmel und drückt einen Kuß darauf).
Was thust Du, närrisches Kind?

Hussein.
O Herr, Du bist
So gütig — oh und ich, ich Unglücksel'ger —
(eilt ins Haus).

Assad (ihm nachblickend).
Seltsam! Der wunderliche Bursch, er kam
Mit scharfem Knabenblick mir auf die Spur
Und möchte mich behüten, daß mein Wahnsinn
Mich zum Gespött nicht mache bei den Leuten.
Nicht Strafe, Dank hast Du verdient, mein Knabe.
Zeit ist's fürwahr, daß sich der Arzt gestehe,
Wie schwer er selber krank und wie das Leiden
Nur schlimmer wird, geht er in jenes Haus.
Und doch, um sich zu heilen, braucht er nur
Sein eigen Bild zu sehn, wie es der Mond
Im Schatten auf die blanke Straße wirft.
Das muß ihm frommen, wie der bittre Saft
Der Aloë dem Fiebernden. — Die Mutter!

Dritte Scene.

Assad. (Aus dem Hause, tastend) die Mutter.

Die Mutter.
Assad, mein Sohn, wo bist Du?

Assad.
Mütterchen,
Du schläfst nicht?
(geht zu ihr, führt sie zu dem Polstersitz am Hause).

Die Mutter.
Deine Hand ist heiß. Du solltest
Nicht wachen, Kind. Schlaf kühlt das Blut.

Assad.
Ja, Mutter,
Wenn Träume nicht es schüren. O und ich —
Ich fürchte meine Träume.

Die Mutter.
Nur der Böse
Hat sie zu fürchten. Doch mein guter Sohn
Was kann er Arges träumen?

Assad.
Süßes, Mutter,
Zu Süßes. Oftmals träum' ich, ich sei schön
Und schlank und froh und säß' in einem Hain
Von Myrten und Jasminen, und da käme
Das Glück, so hold und lachend, wie es nie
Sich einem Krüppel zeigt, und setzte sich
Zu mir ins Gras und küßte mich. Ich aber
Schläng' um den Hals ihm beide Arme, zög' es
An meine Brust, und Paradieseswonne
Strömte mir übers Herz.

Die Mutter.
Und solche Träume
Verleiden Dir den Schlaf?

Assad.
O, nicht den Schlaf,
Nein, Mutter, das Erwachen. — Warum weinst Du?
Vergieb mir! Es entfuhr mir so.

Die Mutter.
O laß
Mich weinen! Bin ich denn nicht Schuld daran,
Daß meinen Sohn das Glück im Traum nur küßt?
Nie — nie verwind' ich's. Warst Du nicht als Kind
Wie ein Granatzweig, lieblich aufgesprossen?
Die Menschen auf der Gasse sahn mir nach,
Ging ich mit Dir vorbei, es priesen mich
Die Frau'n um solch ein Kind — ich blickte stolz
Herab auf alle Unfruchtbaren — ach,
Und dann — und jetzt —
(verhüllt ihr Haupt.)

Assad.
Nun Mütterchen, und jetzt?
Sind wir nicht glücklich? Hat Dein armer Sohn
Nicht Viele, die ihn lieben? Muß es grad
Ein Traumglück sein, das kommt, ihn zu liebkosen
In Myrten und Jasmin? Undankbar wär' ich,
Begehrt' ich mehr vom Schicksal.

Die Mutter.
Ja, bis jetzt,
Bis Alles anders ward!

Assad.
Mutter!

Die Mutter.
— bis Alles
Ganz anders ward! Wie? Denkst Du mich zu täuschen,
Mein Liebling? Schwand mir auch das Augenlicht,

Die dunklen Nächte öffnen mir den Blick.
Dich seufzen hört' ich durch die dünne Wand,
Schlaflos, gleich mir, die noch in Sorg' um Dich
Wach lag, und da — da riefst Du einen Namen —

Assad.
Mutter, sprich ihn nicht aus!
(sinkt neben ihr nieder. Pause.)
Komm! Lege mir
Die lieben kühlen Händ' auf meine Stirn —
So! Das thut wohl! (Pause.)

Die Mutter.
Sag, ist sie denn so schön?
Ich sah sie nur mit meinem innern Auge,
Und ich erkannte, daß sie kühl und stolz
Und herrisch ist, nicht edel wie mein Sohn,
Nicht wert, um sie die Nächte zu durchseufzen.

Assad (steht auf).
So war sie, Mutter. Jetzt — verwandelt ward
Ihr Innres, nein, geweckt nur, was bisher
Geschlummert wie im Puppenleib der Falter,
Und wenn die holde Seele jetzt die Flügel
Noch unbeholfen regt — ein Anblick ist's,
Um Himmelsgeister zu entzücken — o
Und hoffnungslose Träumer meines Schlags
Zu Grund zu richten!

Die Mutter (traurig vor sich hinnickend).
Wohl! Ich wußt' es ja:
Es geht ans Leben.

Assad.
Fürcht' es nicht! Ich stand
An manchem harten Siechbett, wo ich schon
Den Tod zu Häupten hämisch grinsen sah,
Und jagt' ihn fort. So geb' ich auch mich selbst
Noch nicht verloren.

Die Mutter.
Kannst Du denken, Kind,
Ich, Deine Mutter, thät's? Ich kam, den Weg Dir
Zum Heil zu weisen.

Assad.
O daß Du ihn wüßtest!

Die Mutter.
Wir müssen fort von hier, schon morgen.

Assad (fährt zusammen).
Mutter!

Die Mutter.
Du gehst voran. Wohin? Ein jeder Weg
Von Schiras weg ist ja ein Weg zum Heil.
Ich folge Dir mit Hussein. Armes Kind,
Ich weiß, es wird Dich Herzblut kosten. Doch
Die Wunde schließt sich bald, denn Du bist jung
Und weit die Welt, und wer den Menschen wohlthut,
Dem ist die Erde Heimat, wo er weilt.

Assad.
Schon morgen? Mutter, Du verlangst zu viel!
O Mutter, warum hast Du mich geboren!
(Pause.)
Doch Du hast Recht: die Nacht ist lang genug,
Um zur Vernunft zu kommen!

Die Mutter (richtet sich auf).
Geh nun schlafen!
Ich will an Deinem Bette sitzen, wie
Da Du noch klein warst, will die Hand Dir halten
Wie damals, wo ich Märchen Dir erzählte
Vom singenden Baum und von der sprechenden Quelle.
Darüber schliefst Du ein.

Assad.
Das Leben ist
Ein traurig Märchen, Mutter. Keine güt'ge
Fee Peribanu zeigt dem Irrenden
Den Weg zum Frieden. Doch, wen eine Mutter
Noch an der Hand führt, der geht nicht verloren.
Schlaf, Mütterchen! Ich denk' es auch zu thun,
Hab' ich erst hier noch Alles vorgekehrt
Zu meiner Flucht. Und, Mutter — laß mich doch
Dir danken, daß Du mich geboren hast!
(Er küßt sie auf die Wange, sie geht ins Haus.)

(Fortsetzung folgt.)

Verona.

Die Piazza d'Erbe — blühende Gegenwart
Vermält sich farbig grauer Vergangenheit:
Hier stand das Forum einst, gebietend
Tönten die Schritte der Weltbeherrscher.

Sein Wesen treibt ein schwatzendes Völkchen jetzt,
In bunten Fetzen lacht's in den Tag hinein —
Wo ist die Spur der hohen Ahnen
Hier im Getümmel des kecken Alltags?

Vor mir ein Jüngling, suchend hinabgebeugt
Zum Korb mit Früchten feilscht mit dem Kräuterweib,
Und Rede schallt und Gegenrede
Wirr durcheinander, bis beide einig.

Nun aufgerichtet, streckt er den schlanken Leib,
Ich seh sein Antlitz linienstreng und stolz,
Und weiter schreitet leichtbeflügelt
Hermes, der herrliche Götterbote.

Friedrich Adler.

Litterarische Notizen.

— Die kleine Novelle in Versen: „Der Vikar“ von Adalbert von Hanstein, welche zuerst im XXI. Bande der „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht wurde, liegt uns nun in einem kleinen schmucken Bändchen vor. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.) Es stünde uns nicht wohl an, eine Dichtung, die in den Spalten dieser Zeitschrift zu lesen war, nun an derselben Stelle zu kritisieren, denn wo der Tadel wenig taktvoll wäre, ist billigerweise auch für das Lob kein Raum Wir meinen auch, daß das Büchlein dessen nicht bedarf, um seinen Weg zu machen. Die Dichtung ist vielen unserer Leser, wie wir wissen, in guter Erinnerung geblieben, und sie werden den alten Bekannten im neuen Gewande nicht unwillkommen heißen. Auch hat die kleine Novelle seither Bundesgenossen ihrer Verbreitung gefunden, deren sich die Versdichtung unserer Tage leider im allgemeinen nicht oft zu erfreuen hat: sie ist von einer Reihe ausgezeichneter Rezitatoren in verschiedenen Städten Deutschlands wiederholt und immer mit starker Wirkung zu Gehör gebracht worden. Ganz unzweifelhaft ist ihr diese Auszeichnung deshalb zuteil geworden, weil es dem Dichter gelungen ist, die Schicksale der drei Menschen, die er uns vorführt, in einer dramatisch aufgebauten Scene zu konzentrieren, aber ebenso zweifellos hat auch der dichterische Gehalt die Wirkung gesteigert. Wenn dies Beispiel Nachahmung fände und sich die deutschen Vortragskünstler in höherem Maße als bisher bei der Auswahl ihrer Dichtungen um die Produktion der Gegenwart kümmern wollten, wäre dies nicht nur für diese Produktion, sondern auch vielleicht für sie selbst von Nutzen. Gewiß ist „die Glocke“ ein unsterbliches Gedicht, und auch gegen „Enoch Arden“ soll nichts gesagt sein, aber welche Kunst des Vortrages gehört dazu, um das Allbekannte dem Publikum reizvoll und so lockend zu gestalten, daß es — den Vortrag besucht. Auch veranstalten die Herren ja viele Rezitationen und brauchen die Toten nicht über den Lebenden zu vergessen. Uns will nur das Gegenteil nicht gefallen.

— Die „Balladen und andere Gedichte“ von Gustav Hartwig (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt) sind nicht ganz gleichwertig, aber sie verdienen in einer Zeit, wo sich in der Lyrik ein schwächlicher, ja krankhafter Subjektivismus breit macht und die lyrisch-epischen Dichtungsformen fast ganz vernachlässigt werden, Beachtung und Anerkennung. Was dem Autor in den Balladen stetig treu bleibt, ist die richtige Auswahl des Stoffs, ein klarer Blick für das Wesen der Gattung und demgemäß ein scharfes Herausarbeiten der Pointe; bezüglich des Ausdrucks wäre ab und zu allerdings größere Präzision und Knappheit zu wünschen. Ganz vorzüglich sind die englischen Vorbildern nachgedichteten Balladen, so z. B. „Barbara Fritchie“ nach J. G. Whittier; auch wer die Originale kennt, wird sich an diesen Nachbildungen voll erfreuen können, und das ist nicht eben eine häufige Freude des Kritikers. Auch unter den Sprüchen und den anderen Gedichten des Buches haben wir Gutes genug gefunden, um dem äußerlich etwas altväterisch, aber gediegen ausgestatteten Büchlein gute Aufnahme wünschen und vorhersagen zu dürfen.

— Als ein feines, und, was noch mehr sagen will, eigentümliches Talent erweist sich Georg Bachmann in seiner Gedichtsammlung: „Gestalten und Töne. Gedichte.“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1897.) Der Autor stammt aus einer schweizer Familie, ist aber — 1852 — in St. Petersburg geboren, hat sein Leben in Rußland verbracht und wirkt jetzt als Etatsrat und Examinator für den deutschen Unterricht in Moskau; er steht derzeit im 45. Lebensjahre. Wir schicken diese Notiz, die wir dem „Litteratur-Kalender“ entnehmen, voraus, weil sie manchen Ton, der in der Sammlung aufklingt, erklärt; wir meinen nicht bloß die Spiegelung für uns fremdartiger Natur und fremdartiger Lebensformen, sondern auch die Art, wie sich der Dichter innerlich zu ihnen stellt; ihm sind sie nicht fremd, aber daß es ein Deutscher und daneben ein Schweizer ist, der diese Gedichte geschrieben hat, wird doch immer wieder vernehmlich, und nicht etwa bloß in den Vaterlandsgedichten, sondern in der ganzen Art, dem Gemüt, der Denkweise des Menschen. Eigenart und Richtung des Dichters sind zum Teil schon durch den Titel der Sammlung bezeichnet Die Reflexionspoesie steht ihm fern, nur einige wenige Gedichte des starken und, nebenbei bemerkt, sehr geschmackvoll ausgestatteten Bandes wären in dies Bereich zu zählen oder lassen doch erkennen, daß der Dichter da vom Gedanken ausgegangen; das Meiste aber geht von der Beobachtung aus, ist erlebt und dann in Poesie verwandelt. Bachmann ist immer dahin bestrebt, eine bestimmte Stimmung zu verkörpern, durch plastische Bilder dieselbe Stimmung in uns zu erzeugen. Wo ihm dies gelingt, giebt er sein Bestes; daß es nicht immer ganz gelingt, soll nicht verschwiegen sein, aber Gedichte, die ganz wertlos wären, enthält die Sammlung überhaupt nicht. Eine bestimmte Tendenz verfolgt er nicht, weder eine politische, noch eine soziale, wie er sich denn auch schwer irgend einer der derzeit in Deutschland herrschenden litterarischen Schulen angliedern ließe. Am nächsten ist er wohl noch den „Symbolisten“ verwandt, und es ist gewiß kein Zufall, daß ihn unter den französischen Dichtungen der Gegenwart nur einige Lieder von Paul Verlaine und Maurice Maeterlinck zur Nachdichtung verlockt haben, aber in Vielem wieder unterscheidet er sich von ihnen; auf die Abgeschiedenheit seines Wohnorts mag dies nicht allein zurückzuführen sein, obwohl sie zweifellos dazu beigetragen hat, ihn seine eigenen Wege suchen zu lassen. Dies gilt auch von der Form; er ist immer bestrebt, sie eigentümlich zu gestalten und der Natur des Gedichts anzupassen Demgemäß sind Rhythmus und Strophenform oft frei und scheinbar willkürlich gestaltet; in der Sprache wird zuweilen auch eine bezeichnende Neubildung und Zusammensetzung versucht („Wulstleib“, „Wandelmeer“ u. ähnl.) Das ist ja an sich nicht ungefährlich und auch Bachmann streift da zuweilen ans Bizarre, aber weit öfter hat sich dies Streben nach dem bezeichnendsten sprachlichen Ausdruck, auch wenn er ein ungewöhnlicher ist, reichlich gelohnt. Ein Künstler, der seine eigenen Wege geht und dem niemand ohne Interesse auf diesen Wegen folgen wird, — so erweist sich Bachmann in dieser Sammlung, mit der er, in reiferen Jahren und in engeren Kreisen längst nach Gebühr geschätzt, nun in die Öffentlichkeit getreten ist.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Lepler, Gustav. Dichtungen. Leipzig. Oswald Mutze. o. J.

Böhlau, Helene Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. Stuttgart. J. Engelhorn. 1897.

Grosse, B. J. Buch der Erinnerungen. (Gedichte.) Als Manuskript gedruckt. In Kommission bei Bouillon & Bussenius, R Schultz & Cie. Sort. Straßburg i. E. 1895.

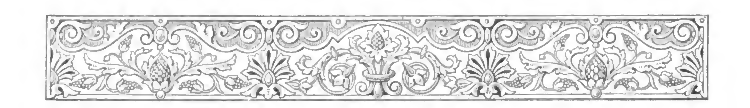
Louys, Pierre. Aphrodite. Ein antikes Sittenbild. Autorisierte Verdeutschung. Budapest. G. Grimm. 1897.

Minerva, Illustrierte Klassiker-Ausgaben. Meisterwerke aus den Litteraturschätzen aller Nationen: Schiller's sämtliche Werke. Leipzig. „Minerva“-Verlag.

Jesinghaus, Walter. Flammenblitze. Gedichte. Leipzig. Erfurt. Zürich. Eduard Moos. 1897.

Strauß, Julius Jakob. Gedichte. Leipzig. R. Friesenhahn. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

„Der Tausend!"

„Reite da eines Tages hinaus, um zu sehn, wie die Ausschachtung fortschreitet, und bemerke dabei, daß dieser Thon, je tiefer, je reiner, feiner, weißer, gedrungener, kurz von einer ganz andern Konsistenz wird, von einer Fettigkeit, Innigkeit, Schönheit wird, daß — ja daß ich auf die Vermutung komme, daß ich da unterhalb der eigentlichen Mergelschicht etwas ganz anderes vor mir habe."

„Sie machen mich neugierig, wirklich neugierig."

Der Fabrikant sprang auf, streckte dem Kapitalisten beide Hände entgegen und rief mit der Haltung und Stimme eines tragischen Helden: „Daß ich da von diesen zweimalhunderttausend Zentnern, die ich den Zentner zu Mark 0,85 verkauft habe, vielleicht die Hälfte des edelsten Materials vergeudet habe, um die Marschen in Devonshire und die Haideländer in Cornwallis zu düngen! Ich fasse mich aber, ich zweifle, ich traue nicht. Nehme eine Handvoll meines „Mergels" mit nach dem Laboratorium — leicht, mild, von zartem blaßgrünlichem Weiß — Salzsäure drauf — rührt sich nicht. Zum Teufel!"

„Ich verstehe nicht."

„Werden schon. Also Schwefelsäure drauf — richtig. Reagiert, sag ich Ihnen, reagiert!! Mache also eine genaue Analyse: 46,1 Kieselerde, Kiesel, nicht Kalk, 40,3 Thonerde, 13,6 Wasser. Da hatten wir's. Ja!" Und er versank in ein großes Schweigen.

„Ich muß gestehen — man ist nicht Chemiker —"

„Ich sende Proben nach Silitz, Trotha, Wegescheid, St. Yrieux bei Limoges, die Lieferungsstätten für die Fabriken in Meißen, Berlin, Passau, Limoges. Ich bin Inhaber eines Porzellanerdelagers von vornehmster Qualität — am meisten merkwürdiger Weise der Limousiner nahestehend — besitze einen Millionenschatz, in der Erde gebettet wie das Kind unter dem Herzen der Mutter, einen Nibelungenhort, behütet vom Drachen, der — Ach! bloß das Vierteljahr Paris zurücknehmen können, zurücknehmen, was ich dort vergeudet habe! Sie säßen alsdann nicht hier, mein Herr. Aber: Paris, Paris, Paris! Ich stand in Beziehungen zu Odette Ferret, mein Herr, wenn Sie wissen, was das heißt!"

Und damit sank Stollwerk-Kunzendorf aus seiner dramatischen Lebhaftigkeit in das Phlegma düsterer Niedergeschlagenheit, während einer seiner Riesenfinger auf den Knopf einer elektrischen Klingel drückte.

Herr Steinach betrachtete ihn wie ein Theaterhabitué eine gastierende Koriphäe. „Die Ferret, die den Ostender Schönheitspreis hatte? Wie?" fragte er atemlos.

„Ja"

„Parbleu. Ja, lieber Herr, wenn Sie so anspruchsvoll sind! Die Odette! dieser kleine goldene Mistkäfer, sacre Dieu. Ich habe sie gehört in Dijon, als sie noch eine kleine unbekannte Choristin am Vorstadttheater war, im billigen Florfähnchen vorn an der Seite stand, von dort ihre Feuerblicke ins Parterre warf und sang:

„Oh mes petites féeries,
Mes petites féeries!
Dans ce monde si ennuyant,
Dans ce monde si choquant,
Que vous êtes toutes péries,
Mes petites féeries!"

Herr Steinach hatte dazu krumme Arme gemacht, die Zeigefinger auf die Daumen gelegt und in rhytmischer Bewegung, mit blinzelnden Augen sich auf und ab gewiegt. Als er am Ende war, fing er noch einmal von vorne an, die besten

Reste seines Podium-Tenors erster Güte an den gallischen Vers setzend.

„Also die haben Sie gehabt! Ein nettes, bernsteinfarbiges Blond, Haut wie Elfenbein, ein Stumpfnäschen, entzückend, und Augen — für die es überhaupt keinen Vergleich giebt. Schmachtendes Feuer, schwarze Gluten. Ihre Mergelgruben und Superphosphate in Ehren — aber wenn Sie das allein gehabt haben, in Paris — als sie anspruchsvoll geworden war — haha! Immerhin: Glückspilz. — O mes beaux jours de France.“

In diesem Augenblicke brachte ein Diener auf silberner Platte Kaviarschnittchen und Portwein.

Stollwerk, etwas schwerfällig steif, von einer Würde, die in seinen großen, schweren Gliedmaßen lag, füllte die Gläser langsam: „Ich hoffe, Sie sind kein Kostverächter, Herr Steinach — Echter.“

„Ah, Echter! — das heißt: ein wunderschönes Flaschenbouquet, wundervoll. Aber, Verzeihung, der Echte geht alles nach England.“

„Dann würde ich ja bedauern müssen, diesen edelsten Purpur Ihrem Unglauben vorzuschütten. Kosten Sie gefälligst: à nos petites féeries! Über England bezogen.“

„Ja so! Aber Paris, Paris, Paris, darüber geht doch nichts!“

„Bleibt uns nun mal 'paar Nasenlängen voraus.“

„Und wissen Sie, warum: die Leute denken dort nicht soviel, ich meine, nicht so schwerfällig, so mühselig wie wir, sie genießen mehr und dabei sind sie genießend, geistreicher wie wir. Sie leben das Leben, wie 'ne Kunst, jovial, frei und doch tief und — in Grazie und darum ist ihre Kunst wiederum Leben. Ich möchte sagen: Leben und Kunst stehen sich dort näher als bei uns, ähnlich wie bei den Griechen, deren Grazie sie geerbt haben.“

Herr Steinach sagte das mit einem feinen Lächeln und indem er den kleinen Finger der rechten Hand ausstreckte und aus ihrem Daumen und Zeigefinger ein O bildete.

Arved Stollwerk betrachtete ihn mit einem eigentümlich befriedigten, zufassenden, packenden Blicke und sagte dann plötzlich leichthin:

„Kennen Sie diese wundervollen Arbeiten in der großen Porzellan-Manufaktur zu Sèvres, die unter dem Namen Pâtes sur pâtes die Welt erobert haben, diese Stücke von so lucider Kraft und Schönheit, von einer solchen Grazie der Lineamente, einer solchen Delikatesse der Technik — kremefarben auf grünem Grunde, zugleich Gemälde und Reliefs — kennen Sie die?“

„Ich erinnere mich, das war ein gewisser — — na warten Sie mal — gewisser Solon, der das erfunden hat.“

„In der That. Ich bin entzückt, Sie orientiert zu finden. Na ja — und das, das wollen wir hier machen.“

„Das wollen Sie hier machen? Aus Ihrer Mergelgrube heraus? Nun — haha — stolz lieb ich den Spanier und kühn — Verzeihung — den Düngerfabrikanten!“

Der schöne Arved runzelte die Stirn, erhob sich und entnahm seinem Schreibtisch ein Bündel Papiere: „Die Gutachten der chemischen Kommissionen der Fabriken in Meißen, Berlin, Limoges. Da!“

„Une terre, extraite des champs de M. Arved Stollwerk, Kunzendorf près de Neuhaus, Silésie, présentée au laboratoire des établissements-manufactures de Limoges, se recommande en haute mesure pour la fabrication du fayences et de porcellaines du meilleur rang.“ „Donnerwetter ja!“ Herr Steinach überzeugte sich, daß die deutschen Gutachten hiermit so ziemlich übereinstimmten. „Hören Sie, es scheint da, Sie haben wirklich ein Bombenglück.“

„Kommt auf Sie an, es auch zu haben. Da!“ Und der Besitzer einer Mergelgrube, in der nach dem Gesetz der aristotelischen Möglichkeiten bereits zahllose Kunstwerke in pâte sur pâte: Prachtvasen, Schalen, Kästchen, Prunkteller als geistige Substrate, oder implicite oder als Substanzen sicher begraben lagen, warf dem ehemaligen „ersten Interpreten unserer größten Meister“ ein Heft mit Abbildungen zu, das die schönsten und berühmtesten Stücke mitteilte, die Meister Solons Künstlerhand geschaffen. „Man läßt einfach einen in Sevres ausgebildeten Künstler kommen oder schickt einen hiesigen dorthin, das zu lernen und macht das nach.“

„Mein lieber Herr Stollwerk, ich finde Sie großartig — diese Sachen sind ja selbstverständlich zum Küssen — aber Ihrem Unternehmergenie sind die paar tausend Thaler eines armen Teufels von gescheitertem Musikanten nicht gewachsen. Zum Küssen, reinweg zum Küssen! — Ja sehn Sie mal: hier in dieser Kehle steckten auch mal ein paar Millionen! Wenn es mir vergönnt gewesen wäre, die herauszusingen — lieber Gott! eine Kleinigkeit, Berlin und Meißen, Sevres und Limoges alle zu machen — hahaha

— aber einmal ein unvernünftiger Ritt bei Nordnordwest — Sie wissen, Hamlet vertrug ihn auch nicht, — ein gefährlicher Wind — und meine Millionen waren zum Teufel. Was ich mir seitdem zurückgelegt, habe ich auf meiner Lebensodyssee zu mühsam zusammengeschnuden und ist auch zu wenig, um Ihren Plänen Flügel anbinden zu können."

„Lebensodyssee? Wie das?" fragte Stollwerk, die Gläser wieder füllend.

„‚O Königin Du weckst der alten Wunde‘ —. Also nachdem meine verheißungsvolle Rolle als Liebling der Petersburger Aristokratie, als Kammersänger der Königin von England und Schoßkind der Kaiserin Eugenie ausgespielt, war ich abwechselnd in Mexiko Diplomat, in Deutschland Editor, in Frankreich Orchester-Dirigent und in England Wollhändler, bis ich mich endlich in Dresden niederließ, wo ich eine musikalische Agentur verwalte, hauptsächlich für Podiumgesang. Ein niederträchtiger Posten: Chikanen und Ärgernisse an allen Enden. Krieg' also die Sache satt, lese zufällig ihre Annonce, schreibe deshalb, erhalte Ihre Antwort, habe keine rechte Lust und will eben Ihren Brief in den Papierkorb stecken, als ich aufspringe" — und hier sprang Herr Steinach ebenfalls auf und fing an, gestikulierend in der Stube herumzulaufen — „Neuhaus, Schlesien? Herr des Lebens, spüre einen elektrischen Strom vom Scheitel bis zur Sohle mich durchrieseln, einen Strom dieses großen, süßen Gefühls, das ich in meiner Brust unterdrückt hatte! Des Gefühls der Vaterliebe. Dein Kind! In hoc signo vinces. Und komme her.

„Ich verstehe nicht."

„Ja — was verstehen Sie von Vaterliebe! Denke nur immer: in hoc signo vinces! Wo die Blumenfüße der Unschuld wandeln, liegt dein Glück begraben. Waren Sie mal in Mexiko? Nein? Schmetterlinge, groß wie meine Hand, schaukeln sich auf Magnolienblüten in einem Meer von Düften, flügelregende, lebendig gewordene Liebesgedichte, glutgefärbt in einem Ozean von Düften, von Farben —"

„Hm," machte Stollwerk sehr befriedigt.

„Und dann diese Indianermädchen — haben Sie mal so was geliebt?"

„Leider nicht Gelegenheit gehabt."

„Dagegen ist alles andere Quark! Und dann dieser Sternenhimmel, die Sterne: so groß! Diese Fauna, Vögel wie beschwingte Juwelen, und —

O mes petites féeries,
Mes petites féeries!

Und alles das nichts, nichts gegen dieses einzige Vatergefühl!"

„Ja zum Geier, die kleine Steinach hier — das ist Ihre Tochter?"

„Herr, ich hab 'ne Tochter,
Hab sie weil sie mein ist.

Ja, und was ich für dieses Kind erworben, errungen, erspart — soll ich in Ihre Mergelgrube werfen! Wollte, in der That, wollte! — Und, eine Sache, der mit fünfzigtausend Mark zu helfen gewesen wäre, warum nicht — aber Sie brauchen mindestens das Fünffache!"

„Ich habe da noch einige Anerbieten — lesen Sie, von lumpigen scherzhaften fünfzehnhundert Mark an bis zu achtzehn, zwanzigtausend — on aditionne cela. Schließlich, verdreifachen, vervierfachen Sie Ihre fünfzigtausend Mark, und — was Ihre Tochter anlangt — so — hm — hm —"

Er brach ab. Sie schwiegen beide.

Die Sonne stand jetzt schon ziemlich tief. Durch die goldgelben Stores goß sie ein, von türkischen Übervorhängen gedämpftes, leise purpurnes Licht über die maurischen Schnörkel des Waffenschranks, über die Humpen, Kissen und Schalen mit dem Wappen der Sperber von Sperbersheim und zitterte durch den wein- und vanilladuftenden Dunst, der in zarten Wölkchen durch den Raum schwebte, über die gefärbten Schläfenlöckchen des Podiuminvaliden und über die Reitpeitsche, die noch immer auf dem Tische lag und an der ein paar blutige Hundehaare klebten.

„Sie sind unverheiratet?" brach der Mann, den ein Nordnordwest ruiniert hatte, endlich das Schweigen.

„Völlig."

„Hm. — Und — meine Tochter — kennen Sie?"

„Wer kennte die reizende Ada Steinach nicht."

„Ist sie reizend? Ich — zu meiner Schande zu gestehen — kenne sie nämlich nicht."

Der schöne Arved lächelte. „Sehr reizend."

„So."

„Und überdies —"

„Was?"

„Liebt sie mich. Pardon!"

„Liebt Sie —"

„Die Person, bei der sie in Pension ist — keine passende Pension übrigens — behauptet es wenigstens."

„Nicht möglich!“

„Erscheine ich Ihnen so ungefährlich?“

„Oh! — ich bitte Sie! Hm. Und Sie — wie?“

„Ich sagte schon, daß sie reizend ist.“

„Seltsam, sehr seltsam. Eine Fügung der Vorsehung, scheint es.“

Stollwerk-Kunzendorf fuhr sich über die Stirn, als wolle er einen Andrang mächtiger Gefühle bewältigen und sagte nach einer bedeutungsvollen Pause mit tiefem Ernste:

„Wollen wir uns auf alle Fälle das Ding einmal ansehen? Die Grube, meine ich.“

„Ich bin bereit.“

Eine halbe Stunde später hielt der Stollwerksche Sandschneider an der Mergelgrube, die in dem rötlich glühenden Lichte der sinkenden Sonne und in dem zauberhaften Glanze, den das Gutachten der commission chimique zu Limoges darüber ergoß, wie ein blendender Abgrund vor ihnen lag, wie ein unerschöpflicher Goldschacht, wie eine persische Schatzkammer aus tausend und einer Nacht oder ein Nibelungenhort, der des Hüters entbehrte und nach dem man bloß die Hände ausstrecken durfte, um zu haben, wonach die Welt lechzte.

Der ehemalige englische Wollhändler, französische Diplomat in Mexiko und Podium-Arion nahm den Hut davor ab wie vor einer königlichen Thatsache.

Sechstes Kapitel.

Seinem Wunsche, die Beziehungen zu den Rudloffs fortgesetzt zu sehen, sollte der Amtsrichter bald entsprochen sehen. Der Zeichenlehrer und Künstler moderner Observanz machte ihm fast umgehend einen Gegenbesuch und lud ihn gleichzeitig für einen der nächsten Tage zum Abendbrot.

Förster stellte sich püntklich ein. Marie, gefälliger als neulich gekleidet, hatte auf dem geräumigen und wohlüberdachten Altan decken lassen: an der anmutigen Art, in der der Tisch geordnet war, an der trefflichen Zubereitung der Speisen, sah er, daß sie auch eine gute Hausfrau, an der, wie sie mit den Kindern verkehrte, daß sie eine liebevolle Pflegemutter war. Die Unterhaltung war frisch und belebt und durch die Kinder, die zuthunlich und lebhaft waren, sogar sehr heiter.

Noch während man bei Butterbrot und Käse saß, wurde Rudloff abgerufen. Förster war das so wenig unangenehm, daß er sich sehr deutlich bewußt wurde, wie er eigentlich nur Mariens wegen so gern gekommen war oder vielleicht auch nur ihrer Bilder wegen, denn als sie ihn aufforderte, mit ihr im Garten zu promenieren, wo sie ihm ihre Blumen- und Bernhards Obstkulturen zeigen wollte, sagte er ganz einfach: „Zeigen Sie mir Ihre gemalten Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, gnädiges Fräulein, und ich verzichte auf alle Gärten der Welt.“

„Wirklich?“ sagte sie sehr froh. „Aber es wird nicht mehr hell genug sein.“

„Ich zweifle garnicht, daß Sie über einige hellbrennende Lampen verfügen.“

Mit frohem Eifer kam sie da seinem Wunsche nach, eine der Staffeleien auf das beste zu beleuchten.

Förster holte gleich die Azaleen herzu und stellte sie auf, da er neulich mit ihnen noch nicht fertig geworden sei, wie er sagte, ebensowenig wie mit der Unterhaltung mit ihr.

Er wurde auch heut noch nicht gleich damit fertig, die Tafel zu betrachten und immer neue Schönheiten darauf zu entdecken. Mit seltsamem Lächeln über die naive Bewunderungslust ihres Gastes stand sie dabei.

„Ich möchte wohl wissen, ob Frauen wie Sie Philosophie treiben,“ fragte er plötzlich.

„Sind meine Blumen nicht Lebensphilosophie genug?“

„In ihrer Art gewiß. Philosophie des glücklichen Temperamentes. Aber ich meine —“

„Ob mir die Kunst noch Zeit zum Denken übrig läßt?“

„Übrig läßt? Man hat immer Zeit zu dem, was einem sehr am Herzen liegt.“

„Dann liegt es mir sehr wenig an dem meinigen. An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu. Also enthalte ich mich lieber dieser leidigen Angewohnheit — es könnte etwas böse werden. Und zu meinem Handwerk brauche ich das Denken schon lange nicht. Schreckliche Leute sind das mir: die sogenannten denkenden Künstler. Was nicht aus Anschauung und Empfindung geboren wird, ist immer ein Wechselbalg der Kunst. Denkende Musik, denkende Malerei — das ist soviel wie zum Geigen oder Pinseln die Füße statt die Hände nehmen. Freilich giebt es auch Fußmaler, sie malen auch wirklich — es ist dann aber auch danach.“

„Hm. Und Sie sagen, Sie denken nicht!“

„Wenn mir ein Fisch in die Hand rennt, greif ich ihn, aber ich angle nie. Noch weniger stelle ich Netze oder Fischkästen auf in Gestalt von philosophischen Systemen oder dergleichen."

Förster lächelte. Es war doch ein Vergnügen, sich mit einem gescheiten Frauenzimmer zu unterhalten. Dann hing er die Tafel wieder auf und beleuchtete eine andere, während Marie sichs in einem Fauteuil behaglich machte.

„Oh!"

„Was haben Sie denn?"

„Einen Krug mit Passionsblumen von Marie Karsten entdeckt."

„Ach so!"

„Der Scherben der Armut, aus dem die Blume der Leiden emporblüht, reiner, königlicher als irgend eine andere! Sie sind eine Symbolikerin trotz Ihrem Herrn Bruder! Der Geist, die Schönheit vermählt der Qual und dem Mangel — ach Sie Dichterin!"

„Wer weiß?!"

„Ich weiß es. Und das empfand eine Frohnatur wie Sie! — Eine Blume geknickt, eine andere verwelkt auf dem Tische — die Opfer, die Not von der Schönheit und Größe gefeiert. Und das alles in blühendem Naturalismus mit dem höchsten Können gegeben."

„Sie geheimnissen viel zu viel hinein."

„Das ist es eben, das Wahre, daß der echtdenkende Künstler den Beschauer denken läßt, denken und empfinden."

Durch das Atelier ging ein gehobenes Schweigen, ein Schweigen der Bewunderung und stiller Freude über lebhaftes Mitempfinden. Und in das doch noch etwas hineinzitterte: das starke Mitgefühl für die Leiden der darbenden Welt, eine Art Passionsgefühl der Menschheit.

„Sie haben hier die Stimmung gemalt, gnädiges Fräulein, in die mich alle die Tage der Prozeß, der eben jetzt am Gerichte schwebt, versetzt hat. Einer der Fälle, in denen sich der Richter selbst zum Anwalt des Schuldigen machen möchte, da seine That mehr ein Verbrechen der Situation als frevelnden Übermutes ist: eine Kassendefraudation in einer dieser Verzweiflungslagen, wie sie einem bedrängten Familienvater erwachsen mögen, den die Sorge um ein krankes Kind und die Hoffnung, den Fehlbetrag rechtzeitig ersetzen zu können, mit starken Händen an den Abgrund drängen. Einer der Fälle, denen gegenüber den Besten das Gefühl der Unsicherheit überkommt, in der wir alle wandeln, und die den Glücklichen so bescheiden, so klein und so dankbar machen, den in selbstische Resignation Versunkenen aber so machtvoll herausreißen aus der Sonderwelt seiner Gefühle, so wie wir in Wahrheit niemals der Welt neben uns so enge verknüpft sind, als wenn wir uns glauben, in unserm Schmerz oder unserer Enttäuschung eine Welt für uns zu sein."

„Sie charakterisieren die Gefühlsweise des edlen Menschen, nicht des Menschen an sich."

„Zu schön haben Sie das gemacht: Die stummen Grüße der Not. — Gnädiges Fräulein!"

Sie sah ihn fragend an. Aber er zögerte, blieb stehen, betrachtete sie und schwieg.

„Ah!" rief sie übermütig. „Wollen Sie wohl! Hier ist nichts des Ansehens Wertes als meine Blumen — mein Gesicht zu allerletzt."

„Nein."

„Sie meinen, es sei immerhin geeignet, für einen Augenblick die Frage zu erregen, wie man so hübsch malen und dabei so garstig sein könne?"

„Wie Sie das, dieses stolze Leid, aus Ihrer Frohnatur, aus der Geschlossenheit und Selbstherrlichkeit Ihres Wesens heraus haben malen können, soviel Licht und soviel Trauer in einem Bilde, das wollte ich auf Ihrem Gesicht sehen."

„Und sehen Sie es?"

„Nein." Er wandte sich mit einer kleinen Verlegenheit ab. In der Beleuchtung, in der sie, sich umwendend, hielt, trat der ganze Mangel an Schönheit in ihrem Gesicht fast grell zu Tage. Warum mußten diese Wangen so derb, die Nase so kurz die Stirn so niedrig und der Mund so stark entwickelt sein! Selbst die Augen waren nicht schön, klein und sehr tiefliegend unter schwachen Brauen, von unbestimmter Farbe, aber freilich beredt durch ihre Leuchtkraft und Innerlichkeit, das Haar wohl üppig aber ohne interessante Farbennüancen, ein dunkles nüchternes Braun. Nur sehr schöne Zähne hatte sie.

„Denken Sie, und doch bin ich wiederholt geliebt worden," sagte sie, alles erratend.

„Wie meinen Sie? Das ist doch ganz selbstverständlich."

„So?"

„Glauben Sie, daß ein Mann immer nur die Schönheit liebt? Und sind Jugend und Geist nicht überdies schön an sich? nicht wie klare Luft und Sonne, die auch eine schlichte Landschaft zum Paradiese machen können?"

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Es giebt vortreffliche Stücke, über die sich nicht viel sagen läßt, und mißlungene, die im Zuschauer eine Fülle von Betrachtungen erwecken, deren Aussprache ihm Bedürfnis ist. Ein Stück dieses Schlages ist Georg Hirschfelds Schauspiel „Agnes Jordan“, das im „Deutschen Theater“ in einer so guten Darstellung gegeben wurde, wie sie an dieser Bühne in letzter Zeit nicht mehr zu sehen war. Dennoch war der Mißerfolg sichtlich und er hat nach unserer leidigen Art — denn in Berlin fällt, im Gegensatz zu Paris, nie bloß das Stück durch, sondern gleich immer der ganze Dichter — auch die bisher geltende Meinung über Hirschfelds „Mütter“ umgeworfen. Nun ist dies merkwürdige Stück, in allem Guten und Schlimmen ein richtiges Erstlingswerk, ja zweifellos seinerzeit überschätzt worden, aber man darf es deshalb heute nicht unterschätzen: die feine Beobachtung, der starke Stimmungsgehalt wiegen die Mängel der Technik unendlich weit auf, und diese Mängel waren zudem bei einem Zwanzigjährigen selbstverständlich. Freilich, gerade wer „Die Mütter“ würdigte, muß von „Agnes Jordan“ sehr enttäuscht sein. Es ist zu bedauern, und bei unserer Armut an wirklichen Talenten nicht bloß in Hirschfelds Interesse zu bedauern, daß er nach jahrelanger Arbeit nur eben dieses neue Ding da zu Stande gebracht hat, technisch eine Stümperei — im Vergleich dazu sind „Die Mütter“ meisterhaft gezimmert — und ohne Stimmungsgehalt. Was aber die Beobachtung betrifft, so macht nur einiges Nebensächliche den Eindruck der Wahrheit und des Lebens.

Es ist also nicht der Wert des Schauspiels, der mich dabei verweilen läßt, sondern weil es vortreffliche Gelegenheit bietet, einige allgemeine Fragen zu erörtern.

Seit zehn oder zwölf Jahren wird auch in Deutschland die angeblich neue Heilslehre verkündet, wie leicht eigentlich Jedem, der beobachten kann, das Dichten werden muß: er braucht das Beobachtete bloß wiederzugeben und hat uns ein treues Abbild des Lebens und schon darum eine vollwichtige Dichtung geschenkt. Ganz neu ist ja diese Heilslehre nicht: sie kehrt in Zwischenräumen von 50—60 Jahren wieder; nach 1770 haben sie die Stürmer und Dränger verkündet, zwei Menschenalter später Georg Büchner und seine Nachfolger; nun wieder die Naturalisten. Das ist natürlich kein Zufall; beginnt die Dichtung einer Zeit das Leben zu vernachlässigen, so kommt der Rückprall ins andere Extrem und die Beobachtung wird als die Hauptsache gepriesen. Das aber ist sie nicht, sondern nur eine Hauptsache. Wer nicht um sich sieht, nicht seine Umgebung, seine Nächsten betrachtet und das Gesehene in seinen Gestalten wiedergiebt, ist überhaupt kein Dichter; wer diesen Namen verdient, thut es, ob er will, ob nicht, weil er gar nicht anders kann, mag er nun ein Naturalist, Realist oder Idealist sein. Verschieden ist nur zweierlei: was den einzelnen Dichter vornehmlich zu beobachten interessiert, und die Art, wie er es wiedergiebt. Dem Idealisten ist der Geist, das Gemüt die Hauptsache und alles Andere verwirrende Zuthat; er scheidet es aus und schmilzt das, was ihm an dem Beobachteten wichtig war und darum haften geblieben ist, im Feuer seiner eigenen Individualität um. Der Realist hingegen beobachtet daneben auch das Körperliche, das scheinbar Zufällige im Menschen, ebenso das Milieu — aber er berichtigt die einzelne Beobachtung durch viele andere, verzichtet nicht auf das Ungewöhnliche und macht es doch nicht zur Hauptsache, kurz: er malt nach dem Leben. Der Naturalist aber will photographieren; so, meint er, kann es ihm garnicht fehlen; es muß ja echt sein, das Leben selber bieten, denn er hat es so gesehen. Und darin eben steckt der Grundirrtum dieser Richtung, ein so greifbarer Irrtum, daß kein großes Talent lange Jahre gebraucht hat, um ihn zu erkennen; Friedrich Schiller und — der Name in gebührendem Abstand genannt, aber er gehört hierher — Gerhart Hauptmann haben als Naturalisten begonnen, aber geblieben sind sie es nicht. Gegen zweierlei namentlich sträubt sich ein entwickelter Kunstverstand. Vor Allem gegen den Wahn, als ob sich das Leben überhaupt bis ins Kleinste getreu in einen Roman setzen oder auf die Bühne stellen ließe. Selbst der eingefleischteste Naturalist muß das Wichtige stark betonen, Licht und Schatten verteilen, vor Allem aber condensieren, sonst würde ja der Roman hundert Bände erfordern und das Drama tausend Abende. Der Naturalismus kann also auch nicht ganz und gar „natürlich“ sein, und was ist von einem künstlerischen Prinzip zu halten, dessen volle Durchführung überhaupt nicht denkbar ist?! Nun aber der zweite, womöglich noch größere Mangel. Je sorglicher der Naturalist den beobachteten sonderbaren Einzelfall mit all seinen Zufälligkeiten nachbildet, desto größer wird für ihn die Gefahr, uns Anderen, die wir den Fall nicht kennen, unwahr und unnatürlich zu erscheinen.

Für diese beiden Gefahren des Naturalismus ist dies Schauspiel ein so drastisches Beispiel, wie man ein gleich lehrreiches lange suchen könnte.

Georg Hirschfeld will uns das Schicksal zweier Menschen vor Augen stellen. Andere Dramatiker lösen die Aufgabe, indem sie uns diese Menschen in jenen Tagen oder Wochen, wo sich ihr Schicksal entscheidet, vorführen; was vorhergegangen, erfahren wir, so weit es uns interessieren muß, zwischendurch,

und was folgen wird, sagt uns der Ausgang oder läßt es erraten. So verfährt aber nicht etwa bloß der Idealist oder Realist, sondern auch der Naturalist, sofern er eben Instinkt oder Verständnis für das Wesen der dramatischen Kunstform hat, z. B. Hauptmann in seinen Erstlingswerken. Gewiß war der Dichter der „Versunkenen Glocke“ in jenen Jahren, da er „Vor Sonnenaufgang“ und „Das Friedensfest“ schrieb, ein überzeugter Naturalist, und doch — wie wirksam ist Alles auf eine knappe Spanne Zeit zusammengedrängt. Kurz, anders wird es kein wirklicher Dramatiker machen wollen, oder auch nur machen **können**; sein künstlerischer Instinkt zwingt ihn dazu.

Hirschfeld aber will es anders machen. Seine Heldin verheiratet sich 1865 und bis zur Verlobung ihres ältesten Sohnes, 1896, möchte er uns ihr Schicksal wissen lassen; das sind 31 Jahre und mehr als drei Stunden darf das Stück doch nicht dauern, sonst führt es selbst Herr Brahm nicht auf. Da hilft er sich denn dadurch, daß er eben einzelne Bilder aus den verschiedenen Jahren giebt; es sind ihrer zusammen sechs, ursprünglich werden es gewiß einige mehr gewesen sein. Wenigstens wären sie ebenso berechtigt, wie jene, die er uns giebt. Das Stück beginnt mit der Hochzeit der Heldin; ihre Verlobung ist ebenso wichtig; der Tag, wo sie sich ihrer Liebe bewußt wurde, auch, und von Rechtswegen müßten wir, um sie nach dieser Methode des Charakterisierens ganz genau kennen zu lernen, auch mindestens je ein Bild aus ihrer Kinder-, dann ihrer Backfisch- und endlich ihrer Mädchenzeit zu sehen bekommen. Das zweite Bild spielt 1873; der Mann läuft bereits längst drallen Dienstmädchen nach und behandelt die Frau und ihre Verwandten brutal, aber das wird er ja auch schon früher gethan haben, und dasselbe thut er 1882, wo der dritte Akt spielt, noch immer; entweder ist das Bild von 1873 ganz überflüssig oder es sind noch einige mehr berechtigt. Die Frau geht endlich davon; die Kinder bleiben verlassen zurück, das vierte Bild: die Frau entschließt sich, zurückzukommen, das fünfte. Dann scheint in vollen vierzehn Jahren nichts besonderes mehr vorgegangen zu sein, bis sich, wie gesagt, der Älteste, Hans, 1896 verlobt, sechstes Bild. Nun giebts aber da noch einen zweiten Sohn, Ludwig, der hoffentlich auch noch heiraten wird. Die Beifügung eines siebenten Bildes kann also noch erfolgen. Und Agnes Jordan als Großmutter wäre ein achtes u. s. w.

Ganz unwillkürlich, gegen meine Absicht, bin ich in diesen Ton verfallen, denn ernsthaft kann man über eine solche Technik nicht sprechen. Oder müßte wirklich erst auseinander gesetzt sein, wie kindlich, roh, unbehilflich sie ist, wie dieses Zusammenfügen willkürlich herausgegriffener Bilder nun und nimmer ein Bild, ein Kunstwerk ergeben kann?! Aber etwas Anderes muß gesagt werden, wie Hirschfeld dazu gekommen ist.

Ganz einfach, haben Viele geantwortet, weil er eben kein wirkliches Drama schreiben kann. So einfach aber liegt die Sache, wie ich glaube, doch nicht. Daß das Drama bei ihm nicht, wie bei Hauptmann, die Kunstform ist, die er unter dem Zwange seiner künstlerischen Individualität instinktiv wählen muß, daß er kein geborener Dramatiker ist, glaube auch ich, sonst hätte er „Agnes Jordan“ gewiß anders zu komponieren versucht. Zudem erweisen „Die Mütter“ wohl eine dichterische, aber keine spezifisch dramatische Begabung: die Vorzüge dieses Werks kämen vielleicht sogar in einer Novelle noch wirksamer zur Geltung. Und ebenso glaube auch ich, daß Hirschfeld, da er in den Jahren seit diesem Erstlingswerk nichts an Technik hinzugelernt, wohl aber Vieles verlernt hat, nun bittere Not hätte, ein wirkliches Drama zu schreiben. Aber ebenso fest bin ich überzeugt, daß er eben hinzugelernt hätte, statt zu vergessen, wenn er nicht unter dem Bann einer unhaltbaren Kunstdoktrin stände. Insofern ist er ein Opfer des Naturalismus, wie er sich in gewissen Köpfen malt, noch immer malt, obwohl jene Dichter, an die auch diese Extremen glauben, ihn stets anders und verständiger aufgefaßt haben, eben weil sie Dichter sind und Kunstverstand haben.

Ähnlich liegen die Dinge, was den Eindruck der Naturtreue betrifft, den das Werk mühselig anstrebt und nicht erreicht.

Das Schauspiel führt uns Ehe- und Lebens-Verhältnisse aus mäßig begüterten, jüdischen Kaufmannskreisen Berlins vor Augen. Hirschfeld selbst stammt aus diesen Kreisen. Als er uns vor einiger Zeit in einem Einakter „Zu Hause“, diese Schichte in häßlichem Lichte vorführte, versicherten seine Freunde, es seien Eindrücke seiner eigenen Jugend, so habe er es gesehen. Das Gleiche haben sie nun gesagt, und die Regie des „Deutschen Theaters“ hat uns noch mehr gesagt: sie hat geduldet, daß Ludwig, der Sohn des ungebildeten, rohen, zügellosen Gustav Jordan, in der Maske des **Dichters** gegeben wurde! Ich würde die Thatsache bezweifeln, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Bei den ersten Aufführungen mußte der Zuschauer scharf hinblicken, um zu erkennen, daß im fünften Akt nicht der Dichter selbst spielte, und daß sich am Schluß nicht jener Schauspieler für das Mischmasch von Zischen und Beifall bedankte. Ich habe Hirschfeld nie gesprochen, weiß nichts von ihm, kann seine Einflußnahme auf die Regie nicht abschätzen. Darum nehme ich an: es lag nicht in seiner Macht, diese ungeheuerliche Taktlosigkeit zu verhindern. Aber wen immer er hier auf die Bühne gebracht hat, das eine bezweifle ich keinen Augenblick: es sind Menschen, die er aufs genaueste kannte, und verschiedene Umstände, insbesondere kleine Züge, die gewiß beobachtet, nicht

erfunden sind, drängen mir den Schluß auf, daß er sich sehr treu an die Natur gehalten hat.

Und dennoch sagen alle, wohlgemerkt alle, die etwas von diesen Kreisen wissen: „So sieht es dort nicht aus! Gewiß, viele dieser Kaufleute aus der Großbeeren-, Köpenicker- oder Neanderstraße mauscheln, wie die Jordan, Weiß, Wiener u. s. w. in diesem Schauspiel, aber das ist auch die einzige Ähnlichkeit. Diese Menschen empfinden in Wahrheit ganz anders, sind im guten wie im schlimmen grundverschiedene Menschen. Herr Hirschfeld kennt sie nicht oder er hat ein Zerrbild liefern wollen.“ Und derselben Meinung sind jene, die zwar zu der Köpenickerstraße im besonderen keine sozialen Beziehungen unterhalten, aber die deutschen Juden im allgemeinen sehr wohl kennen. Ich aber glaube: Hirschfeld hat eben das Malheur gehabt, nur ausnahmsweise brutales und erbärmliches Pack genau beobachten zu können, und das weitaus größere Malheur, es nach der Doktrin der fanatischen Naturalisten photographieren zu wollen. Er ist unnatürlich geworden, weil er sich zu ängstlich an die Natur gehalten hat.

Ich glaube also, daß Gustav Jordan gelebt hat oder noch lebt. Aber ein zweites Exemplar wird man nicht finden, und wenn man die ganze Köpenickerstraße samt allen Nebenstraßen durchsuchen wollte. Es ist nicht die Art jüdischer Familienväter, ihren Dienstmädchen schamlos nachzustellen, ihre Frauen aber brutal zu behandeln und den Bildungstrieb dieser Frauen zu verhöhnen. Es ist nicht ihre Art, ihre Kinder vom Lernen abzuhalten und ihnen statt dessen unpassende Romane in die Hand zu geben: nicht ihre Art, leichtfertig mit der Gesundheit dieser Kinder umzugehen und die Gebote des Arztes in den Wind zu schlagen. Von alledem ist das Gegenteil wahr und typisch. Der jüdische Geschäftsmann dieser Schichte ist ein zärtlicher, oft nur allzu zärtlicher Vater, der die Gebote des Arztes übertreibt und durch seine Ängstlichkeit Schaden anrichtet; er findet es ferner durchaus in der Ordnung, daß seine Frau gebildeter ist als er, und ist oft genug um so stolzer auf sie, je weniger er von den Büchern, an denen sie Freude hat, versteht. Die Ehre seines Hauses aber wahrt er unverbrüchlich, wie immer es auch um seine Vergnügungen außerhalb des Hauses bestellt sei. Auch als Geschäftsmann ist dieser Herr Jordan ein Unikum. Hier nur eine Probe. Er will, um sein kleines Geschäft zu vergrößern, 60 000 Mark bei einem Freunde leihen. Wie wird er dies in Wahrheit beginnen? Er wird Einsichtnahme seiner Bücher anbieten, um zu erweisen, daß er kreditwürdig ist. Jordan aber gerät, als der Freund dies Selbstverständliche wünscht, vor Zorn außer sich!

Genau dasselbe gilt von Agnes Jordan. Auch sie ist den Frauen dieser Kreise so unähnlich als möglich. Sie wissen sich zu wehren, und wenn sie Alles dulden, den Skandal im Hause sicherlich nicht. Aber ihre Kinder lassen sie nicht im Stich, und wenn sie sich mit Männern verloben, die nicht richtig deutsch sprechen, so sind sie klug genug, die Erziehung zur Grammatik bis nach der Hochzeit aufzusparen. Freilich sind das nur Kleinigkeiten, die nicht schwer wiegen gegenüber der Schwächlichkeit, mit der dieser Charakter überhaupt gezeichnet ist. Will man einmal inne werden, was eine geniale Schauspielerin einer schwachen Rolle aus Eigenem geben kann, so lese man zuerst das Buch und sehe sich dann Frau Sorma in der Titelrolle an.

Ein einzelner Gustav Jordan mag einmal in der Köpenickerstraße zu beobachten gewesen sein, eine Agnes Jordan hat nie gelebt. Darum wären diese Gestalten unter allen Umständen verfehlt, auch wenn sie nicht mit dem Anspruch, als Typen zu gelten, vor uns hingestellt wären. Nun ist dies aber zudem der Fall. So sei die alte Generation gewesen, hören wir im letzten Akt.

Dadurch wächst der ästhetische Mangel ins Ungeheure und wird obendrein zum ethischen Makel des Werks. Es ist keinem Schriftsteller, auch nicht dem jüdischen Stammes zuzumuten, daß er deshalb, weil wir in den Zeiten des Antisemitismus leben, die Juden lichter male, als sie sind. Aber schlechter, als sie sind, darf er sie nicht zeichnen, am wenigsten in diesen Zeiten. Und thut er es dennoch, so wird er sich der Gefahr aussetzen, daß man zur Erklärung Vermutungen heranzieht, die für ihn nicht schmeichelhaft sein können.

Von andern Novitäten ein nächstes Mal.

In Sommerschwüle.

So drückend lag die Luft, so schwül
Auf den dämmernden Sommerlanden,
Am Horizont auf schwarzem Pfühl
Blitze kamen und schwanden.

Die Akazienblüten sogen tief
In den Kelch den Tau aus den Lüften
Und schauerten leis; die Narzisse schlief,
Betäubt von den eigenen Düften.

Tiefstill der Park. Ein Eulenschrei glitt
Allein durch die dunkle Bläue.
Ich wandelt in Träumen. Mit schlurfendem Tritt
Hinter mir ging Frau Reue.

Carl von Arnswaldt.
(Ungedr. Nachlaß.)





Berlin in der Reaktionszeit.

(1850—1858.)

Erinnerungen von Max Ring.

V.

Varnhagen und sein Kreis.

(Schluß).

Zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt, flüchtete Ludmilla Assing nach Italien, wo sie in Florenz sich niederließ und mit der italienischen Demokratie, auch mit Garibaldi und Mazzini in freundschaftliche Verbindung kam. Schon im vorgerückten Alter heiratete sie den verabschiedeten Bersaglieri-Lieutenant und Schriftsteller Grimelli, von dem sie sich jedoch bald wieder scheiden ließ. Kurz vor ihrem Tode verfiel sie in ein geistiges Leiden. In ihrem Testament setzte sie die italienische Demokratie zur Erbin ihres nicht unbedeutenden Vermögens und ihrer Villa in Florenz ein. Ihre aus Amerika zurückgekehrte Schwester, mit der sie gänzlich zerfallen war, suchte das Testament anzufechten, wurde aber mit ihrer Klage abgewiesen, worauf sie sich das Leben nahm. In so tragischer Weise endete das Haus Varnhagens, das einst ein Glanzpunkt der Berliner Gesellschaft war.

Unter den mit Ludmilla befreundeten Frauen ragte vor allen die Gräfin Elisa von Ahlefeldt hervor, die gewissermaßen die Poesie der Freiheitskriege und die Muse Immermanns in ihrer Person verkörperte. Obgleich bejahrt und leidend, war sie noch immer eine anziehende Erscheinung, schlank gewachsen, mit seelenvollen blauen Augen, anmutig und graziös, weiblich zart und mild, begeistert für alles Große, Schöne und Edle, weniger durch glänzenden Geist, als durch ihr tiefes Gemüt ansprechend und fesselnd, wie geschaffen zur Freundin eines Helden und Dichters. Ein eigener Zauber umschwebte die bleiche kränkliche Gräfin, die Erinnerung an eine große Zeit, die Geister jener herrlichen Jugend, die sich einst um sie und ihren Gatten, den kühnen Freiheitskämpfer, geschart. Ihr hatte früher „Lützows wilde Jagd“ gehuldigt: der tapfere Friesen, „ein lichter Schönheitsstrahl,“ wie Arndt von ihm gesungen, und Theodor Körner waren ihre Ritter und ihr ergeben bis in den Tod.

Ohne jede eigene Schuld von dem ritterlichen, aber leichtsinnigen Lützow 1825 geschieden, schloß die Gräfin später mit dem bekannten Dichter Immermann ein Freundschafts- und Seelenbündnis. Beide führten mit einander in Düsseldorf mehrere Jahre ein wahrhaft poetisches Leben, in Gesellschaft der bedeutenden Künstler und Kunstforscher jener Stadt. Schon nach einigen Jahren endete das Bündnis zwischen dem jüngeren Dichter und der älteren Gräfin, wie die meisten derartigen Verhältnisse zu enden pflegen, mit einer bitteren Enttäuschung. Bei einem Besuche, den Immermann in Magdeburg abstattete, lernte er eine junge Dame, Marianne Niemeyer aus Halle kennen, mit der er sich bald darauf verheiratete.

Nach dieser schmerzlichen Trennung von dem Dichter reiste die Gräfin mit ihrer treuen Freundin Johanna Dieffenbach, der Gattin des berühmten Chirurgen, nach Italien. Zurückgekehrt, zog sie 1840 nach Berlin, wo sich bald wieder ein neuer Kreis hervorragender Männer und Frauen um sie sammelte. Zu ihren Freunden und Bekannten zählte sie Wilhelm von Humboldt, Ludwig Tieck, den Bildhauer Rauch, die Maler Cornelius und Wach, die Professoren Friedrich von Raumer und Heinrich Steffens, die Schriftstellerinnen Henriette Paalzow, Katharina Diez, Fanny Lewald, Luise Mühlbach mit ihrem Gatten Theodor Mundt. Vor allen aber hing an ihr der General von Palm, der Waffengenosse Lützows und Friesens, mit unerschütterlicher Treue. Noch immer übte die Gräfin auf die dichterische Jugend, die sie zum Schaffen anregte und durch ihren Beifall aufmunterte, den alten Zauber. Wie einst Immermann in Düsseldorf, so las ihr jetzt in ihrem trauten Heim zu Berlin Feodor Wehl sein erstes Trauerspiel „Hölderlins Liebe“ vor, Gustav von Putlitz „das Pfand der blauen Schleife“, Palleske seinen „König Monmouth“ und Gottschall die epischen Gedichte „Lambertine Mericourt“ und „Carlo Zeno“. Bis zu ihrem Tode nahm sie den innigsten Anteil an der Poesie der Gegenwart, förderte sie durch ihren feinen Takt, ihr sicheres Urteil und ihr Kunstverständnis die jungen Talente, welche an ihrem Grabe trauerten und ihr ein liebevolles Gedächtnis bewahrten.

Ein seltener, aber stets willkommener Gast in dem Hause Varnhagens war auch Johanna Neander, die Schwester des berühmten Theologen, bekannt durch ihre wahrhaft rührende Liebe für den unbehülf-

lichen Gelehrten, von dessen Zerstreutheit man sich die wunderbarsten Geschichten erzählte. So mancher Berliner wird sich noch des seltsamen unzertrennlichen Geschwisterpaares erinnern, das Arm in Arm Unter den Linden wanderte; er im langen, um den mageren Körper schlotternden braunen Rock, in sich versunken, die träumerischen Augen mehr zum Himmel, als auf die Erde gerichtet, sie eine kleine unansehnliche Gestalt, aber klug und resolut, ihn stützend und leitend, wie seine zweite Vorsehung. Unablässig sorgte sie für ihn und pflegte ihn, wie eine Mutter ihr hülfloses Kind. So gingen beide innig miteinander vereint, bis der Tod sie trennte. Nachdem er längst gestorben war, konnte sie es nicht begreifen, daß er sie verlassen. Auf ihrem Krankenlager, in ihren Fieberphantasien sprach sie von und mit dem geliebten Bruder, als ob er noch am Leben wäre. Als ihre Nichte ihr sagte: „Besinne Dich doch; er ist ja schon vor vier Jahren gestorben, nachdem Du ihn wie ein Engel gepflegt hast,“ entgegnete sie mit schwacher Stimme: „Vor vier Jahren gestorben! Das ist nicht möglich. Wie hätt' ich es wohl so lange allein ohne August ausgehalten? Da hätte ich ja verrückt werden müssen. Nein, ich habe immer mit August gelebt.“

Von jüdischen Eltern 1777 geboren, hatte Johanna Mendel sich mit ihrem Bruder taufen lassen und wie er den Namen Neander angenommen. Ursprünglich eine frische, heitere, jeder religiösen Schwärmerei fremde Natur, schloß sie sich aus Liebe für ihn seiner frommen Richtung an, die sonst mit ihrem freien, vorurteilslosen Geist nicht harmonierte. Trotzdem war sie keine pietistische Kopfhängerin; unwillkürlich brach immer wieder ihr fröhliches Temperament hervor, bewahrte sie sich ihren angeborenen Witz und ihren liebenswürdigen Humor. Gern neckte sie die jungen Theologen, die ihren berühmten Bruder besuchten, und unterbrach ihre frommen Reden, durch die sie sich ihm zu empfehlen glaubten, mit lustigen Bemerkungen. Gewöhnlich richtete sie an die Herren die verfängliche Frage: „Herr Kandidat, haben Sie auch eine Braut?“ Wenn dann der so Angeredete errötend und mit niedergeschlagenen Augen ein schüchternes Nein erwiderte, rief sie: „Ach! Das wundert mich. Sonst pflegt doch jeder Theologe eine Braut zu haben. Das gehört einmal zu seinem Beruf.“ Als ein Kollege ihres Bruders einmal in ihrer Gegenwart über Hamburg, das sie sehr lieb gewonnen hatte, eine unpassende Bemerkung machte, sagte sie ärgerlich: „Was wissen Sie denn von Hamburg!“ und auf seine Entgegnung, daß er in Hamburg geboren und erzogen sei, erwiderte sie rasch: „Geboren, das mag sein, aber erzogen nicht; denn erzogen, mein Lieber, erzogen sind Sie nirgends.“ Von demselben Herrn behauptete sie, die menschenfreundlichste Handlung seines Lebens sei, daß er sich nicht verheiratet habe. Von einem andern langweiligen Bekannten, der verreisen wollte und den man fragte, ob er zu seinem Vergnügen reise, sagte sie: „Nein! Er reist nur zu meinem Vergnügen.“ Als bei Varnhagen einmal von einer beliebten, aber untergeordneten Schriftstellerin die Rede war und zu ihrer Empfehlung angeführt wurde, daß dieselbe sich und ihre Familie durch ihre fleißige Feder erhalten habe, was doch anerkennungswert sei, entgegnete sie in ihrer komischen Weise: „Ach was! Ihre Feder thut es nicht, sondern die Dummheit des Publikums, das ihre Schriften liest.“

Trotz ihres scharfen Witzes war Johanna Neander die selbstloseste, gutmütigste Seele, zu jedem Opfer für ihre Freunde und besonders für ihren Bruder bereit, der sie anbetete und ihre Liebe in demselben Maße erwiderte. Eines Tages, als Friedrich von Raumer sie fragte: „Wo werden Sie diesen Sommer hinreisen?“ antwortete sie: „Nach Paris! Ich ginge lieber nach München, aber mein Bruder will auf der Bibliothek in Paris einige seltene Bücher und Manuskripte studieren.“ Da Raumer bald darauf Neander sprach und ihm mitteilte, daß die von ihm gesuchten Bücher auch in München zu finden wären, sagte ihm dieser, daß er Paris nur gewählt habe, weil er glaubte, daß seine Schwester es zu sehen wünsche. Nachdem sich so das Mißverständnis aufgeklärt hatte, reisten Beide mit einander vergnügt nach München. Die große Zerstreutheit Neanders gab die Veranlassung zu den komischsten Scenen und machte seiner Schwester viele Sorgen. So erzählte man sich, daß sie eines Morgens, als Neander in sein Kollegium gegangen war, voll Schreck seine zurückgelassenen Beinkleider bemerkte und in dem Glauben, daß er in seiner Zerstreutheit das unentbehrliche Kleidungsstück vergessen, ihm nacheilte und ihn aus dem Auditorium rufen ließ, um ihm die unter ihrem Mantel verborgenen Inexpressibles zu bringen. Doch hatte ihm sein Schneider an demselben Morgen ein Paar neue Beinkleider geliefert, die Neander angezogen. Ein andermal, da er sich beklagte, daß er zu weit von der Universität ab wohne, mietete sie ihm eine ganz nahe gelegene Wohnung. An dem ersten Tage begleitete sie ihn aus Vorsicht ins Kollegium, damit er sich nicht verirre. Da sie aber noch einige nötige Besorgungen zu machen hatte, so machte sie einen größeren Umweg durch verschiedene weit abgelegene Straßen. Nachdem sie ihn bis zur Universität gebracht und wieder in ihre neue Wohnung zurückgekehrt war, wartete sie vergebens auf Neander. Stunde auf Stunde verging und schon begann sie wegen seines langen Ausbleibens ängstlich zu werden, als er endlich erschien und sich bitter darüber beschwerte, daß er jetzt noch weiter als früher zur Universität zu gehen habe. Der zerstreute Gelehrte hatte genau denselben Umweg gemacht, den ihn seine Schwester am Morgen geführt hatte.

Fast noch origineller und witziger als Johanna

Neander war die Gräfin Klotilde von Kalkreuth, eine der amüsantesten und liebenswürdigsten Damen in der Gesellschaft Varnhagens. Einer alten aristokratischen Familie angehörig, voll Geist, in ihrer Jugend schön und anmutig, hatte sie die glänzendsten Anträge zurückgewiesen, um, wie Johanna Neander mit ihrem Bruder, mit ihrer alten Mutter in beschränkten Verhältnissen, aber vollkommen unabhängig zu leben. In ihrer bescheidenen Häuslichkeit empfing sie bei einer Tasse Thee und einem frugalen Abendbrot die beste Gesellschaft: Männer wie Varnhagen, der berühmte Augenarzt Gräfe und Ernst Dohm zählten zu ihren Verehrern. Lange Jahre war sie die vertraute Freundin der Gräfin Ida Hahn-Hahn gewesen, aus deren Leben sie die interessantesten Mitteilungen zu machen wußte, die mir die traurigen Verirrungen und religiösen Wandlungen der bedeutenden Schriftstellerin erklärten.

Ohne besondere wissenschaftliche Kenntnisse fesselte die Gräfin Kalkreuth durch die Originalität ihres Geistes, den natürlichen Reiz ihrer Unterhaltung und durch ihre witzigen Einfälle. Als sich z. B. eine ihrer Freundinnen mit einem wenig angenehmen vornehmen Herrn verlobte, nachdem sie demselben schon mehrere Körbe gegeben, und man sich darüber wunderte, sagte sie: „Sie nimmt ihn nur, um ihn endlich loszuwerden.“ Ungeachtet ihrer höchst einfachen Straßentoilette — sie trug gewöhnlich einen unmodernen Seidenhut, ein braunes Kaschmirkleid und ein rotkarriertes wollenes Umschlagtuch — war sie eine vornehme Erscheinung. Eine Aristokratin im besten Sinne des Wortes, durch und durch loyal, treu dem Königshause, innerlich fromm, blieb sie frei von allen Vorurteilen der Geburt, des Standes und des Glaubens. Freundlich gegen den geringsten Menschen, tolerant gegen jede politische und religiöse Meinung, die treueste Freundin ihrer Freunde, stets bereit ihnen zu dienen, zu helfen und ihnen die größten Opfer zu bringen, mit einem Worte, eine der besten Frauen, welche mit weiblicher Herzensgüte einen männlichen Geist und Charakter verband.

Ähnlich anregend wirkten Frau von Treskow, in erster Ehe mit dem General von Zielinski verheiratet, einst eine gefeierte Schönheit und durch ihren Briefwechsel mit Rahel bekannt, ihre talentvolle Tochter Ada, die später mit Erfolg als Schriftstellerin unter dem Pseudonym Günther von Freiberg aufgetreten ist, und die leider früh verstorbene Aline von Schlichtkrull, die durch ihre Romane zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ausschließlich mit ihren Studien und Arbeiten beschäftigt, verfolgte sie das ihr vorschwebende Ziel mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Sie sprach und schrieb englisch so gut, daß sie ihren ersten Roman „Die verlorene Seele“ zuvor in englischer Sprache verfaßte und dann später ins Deutsche übersetzte. Für ihre historischen Erzählungen „Richelieu“ und „Der Agitator von Irland“ machte sie die gründlichsten Studien im südlichen Frankreich und in England, das sie zu diesem Zweck bereiste. Ihre Kenntnisse der Geschichte, der politischen Verhältnisse und des parlamentarischen Lebens verrieten einen männlichen Geist und mußten bei einer so jungen Dame doppelt überraschen. Die lateinischen Quellen las sie in der Ursprache mit Leichtigkeit. Außerdem war sie eine ausgezeichnete Klaviervirtuosin, eine Schülerin Kullaks, in dessen Hause sie lebte, und so musikalisch gebildet, daß ihr jede Partitur geläufig war. Dabei zeigte sie keine Spur von einem Blaustrumpf, sondern die zarteste Weiblichkeit, den feinsten Takt; eine Blondine, mit klugen Zügen, sanften blauen Augen und anmutigen Formen. Eine rasch sich entwickelnde Schwindsucht machte ihrem so vielversprechenden Leben ein Ende.

Auch die weite Ferne schickte von Zeit zu Zeit ihre erlesenen Geister in das Varnhagensche Haus, das gastfrei jedem empfohlenen oder sich selbst empfehlenden Mann geöffnet war. Russen, Franzosen, Engländer und selbst Amerikaner kamen und brachten neue belebende Elemente zu den bereits vorhandenen, so daß der Goethesche Gedanke einer „Weltlitteratur“ hier verwirklicht schien. Im Oktober 1852 sahen wir Carlyle, den Erfinder des Heroenkultus. Der berühmte Schotte, der in Berlin die Materialien zu seiner „Geschichte Friedrichs des Großen“ sammelte, hatte eine große, knochige Figur, ein schmales, stark gerötetes Gesicht, feurige Augen unter buschigen Augenbrauen und wirre, teilweis bereits ergraute Haare. In seinem Wesen lag etwas Scheues, fast Wildes, wie man bei Menschen findet, welche lange fern von der Gesellschaft in tiefer Einsamkeit gelebt haben. Dies war auch bei Carlyle der Fall, da er sich lange Jahre mit seiner Gattin auf einem abgelegenen wildromantischen Dorfe unter den größten Entbehrungen aufgehalten hatte. Er sprach das Deutsche geläufig, wenn auch mit englischer Betonung und zeigte eine wahrhaft bewunderungswürdige Kenntnis unserer Litteratur. Auch der damals noch wenig bekannte Verfasser des „Leben Goethes“, der Engländer Lewes und seine spätere Gattin, die geniale Schriftstellerin Miß Elliot, eine weniger schöne als interessante Dame, mit männlichen Zügen, verkehrten bei Varnhagen und hinterließen einen eben so angenehmen als bedeutenden Eindruck.

Mit großer Freude und Auszeichnung wurde von Varnhagen und seinen Freunden Uhland begrüßt, der im Jahre 1853 nach Berlin kam, um die Schätze der königlichen Bibliothek für seine litterarhistorischen Studien zu benutzen. Bekanntlich war sein Äußeres unscheinbar wie das Gefieder der Nachtigall, die unter ihrer bescheidenen grauen Hülle die herrlichsten Lieder verbirgt. Nur sein seelenvolles mildes Auge, die klare hohe Stirn und ein sinniger Zug um den feinen Mund verrieten den Dichter. Gegen seine sonstige Gewohnheit erschien Uhland bei

seinem alten Freunde Varnhagen lebhaft anregend und angeregt, selbst gesprächig, obgleich er sonst ein „großer Schweiger" war. Offen äußerte er seine Unzufriedenheit über die damaligen politischen Zustände, über die traurige Reaktion und die verkehrten Maßregeln der deutschen Regierungen. Dennoch gab er nicht die Hoffnung auf den Sieg der Freiheit und das Zustandekommen eines einigen Vaterlandes auf. Mit diesen politischen Reminiszenzen an die Paulskirche und an die letzten Tage des Rumpfparlaments in Stuttgart, dem er treu angehörte, wechselten Erinnerungen an die poetische Vergangenheit, reich an interessanten Bemerkungen und Urteilen über ältere und neuere Litteratur, die eine große Milde bekundeten. Während Uhlands Anwesenheit in Berlin beabsichtigte der Regisseur Düringer dem Dichter zu Ehren eine Aufführung des neu einstudierten Trauerspiels „Herzog Ernst von Schwaben" auf der königlichen Bühne zu veranstalten. Als ich Uhland die Nachricht mitteilte und ihn aufforderte, der Vorstellung beizuwohnen, schüttelte er den Kopf, indem er mit wehmütigem Lächeln hinzufügte: „Die Mühe hätte die Intendanz sich sparen können. Ich bin kein dramatischer Dichter und mein Trauerspiel ist nichts weiter, als ein jugendlicher Versuch, der nicht auf die Bühne paßt." In seiner Bescheidenheit lehnte er jede ihm zugedachte öffentliche Ovation entschieden ab. Dagegen erfreuten Uhland und seine ihn begleitende Gattin, eine echte, noch immer anmutige Schwäbin, in einer Gesellschaft, welche Varnhagen zu Ehren seines berühmten Gastes gab, alle Anwesenden durch ihre harmlose, von Herzen kommende Freundlichkeit und anspruchslose Gemütlichkeit.

Der Empfehlung Varnhagens verdankte ich auch das Glück, Alexander von Humboldt persönlich kennen zu lernen. Bei den zahlreichen Besuchen, mit denen der große Naturforscher täglich belästigt wurde, sah er sich genötigt, eine gewisse Ordnung zu beobachten, die er selbst streng innehielt. Jeder Fremde, der ihn zu sehen und zu sprechen wünschte, mußte sich deshalb schriftlich an ihn wenden. Wenn der Besuch willkommen war, erhielt er eines jener kleinen Billets in der Humboldt eigentümlichen Schrift, deren Hieroglyphen nicht ganz leicht zu enträtseln waren. Auf seiner großen Reise hatte dieser nämlich die Gewohnheit angenommen, auf einer über seinen Knieen ausgebreiteten Mappe sowohl Briefe wie auch größere Arbeiten niederzuschreiben, wozu er sich der lateinischen Lettern bediente. Da die Zeilen unter solchen Umständen nur schwer die grade Linie innehielten und die Worte bald darüber, bald darunter schwebten, so boten diese Billete von seiner Hand selbst den eingeweihten Freunden und Bekannten eine zuweilen kaum lösbare Aufgabe. Ein solches Schreiben lud mich zu dem von mir sehnlich gewünschten Besuch ein. Zu der angegebenen Stunde begab ich mich nach dem Hause in der Oranienburger Straße, in dem der berühmte Gelehrte bis zu seinem Tode wohnte. Das stattliche Gebäude gehörte dem Bankier Alexander Mendelssohn, dem Freunde Humboldts. Als diesem von dem früheren Besitzer die ihm lieb gewordene Wohnung gekündigt wurde und er sich wegen des durch seine große Bibliothek höchst beschwerlichen Umzuges beklagte, kaufte Mendelssohn heimlich das Haus, um ihm diese Unannehmlichkeit zu ersparen.

Bei meinem Eintritt wurde ich in ein geräumiges helles Vorzimmer gewiesen, das mit ausgestopften Vögeln, Fischen und Seetieren aller Zonen angefüllt war. Ringsumher standen und lagen physikalische, chemische und optische Instrumente. An den Wänden hingen einige Gemälde, meist Landschaften und Bilder der tropischen Natur. Das Ganze stimmte zu dem Charakter und Beruf des Eigentümers und bereitete den Gast in würdiger Weise vor. Nachdem ich einige Minuten in dem Vorzimmer verweilt und mich umgesehen, erschien ein älterer Diener, mit jener unverkennbar militärischen Haltung, die mir auf den ersten Blick den gedienten preußischen Soldaten verriet. Das rote, gutmütig ernste Gesicht und das stramme Wesen erinnerte mich unwillkürlich an den biederen Wachtmeister Paul Werner in Lessings „Minna von Barnhelm". Es war Humboldts treuer Kammerdiener Seifert, der bereits länger als dreißig Jahre in seinen Diensten stand und ihn auf der Reise durch die Steppen Hochasiens begleitet hatte. Er genoß das volle Vertrauen seines Herrn, an dem er mit unerschütterlicher Treue hing, und stand an der Spitze des ganzen Hauswesens, da Humboldt ja unverheiratet war. Seifert führte mich durch die große Bibliothek, von der uns der bekannte Maler Eduard Hildebrandt ein treues Abbild gegeben hat, in das eigentliche Empfangszimmer. Hier begrüßte mich ein freundlicher Greis in gebückter Haltung und forderte mich mit liebenswürdigem Lächeln auf, an seiner Seite Platz zu nehmen. Während der mir unvergeßlichen Unterhaltung hatte ich hinlänglich Zeit, mir das Bild des berühmten Gelehrten einzuprägen. Die Figur war nicht groß, aber kräftig, untersetzt, Füße und Hände auffallend klein. Silberweißes Haar umgab das würdige Haupt, die blauen Augen leuchteten trotz des hohen Alters lebhaft und klar, um den fein geschnittenen runzligen Mund schwebte meist ein eigentümliches, halb wohlwollendes, halb sarkastisches Lächeln; das ganze Gesicht verriet geistige Überlegenheit, gepaart mit humaner Milde und Freundlichkeit. Bekanntlich war Alexander von Humboldt ein Meister der Rede, ein wundervoller Erzähler, der mit französischem Esprit deutsche Gediegenheit verband. Unterstützt von einem seltenen Gedächtnis überraschte er durch den unerschöpflichen Schatz seiner Kenntnisse und seiner Erinnerungen. Um dies Wunder zu erklären, behauptete die böswillige Fama, daß Humboldt sich auf seine Besuche und Abendgesellschaften förmlich vorzubereiten pflege. Mancher Gelehrte und

Schriftsteller wurde bei solchen Gelegenheiten in das größte Erstaunen gesetzt, wenn der berühmte Naturforscher unerwartet einige Stellen aus dessen jüngst erschienenen Schriften wörtlich citierte oder mit ihm über den Inhalt eines eben von ihm veröffentlichten Buches eingehend sprach.

Wie ich selbst bei meinem ersten Besuche und bei späteren Begegnungen erfuhr, gab es so leicht keine einigermaßen hervorragende Erscheinung in der Wissenschaft, Kunst und Litteratur, die er nicht kannte und beachtete. Es schien daher vollkommen rätselhaft, woher Humboldt die Zeit nahm, um allen Ansprüchen, den Forderungen der Wissenschaft, dem geselligen Verkehr, seiner Stellung am Hofe und einer so ausgebreiteten, über die ganze zivilisierte Welt sich erstreckenden Korrespondenz zu genügen. Nur die zweckmäßigste Zeiteinteilung und Benutzung jeden freien Augenblickes befähigte ihn zu solch ausgezeichneten Leistungen. Gewöhnlich stand Humboldt nach acht Uhr morgens auf; während des Frühstücks las er die Zeitungen und die eingegangenen Briefe, die er meist sogleich beantwortete. Hierauf kleidete er sich mit Hilfe seines Kammerdieners an, um die angemeldeten Besucher zu empfangen oder selbst bis zum Mittag die nötigen Besuche zu machen. Um drei Uhr ging er zur königlichen Tafel, an der er gewöhnlich zu speisen pflegte, wenn er sich nicht selbst, wie dies häufig geschah, in der Familie Mendelssohn zu Gaste geladen hatte. Erst um sieben Uhr des Abends kehrte er in seine Wohnung zurück, wo er lesend oder arbeitend bis neun Uhr verweilte. Von Neuem rief ihn dann seine Pflicht an den Hof oder auch in die Gesellschaft, aus der er dann gegen halb zwölf Uhr heimkehrte. Wann aber arbeitete eigentlich Humboldt und zu welcher Zeit schuf er jene unsterblichen Werke, die wir bewundern? Erst um Mitternacht setzte er sich an den Arbeitstisch, an dem ihn oft noch die frühe Morgensonne erblickte. Gegen drei Uhr früh gönnte sich der jugendliche Greis eine kurze Ruhe und den nötigen Schlaf, um frische Kraft für das nächste Tagewerk zu sammeln. So sehr herrschte sein Geist über den Körper, so streng hatte er seine Natur gewöhnt, daß er kaum wie andere Sterbliche der Erholung zu bedürfen schien.

Eine eigentümliche Stellung nahm Humboldt zu dem preußischen Hofe ein; er war der Freund und unentbehrliche Gesellschafter zweier Könige, ohne darum aufzuhören, „den Mut der eigenen Meinung“ zu haben. Mit der loyalen Liebe für seinen Fürsten verband er das lebhafteste Freiheitsgefühl, wodurch er sich von seinen Gegnern den Vorwurf der Zweideutigkeit, wenn auch mit Unrecht, zuzog, während seine Freunde ihm die Kammerherrenuniform verdachten und ihm nicht verzeihen konnten, wenn er hinter dem Stuhl eines fremden unbedeutenden Prinzen stand. Aber er wußte auch in dieser schwierigen Stellung seine Würde zu wahren und dieselbe für seine höheren Zwecke zu benutzen. Als täglichem Gesellschafter des Königs war es ihm vergönnt, seinen Einfluß zur Förderung und zum Schutz der Wissenschaft und ihrer Jünger auszuüben. Mit Recht nannte ihn ein berühmter Universitätslehrer „das Bollwerk, an dem sich die Wogen der Reaktion brachen, seine bloße Existenz eine Bürgschaft für den Fortschritt auf geistigem Gebiete“. In der That fand die religiöse und politische Freiheit an ihm einen mutigen Verteidiger und er nahm keinen Anstand, die damals beliebte pietistische Richtung selbst in der Umgebung des Königs mit den ihm reichlich zu Gebote stehenden Waffen eines schneidenden Witzes zu bekämpfen. Als die erste Kritik über den soeben von ihm veröffentlichten „Kosmos“ in einer Berliner Zeitung erschienen war, fragte ein hochgestellter General den berühmten Verfasser in Gegenwart des Königs, ob er schon die Recension gelesen habe. Als Humboldt verneinte, setzte der Redner sarkastisch hinzu: „Ihr Kosmos wird von dem Beurteiler ein wahres Erbauungsbuch genannt.“ „Das ist mir lieb,“ entgegnete Humboldt, „da ich jetzt hoffen darf, auch Karriere zu machen,“ ein scharfer Hieb für den General, der seiner pietistischen Richtung eine schnelle Beförderung verdankte.

Mit großer Liebe hing Humboldt an seinen Angehörigen, besonders an seinem nicht minder berühmten Bruder Wilhelm, dem er mit rührender Pietät ergeben war. Als ich im Verlauf unserer Unterhaltung die großen Verdienste des Verstorbenen um den Staat und die Wissenschaft rühmte, sagte er: „Sie hätten meinen Bruder kennen sollen! Er war entschieden der Begabtere von uns Beiden.“ Die Verehrung für den Toten war für den Lebenden zu einem wahren Kultus geworden. Alexander hatte kurz vorher die „Sonette“ Wilhelms mit einem Vorworte herausgegeben und als ich meine Bewunderung über die herrlichen Gedichte aussprach, wobei ich nicht verschwieg, daß ich dem großen Staatsmann nicht ein so tiefes poetisches Gefühl zugetraut hätte, suchte er unter Beibringung charakteristischer Züge aus dem Leben seines Bruders meine irrige Meinung zu berichtigen. Seine Pietät hielt ihn jedoch nicht ab, die kleinen Schwächen Wilhelms schonend einzugestehen. Als der bekannte „Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit einer Freundin“ erschien und großes Aufsehen erregte, äußerte Alexander gegen Varnhagen in seiner feinen sarkastischen Weise: „Mein Bruder hätte der guten Frau Diede weniger schreiben und mehr geben sollen.“ Er selbst verwendete einen großen Teil seines Einkommens zu Wohlthaten, besonders zur Unterstützung junger, strebsamer Gelehrten und Studenten. Sein Privatvermögen war nicht bedeutend, da er daraus seine großen kostspieligen Reisen hauptsächlich bestritten hatte. Er bezog jedoch vom Könige ein ansehnliches Gehalt; außerdem zahlte ihm sein Verleger Cotta für die Herausgabe seiner Werke eine entsprechende Revenue. Bei der Einfachheit seiner

Bedürfnisse war dies Einkommen nicht allein ausreichend für ihn, sondern gestattete ihm noch Ersparnisse zurückzulegen, von denen er keinen besseren Gebrauch machen zu können glaubte, als wenn er die Lage verdienstvoller Männer dadurch verbesserte. Im Gegensatz zu so manchen anderen berühmten Männern steigerte die persönliche Bekanntschaft mit Humboldt nur die Verehrung für den großen Gelehrten. So oft ich nach diesem ersten Besuch das Glück hatte, ihn zu sehen, wurde der Eindruck, den mir seine liebenswürdige und bedeutende Persönlichkeit hinterlassen, noch erhöht. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens konnte man keine Abnahme seiner geistigen Kraft und Frische in der Unterhaltung bemerken. Dagegen klagte der sonst Unermüdliche über die zunehmende körperliche Schwäche, gegen die er jedoch mit bewundernswürdiger Energie ankämpfte. Als ich ihn zum letzten Mal sah, sprach er von seinem nahen Tode mit der Ruhe eines wahren Philosophen.

VI.

Der „Tunnel". Berühmte Schauspieler.

Außer diesen verschiedenen Gesellschaften und Häusern, in denen ich eine freundliche Aufnahme und geistige Anregung fand, besuchte ich regelmäßig die Sitzungen des Sonntagsvereins, der damals in schönster Blüte stand. In jenem denkwürdigen Zeitraum kam im sogenannten „Tunnel" eine Anzahl meist junger Talente zusammen, welche sich bald in der deutschen Litteratur einen weit über die Grenzen Berlins reichenden Namen erwarben. Neben den bereits genannten älteren Mitgliedern sah man hier an den bestimmten Abenden den Kunsthistoriker Franz Kugler (Lessing), Paul Heyse (Hölty), Theodor Fontane (Lafontaine), den leider zu jung gestorbenen Eggers (Anakreon), Hugo von Blomberg (Maler Müller), Bernhard von Lepel (Schenkendorf), Friedrich Scherenberg (Cook), Eduard Tempeltey (Gellert), Franz von Gaudy (Ziethen), Rudolf Löwenstein (Spinoza), Georg Hesekiel (Claudius), Professor Lazarus (Leibnitz) u. s. w. Zu den Dichtern gesellten sich einige bedeutende Künstler, die Maler Adolf Menzel (Rubens), Theodor Hosemann (Hogarth), Stilke (Rafael Mengs), Ludwig Burger (Graf), der Bildhauer Wilhelm Wolf (Peter Vischer), der Direktor der Bauakademie Lucä und der Musiker Wilhelm Taubert (Dittersdorf). In jenen unvergeßlichen Tagen las uns Paul Heyse, der jugendlich schöne Liebling der Musen, seine ersten Gedichte und formvollendeten Novellen in Versen „Die Brüder", „Marion", „Das Thal von Espiego" und die „Idyllen von Sorrent" vor, ließ der originelle Scherenberg seine Schlachtgesänge „Leuthen" und „Waterloo" gleich schmetternden Fanfaren erschallen, gab uns der liebenswürdige Fontane seine schottischen Balladen und vaterländischen Heldengedichte, den „alten Dessauer" und „Ziethen"; hier debütierte Rudolf Löwenstein mit seinen reizenden „Kinderliedern", welche Taubert komponierte und entzückend sang, erfreute uns der witzige Merkel (Immermann) durch seine humoristischen „Disteldinger". Auch die Kritik wurde bald mit gediegenem Ernst, bald mit leichtem Witz von Franz Kugler, Merkel und Adolf Menzel geübt, der viele Jahre das Protokoll der Sitzungen führte und mit seinen genialen satirischen Randzeichnungen schmückte. Den höchsten Glanz aber entfaltete der Tunnel an seinem Stiftungsfest: da vergaßen hohe Beamte wie Mühler und Friedberg ihre Bürden und Würden, schwärmten berühmte Dichter und Künstler wie Heyse und Menzel gleich lustigen Burschen. Beim frohen Mahle und der Weinflasche fehlte es nicht an frohen Liedern und sinnigen Trinksprüchen und die von Hosemann oder Menzel gezeichnete, von Rudolf Löwenstein oder anderen erklärte Tischkarte mit ihren witzigen Anspielungen steigerte die allgemeine Heiterkeit, während Taubert und andere Musiker ihre neuesten Gesänge und Kompositionen vortrugen.

Nur zu schnell verschwanden diese schönen Tage. Der Tod und auch das Leben lichteten die Reihen der alten und auch der jungen Mitglieder. Viele sind gestorben, andere und zwar nicht die schlechtesten, haben sich zurückgezogen. Franz Kugler, Eggers, Mühler, Scherenberg, Merkel, Hesekiel, Blomberg, Lepel ruhen in ihrem Grabe. Der mutige Gaudy blieb als Oberst 1866 auf dem Schlachtfelde bei Trautenau und starb den Heldentod fürs Vaterland. Paul Heyse lebt in München und Tempeltey in Koburg. Die alten Dichter sind verstummt oder fortgezogen und singen in der Ferne ihre schönsten Lieder. Viele sind auch alt und müde geworden und stöhnen unter der Last der Staatsgeschäfte. Mit Freude und Wehmut aber gedenken die alten Tunnelbrüder der Vergangenheit und wenn sich zwei im Leben begegnen, drücken sie sich die Hand und sagen: „Es waren doch schöne Tage."

Mehr als alles aber interessierte und fesselte mich seit meiner Rückkehr nach Berlin das Theater, mit dem ich teils durch meine dramatischen Arbeiten, teils durch meine Stellung als Kritiker einer angesehenen Zeitung in nähere Verbindung kam. Zu meinem Bedauern hatte der mir wohlgesinnte Generalintendant Herr von Küstner den Abschied genommen; an seine Stelle war zur nicht geringen Überraschung aller Kunstfreunde ein bisher gänzlich unbekannter Gardelieutenant, Herr von Hülsen, getreten, dessen Berufung zu einem so hohen und verantwortlichen Posten ein allgemeines und gerade nicht schmeichelhaftes Aufsehen erregte. Wie man hörte, sollte der neue Generalintendant bei verschiedenen Aufführungen durch sein komisches Talent, besonders in der Rolle eines Handlungsreisenden, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen haben. Andere schrieben die seltsame und unerwartete Wahl einer zufälligen Laune

Friedrich Wilhelms IV. oder dem Einfluß Louis Schneiders zu, der mit Hülsen befreundet war und in Theaterangelegenheiten am Hofe eine gewichtige Stimme hatte. Nach einer nicht verbürgten Nachricht war Schneider von dem König beauftragt, eine Liste der geeigneten Kandidaten für die Generalintendanz vorzulegen und hatte unter den Bewerbern in letzter Reihe auch den Namen des Lieutenants von Hülsen angegeben; worauf der König die Entscheidung unter Lachen mit den Worten traf: „Die Letzten sollen die Ersten werden.“ Herr von Hülsen brachte für seine neue Stellung wenig Kenntnis der Bühne, aber vielen guten Willen und großes Interesse mit. Im Bewußtsein seiner Schwäche sah er sich zunächst nach bewährten Männern zur Unterstützung und Durchführung der von ihm beabsichtigten notwendigen Reformen um, wobei er mit anerkennungswerter Klugheit und Liberalität verfuhr. Er berief den Feuilletonisten und Kritiker der „National-Zeitung“, Titus Ulrich, den freisinnigen Dichter des „Hohenliedes“, zum dramaturgischen Beirat und zum Regisseur den Direktor Philipp Düringer aus Mannheim, der sich als Bühnenleiter einen geachteten Namen erworben hatte. Der von seinem Vorgänger in der letzten Zeit vernachlässigten äußeren Ausstattung schenkte er eine größere Aufmerksamkeit, ebenso stellte er die gelockerte Disziplin der Schauspieler mit einer vielleicht allzu militärischen Rücksichtslosigkeit her, wodurch er sich vielfache Angriffe, besonders von seiten des „Kladderadatsch“ und der von Kossak redigierten „Feuerspritze“ zuzog. Erst nach und nach gelang es ihm, seine Gegner zu versöhnen, sich auf guten Fuß mit der Presse und den Schauspielern zu stellen und auch die Anerkennung des Publikums zu erwerben, das seinem ehrlichen Streben, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn auch das Urteil über seine Befähigung und seine Leistungen geteilt war.

Da ich auf Wunsch des Herrn von Hülsen einen kleinen Schwank nach dem Französischen unter dem Titel: „Am Fenster“ bearbeitet hatte und auch mein fünfaktiges Lustspiel: „Unsere Freunde“ im Schauspielhaus aufgeführt wurde, so blieb ich in fortdauernder Berührung mit der königlichen Bühne und ihren Künstlern. Besonders befreundete ich mich mit dem Regisseur Düringer, einem geistvollen und begabten, aber leider körperlich und geistig bereits im Niedergang begriffenen Theaterpraktiker, und mit Ludwig Dessoir, der damals auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens stand. Er war 1809 in Posen von armen jüdischen Eltern geboren und kam mit sechszehn Jahren an das dortige Theater, bei dem er zuerst von dem Direktor Curiol als Rollenschreiber, Theaterdiener und Billetverkäufer beschäftigt wurde. Nur auf vieles Bitten wurde ihm gestattet, in dem Körnerschen Drama „Tony“ als Negerknabe „Mangki“ aufzutreten; gleichsam der Vorläufer des „Mohren Othello“, durch den er später seine größten Triumphe feiern sollte. Nachdem er noch so glücklich gewesen, in einigen kleinen Rollen zu debütieren, machte der Direktor in Stettin, wo er ebenfalls Vorstellungen gab, Bankrott, so daß sich der jugendliche Künstler gezwungen sah, ein anderweitiges Engagement zu suchen. Von hohem Ehrgeiz erfüllt, beabsichtigte der siebzehnjährige Mime nichts Geringeres, als auf der königlichen Hofbühne in Berlin und zwar als „Wilhelm Tell“ zu gastieren. Natürlich wurde er mit seinem kühnen Anerbieten ausgelacht, aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken. Wenn auch nicht in Berlin, fand er doch in dem nahen Spandau bei dem Direktor Krausnick, einem Bruder des früheren Oberbürgermeisters von Berlin, gegen ein äußerst geringes Honorar das gewünschte Engagement. Hier sah ihn der gefürchtete Kritiker Saphir, der eines Tags mit einer lustigen Gesellschaft nach Spandau hinübergefahren war, um sich in dem dortigen Theater einen Spaß zu machen. Sämtliche Schauspieler der „Bande“ wurden von den verwöhnten Großstädtern verhöhnt, nur Dessoir nicht, der in der „Ahnfrau“ von Grillparzer die Rolle des Jaromir gab und durch sein feuriges Spiel die Aufmerksamkeit Saphirs auf sich zog, so daß dieser in einer humoristischen Beschreibung seiner Fahrt nach Spandau von ihm sagte: „Unter den Schauspielern befindet sich ein junger Mann, der den Jaromir mit vielem Feuer spielte. Es wäre traurig, wenn ein solches Talent in diesem Wust und Treiben untergehen sollte.“

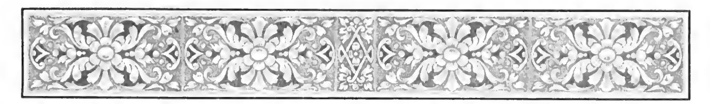
In Spandau machte Dessoir auch die interessante Bekanntschaft des dort lebenden Uhrmachers Naundorf, der sich später für den Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. ausgab und als Prätendent Ansprüche auf den Thron von Frankreich erhob. Ein eifriger Theaterfreund, machte er öfters mit Dessoir eine Fußpartie nach Berlin, um eine Vorstellung im königlichen Schauspielhause, besonders aber den genialen Ludwig Devrient zu sehen. Da weder Dessoir noch der Erbe der Bourbonen sich in glänzenden Verhältnissen befanden, so begnügten sie sich mit einem Platz auf der Gallerie und einem höchst frugalen Souper. Bei einer solchen Wanderung nach Berlin that Dessoir auf dem Gensdarmenplatz das Gelübde, nicht zu ermüden, bis er einmal auf der Berliner Hofbühne aufgetreten sei und über die große Freitreppe in das königliche Schauspielhaus seinen Einzug gehalten haben würde. Obgleich sein Begleiter ihn auslachte, hielt Dessoir mit der ihm eigenen Willenskraft sein Wort. Im Jahre 1847 nahm er, vom Generalintendanten Herrn von Küstner zu einem Gastspiel eingeladen, in Erinnerung seines Gelübdes über die sonst nur ausnahmsweise benutzte Freitreppe, den Weg auf die Bühne.

Bevor er aber das Ziel erreichte, wurde der Künstler von dem launenhaften Schicksal noch tüchtig herumgetrieben. Lange Jahre führte er das wechsel-

volle Leben eines wandernden Komödianten, irrte er durch Pommern, Sachsen und Schlesien mit sogenannten „Schmieren", allerlei ernste und komische Abenteuer erlebend. Als er so mit dem Ränzchen auf dem Rücken nach Wiesbaden pilgerte, begegnete er auf der Landstraße einem elegant gekleideten Herrn, der ihm bekannt vorkam. Unwillkürlich sah er diesen an und auch der Fremde, vielleicht von einem ähnlichen Gefühl ergriffen, blickte ihm forschend ins Gesicht. Ohne zu grüßen, eilte Dessoir vorüber, aber wie von einer magnetischen Gewalt gezogen, drehte er sich noch einmal um und begegnete dem ihn ebenfalls anstarrenden Blicke des Unbekannten. Erst nachdem der Fremde entschwunden war, durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke, daß dies sein älterer Bruder gewesen sein dürfte, der ebenfalls Schauspieler, aber bereits ein angesehener Künstler am Hoftheater in Braunschweig war. Er hatte ihn seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen. In der That erfuhr Dessoir, als er nach Wiesbaden kam und sich bei dem dortigen Direktor Haake wegen eines Engagements meldete, daß sein Bruder daselbst in mehreren Gastrollen aufgetreten sei und augenblicklich als Gast bei einem reichen adligen Gutsbesitzer, Baron Schweizer, in der Nähe verweile. Wie sehr er sich aber danach sehnte, seinen Bruder zu umarmen, so schämte er sich, ihn in seinen jetzigen traurigen Verhältnissen bei seinen vornehmen Bekannten aufzusuchen. Erst als der Direktor Haake ihn mit einer monatlichen Gage von 36 Gulden engagiert hatte, entschloß sich Dessoir, seinem Bruder zu schreiben und ihn zu seinem ersten Debüt in Wiesbaden einzuladen. Dieser kam in das Theater, aber Dessoir wollte ihn nicht vor beendeter Vorstellung sehen, aus Scheu vor der allzugroßen Aufregung. Nachdem er glücklich und nicht ohne Beifall seine Rolle gespielt hatte, mehr das Urteil seines Bruders, des berühmten Künstlers, als das Publikum fürchtend, verließ er mit klopfendem Herzen die Bühne. Am Ausgang des Theaters erwartete ihn ein schöner, hoher Mann, der ihn lautlos umarmte, während heiße Thränen über seine Wangen flossen. Nach so langer Trennung hielten sich beide fest umschlungen, zu ergriffen, um ein Wort zu sprechen. Leider mußte Dessoir nur zu bald erfahren, daß sein genialer Bruder von periodischem Wahnsinn befallen sei. Als derselbe auf den Wunsch des Herzogs von Nassau in Wiesbaden als „König Lear" auftrat, ergriff ihn im zweiten Akt sein Leiden; der Wahnsinn Lears war nicht mehr vollendete Kunst, sondern grauenvolle Wahrheit, sodaß der Vorhang fallen mußte und die Vorstellung nicht zu Ende gegeben werden konnte. Nichtsdestoweniger wurde der Unglückliche in seinen lichten Momenten der Lehrmeister Dessoirs, der ihm zum großen Teil seine Bildung und seinen nachherigen Künstlerruhm verdankte. Schon nach kurzer Zeit machte der unglückliche Bruder in einem Anfall seines Wahnsinns unter den seltsamsten Umständen seinem Leben ein Ende. Nachdem Ludwig Dessoir an verschiedenen Bühnen gewirkt, sich zuerst mit einer Kollegin, dann, nachdem diese Ehe geschieden war, mit einer wohlhabenden Pesterin vermählt hatte, kam er endlich nach Berlin.

Hier zählte Dessoir zu den bedeutendsten und beliebtesten Mitgliedern des königlichen Schauspielhauses. In den Tragödien Shakespeares, Schillers und Goethes wirkte er durch die Tiefe seiner Auffassung, die Kraft der Darstellung und die Energie der Leidenschaft. Sein Richard III., Othello, Coriolan, Hamlet, Brutus, Talbot, Butler waren durchdachte Meisterwerke der dramatischen Kunst. Nicht minder glänzte er in den Schöpfungen der neueren Dichter als „Caligula" in Halms „Fechter von Ravenna" und vor allen als „Narziß" in dem gleichnamigen Drama von Brachvogel; eine Rolle, die er geschaffen und die kein zweiter Darsteller in Deutschland in ähnlicher Vollendung gegeben hat. Diese Erfolge waren um so bewunderungswürdiger, da Dessoir wie sein berühmter Vorgänger Seydelmann von der Natur nicht besonders bevorzugt war; sein Organ klang rauh und dumpf, seine Gestalt war für den Heldenspieler zu klein und gedrungen, aber sein Geist, seine eiserne Willenskraft und sein unermüdlicher Fleiß siegten über alle Hindernisse. Jede seiner Rollen trug das Gepräge des Geistes und war von einem idealen Hauch durchweht, seine Intentionen erschienen immer groß und edel, wenn auch das Maß seiner Kraft zuweilen nicht ausreichte. Seine Charaktere waren aus einem Guß, historische Bilder von poetischer Wirkung und geschichtlicher Wahrheit, keine kleinlichen Genregemälde der modernen Schule, welche den Sinn für das höhere Drama und das klassische Trauerspiel meist verloren zu haben scheint. Mit seltenem Scharfblick drang er in die Tiefe seiner Aufgabe, die er in ihrer Totalität, in großen Zügen erfaßte und wiedergab, alle gewöhnlichen Theaterkunststücke, Detailmalerei und Effekthascherei verschmähend. Die männliche Energie, die ihn auch als Menschen auszeichnete und seine Erfolge erklärte, bewahrte ihn vor der Schwäche der sogenannten denkenden Künstler und verlieh allen seinen Leistungen die plastische Kraft und das Pathos der Leidenschaft. Deshalb gelangen ihm auch die Rollen am besten, in denen seine dämonische Natur gewaltsam hervorbrach und die innere zurückgehaltene Glut plötzlich wie ein Blitz aufloderte. Leider verfiel Dessoir wie sein unglücklicher Bruder und seine Frau einem furchtbaren Gehirnleiden, das seinem Leben ein Ende machte und ihn zu früh der Welt und seiner Kunst entriß.

(Fortsetzung folgt.)



Der Bucklige von Schiras.

Komödie in vier Akten
von
Paul Heyse.
(1896.)
(Fortsetzung.)

Vierte Scene.

Assad. Dann Gülnare.

Assad
(sieht vor sich hin brütend).
Es muß sein, ja, es muß! So sei es gleich
Gethan! Was zuckst Du, feiges Herz? O wohl,
Du bebst auch, wenn die Hand des Messers Schärfe
Einbohrt in einen zarten Menschenleib
In strenger Pflicht des Arztes. Zittr' auch jetzt,
Doch üb' auch jetzt die Pflicht, Dich selbst zu retten,
Ob auch mit blut'gen Schmerzen.
(Gülnare, tief verschleiert, aus dem Hintergrunde links.)

Assad
(wendet sich, erblickt sie).
Wer kommt dort?
Ein Weib zu mir, so spät noch? — Bist Du krank?
(Gülnare schüttelt das Haupt.)
Rufst Du mich an ein Siechbett? Sprich, wer bist Du?

Gülnare (leise).
Ich bin nur eine Sklavin —

Assad (fährt zusammen).
Ew'ge Mächte,
Sie selbst!

Gülnare (schüchtern).
Die Herrin sendet mich zu Dir.
Du kennst sie wohl. Von schweren Leiden hast
Du sie geheilt, doch immer noch bedarf sie
Des Arztes, und sie fragt, warum er sich
Ihr nun entzieht.

Assad (sich mühsam fassend).
Geh heim zu Deiner Herrin.
Sag ihr, wenn ich sie recht erkannt, hinfort
Brauch' sie den Arzt nicht mehr. Die Arzenei,
Die ich ihr geben konnte, wirke fort,
Bleib' ich auch fern. Und grüße sie, und sag ihr —
Nein, sag ihr Nichts. Und — gute Nacht!
(wendet sich.)

Gülnare.
O bleib!
Du irrst, wenn Du Dein Werk vollendet glaubst.
Wohl von der alten Krankheit hast Du sie
Geheilt. Doch eine neue —

Assad.
Eine neue?

Gülnare.
Sie spricht davon in Träumen nur. „O Assad
Was war ich, Teurer, eh ich Dich gekannt?
Was soll ich werden, wenn Du von mir gehst?"

Assad (mühsam).
Träume sind trügerische Zeugen, Spiel
Des unbewußten Bluts.

Gülnare.
Auch wenn sie nur
Den Sinn der wachen Seele wiederspiegeln?
Du weißt es selbst, daß Du ihr Retter wardst —
Und ach, der Teuerste von allen Menschen!

Assad.
Sie dankt mir überschwänglich, wie der Kranke
Dem Arzte dankt. Doch mehr darin zu sehn,
Wär' eitle Thorheit, höchstens Mitleid mit
Dem Mißgeschaffnen, ewig Hoffnungslosen.
(Hussein erscheint auf der Schwelle des Hauses.)

Gülnare (zögernd).
Was Deine Mißgestalt Du nennst — ihr Aug'
Erblickt es nicht, gefesselt ganz und gar
Von Deines Auges sanfter Sonnenhelle,
Von Deines Geistes, Deiner Seele Glanz,
Und so bezaubert hat sie Deines Wesens
Anmut und Hoheit, daß sie keinem Mann
Sich freud'ger gönnen würd', als Dir!

Assad (erschüttert).
Halt ein!
Bedenk, daß ich ein schwacher Mensch nur bin.
(Hussein entfernt sich, am Hause hinschleichend, in den Hintergrund.)
(Pause.)

Gülnare (schüchtern).
Assad — was soll ich meiner Herrin sagen?

Assad (sich ermannend).
Sag ihr — was längst sie weiß; denn welches Weib

Säh' nicht die Glut in eines Mannes Busen,
Die ihres Auges Strahl entfacht — sie habe
Zum Thoren Den gemacht, der seine Brust
Gepanzert glaubte mit Entsagung, streng
Den Eingang wehrte hoffnungslosen Wünschen,
Und doch — und doch dies Blumenantlitz nicht
Mehr bannen kann aus seinen Träumen, nicht
Begreift, wie er die Luft noch atmen könne,
Die nicht ihr Hauch durchwürzt.

Gülnare (in sich zusammenschauernd).
Und was — was wehrt ihm,
Glücklich zu sein und zu beglücken?

Assad.
Daß ihm
So viel Vernunft noch blieb, der Fee Morgana
Nicht nachzueilen. Morgen, eh es tagt,
Zieh' ich hinweg, um nie zurückzukehren.

Gülnare.
Assad, Du tötest mich!
(wankt, er fängt sie in seinen Armen auf.)

Assad.
Gülnare, oh
Blick auf und fasse Dich! Es darf nicht sein.
Was Du in Deines Hochsinns Überschwang
Mir bietest, — wie ein Räuber schien' ich mir,
Nähm' ich es an. 's ist wider die Natur,
Die Gleich und Gleich gesellt, die Ceder nicht
Paart mit dem niedern Dornbusch. Nur im Traum
Der Nacht magst Du mich ebenbürtig wähnen.
Am hellen Tag hinschreitend durch die Menge
An meiner Seite, von den Stachelreden
Des losen Spotts umschwirrt — Du wärst kein Weib,
Wenn Dich's nicht kränkte, wär's auch nur zuerst
In meine Seel' hinein. Doch war 's auch nur
Ein holder Selbstbetrug, für alle Zeit
Bin ich Dein Schuldner, daß Du mir gegönnt,
Was über tausend Stolze mich erhöht
Und wie ein Licht auf meiner Tage Dämmrung
Unlöschbar niederblicken wird. Und so
Laß meine Lippen Deine reine Stirn
Ein einzig Mal berühren und gedenk
Im Frieden mein, auch wenn ich ferne bin!
(Er küßt sie auf die Stirn. Sie schlingt den Arm um seinen Hals.)

Gülnare.
Assad, mein Freund, es kann nicht sein!

Assad.
Es muß!

Fünfte Scene.

Vorige. Abdul (von links, rasch auftretend).

Abdul.
Ich hab' es reiflich nun bedacht. Ich will —
(erblickt die Beiden.)
Ja so! — Verzeih! Ich komm' Dir ungelegen.
Ich ahnte nicht —

Gülnare (tritt zurück, sich rasch verschleiernd).
O Assad, schütze mich!

Abdul.
Wie? Diese Stimme — die Gestalt — Gülnare!

Assad.
Ich fordre, Prinz, bei meinem Freundesrecht,
Daß Du hinweggehst, das Geheimnis ehrst,
Das diese Stunde birgt.

Abdul (auflachend).
Geheimnis? Nun,
Ich denke, klar ist's wie das Mondenlicht.
Ein Mädchen, krank an einer tollen Laune,
Verirrt sich Nachts zu dem berühmten Arzt,
Der Fieber dieser Art mit Küssen heilt.
So weit wär' Alles in der Ordnung. Doch
Daß dieser Arzt den Tugendhaften spielt,
Den treu bemühten Anwalt seines Freundes,
Da er im Stillen nach der eignen Mühle
Das Wasser lenkt —

Assad.
Kein Wort mehr, Rasender!
Entadle nicht Dich selbst in Deiner blinden,
Grundlosen Eifersucht!

Abdul.
Beim Strahl der Sonne,
Mein Aug' ist hell, so klar wie Dein Verrat.
Doch fürchte nichts. Ich weiß, Dank schuld' *ich Dir*,
Daß Du die Augen mir geöffnet hast,
Ich sehe nun den Freund im wahren Licht,
Und ihm und seiner schönen Freundin gönn' ich
Ihr tief verstohlnes Glück.
(wendet sich zum Gehen.)

Assad.
Du wirst nicht gehn,
Eh Du die schnöde Lästrung widerrufen.

Abdul (die Arme kreuzend).
Wer hat mir zu gebieten? Du etwa,
Armsel'ger, der das Recht Du und die Macht
Verscherzt, mit einem Worte mich zu lenken
Nach Deinem Willen? Dank es meiner Großmut,
Daß sie die wohlverdiente Züchtigung
Dir schenkt, da Dich zum Ritter schöner Frauen
Stiefmütterchen Natur verdorben hat.

Assad (ausbrechend).
Den Schimpf zahl' ich Dir heim!
(greift nach seinem Stock.)
Noch hat der Arm
Des Krüppels Mark genug, um einem Buben
Den frechen Mund zu stopfen. Zieh Dein Schwert
Und führ es gegen diesen Bettlerstecken!
(dringt auf ihn ein.)

Abdul.
Bist Du von Sinnen? Nun, die flache Klinge
Soll zur Vernunft Dich Elenden — (Er zieht.)

Gülnare
(schlägt den Schleier zurück, tritt vor).
Nicht weiter!
Wenn Du mich je geliebt, Prinz Abdul — wenn
An diese Stund' ihr Zwei mit ew'ger Reue
Nicht denken sollt — O daß es dahin kam!
Sei's denn gesagt: ja, ich bin hergekommen,
Weil mich mein Herz zu diesem Manne zog,
Der nie — von allen Menschen er allein —
Mir schmeichelte, nein, mich erkennen ließ,
Wie schwach und klein ich war. Und da ich ihn
Verlieren sollte, übermannte mich
Der Schmerz, und meine Arme streckt' ich aus,
Ihn festzuhalten, den Entsagenden,
Der morgen scheiden will.

Abdul (ungläubig).
Bin ich ein Kind,
Das man mit Märchen ködert? — Er will fort,
(höhnisch)
Und mir kein Wort davon — um mir den Schmerz
Des Abschieds zu ersparen? Und so hätt' ich
Ihm wohl noch abzubitten?

Gülnare.
Niemals hattest
Du einen treuern Freund!

Sechste Scene.

Vorige. Firuz Chan (mit zwei Sklaven, die Fackeln tragen).

Firuz Chan.
Da ist sie! Ha,
Du ungeratne Tochter, treff' ich Dich
Bei Nacht gleich einer liederlichen Dirne
Auf offner Gasse? Meinen Ohren wollt' ich's
Nicht glauben, daß die Tochter Firuz Chan's
So weit vergessen könne, was sie sich
Und ihrem Vater schuldet. Doch nun kann ich's
Mit Augen sehn, mit Händen greifen —
(geht wütend auf sie zu.)

Gülnare.
Vater!

Firuz Chan.
Du wagst noch, Vater mich zu nennen? Nein,
Du bist nicht meine Tochter. Deine Mutter
Betrog mich. Sonst — wär's möglich, daß ein Gauner
Und Gaukler, so ein Wegwurf der Natur
Mit höllischen Künsten Dein Gehirn umnebeln,
Dich zu sich locken konnte, daß Du ihm
Dich an den Hals wirfst, während edle Freier
Mit langen Nasen abziehn müssen? Sprich
Kein Wort! Versuch mit Lügen nicht die Wut,
Den höchst gerechten Vaterzorn zu stillen.
Denn ich bin taub für Dich, auch wenn Du winselnd
Auf Deinen Knieen um Verzeihung flehst.
Doch diesen Hexenmeister — Gott sei Dank!
Noch giebt's Justiz für solche Galgenvögel.
Ergreift ihn!
(Die Sklaven treten nur einen Schritt näher, wagen nicht, ihn zu berühren.)

Gülnare.
Vater, wie Du über mich
Die Schalen Deines Zornes ausschütten magst,
Er trägt an meinem Hiersein keine Schuld.

Firuz Chan.
Wie? keine Schuld? So hat er nicht mit Tränkchen —
Denn solche giebt's — mit Zaubersprüchen oder
Sonst'ger geheimer Teufelskunst das Herz
Dir abgestohlen? Hättest Du die Stirn,
Mir vorzuspiegeln, seine Huldgestalt,
Sein stolzer Gang, sein cedernschlanker Wuchs
Die hätten ganz allein Dein Herz entflammt?
(Die Mutter tritt aus der Hütte.)
Sieh nur, da kommt das Weib, das Deinen Abgott
Gebar. Der Apfel fiel nicht weit vom Stamm,
Die alte Hexe hat ihr Söhnchen gut
In allen Teufelskünsten unterwiesen.

Abdul (leise zu Gülnare)
Obwohl Du's nicht um mich verdient, Gülnare,
Ich kann Dich nicht verlassen in der Not.
(laut)
Du thust der Tochter Unrecht, Firuz Chan.
Sie fand nicht Schlaf, und suchte nur den Arzt,
Ob er ein Mittel ihr zu geben wisse
Für ihre Nachtruh'. Unbesonnen war's,
Daß sie allein das Haus verließ. Doch ich,
Den vor der Thür sie fand — ich dachte, noch
Ihr eine Nachtmusik zu bringen, wie
Ich's oft gethan — bot mich zum Führer an,
Sie durch die dunklen Gassen zu geleiten.

Firuz Chan.
Recht schön, mein edler Prinz, recht hübsch — gelogen!
Nur schade, daß das artige Histörchen
Von Nachtmusik und Schlaftrunk und Geleit
Nicht Stich hält, da von einem Augenzeugen
Ganz Andres ich erfuhr. Sie kam allein,
Und sie und dieser edle Salbenkoch
Sie girrten wie verliebte Tauben; kannst
Du's leugnen, zuchtlos ehrvergessnes Ding?
Nein, Firuz Chan ist kein Komödienvater,
Der Sand sich in die Augen streuen läßt.
(Eine Scharwache tritt im Hintergrunde auf.)
Heda, ihr Leute! Hieher! Tretet näher!
Ihr kommt mir grade recht. Den Burschen da
(auf Assad deutend)
Schleppt mir ins Loch und morgen vor den Kadi.
Da soll er beichten seine Teufelskünste
Und hängen oder brennen, daß die Luft
In Schiras wieder rein wird, die der Schurke
Vergiftet hat.

Führer der Wache.
Wie sagst Du, Herr? Der Mann
Ist uns bekannt nur als ein weiser Arzt.
Weß zeihst Du ihn?

Firuz Chan.
Verruchter Zauberei.

Mein Kind hat er behext, mein gutes, frommes,
Unschuld'ges Kind. Siehst Du die Alte dort,
Die Mutter dieses Schelms, und auf dem Tisch
Die Zaubertränke, die das saubre Paar
Um Mitternacht braut mit der Diven Hülfe?
Nimm auch die Alte mit. Auch sie soll brennen.

Assad (zu dem Führer der Wache).
Ich folge Dir. Doch an die alte Frau,
Die schuldlos ist gleich mir, leg nicht die Hand.
Sie wird sich dem Verhöre nicht entziehn,
Doch laß sie hier im Hause.

Die Mutter.
Kind, komm her,
Daß ich Dich segne.
(Er eilt zu ihr, sie drückt ihn an die Brust und legt ihm die Hand aufs Haupt.)
Wenn wir das Gericht
Im eignen Herzen nicht zu fürchten haben,
Was kann uns schrecken?
(Assad wird von der Wache abgeführt.)

Gülnare.
O mein Vater, laß Dich
Beschwören —

Firuz Chan.
Still! Ihm wird, was ihm gebührt,
Und Dir, Du ganz Verwahrlos'te —

Abdul.
Noch einmal,
Du thust ihr Unrecht, Firuz Chan.

Firuz Chan.
Ich bitte
Dich hier nicht einzumischen. Ich bin taub
Für Lügen, selbst für prinzliche.
(ergreift Gülnare's Arm, führt sie fort, Abdul folgt, die Sklaven mit den Fackeln gehn hinterdrein).

Siebente Scene.

Die Mutter (in der Thür des Hauses. Sobald die Abgehenden den Hintergrund erreicht haben, stürzt) Hussein (hervor, wirft sich der Alten zu Füßen).

Hussein.
O Mutter — Mutter — ich — o töte mich!
Ich — ich hab' ihn verraten!

Die Mutter
(beugt sich zu ihm hinab).
Kind, was sprichst Du?
Verraten — Du —

Hussein.
Ja, Deinen Sohn, den Besten,
Den Gütigsten — ich kam von Sinnen, da ich
Sie bei ihm sah — denn ach, Du weißt ja nicht:
Ich — bin ein Weib und lieb' ihn, lieb' ihn, lieb' ihn!
(drückt ihr Gesicht gegen die Kniee der Alten.)

Die Mutter.
Kind, glaubst Du denn, die blinde Mutter hätte
Nicht längst gewußt, was seinen seh'nden Augen
Verborgen blieb?

Hussein.
O Mutter, nimm ein Messer
Und stoß es mir ins Herz! Ich bin nicht wert
Zu leben — oh, doch hätt' ich je gedacht,
So tötlich könn' es ausgehn — glaub es, Mutter,
Nie hätt' ich ihn verraten!

Die Mutter.
Kind, steh auf!
Ein schweres Unrecht thatst Du. Doch vertraue:
Gott wird's zum Guten wenden.

Hussein.
Mutter, nein,
Hier laß mich liegen, hier im Staub verschmachten.
Es end' auch wie es wolle. Denn vergeben
Kann er mir nie, und wozu leb' ich, wenn
Ich nie auf seine Liebe hoffen darf?

Die Mutter.
Was man gefehlt aus Liebe, thöricht Kind,
Das wägen milde Geister, zwar kopfschüttelnd,
Doch lächelnd auch auf einer Wage, die
Sich leise zu des Sünders Gunsten neigt,
Weil sie das schwere Herz des Missethäters
In seine Schale mit hineingelegt.
Komm, laß uns schlafen gehn!
(Indem sie Hussein sanft zu sich aufhebt, fällt der Vorhang.)

Vierter Akt.

Zimmer im Hause des Kadi. Thüren rechts, links und in der Mitte, durch Teppiche geschlossen. Neben der Mittelthür Fenster, die nach der Straße gehn. Niedere Polster an den Wänden, vorn links ein Teppich, darauf ein Sitz von Kissen.

Erste Scene.

(An jeder der Thüren je) zwei Bewaffnete. Vorn der Kadi und Firuz Chan.

Firuz Chan.
Du weißt nun Alles, Kadi. Sag, ob je
Ein guter Vater mehr gekränkt ward.

Kadi (achselzuckend).
Hum!

Firuz Chan.
Ein einzig Kind, an Schönheit und Verstand
So auserlesen, von den besten Lehrern —
Ich sparte keine Kosten — unterwiesen
In Allem, was ein Mädchen zieren mag —
Sie singt wie Bülbül, dichtet wie Firdusi,
Malt wie — nun wie für Geld kein Maler malt,
Dazu in aller Sittsamkeit erzogen
Und allzusehr nur allen Männern feind —
Und plötzlich läuft sie einem schäb'gen Wicht,
So einem buckligen Pflasterstreicher nach,
Nicht gut genug, die Pfeife mir zu stopfen,
Und schwört, sie liebe diesen Charlatan
Um seine schöne Seele. Geht das zu
Mit rechten Dingen, nun, so lebt in mir
Die Seele eines Affen oder Esels,
Und meiner Tochter Rosenantlitz ist

Die Maske nur für einen Wechselbalg,
Den böse Diven oder Feeen einst
Der Mutter in die Wiege legten.

Kadi.

Hum!

Firuz Chan.

Somit ist sonnenklar, das Mädel ward
Behext. Der freche Krüppel, den ich selbst
Berief, da mein Gülnarchen krank geworden —
Verflucht die Stunde, da ich's that! — er sah
Das Haus des reichen Firuz Chan sich an
Und überlegte, hier als Schwiegersohn
Zu wohnen wär' einträglicher und lust'ger,
Als laus'ges Bettelvolk vom Aussatz oder
Gichtbeulen zu kuriren. Und so gab
Der Gauner meinem Kind ein Tränkchen ein,
Aus aphrodisischen Kräutern destilliert
Mit höllischer Magie, und wehrlos lief
Mein armes Vögelchen der Klapperschlang'
In ihren garst'gen Rachen.

Kadi
(wiegt das Haupt).

Hum! Ha hum!

Firuz Chan.

Du aber, Freund, der Du zum Hüter von
Gesetz und Recht in Schiras bist bestellt,
Du wirst das Deine thun, dem dreisten Räuber
Die Beute abzujagen, wirst dem Drachen,
Dem eklen Wurm den Kopf zertreten, eh er
Das Vögelchen verschluckt. Dein Schade soll's
Nicht sein. Ich zahl' Dir tausend Piaster, wenn
Der Wurm verendend sich am Boden krümmt.

Kadi.

Hum! Tausend Piaster. Eine hübsche Summe,
Doch deckt dies kleine Pflaster auch den Riß,
Den ungerechter Spruch in das Gewissen
Des Richters reißt?

Firuz Chan.

Wie? Ungerechter Spruch?
Du hörtest ja —

Kadi.

Daß Deine schöne Tochter
In einen Ausbund aller Häßlichkeit
Vernarrt ist. Hum! Das sah man öfter schon.
Der Weiber Sinn ist unergründlich. Manche
Verschmäht die saftigste Granatfrucht um
Verfaulte Mispeln. Kennst Du nicht das alte
Geschichtchen von der jungen Königin,
Die zum Gemahl den schönsten König hatte
Und zog ihm doch den garst'gen Hofzwerg vor?
Dazu bedarf's der Zaubertränke nicht,
Nur einer wilden Laune, eines kranken
Gelüsts der Phantasie. Kannst Du den Schelm
Nicht auf der That im Bunde mit Dämonen
Ertappen, ist ihm schwerlich beizukommen.

Firuz Chan.

Doch wenn das kleine Pflaster des Gewissens
Nun größer wird? Zweitausend?

Kadi.

Allerdings,
Man könnte nachschau'n im Gesetzbuch, ob
Ein Paragraph für Deinen Fall sich fände.
Doch braucht's ein langes Studium.

Firuz Chan (für sich).

Ha, Blutsauger!
(laut)
Und dieses Studium — wär's nicht abzukürzen
Durch — hm! — ein drittes Tausend?

Kadi.

Werter Freund,
Ich sehe, wie es Dir, als gutem Bürger
Der Stadt und treuem Unterthanen unsers
Erhabnen Herrschers, sehr am Herzen liegt,
Das Land von diesem Schurken zu befrein.
Nun, eine Liebe ist der andern wert,
Und herzlich gern, soviel in meiner Macht, —
Dreitausend sagst Du? Aller guten Dinge
Sind drei. Wenn ich's mit meiner Richterpflicht
Irgend verein'gen kann —
(zu einem Diener, der durch die Mitte eintritt)
Was bringst Du, Achmed?

Der Diener.

Erhabner Kadi, vor dem Thore steht
Ein hoher Herr, Prinz Abdul nennt er sich,
Der vor Dein Antlitz will.

Firuz Chan.

Prinz Abdul? Laß ihn
Nicht ein, ich bitte Dich! Der Kronprinz ist's
Von Turan, ein Bewerber um mein Kind,
Doch auch behext von diesem Erzhalunken,
So daß er gestern dem Rivalen noch
Das Wort geredet hat.

Kadi (achselzuckend).

Bedaure sehr.
Doch einen Prinzen abzuweisen, würde
Das Völkerrecht verletzen.
(giebt dem Diener einen Wink, der wieder abgeht.)
Ob er mir
Wohl gar den weißen Iltisorden bringt,
Den ich schon längst verdient durch meine Sorge
Für die turanische Handelswelt, die oft
Mit unsrer heimischen in Hader liegt?

(Schluß folgt.)

Einsamkeit.

Und wieder steht sie da am Wegesrand
Mit ruhvoll unergründlicher Geberde.
Um ihre Glieder wogt ein fahl Gewand,
Zu ihren Füßen keimt die graue Erde.
Sie hebt den Blick, sie hebt die blasse Hand,
Und wie sie weitergeht mit halbem Winken,
Scheint sie — wie Herbstgespinst — im Düster zu ertrinken.

So stand sie schon, als ich noch Knabe war
Und sah mich an mit stillen Mutteraugen,
Als wüßte dieses klare Sonnenpaar
All meine Kinderschmerzen aufzusaugen.
Sie trat zu mir, sie strich mein heißes Haar,
Und mitten in dem hellen Kreis der Meinen
Befiel mich jäh ein bittres Fremdlingsweinen.

Sie sprach zu mir von ihres Haines Wonnen,
Wo — Märchen raunend — fremde Blumen stehn;
Dort würd ich, Spott- und Spürer-Blick entronnen,
Mit frommen Schauern in mich selbst versonnen,
Still Hand in Hand mit meinen Träumen gehn.
Sie schritt voran — schon sah ich Quellen blinken,
Da floß sie hin in Luft, noch schmeichelnd im Versinken.

Die Zeit verging, die Träume wurden blaß;
Purpurne Sterne tanzten mir vorüber
Und säten frohe Lichter übers Gras
Und flammten rote Lust zu mir herüber.
Ich griff danach und fing mir dies und das,
Doch immer fühlt ich, daß mir Eines fehle:
Vertrauter Gruß der Seele zu der Seele.

Da kam die Liebe, brausend, stark und schön,
Ein Wassersturm im bunten Lichtgedränge.
Getrost grub ich ihr Bett, sie hinzuleiten
Im Himmelsspiegel-Meer der Ewigkeiten.
Denn fordernd klang zu mir das Hartgetön
Der Einsamkeit. Ihr seltsam lockend Singen
Hört ich durch Braus und Zischen zu mir dringen.

Doch es zerstob in eitles Perlgepränge
Der starke Strahl, erfaßt vom Taumelföhn,
Und statt zum Einz'gen ward er mir zur Menge.
Und sie — ein Schattenbild — um Fels und Zinken
Verdehnend hingestreckt, wehrte mir mit der Linken.

Dann wieder sah ich sie, kraftüberlaut,
Ins harte Land segnende Furchen graben.
Meins, unkrautdurchsetzt, blieb lange unbebaut;
Verwuchert, ohne Dank, weil ohne Gaben.
Da flog durchs Feld ihr Weckruf hell und laut,
Als mahne sie den Lässigen, den Fernen,
Verschwiegner Mühe Glück bei ihr zu lernen.

Die Lust verließ ich, das gesell'ge Ruhn.
Ich sah die roten Sterne matt verfunkeln,
Und mühsam über Sumpf und Steine nun
Schlich ich dem Ruf nach, wie dem Licht im Dunkeln.
Als gäb es nur bei ihr ersprießlich Thun.

Schon glaubte ich ihr rauhes Kleid zu fassen,
Da griff nach mir der Ruhm und wollte mich nicht lassen.

Ich rief in Not: „Hilf Du mir, ich bin schwach.“
Doch sie mit gleichen, abgewandten Schritten
Ging schweigsam ihren Ährenreihen nach
Und wandte kaum das Haupt nach meinen Bitten.
Von ferne noch hört ich den Stahl, den flinken,
Wie Lachen fast, wie Spottpfiff flüchtiger Finken.

Nun aber Weib, Du mächtigstes der Erde!
Du vielgestaltiges, das meine Sehnsucht höhnt,
Heut kämpf ich mich zu Dir, daß ich Dein Meister werde,
Zu lang schon hab ich meine Kraft verstöhnt.

Du siehst, ich bin allein. Um Deinetwillen
Verließ ich Freundschaft, Heim, Erfolg und Lust,
Du nahmst mir viel, du wirst mich reicher füllen,
Den Hoffenden nimm warm an Deine Brust.

Ich folge Dir mit wachsendem Verlangen!
Gieb, was Du mir versprachst: Erkenntnis, Wonne, Kraft.
Erlöse mich von diesem Ehrgeiz-Bangen
Gieb Ruhe mir, die junge Thaten schafft.

Willst Dich in Dein gespinnstisch Grau verflüchten?
Ich fass' es streng und lasse Dich nicht los.
Schon, fühl ich, will sich's körperlich verdichten,
Ich halte Dich, ich kenne kein Verzichten,
Beglücke mich und öffne Deinen Schoß!

Sie lächelt seltsam, hebt des Mantels Falten.
Ihr Mund ist stumm, doch ihre Lippen glühn.
Mit unentrinnbar bannenden Gewalten
Scheint mich ihr weißes Antlitz festzuhalten,
Ziehn mich die blassen Arme zu sich hin.

Weh mir, wie töttlich ihre Augen
Mit stiller Gier an meinen hängen.
Vergebens such ich diesen Zwang zu fliehn.

In immer dichteren Geweben
Hüllt mich ihr dunkler Schleier ein.
In mir verlöschet Kraft und Leben
Mein Blut gerinnt zu stierem Beben,
Um mich versinkt der Himmelsschein.

Das also die geträumte Fülle?
Die Labung das, die sich mir bot?
Gewarnt hat mich mein kühner Wille.
Ich suchte Muße — und fand Stille,
Ich suchte Rast — und fand den Tod.

Verwegen ward ich hingerissen
Zu rühren an der Göttin Kleid,
Nun zerrt es mich zu ihren Füßen
Und ich ersticke an den Küssen
Des Sais-Bildes: Einsamkeit.

Anselm Heine.

Heim.

Seit' an Seite, Hand in Hand
Wie uns Kinder der Frühlenz fand,
Wie wir erschauernd gefeiert sein Fest
Im Wald vor jedem Vogelnest —
Träumt' ich uns beide heut in der Nacht
Und bin vor Sehnsucht aufgewacht.
Letztes Mondlicht, grau und greis,
Lag auf blankem Fenstereis;
Winterwipfel warfen Schatten,
Wesenlos wandernde über die Matten,
— Da sah ich Dich im Nebelrauch,
Der um verschneite Höhen hing,
Mein Atem trank den warmen Hauch,
Wie er Dein loses Haar umfing.
Du winktest mit der weißen Hand,
Wir schritten hin durch blühend Land,
Und fernher — fern — kam durch Syringen
Und Waldviolen
Ein Vogelschlag, ein Glockenklingen,
Uns heim zu holen.

Wilhelm Arminius.

Vor einem Kinde.

Kind, mit Deinen großen braunen Augen
Deinen Sonnenlöckchen, Kirschenlippchen —
Welches Mannes Schicksal wirst Du werden,
Oder welcher Mann der Gott des Deinen?
Wirst Du stolze Söhne einst gebären
Oder still ein einsam Los vollenden?
Wirst Du untergehn in Not und Schande
Oder, hochbetagt, geehrt entschlafen?
Meine Hände möcht ich um Dein Köpfchen,
Fremdes Kind, voll tiefen Segens schließen!
Welche Lose wirst Du einst bereiten?
Welche Lose sind für Dich bereitet? . .

Christian Morgenstern.

Hochzeitsglocken.

In einem Garten wandelt ich im Traum,
Der einsam, meerumspült ein Eiland zierte;
Erkennen ließ die Nacht die Blumen kaum,
Als plötzlich eines Veilchens Duft ich spürte.

Mir war's, als ob ich Dich, Geliebte, sah,
Ich sank ins Knie mit brünstigem Verlangen,
Empfand Dich, heiß Entbehrte, mir so nah,
Und trank den Märchenduft von Deinen Wangen . . .

— Ich breit' die Arme, — da dringt's dumpf und fern
Wie Glockenton von jenseit dieser Fluten,
Gespenstisch warnen möchten sie mich gern
Und kühlen dieses heißen Traumes Gluten.

Erbebend lausch' ich auf den tiefen Ton,
Der feierlich mein Glück heut' abgeschnitten.
Was klingt ihr, Hochzeitsglocken, mir zum Hohn?
Hab' ich nicht Schmerz genug um sie gelitten?!

E. Galli.

Neuland.

Es geht ein Jammer durch die Welt,
Ein nie gekanntes Sehnen,
Den ärmsten, fernsten Busen schwellt
Ein Wachsen und ein Dehnen.

Nicht daß ein neues Unheil schlug
Des Menschen stolze Werke;
Gewalt'ger zieht des Geistes Pflug
Durchs Feld mit neuer Stärke.

Durchs Feld der Menschheit, drin er kehrt
Hervor viel neue Tiefen,
An Saaten reich, die nachtbeschwert
Den Schlaf des Todes schliefen.

Allein kein Jubel, — Jammer trägt
Zum Ohr des Wandels Kunde;
In der Erwachten Augen schlägt
Das Licht manch tiefe Wunde.

Es wollten, die der Nacht entrückt,
Im Glanz der Sonne prassen
Und, statt von fern zu schau'n beglückt,
Sie mit den Händen fassen.

Unkundig, daß im Lichte gehn
Heißt: edel sich bescheiden
Und neben neuer Wonnen Weh'n
Still tragen neue Leiden.

Paul Driese.



Litterarische Notizen.

— Der letzte Roman Konrad Telmanns: „Wer that's?", den diese Zeitschrift in ihrem XXI. Bande brachte, liegt nun in Buchausgabe vor. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.) Unserem Grundsatze gemäß, derartige Werke nicht zu kritisieren, weil dies einer Selbstkritik dieser Zeitschrift gleichkäme, begnügen wir uns, das Erscheinen der Buchausgabe an dieser Stelle zu verzeichnen. Aus ähnlichen Gründen seien hier nur die Titel der drei Bücher verzeichnet, die in letzter Zeit von Karl Emil Franzos (im selben Verlage) erschienen sind: eine zweite Auflage der Novelle in Versen: „Mein Franz", ferner eine zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der Kulturbilder aus Halb-Asien: „Aus der großen Ebene", endlich ein neues Buch „Allerlei Geister", eine Sammlung kleiner Novellen, von der inzwischen gleichfalls eine zweite Auflage ausgegeben werden konnte.

— Friedrich Roebers Schaffen hat bereits vor Jahren (Band VI. 205 ff.) in der „Deutschen Dichtung" eine sehr eingehende Würdigung gefunden; sowohl der Dramatiker, wie der Lyriker findet sich dort erschöpfend charakterisiert. So haben wir diesmal nur der Freude Ausdruck zu geben, daß dieser Dichter, der nie in Mode war, eben auch nicht aus der Mode kommt und sich in der Schätzung der Leser „mit feinerem Ohr" behauptet. Beweise hierfür sind die Bücher, die uns heute von ihm vorliegen: eine dritte vermehrte Auflage der „Lyrischen und epischen Gedichte, Fest- und Märchenspiele", die der greise Poet seiner getreuen Lebensgefährtin zu der im Juni dieses Jahres gefeierten goldenen Hochzeit gewidmet hat; ferner eine durchgreifende, neue Bearbeitung seiner vor nun mehr als fünfzig Jahren (1846) zuerst erschienenen Tragödie: „Appius Claudius", während der dritte Band die beiden Hohenzollern-Dramen: „Der Rhein" und „Die Krone" unter dem gemeinsamen Titel: „Kurfürst Friedrich III." vereinigt. Das eine dieser Werke ist unseren Lesern bekannt. So haben wir nur noch beizufügen, daß die drei Bücher, und zwar sämtlich in vortrefflicher Ausstattung, bei Julius Baedeker in Leipzig erschienen sind.

— Recht wohlgemeinte, aber weder selbständige, noch nutzbringende Erörterungen füllen das kleine Büchlein: „Die dramatische Dichtkunst Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Hebung derselben. Von Max Grabbow. (Berlin, Deutschverlag von Ernst Cumme.) Es fehlt hier an Allem, was nötig wäre, namentlich auch an genauerer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, nur eben an gutem Willen nicht. Und aus dem letzteren Grunde wollen wir uns mit dieser kurzen Bemerkung begnügen.

— Michael Sachs und Moriz Veit. Briefwechsel, herausgegeben von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1897. Michael Sachs, 1808 geboren, zuletzt Prediger der Berliner jüdischen Gemeinde, war ein vortrefflicher Nachdichter der religiösen Poesien seiner Glaubensgenossen und ein Gelehrter von bleibender Bedeutung. Moriz Veit, im selben Jahre geboren, gleich Sachs Dichter, ist durch seine Thätigkeit als Verlags-Buchhändler und preußischer Abgeordneter in weiteren Kreisen bekannt geworden; beide Männer, durch innigste Freundschaft verbunden, sind im selben Monat (Januar 1864) verschieden. Der schmächtige Band, der die wichtigsten Stücke ihres Briefwechsels bringt, enthält viel interessantes Material zur Kulturgeschichte der deutschen Juden, aber auch einiges zur deutschen Litteratur-Geschichte. Die Mitteilungen über David Friedrich Strauß, Wilhelm von Humboldt, Karl Werder, Berthold Auerbach (um nur das Wichtigste zu nennen) sind sehr lesenswert.

— Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Von Prof. Dr. Jakob Nover. (Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A. G. 1897). Das Schriftchen, aus einem Vortrag entstanden und diese Form, nicht immer ganz zwanglos, auch in der vorliegenden, sicherlich erweiterten Fassung festhaltend, trägt mit Fleiß und Belesenheit, wenn auch nicht immer mit genügender Kritik und Übersichtlichkeit, das Wesentliche zusammen, was die Forschungen der Fachmänner über die schöne und merkwürdige Sage vom Tannhäuser ergeben haben. Der Autor geht zunächst auf die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg ein und legt dar, daß die Identifizierung Heinrichs von Ofterdingen mit dem Tannhäuser nur eben eine poetische, durch Richard Wagner in weite Kreise getragene, aber willkürlich erfundene Tradition ist, widmet dann dem historischen Tannhäuser (um 1240—1270) eine kurze Betrachtung und legt hierauf die verschiedenen Erklärungen, welche die Tannhäusersage bisher gefunden, dar. Daran schließt sich eine etwas trockene, aber fleißige und gut orientierende Übersicht der Bearbeitungen, welche die Sage bisher gefunden; warum Heines Tannhäuserlied darin nicht erwähnt ist, verstehen wir allerdings nicht. Alles in allem erfüllt das Schriftchen seinen Zweck recht gut m.

— Ein Essay dieser Zeitschrift hat vor Jahren auch des Dramatikers Hermann Lingg eingehend gedacht, ebenso ist in der Folge das Schaffen des Dichters in dieser Kunstform in der „Deutschen Dichtung" gestreift worden, und darum dürfen wir uns diesmal darauf beschränken, zu verzeichnen, daß eine Anzahl seiner Dramen nun auch in einem Bande vereinigt vorliegt: „Dramatische Dichtungen von Hermann Lingg, Gesammtausgabe". (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1897.) Der Band bringt zusammen sechs, und zwar je drei größere und kürzere Dichtungen: die fünfaktigen Trauerspiele: „Die Catilinarier", und „Kaiser und Doge" (ersteres eine Umarbeitung des 1864 zuerst erschienenen „Catilina", letzteres eine solche des 1873 zuerst veröffentlichten: „Der Doge Candiano"), ferner das fünfaktige, zuerst 1887 aufgeführte Schauspiel aus den Zeiten dreißigjährigen Krieges: „Die Bregenzer Klause", die einaktige, 1893 zuerst aufgeführte Tragödie: „Die Frauen Salonas", die 1883 zuerst aufgeführte Scene aus Pompeji „Clytia", endlich die nordische Scene: „Högnis letzte Brautfahrt", gleich den anderen Stücken zuerst in München, und zwar 1893 aufgeführt. Aus der Sammlung weggeblieben sind die 1864 erschienene dramatische Dichtung: „Die Walkyren", das Satyrdrama „Die Besiegung der Cholera" (1873), das Trauerspiel „Violanta" (1871), das Trauerspiel „Macalda" (1877) und die dramatische Dichtung „Berthold Schwarz" (1874). Es ist also die Bezeichnung des neuen Bandes als „Gesammtausgabe" nicht in dem Sinne zutreffend, als ob er alle Dramen des Dichters vereinigte. Welche Gründe für die Auswahl maßgebend waren, erfahren wir nicht, da dem Buche kein Vorwort beigefügt ist; auch finden sich die weggelassenen Dramen in demselben nicht verzeichnet. Möglicherweise sind äußere Gesichtspunkte für die Beschränkung auf die sechs genannten Werke maßgebend gewesen; hingegen haben ja für die Umarbeitung des „Catilina" und des „Dogen Candiano" innere Gründe den Ausschlag gegeben, und es wäre interessant gewesen, einen Dichter von Linggs künstlerischem Ernste sich darüber aussprechen zu hören. Es wäre daraus sicherlich auch einiges zur Psychologie der Dichtkunst zu lernen gewesen. Fr.

Neue Bücher.

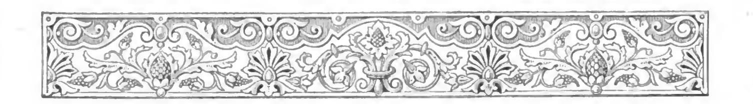
Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Wachler, Ernst. Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Eine philosophische Untersuchung. Berlin. E. Ebeling. 1897.

Rudeck, Wilhelm. Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Moralhistorische Studien. Jena. Hermann Costenoble. 1897.

Jensen, Wilhelm. Aus See und Sand. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lesius & Co. in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von **Bianca Bobertag.**

(Fortsetzung.)

Sie antwortete nicht, sie sah ihn bloß sehr ernst an. Dann sprang sie auf und suchte etwas in einem Ständer.

„Womit wollen Sie mich jetzt überraschen?"

„Nur ein paar Skizzen will ich Ihnen zeigen. Sie werden dann schon wissen, um welcher willen."

Er nahm ihr die Mappe ab und breitete sie auf dem Tische aus, auf den eine Hängelampe ihr Licht ergoß. Dort kramte sie jetzt heiter ihre Schätze aus.

Es waren meistens kleine Landschaftsbilder, oft nur ein ganz enges Stückchen Welt, ein malerisches Portal, ein durchsonntes Gäßchen, ein blumengeschmückter Giebel, dazwischen ein paar Reben, Schwertlilien im Glase, Veilchen und eine Menge Studien nach Personen.

„Ich begreife doch nicht recht," sagte er, „da Sie mit so wenigen kräftigen Strichen Menschen in charakteristischen Typen hinzuwerfen verstehen, warum Sie Ihre Kunst nicht den höhergearteten Wesen überhaupt zugewendet haben."

„Höhergeartet? Ob denn das so feststeht, daß das Andersgeartete das Höherstehende ist? Mir ist das Höchste die Ganzheit. Die Menschheit aber trägt in jedem ausgewachsenen Exemplar den Stempel entweder des Leidens oder der Zersetzung oder der Verbildung. Freie, schöne Menschen — wo sind die? Mich quälen diese auf irgend etwas „gestimmten" Menschen. Im Leben nicht, aber in der Kunst quälen sie mich. Gehen Sie in eine Gallerie: Diese Märtyrer, diese Asketen, diese pomphaften Heroen — in alledem ist soviel Grimasse, soviel Eingeengtheit und Krankheit, soviel Pose. Freilich, man malt heut auch kranke Blumen. Bleichsüchtige Rosen, groß wie Krautköpfe, Rosen, die wie Sünderinnen aussehen, die um eine Vergangenheit klagen. Ich denke, die meinen sind gesund, obschon sie nicht stimmungslos sind."

„Sie sind sogar trotz Ganzheit und Gesundheit so stimmungsvoll, daß man sie als einen Band lyrischer Gedichte bezeichnen könnte: Frühlingslieder, Hymnen, Träumereien und Festlieder, Balladen und Siegeslieder."

„Ja? Das freut mich unbändig. Ich liebe Gedichte, ich gebe eine Bibliothek Romane für ein schönes Gedicht."

Er sah ihr ein paar Augenblicke sinnend in die Augen. Dann blätterte er mit halbem Interesse in den Papieren vor sich. „Wer ist das?" fragte er, als ihn ein gutgeschnittenes und ausdrucksvolles Männerantlitz fesselte.

Sie zögerte und sagte dann schlicht: „Der Mann, den ich geliebt habe."

Mit erhöhtem Interesse vertiefte er sich in das Blatt. „Und er hätte sie nicht wiedergeliebt?"

„Doch! Obgleich ich nämlich in jenen Tagen nicht etwa hübscher war, als heut —"

„Ich sagte schon vorhin, daß ich sehr begreiflich finde, daß es so war."

Sie biß die Zähne zusammen. Ahnte denn dieser Mann gar nicht, wie grausam er war, indem er die Frage, ob sie jemals einem teuer gewesen sein könne, behandelte, als ob er sich einer Fünfzigjährigen gegenüber befände? Nicht die andere Grausamkeit, die darin lag, daß er seiner Bewunderung ihrer Kunst so rückhaltlos die Zügel schießen ließ? Als ob nicht auch eine Künstlerin zuerst Weib wäre und sie allzu lebhaft anerkennen ihr das Herz schwer machen heißt.

„Nun sehen Sie, dieser Mann selbst fand es unbegreiflich. Und an dieser Begriffsstutzigkeit wurde die Sache zu nichte. Er nahm sich eine dumme, aber sehr schöne Person. Ich war selbstverständlich sehr unglücklich und — konnte ihm doch nicht grollen. Ich selbst —"

„Sie selbst —"

„Ich meine, ein gewisser Grad von Schön-

heit wäre für mich selbst die erste Bedingung — gewesen, meine ich — mein Herz an jemand zu verlieren. Wie hätte ich etwas wie Treue zu beanspruchen wagen können?"

„Sie sind zu bescheiden."

„Ich denke nicht."

„So wäre Ihnen diese Behauptung von der ‚ersten Bedingung' Ernst?"

„Ganz gewiß. Wir sehen so oft, daß sich Männer mit dem Requisit der Schönheit geradezu begnügen, sollen wir nicht dasselbe Recht zu einer Sinnenfreudigkeit haben, zu dieser verfeinerten Sinnlichkeit, wenn Sie wollen, welche an einer vollkommenen Erscheinung die ästhetische Befriedigung findet, die jedes herrliche Werk der Natur hervorruft, die alles an sich Vollendete beanspruchen darf?"

„Und es wäre Ihnen nicht Wunsch gewesen, hinter dieser schönen Hülle einen Geist zu finden, zu dem Sie hinaufsehen konnten?"

„Hinaufsehen? O ich wäre mit gleicher geistiger Schulterhöhe zufrieden gewesen; und die hätte ich sogar zur zweiten Bedingung gemacht."

„Sie meinen, Sie haben in jenem Falle nicht einmal diese gefunden?"

„Nein. Aber darauf kam es ja auch nicht an. Faktisch war ich es, die aufgegeben wurde, als man die Entdeckung machte, daß ein gewisses geistiges Plus auf meiner Seite war. Mein Gesicht ein wenig von unten herauf gesehen aber machte sich noch schlechter." Sie lachte. „Schließlich: Was ist Liebe anders als Wohlgefallen und ein Gefühl wechselseitiger Vorteile!"

„Weiter nichts?"

„Ich glaube nicht."

Er schwieg verletzt. Endlich fragte er:

„Wann war das?"

„Vor zwölf Jahren in Rom. Ich war damals einundzwanzig. Nun, es verschmerzt sich alles. Jetzt bin ich dennoch Hausfrau und Mutter auf meine Art."

„Und sind glücklich?"

„Sehr," sagte sie aus einem augenblicklichen starken Wohlgefühl heraus. „Sind Sie es auch?"

„Ich denke, ich kann es sagen," kam es nach einer kleinen Pause von seinen Lippen.

Dann schwiegen sie beide, nicht dasselbe Schweigen, ein doppeltes, in das alles hineinbebte, was je an Glücksempfindungen die Herzen dieser beiden Menschen bewegt und als Resignation daraus verflattert sein mochte und das sich zuletzt doch verschmolz in ein gutes Gefühl von Wertschätzung oder Freundschaft für einander.

Blätternd zog sie endlich ein Aquarell hervor: ein Gerank bläulicher Winde, die an einem kunstvoll geschmiedeten Gitter hinaufkletterte. „Dies ist ganz nett, nicht wahr?"

Er beugte sich und betrachtete entzückt das zarte sonnige Bildchen. „Wundervoll, die lauterste Poesie. Der Mann, der Sie im Stiche ließ, weil Sie zu klug für ihn waren, war noch viel thörichter, als Sie wußten und er ahnte. — Aus welcher Provinz stammen Sie eigentlich?"

„Ich bin Vollblutschlesierin. Haben Sie das nicht bemerkt?"

„Nein, ich würde es sogar bestreiten, ohne mir anmaßen zu wollen, die Schlesier genau zu kennen."

„Wie so?"

„Sie sind Vollblut-Original."

Sie lachte. „Ein bischen dürfen Sie immer generalisieren, unbeschadet dessen, was man etwa meine Individualität nennen könnte. Aber Sie sind natürlich Norddeutscher?"

„Warum natürlich?"

„‚Na halt so gerne', sagt man in einem solchen Falle bei uns."

„Das heißt, wenn man keine Gründe angeben kann oder will."

„Ja."

„Nun, wollen Sie mal! Also: Ich bin —"

„Aber hab' ich Ihnen das nicht neulich schon verraten? Übrigens sind Sie eben zu sehr Norddeutscher, um nicht mit Ihrer Individualität mehr zurückzuhalten, als wir Schlesier es thun."

In diesem Augenblick stürmte Benvenuto herein.

„Tausendmal Entschuldigung, liebster Freund! Ich bin untröstlich. Sitzt mir da so'n alter Gymnasialprofessor eine Stunde lang auf der Bude, so'n Stück Geologe, Moränenwitterer, Gletscherspurenverfolger, der will da was herausgeben, wozu ich die Zeichnungen machen soll, die Kohlenflöze, Porphyrlager, Gneisgeschiebe und so. Nein, eh der zu Ende kommt mit seiner Weitschweifigkeit. Aber nu mal ins Eßzimmer zurück, dort hab' ich noch 'nen anständigen Tropfen auf Eis, mit dem wir mal auf München anstoßen müssen."

Drin stand eine rote Schirmlampe auf dem Eßtische, auf dem Tisch die Römer und einiger Nachtisch, auf einem niederen Schemel der Kühlbottich mit einer verlockenden Marke Rheinwein. Zum offenen Fenster herein, dessen Rahmen lose

Epheuranken und zitternde Klematis umspielten, schwebte ein Zusammenklang süßer und zarter Düfte aus Marie Karstens Wundergarten, die ersten Sterne leuchteten in einem unsichern milden Glanz und ganz leise schwoll das Rauschen des Mühlbaches.

Das war ein Abend, wie Förster ihn liebte. Behagen und ein glücklicher Heißhunger nach neuem Behagen überkam ihn. Schließlich mochten die beiden Anderen etwas Ähnliches empfinden. Jeder gab sich heiter und anregend.

Rudloff machte in liebenswürdiger Weise den Wirt, freilich schwadronierte er auch ein bischen über Weinsorten, über Kunst und Künstler, über Rom und München, aber wen gelüstet es auch immer nach schwerem Geschütz. Die Drei verplauderten noch eine Stunde auf das angenehmste.

In einer Ecke des großen Raumes stand ein Klavier. In einer Pause der Unterhaltung stand Förster auf, näherte sich dem Instrument, das er langsam öffnete und ließ ein paar Töne erklingen.

„Frisch gestimmt, lieber Amtsrichter, ganz frisch gestimmt! Aha! Werden Sie etwas Wagner wagen? — Nein, das ist was anderes!“

„Nur damit mir das gnädige Fräulein nicht rückhälterische Verstecktheit vorwirft.“ Und er spielte eine Serenade, eine seiner schönsten, gemütvollsten Kompositionen. Weich und sanft flüsterten die Töne, dann schwollen sie auf, sehnsüchtig, glutvoll, dann ein Zurückebben, gebändigtes Verlangen, unterdrückter Wunsch, sanftes Entsagen.

„Famos, famos!“ rief Benvenuto, als die Saiten ausgeklungen. „Chopin, was? Oder Brahms?“

Förster antwortete nicht.

„Eher Schubert,“ sagte Marie.

„Schumann! Natürlich Schumann.“

Der Amtsrichter schüttelte den Kopf. „Raten Sie nicht länger, meine Freunde, Sie kennen den Komponisten nicht.“

„Vielleicht doch. Sollte er nicht Gerhard Förster heißen?“ fragte eine verhaltene Stimme vom Sopha her. „Hab' ich recht?“

„Ja.“

Da sprang sie auf und eilte auf ihn zu. „Ich danke Ihnen herzlich. Das war schöne Musik und — und gute Musik. Ich meine: die Musik eines sehr guten Menschen.“

„Ach, das ist er auch! Wie ich Dir schon sagte, Marie, einer der bravsten Kerle!“

„Gute Menschen, aber schlechte Musikanten, sagt man sonst.“ Und sie sah eine gewisse Bitterkeit auf seinem Gesicht.

„Um Gotteswillen, wenn Sie das so nehmen wollen! Ich wüßte mir kein größeres Kompliment, als wenn mir jemand sagte: Man sieht es Ihren Blumen an, daß Sie ein guter Mensch sind.“

Er küßte ihr die Hand. „Gnädiges Fräulein, ich wünschte, Sie fänden, meine Musik klänge gut zu Ihren Blumen, und ich wüßte, daß meine Musik echte Kunst ist.“

„Herrje ja, Marie, hab ich es schon gesagt? Ich habe für morgen einen Ausflug geplant mit Fräulein Steinach und deren Intima. Als ich vorhin den Geologen an die Thür begleitete, kamen sie gerade vorüber, da schlug ich es ihnen vor.“

„Kein Wort hast Du bis jetzt gesagt.“

„War mal wieder ganz konsterniert von der Kleinen, einfach konsterniert. Also es ist Dir doch recht? — Förster, Sie müssen auch mit! Keine Widerrede.“

„Ich schließe mich sehr gern an, wenn gnädiges Fräulein —“

„Ich bitte Sie herzlich ... Wie, Sie wollen gehen? Wirklich und unwiderruflich. Dann also auf Wiedersehen morgen Punkt vier in unserem Garten. — Aber ich gebe Ihnen das Geleit.“

Förster verabschiedete sich von Marie und Rudloff auf das Herzlichste. —

„Ein famoser Mensch, der Amtsrichter, findest Du nicht auch, Marie?“ fragte der zurückkehrende Benvenuto, „musikalisch, geistreich, guter Kerl, keine Spur von Hochmut, ganz prächtiger Mensch.“

„Ganz Deiner Meinung.“

„Und auf morgen freu' ich mich, Du! Die Kleine sah zu famos aus. Wie, Du willst auch schon gehen?“

„Gewiß, es ist Zeit. Du weißt, ich schlafe nicht gerne in den Morgen hinein.“

Marie Karstens stieg langsam die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hinauf. Oben trat sie vor den Spiegel und betrachtete mit mitleidigem Spotte ihre unregelmäßigen Züge.

„Nun, wenigstens ein Grund, mich nicht erst zu beklagen, daß ich um zwölf, dreizehn Jahre zu alt bin.“

Dann ging sie schlafen. Heiter, lachend, strahlend sogar.

Siebentes Kapitel.

„Reizend, einfach reizend, einfach hinreißend!“ rief der königliche Zeichnenlehrer immer wieder. „Beige, Blaßrosa, Hellblau, Blaßgelb — wie eine Karawane wandernder Himmelswölkchen. Sehen Sie, Förster, so etwas erquickt das Künstlerauge. Und das mal' ich mal: Eine himmelblaue Wiese und drei darüber hinziehende Frauengestalten in leichtgebauschten zarten Kleidern wie diese, die Kinder als Miniaturwölkchen natürlich auch. — Köstlich!“

„Ich denke, wir setzen uns in Bewegung, lieber Bruder.“

„Denke ich auch. En avant also.“ Und dabei nahm der große Impressionist die Mitte zwischen Ada und Emmy und stieg mit ihnen voran, völlig strahlend vor Vergnügen.

„So müssen Sie eben mit mir vorlieb nehmen,“ sagte Marie Karstens zu Förster, „die ich in meinem Beigekleide garnichts Himmlisches sondern besser eine sehr irdische Staubwolke repräsentiere.“

„Mir eine große Freude, mein gnädiges Fräulein!“

„Aber Sie werden die jungen Damen dann auch noch genießen. Halten Sie Ihr Herz nur tapfer, diese Ada ist nicht nur ein sehr reizendes, sondern auch sehr liebenswürdiges Mädchen.“

„Ich bin überzeugt, daß jemand, dem Sie Ihren Schutz angedeihen lassen, ihn auch verdient.“

„Ich bin noch selbst daran, sie wirklich kennen zu lernen und weiß noch nicht, ob sie mich mehr besticht oder mir wirklich gefällt. Mein Bruder, wie Sie wissen, ist schlechthin entzückt von ihr, und sie ist ja wohl auch so recht die Art, die Männern gefällt.“

Plaudernd gingen sie weiter. In Marie war etwas wie eine leichte Nervosität. Sie mochte sich ein wenig überangestrengt haben in diesen doppelten Anforderungen ihres Berufes und gesteigerter Hausfrauenpflichten. Oder war es die etwas schwüle Wärme des Tages, die auch auf ihn drückte und in der er fortwährend selbst etwas wie eine nervöse Spannung empfand, während er Marie Karstens von seinem Elternhause, seiner Gymnasial- und Studienzeit erzählte. Zugleich sah er den kleinen Fritz Rudloff beständig verunglückte Versuche im Schmetterlingsfang machen und zehn Schritte vorauf zwischen blühenden Saatfeldern, Gras und Hecken zarte helle Gestalten wandeln, die ihn nach sich herzogen, ihm nahe und sich doch immer von ihm entfernend.

Nach etwa zehn Minuten hatte man in dieser uneinheitlichen, immer etwas versprechenden und nichts haltenden Wanderweise eine weitschattende Buche erreicht, um die eine Rundbank führte, darauf man kurze Rast zu nehmen beschloß.

Weit um sie herum breitet sich das glänzende Thal mit seinen blühenden Feldern und Triften, seinen Mühlwerken am rauschenden Fluß, seinen Gehöften und Kirchen, umkränzt von Bergen, von deren Höhen die steilen Schneisen herab die Stämme der fichtenen Bergriesen zu Thal geschafft werden, die oben dem Beil erlegen. In der Ferne erhebt sich das Hochgebirge, in zarten verschwimmenden Linien sich vom Horizont abhebend und zugleich mit ihm verschmelzend in Duft und Silberglanz. Über alles aber dehnt sich Himmelsbläue und Sonnenschein und webt ein zitternder Lufthauch, der auf seinen Schwingen Kunde von etwas Unsäglichem, Wunderbaren herzuzutragen scheint.

Benvenuto machte ein bischen den Bädeker, er kannte die Namen aller Ortschaften und Bergkuppen, aller Schlösser und ihrer Besitzer und wies mit Beredsamkeit auf Schönheiten, die ohnedies jedem in die Augen fielen.

Endlich erhob man sich wieder und setzte die Wanderung fort. Förster gesellte sich jetzt zu den Freundinnen und suchte Ada ins Gespräch zu ziehen. Es gelang ihm nicht gleich. Sie war so scheu und unsicher, daß sie sehr zurückhaltend blieb. Seine Bemerkung, daß er sie neulich beim Straußbinden gesehen, seine Frage, ob sie die Sängerin des schwedischen Liedes gewesen, setzten sie in Verwirrung und erst nach und nach taute sie auf. Sie redeten ein wenig von Liedern. Ada bemerkte schüchtern, er möge wohl sehr musikalisch sein, er sähe so aus. Sie habe übrigens ein wunderschönes Lied von einem Komponisten Förster über: ‚Wenn ich ein Vöglein wär'‘, eine Komposition, die sie viel schöner fände als die Hillersche, ob dieser Förster mit Vornamen Gerhard ein Verwandter von ihm sei? Auf seine Mitteilung, daß er das selbst sei, hatte sie nichts als ein „Ach!“ und einen respektvollen Augenaufschlag. Während sie dann noch irgend etwas über Natur- und Kunstgesang redeten, dachte er über ihr Gesicht nach, über dieses zarte, scheue, liebliche Gesicht, in dem irgend ein schwankender Ausdruck innerer Unfreiheit war, wie ihn ängstliche, unschuldig Angeklagte haben. Diesem jungen

Mädchen mochte soviel Rauheit und Argwohn im Leben begegnet sein, daß sie zu niemand mehr rechtes Vertrauen faßte. Endlich wurde sie doch zutraulicher, da er herzlich und heiter zu ihr sprach, und als sie während ihrer Wanderung durch den Wald ein paar Schritte vom Wege ein ganz junges, verlassenes Rehkalb fanden, wurde sie schon fast beredt in ihrem Mitgefühl; viel fehlte nicht, so hätte sie das Tier auf den Arm genommen, um es zu behalten und aufzuziehen, aber er riet ihr, es zu belassen, wo es war, da es dort von seiner Mutter unzweifelhaft wieder aufgesucht werden würde. Aber es war eine reizende Scene gewesen und ihr anmutiges Mitleid hatte ihm sehr zu Herzen gesprochen. Emmy Müller war längst zurückgeblieben, so sahen sie sich schließlich allein, wurden unsicher betreffs des Weges, lachten und liefen aufs Geradewohl in die Tannen hinein. Wie reizend sie lachte, sie konnte schalthaft, sogar ein wenig witzig sein, und immer war sie wie in Anmut getaucht, immer hatte ihre Stimme einen musikalischen Ton von einer dunklen, einschmeichelnden Wärme und in ihren Augen war bald das Aufblitzen eines Verstandes, der nur noch nicht recht wagt, rückhaltlos zu denken, bald jene schüchterne Sehnsucht, die der Seele entfliehen möchte und doch nicht kann.

So langten sie schließlich bei der Waldmühle an, die das Ziel des Spaziergangs war, von den Übrigen laut und mit ein paar kleinen Neckereien begrüßt, die sie schon in Kauf nehmen mußten. Hier saßen sie ganz im Grünen, köstlich von Buchen und Fichten eingehegt, mit einem Ausblick auf bläuliche Berge, die sich gegeneinander abstuften. Ada, etwas müde, schnell atmend von einem kurzen Aufstiege, setzte sich neben die Fremdin und bettete den Kopf lächelnd, behaglich an deren Schulter. Ob sie es wußte, wie berückend sie in dieser holden Anschmiegsamkeit war? Oder war es nichts als diese unbewußte Koketterie, die dasselbe ist wie angeborene Anmut? Ein allgemeines lächelndes Schweigen am Tische war entweder der Ausdruck der starken Wirkung, die ein so lieblicher Anblick hatte oder die Scheu, diese Ruhe zu stören.

„Fräulein Karstens,“ fragte sie plötzlich, „sind Sie auch nicht böse, daß ich neulich mit Herrn Rudloffs Erlaubnis Ihren Bücherschrank geplündert habe? Ach, haben Sie liebe Sachen!“

„Was haben Sie denn gewählt, Kindchen?“

„Zwei Bände Storm und einen Wolff. Und etwas so Reizendes noch, von einem Dichter, von dem ich noch nie etwas gelesen: Gotthart Feldner, „Feierstunden“ heißt es, das hab ich heut vor Tisch verschlungen. Aber ich möchte es noch einmal lesen. Darf ich es noch ein paar Tage behalten?“

„Aber natürlich.“

Es war jemand am Tische, den niemand ansah und der stark errötete; bis plötzlich Fräulein Karstens ihre Blicke auf ihn richtete, um sie verwundert wieder wegzukehren.

„Das hast Du mich nie lesen lassen, Marie. Ich überlasse es nämlich meiner Schwester, mir ein bischen Lektüre auszusuchen.“ Außer was ich mir selber aussuche, setzte der Naturalist-Symboliker in Gedanken hinzu, denn er fand einiges Wohlgefallen an Sachen, die dann in der Tiefe seines Schreibtisches verschwanden.

„Ach, Feldner! So recht ist das mein Geschmack nicht,“ sagte die Malerin. „Kennen Sie die Sachen, Herr Amtsrichter?“

„Ich besitze sie sogar. Warum mißfallen sie Ihnen, gnädiges Fräulein?“

„Ich liebe das Idyllische nicht. Ich liebe das Starke, den großen, gewaltigen Zug in der Poesie.“

„Und ich finde das gerade so reizend: das Harmonische, Friedliche, Zarte in so schöner Form,“ erwiderte Ada.

„Sie machen ja ein ganz verschmitztes Gesicht, Fräulein My“, bemerkte Rudloff. „Nun sagen Sie mal, was Sie vorziehen. Nicht gelacht! Farbe bekennen!“

„Ich? Ich liebe das Verständliche,“ sagte sie.

Da mußten sie nun alle lachen.

Dann sagte Ada Steinach ganz ernst: „My, Du hast die hübscheste Antwort von der Welt gegeben, denn sie war ganz redlich und das ist das Beste.“

„Ein Beweis, daß Sie selbst nicht anders als redlich sein können, wenn Sie Ihre Freundin darum schätzen,“ bemerkte Förster.

Sie senkte die Augen und errötete leise. Es war eine kleine Pause des Nachsinnens, der Träumerei und der Beklommenheit am Tische, aber Rudloff ließ dergleichen nicht aufkommen. Er war nie verlegen um Anekdoten, Neckereien, Kunstgeschwätz, gesellige Lieder und ein bischen Kourmacherei und von jener gewissen Derbheit der Empfindung, der es nicht darauf ankommt, sich einmal auf Kosten des eigenen Ansehens zu amüsieren, ohne sich eben zuviel zu vergeben. So erhielt er die kleine Gesellschaft bei guter Laune,

unter deren Deckmantel freilich Bedeutenderes die Gemüter bewegte: starke Wünsche, Hoffnungen, Betrachtungen — wer mochte wissen, was noch.

Auf dem Rückwege hielt Förster sich lange zu Rudloff. Endlich kam ihm zum Bewußtsein, daß er Marie heute vernachlässigt habe in Anbetracht der freundschaftlichen Intimität, in der sie sich gestern angenähert hatten. Dennoch wußte er nicht gleich, was sagen, bis er an ihre Vorliebe für den Ausdruck der Leidenschaft in der Dichtung anknüpfte. Marie ging noch etwas weiter: sie spielte das Charakteristische gegen das altmodische Schöne und Gefällige aus und sagte etwas Abfälliges über die „sogenannte“ Abgeklärtheit eines billigen, nüchternen Gefühlsmittelstandes, wogegen er die ältere Richtung vertrat — nicht ohne Verstimmung: die Positivität des Überkommenen ist immer die Stärke mangelnder Kraft und — eine leicht verletzte Stärke. Dann redete er einiges, was beinahe das Gegenteil war von dem, was er soeben vorgebracht. Sie schwieg verwundert, und so kam kein rechter Zug in die Unterhaltung.

Arme Genien: Kunst und Dichtung! Heute die Musen tiefsinnigsten Gedankenaustausches, leidenschaftlicher Begeisterung, seid ihr morgen nichts als Lückenbüßerinnen, Dirnen des Geschwätzes, gerufen und weggeschickt nach Laune. Wäret ihr sonst nicht göttlich, ihr wäret es durch eure Langmut.

Die Sonne war im Untergehen, als die kleine Gesellschaft, in die Kunzendorfer Chaussee einbiegend, ein wundervolles Schauspiel genoß. Eine aus der Erde geschachtete, hochaufgetürmte helle Bodenmasse lag im rötlichen Gold der Abendsonne gelblich gleißend aufgeschichtet wie ein fabelhafter Reichtum, der Tiefe flimmernd entrissen, und es gähnte noch in diese Tiefe hinein, goldig, silbern, im Spiel der Schatten und Lichter, hier purpurn, dort bläulich schimmernd — ein märchenhafter Anblick. Während sie, gefesselt von diesem Schauspiel, näher hinzutraten, fuhr jenseits einer Kieferngruppe vor ihnen ein mit Grauschimmeln bespannter Sandschneider davon, in dem die lachenden Gesichter zweier Männer sich zu einander neigten.

„Herr Stollwerk und ein Fremder“, bemerkte Ma Müller.

„Und was ist das?“ fragte Marie Karsten.

„Die große Stollwerksche Mergelgrube!“

Förster beugte sich hinab und nahm ein wenig von dem zartkörnigen, eigentümlich fettigen weichen Boden zwischen die Finger. „Dies Mergel? Kaum glaublich.“

„I bewahre — ist auch garnicht Mergel, ist das pure Gold! aus dem sein glücklicher Besitzer nichts als Doppelkronen münzt. Fallen Sie nicht in den Abgrund, Kind, zwar würden Sie weich fallen, aber Sie müßten in diesem Goldgrabe verhungern wie jener König — —“

„Midas.“

„Neben seinen Schätzen.“

„Malen sollte das einer,“ murmelte Marie, die Ada festhielt, während sie sich neugierig hinabbeugte.

Aber alle hielt der Ort in seltsamem Bann. Der Anblick war allzu zauberhaft. Wo der Boden nicht aufgerissen war, bedeckte ihn üppiger Graswuchs, Epheu und ernste junge Schwarzpappeln standen verstreut über dem Plan, der Himmel war tiefblau, von einzelnen rosigen Wölkchen überzogen, im Hintergrunde zog sich der Bergrücken zart silbern und doch in klaren Linien hin, über die Fluren hallte die Abendglocke.

„Die Welt ist so schön,“ sagte Gerhard, „unbegreiflich schön und froh.“

An der Thür zum Schneiderschen Garten trennte er sich von Ada und Emmy, aber auch von den Rudloffs und eilte auf einsamen Wegen seinem Hause zu, froh, leicht, in einem köstlichen Hochgefühle, die Seele voll Schönheit, Glück und Kraft und einem Reichtum an Zukunftshoffnungen, die dem der „Gold“grube spotteten.

(Fortsetzung folgt.)

Cleopatra.

In dicht verhangnem Prunkgemache ruht
Die Königin auf purpursammtnen Matten
Und draußen brütet dumpfe Mittagsglut.
Farnhaar und Fächerpalmen überschatten
Der schleierlosen Glieder Wunderbau
Der dreifach wiederstrahlt aus Spiegelplatten.

Auf Oleanderzweigen thront ein Pfau.
Das dämmernde Gemach durchzuckt ein matter
Lichtblitz der Iris, dunkelgrün und blau.
Wie ein Geschmeid umflicht die gold'ne Natter
Den Schwanenarm, der Adern blau Geäst,
Im glüh'nden grünen Aug' ein Blick, ein satter.

Da senkt das schöne Weib: „Auch Du verschmähst
Die Fülle dieser Schultern, dieser Büste?
Genügt der Reiz Dir nicht, den Du erspähst?
Trägst Du nach heißrer Lebensflut Gelüste?
Sieh! Dieses Herz ist leidenschaftverheert,
Versengt und ausgebrannt wie Deine Wüste,
In der, von Wogen gelben Sands verzehrt,
Verschollner Wanderer Gebeine bleichen!
Ist dieser schöngeschwellte Leib nicht wert
Der Ewigkeit als herrlichste der Leichen?
Des Körpers Schönheit raubt der Tod ja nicht:
Nur kühler werden diese marmorgleichen
Brusthügel sein und weißer dies Gesicht
Im dunklen Grund der bläulich schwarzen Haare,
Wenn diesen Leib, vor Luft und Sonnenlicht
Geschützt, durchtränkt mit Balsam hält die Bahre.
Drum flieh, so lang Dein Zahn mir nicht zerstört
Die Schönheit, wie der Zahn der Lebensjahre!

Schon hat sie, ach! zu blühen aufgehört.
Mein feuchter Blick weiß nicht mehr zu berücken;
Mein Lächeln, das ein Felsenherz bethört,
Mein Kuß, der schauern machte vor Entzücken —
All meine Liebespfeile wurden stumpf
Und schön genug nur wär' ich noch, zu schmücken
Des selbstgefälligen Triumvirs Triumph,
Als seltsam Prunkgewächs der Tropenzone,
Als Wunder fremder Au'n, vom Pöbel dumpf
Begafft, in goldnen Ketten vor dem Throne
Des Manns, der mich verschmäht, des Herrn der Welt;
Oktavians, vor dessen Fuß die Krone
Der Pharaonen liegt im Staub, zerschellt.
Der Epigone soll mir Schmach bereiten,
Mir, der in Liebe sich gebeugt der Held
Der Zeit, der größte Feldherr aller Zeiten!
Der klügste Staatsmann, welcher je gelebt,
War nicht zu klug für meine Zärtlichkeiten.
In Cäsars Gärten, irispracht durchwebt,
In Myrthenhainen plätscherten Fontänen,
Der Lorbeer blühte, der zum Himmel strebt,
In Grotten träumten Seen mit schwarzen Schwänen.
Und ein Palast war mein, vom Rosennetz
Umrankt, aus Gold und Elephantenzähnen
Um, während er den Völkern sprach Gesetz
Und Kriegsgeschichte schrieb und Weisheitslehren,
Auf üpp'gen Polstern eines Himmelbetts,
Umrauscht von faltenreichen Sammtportièren,
Wohl auch im Hängenetz, blütenüberschneit,
Aufs neu am ewigen Triumph zu zehren
Der Jugendfülle, Schönheit, Weiblichkeit . . .

Im veilchenblauen Meere Mast an Maste
Die Flotte, die Legionen kampfbereit,
So lud er sich zuerst bei uns zu Gaste.
Doch eine sternenlose Herbstnacht sah
Wie ein Gespenst mich nähern dem Palaste
Am Hafenplatz zu Alexandria.
Noch heute fühl' ich, wie das Herz mir pochte,
Als ich dem weltberühmten Krieger nah,
Dem Mann, der sich den Erdkreis unterjochte.
Der hohe Raum, in dem er einsam saß,
War matt erhellt von einer Lampe Dochte,
Sein kahles Haupt war leicht geneigt. Er las.
Wohl eines Dichters Buch! Die Augen hatten
Den Ausdruck eines, der die Welt vergaß,
Doch sah ich scharfgeschnittner Züge Schatten.
Sie zeichneten sich ab an weißer Wand
Und auf des Tisches Alabasterplatten,
Darauf ein Strauß von Königsastern stand.
Er saß umwallt von purpurnem Talare,
Ich stand vor ihm in ärmlichem Gewand,
Als mich sein Auge traf, das tiefe, klare.
Doch da enthüllt' ich ihm das Angesicht
Und schüttelte die langen Rabenhaare,
Die flatterten und flimmerten im Licht.
Er duldet, daß ich meine Lippen drücke
Auf seinen Fuß, mein Arm sein Knie umflicht
Und wie ich näher ihm und näher rücke
Und bis der aufgelösten Locken Flucht
Den Staub vor seinen Füßen fegt, mich bücke,
Enthüll ich seinem Blick des Busens Bucht.
Er spricht von unbedingtem Unterwerfen
Ägyptens unter Roms Gewalt und sucht
Dabei der Stimme Stahlklang zu verschärfen.
Sein Antlitz war so kalt und starr wie Erz.
Und dennoch ging ein Sturm durch seine Nerven.
Ich sah es wohl und hörbar schlug sein Herz.
Und plötzlich schlug's an meines Herzens Pforte.
„Ich kam, sah, ward besiegt“ umschrieb im Scherz
Der Weltbesieger die berühmten Worte
Und Brust erglomm an Brust und Mund an Mund.
So hält der Geizhals fest an seinem Horte
Wie seine Arme meiner Hüfte Rund.
Und Liebespfeile rauschten durch das Zimmer
Und ihre Schwingen sprühten schillernd bunt
In seines wunderbaren Geistes Schimmer.

Das Schönste zeigt' ich ihm in jener Nacht
Bei einer Ampel rosigem Geflimmer.
Was ihm zu zeigen ich besaß die Macht:
Gedämpftes Rosenlicht und Liebeswonne.
Doch andern Tages zeigt ich ihm die Pracht
Des Pharaonenlands im Licht der Sonne.

Mit Irissegeln trieb der Wind sein Spiel
Und wie von eines Staubbachs Strahlenbronne
Umglitzert, schoß das Schiff hinauf den Nil.
Von Zinnen und Balkonen winkten Fahnen,
Guirlanden Weinlaubs schmückten unsern Kiel,
Die Himmelsglocke blaute wie Gentianen.
Hoch über Häuserreihen blendend grell
Und Zaubergärten hängend an Altanen,
Ergoß die Sonne ihren Strahlenquell.
Und über Obelisken und den Spitzen
Der Tempeltürme sah man fern, doch hell
Noch einen kleinen Streif des Meeres blitzen.
Bald spiegelt sich im Nil ein Klippendamm.
Es glotzt das Krokodil aus Felsenritzen.
Es wälzt das Flußpferd sich im gelben Schlamm

Es starrt hernieder von granitnem Walle,
Der scharf gezähnt ist wie ein Riesenkamm,
Die Sphinx mit Frauenbrust und Löwenkralle.
Zerschellte Rippen deckt Geröll und Stein . . .

Ein Totenschädel grinst zur Himmelshalle
Und in den grellen Mittagssonnenschein.
Es färbt den Felsen eine blut'ge Rinne;
Doch steinern starrt auf bleichendes Gebein
Die Mörderin von ihrer Felsenzinne,
Als hätte niemals an granitner Wand
Ein Opfer sie zermalmt, die Menschenspinne.

Nun grüßt von fern der Wüste Hügelland.
Gelbbraun beherrscht es meilenweite Riede,
Von tiefern Himmelsfarben überspannt.
Ein fahles Lichtmeer. Nur die Pyramide
Beschattet Triebsand, der im Sonnlicht brennt
Und schauerlich umweht sie Gräberfriede.
Sie ragt empor, ein Riesenmonument,
Das einst die Liebe für den Tod errichtet,
Zum gentianenblauen Firmament:
Es meldet jeder Stein, der hier geschichtet
Von Frauengliedern, liliengleich erblüht
Und Frauenscham, von Frömmigkeit vernichtet.
Und Abends zeigt der Stein sich wie durchsprüht
Von Rosenbrand; der Liebe Riesengabe
Errötet wie ein liebend Weib erglüht . . .

Zuweilen sprießt des Lebens Keim im Grabe.
Wenn Deine Mutter jener Stunde denkt,
Gedenkt sie Dein, Cäsarion, mein Knabe!
Wir standen, andachtsvoll den Blick gesenkt . . . .
Doch regen fühlt ich sich — im Todesneste —
Die Frucht im Schoß, die Cäsar mir geschenkt.
Mein Kind! Du raubtest mir den Lenz! Nur Reste
Von Jugendschönheit blieben Marc Anton,
Doch ihm genügten sie zum Liebesfeste.
Du zärtlichster der römischen Hero'n
Warum Du nur dem Weibe schmeicheln mochtest,
Das Du gewagt mit Ketten zu bedroh'n!
Wie Du auf Deine Legionen pochtest
Und, wie ich dann als Venus kam zu Gast,
Als Bacchus meinen schlanken Leib umflochtest!
Du hattest einen Goldpokal umfaßt
Voll edlen Cyperweins und wiesest trunken
Auf's Meer und Deine Flotte, Mast an Mast.
Noch war die Sonne nicht in's Meer gesunken.
Auf Kräuselwellen bis zum Horizont
Erglitzern Myriaden Sonnenfunken.
Ein auf das Land gefallner Sichelmond
Umgiebt Seleukia das Schloß, die Scheiben
Von tausend Bogenfenstern licht besonnt.
Und zwischen hohen Pinien und Eiben
Auf den Terrassentreppen, schillert bunt
Und braust herauf der Straßen Großstadttreiben . . . .

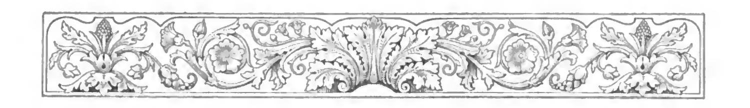
Zum Narren machte mein Korallenmund
Den frechen Lüstling! Hätt' er doch verzichtet
Um meinetwillen auf das Erdenrund!
Mit Wonne hab' ich ihn zu Grund gerichtet!
Denn seiner war ich satt und ließ geschehn,
Daß seine stolze Flotte ward vernichtet.
Ich sah des andern Mannes Wimpel wehn
Und dachte, meine Wehr ist nicht die Flotte.
Auch dieser wird nicht lange widerstehn!
Doch diesmal flog sie nicht ins Licht, die Motte!
Und was für Marc Anton entzückend war,
Oktavian besah's mit stolzem Spotte.
Für alle Schönheit blind war der Barbar!
Blind für der Augen zauberhaft Geleuchte
Und blind für das brillantdurchblitzte Haar
Und für die Lippe, die von Küssen feuchte
Und all den Reiz, der auf und niederwallt
Und deß sich Venus nicht zu schämen brauchte . . .
Kein Mensch . . . ein Automat, verknöchert, kalt
Im Dienste Roms — so ward er mein Verderben . .
Doch nein — ich ward mir's selbst: ich werde — alt.
Wohlan so gilt's zur rechten Zeit zu sterben,
Noch durchgenießend, wie das Leben warm
Dem Tod entgegen wogt, dem schaurig herben!

Sie spricht's und lächelt. Ein Libellenschwarm,
Umgaukeln ihre Seele Liebesbilder.
Da fühlt sie schauernd zwischen Brust und Arm
Des feuchten Schlangenbauchs Perlmutterschilder
Und zwischen halb geschlossnen Wimpern zückt
Ein Schreckensblick hervor, ein ängstlich wilder,
Denn fester nun und immer fester drückt
Ihr der lebend'ge Gurt die wucht'ge Hüfte,
Die er wie eine goldne Schärpe schmückt.
Er hält den schönen Leib, dem Nardendüfte
Entatmen, einer Schlinge gleich umschnürt,
Vom Tod geschleudert aus dem Reich der Grüfte.
Erschauernd einen Todeshauch verspürt
Die Hingestreckte, während von der Schlinge
Sich zu befrei'n, sie keinen Finger rührt.
Sie wirft zurück der Locken Rabenschwinge
Und kreuzt im Nacken, daß sie wehrlos sei,
Die Arme, schwellend unter'm Schmuck der Ringe.
Da fährt sie auf — ein Stich — ein leiser Schrei —
Die Natter hat im Schnee der Brust begraben
Den Giftzahn; langsam taucht der Tod herbei . . .
Gespenst'ge Rappen hört sie näher traben,
Sie schaut ein endlos Feld mit rotem Mohn,
Von Wolken überschattet schwarzer Raben.
Aus weiter Ferne hört sie einen Ton
Wie Stiergebrüll aus Nacht und Moor; wie Grüße
Der Todesküste sieht sie Sterne lohn . . . .

Und kraftlos hangen ihre Lilienfüße
Herab vom Purpurbett. Betäubung bannt
Ihr jedes Glied mit wollustvoller Süße.
In Liebesträumen führt sie sanft die Hand
Der Wunde zu — und streift dabei die Schlange
Zur Erde wie ein goldnes Busenband.
Schon küßt der Tod den Schmelz ihr von der Wange.
Das Auge strebt dem Lichte zu entfliehn,
Die sammtne Wimper nimmt es auf, die lange.

Betäubend schwere Wohlgerüche ziehn
Im Lufthauch über der Portière Falten
Und über leichenfahle Glieder hin . . . . .
Ein Zucken, ein Erstarren und Erkalten.

Rudolf Knussert.



Berlin in der Reaktionszeit.

(1850—1858.)

Erinnerungen von Max Ring.

VI.

Der „Tunnel“. Berühmte Schauspieler.

(Schluß).

Durch Dessoir wurde ich mit dem Dichter des Narziß, Emil Brachvogel, näher bekannt, den ich schon früher bei Kroll flüchtig gesehen hatte, als er noch die untergeordnete Stelle eines Theatersekretärs bei Direktor Engel bekleidete. Zur jener Zeit war Brachvogel ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, schlank gewachsen, mit nicht uninteressanten, aber verschwommenen Zügen, die ein auffallendes Mißverhältnis zwischen der hohen schönen Stirn und der unbedeutenden unteren Gesichtshälfte zeigten, wodurch er einigermaßen an den Kopf des bekannten genialen Grabbe erinnerte. In der Unterhaltung erschien mir Brachvogel originell, aber unklar und nicht selten verworren, wie dies die meisten Autodidakten zu sein pflegen. Er sprach gewöhnlich mit vielem Pathos und es fiel ihm sichtlich schwer, für seine oft überraschenden und geistreichen Gedanken den geeigneten Ausdruck zu finden. Seine ganze Erscheinung und sein Wesen hatte etwas Seltsames, Ungewöhnliches, fast möchte ich sagen Theatralisches, Überschwängliches und doch zugleich Anziehendes.

Wie ich von ihm im Verlauf eines mehrjährigen freundschaftlichen Verkehrs erfuhr, war er in Breslau und zwar im Irrenhause von seiner geisteskranken Mutter geboren. Nachdem er mehrere Jahre die Realschule seiner Vaterstadt besucht hatte, wollte er anfänglich Bildhauer werden. Er gab jedoch diesen Vorsatz bald wieder auf und hörte Kollegien an der Universität, da er die Absicht hatte, das Abiturientenexamen zu machen und Theologie zu studieren. Statt dessen trat er jedoch auf Wunsch seiner Eltern bei einem geschickten Graveur in die Lehre. Von einer unüberwindlichen Liebe für das Theater erfaßt, ging er später nach dem Tode seines Vaters, der ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, nach Wien, wo er als Kosinski in Schillers „Räuber“ debütierte.

Da er aber in eklatanter Weise durchfiel und bald die Überzeugung gewann, daß ihm jedes schauspielerische Talent abging, kehrte er nach Breslau zu seinen verlassenen Studien zurück. Seine Liebe zum Theater führte ihn im Jahre 1849 nach Berlin, wo er sein erstes Drama „Jean Favart“ schrieb und auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne aufführen ließ, ohne jedoch einen nennenswerten Erfolg zu erzielen. In seinen Hoffnungen von Neuem getäuscht, zog sich Brachvogel wieder nach Schlesien auf seine unterdes angekaufte ländliche Besitzung zurück, nachdem er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen in Berlin verheiratet hatte. In glücklicher Abgeschiedenheit, die nur durch pekuniäre Verluste getrübt wurde, dichtete er die Schauspiele: „Aham, der Arzt von Granada“, „Der Sohn des Wucherers“ und das Lustspiel „Ali und Sirrah“: Arbeiten, die ein bedeutendes dramatisches Talent verrieten, aber trotzdem von den Theater-Direktionen unberücksichtigt blieben. Durch den Bankerott seines älteren Bruders, dem er den größten Teil seines Vermögens anvertraut hatte, sah sich Brachvogel gezwungen, seine schlesische Besitzung mit erheblichem Schaden zu verkaufen. Noch einmal wendete er sich nach Berlin, froh, die angegebene Stellung bei dem Kroll'schen Theater und ein kleines Einkommen zu finden.

Eines Tages, als ich ihn zufällig bei dem Redakteur Dohm antraf, erzählte er uns unter anderem, daß er mit einer dramatischen Arbeit beschäftigt sei, deren Held der durch Goethes Bearbeitung bekannte „Rameaus Neffe“ werden sollte. Wir waren von dem glücklichen Griff überrascht, verschwiegen ihm aber unsere Bedenken nicht. Nach unserer Ansicht eignete sich das liederliche und verlumpte Genie des Diderot'schen Dialogs weniger zum Träger des Dramas, als zu einer interessanten Nebenfigur. Auch vermißten wir den uns notwendig erscheinenden Gegensatz zu der frivolen und verdorbenen Welt, die der Dichter zu schildern beabsichtigte. Dagegen bemerkte Brachvogel, daß er in seinem „Narziß“ gleichsam den Repräsentanten des demokratischen Prinzips und der künftigen Revolution einer verrotteten Aristokratie und dem innerlich verfaulten Hof gegenüberstellen wollte und daß er deshalb Narziß zum Helden seines Dramas gewählt habe. Obgleich wir damit keineswegs einverstanden waren, munterten wir ihn zur Beendigung seiner Arbeit auf.

Es verging jedoch noch eine längere Zeit, bevor sein Werk zur Aufführung gelangte. Zum Glück hatte Brachvogel unterdes eine einträglichere Stellung in dem Wolff'schen Telegraphenbureau gefunden, so daß er, vor augenblicklicher Not geschützt, sein Drama mit Muße vollenden konnte. Nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten erschien „Narziß“ endlich zum ersten Mal auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses und errang einen durchschlagenden beispiellosen Erfolg. Von Szene zu Szene, von Akt zu Akt wuchs der Beifall, der in der originellen „Pagodenszene“ seinen Höhepunkt erreichte, wozu das geniale Spiel des für seine Rolle wie geschaffenen Dessoir wesentlich beitrug. Es war ein unvergeßlicher Theaterabend, wie er nur selten in dem Leben eines deutschen Dichters vorkommt. Das begeisterte, hingerissene Publikum rief stürmisch nach jedem Aktschluß wiederholt den Verfasser, der, gestern noch unbekannt, heute ein berühmter, gefeierter Mann geworden war. Sein Talent wurde bewundert, sein Drama auf allen deutschen Bühnen aufgeführt, in die meisten fremden Sprachen übersetzt, der „Narziß“ eine Lieblingsrolle der ersten Schauspieler und die Berliner Aufführung ein epochemachendes Ereignis für die Bühne. Leider aber ist besonders in Deutschland dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Berauscht und aufgemuntert durch seinen ersten Erfolg, gab Brachvogel seine bisherige Stellung bei dem Telegraphenbureau auf, um sich ungestört der Litteratur zu widmen, womit immer eine gewisse Gefahr verbunden ist.

Schon Brachvogels nächstes, mit großer Spannung erwartetes Trauerspiel „Adalbert vom Babanberge“ blieb hinter den gehegten Hoffnungen zurück, obgleich sich von Neuem die ungewöhnliche Begabung des Dichters besonders in einzelnen Episoden bekundete. Noch weniger befriedigten die folgenden dramatischen Arbeiten „Der Usurpator“ und „Mondecaus“, so bedeutend auch die dem letzteren zu Grunde liegende Idee war: den genialen Erfinder der Dampfmaschine dem mächtigen Kardinal Richelieu als Nebenbuhler gegenüber zu stellen. Auch über dieses Werk, dessen Plan er mir mitteilte, hatte ich eingehende Besprechungen mit ihm, da ich mich für den großartigen Stoff, für diesen Kampf des idealen Erfinders mit dem realen Politiker auf das Höchste interessierte. Von Neuem bewunderte ich den sicheren dramatischen Blick und Griff des Dichters, aber ich vermißte vor allem an dem Helden das rein menschliche Interesse, welches durch das historische Beiwerk und durch die sich vordrängenden Nebenfiguren verdunkelt und erdrückt wurde. Mehr Anklang fanden „Die Prinzessin von Montpensier“ und „Die Harfenschule“, welche den Schauspielern dankbare Rollen boten, aber an Wert und Erfolg weit hinter seinen früheren Dramen zurückblieben und eher einen Rückschritt als einen Fortschritt bezeichneten. Dagegen gelang es Brachvogel noch einmal, wenn auch auf einem anderen Gebiet, den ungeteilten Beifall des Publikums zu gewinnen. Der Roman „Friedemann Bach“ wurde bei seinem Erscheinen als der ebenbürtige Geistesbruder des Narziß begrüßt, gelesen und mehrmals neu aufgelegt. Aber auch in seinen Romanen zeigte sich nach und nach eine Abnahme der originellen Schöpferkraft und ursprünglichen Frische, woran zum Teil die ungünstigen Verhältnisse, ganz besonders aber der eigentümliche mangelhafte Bildungsgang des Dichters die Schuld trugen.

Brachvogel war ein höchst begabter Autodidakt, mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen. Trotzdem er rastlos an seiner Ausbildung arbeitete, vermochte er nicht die Lücken seines Wissens auszufüllen, den Mangel an ästhetischem Sinn und an notwendiger Selbstkritik zu ersetzen. Zu seinen historischen Schöpfungen machte er ja die eingehendsten geschichtlichen und geographischen Vorstudien; von Folianten, alten Landkarten, Städteplänen und Kupferstichen umgeben, schrieb er stehend oder im Zimmer auf und ab gehend, mit einem großen Bleistift bewaffnet, den ersten Entwurf seiner Dramen und Romane auf einzelnen Blättern nieder, um ihn später sorgfältig auszuarbeiten. Trotzdem ging ihm der historische Sinn und der kritische Geist ab. Selbst seine besten Werke „Narziß“ und „Friedemann Bach“ lassen die volle Reife des Talents vermissen und zeigen neben einer Fülle großer Schönheiten Schwächen und Mängel, die den gebildeten Zuschauer und Leser in seinem Genusse stören. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der bei den meisten deutschen Schriftstellern zu beklagen ist. Ungeachtet aller seiner Erfolge war Brachvogel auf den Ertrag seiner Feder angewiesen und zu einer rastlosen, aufreibenden Thätigkeit gezwungen, um den notwendigen Lebensunterhalt zu erwerben. In der Tretmühle des Geistes verschwendete er seine beste Kraft, büßte er mit der Zeit seine Originalität ein, erschlaffte sein Genius. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß er nie sein besseres Ich verleugnete, daß er stets nach den höchsten Idealen im Leben und in der Kunst strebte und seiner Überzeugung selbst große materielle Opfer brachte.

Im persönlichen Verkehr war Brachvogel harmlos liebenswürdig und gutmütig; in größerer Gesellschaft etwas zurückhaltend und befangen, erschien er im vertrauten Freundeskreise oder in seiner bescheidenen Häuslichkeit gemütlich und angeregt, in der Unterhaltung lebhaft, aber zuweilen verworren, zu Paradoxen und zu dem ihm zur Natur gewordenen Pathos leicht geneigt. Mit besonderem Eifer widmete er sich auch den idealen Zwecken der Freimaurerei, in der er als Mitglied der großen Landesloge eine geachtete Stellung einnahm. Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch manche harte Schicksalsschläge getrübt. Der Tod entriß ihm die geliebte Frau und

mit ihr eine unentbehrliche Stütze. Ein durch seine Unkenntnis der Geschäfte und Gesetze selbst verschuldeter Prozeß mit seinem früheren Verleger verursachte ihm viele bittere Stunden und große pekuniäre Verluste. Wenn es auch meinen Bemühungen gelang, einen Vergleich zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, so sah sich der in allen solchen Dingen unerfahrene und unpraktische Dichter gezwungen, den Frieden durch schwere Geldopfer zu erkaufen, die er durch verdoppelte Anstrengungen wieder einzubringen suchte. Wie der Held auf dem Schlachtfeld, so starb Brachvogel an seinem Schreibtisch, bei der Arbeit vom Tode überrascht.

Außer dem königlichen Schauspielhaus und der Oper besaß Berlin zu jener Zeit nur noch vier Theater, das Friedrich-Wilhelmstädtische, das neue Königsstädtische in der Charlottenstraße, das Vorstädtische der „Mutter Gräbert“ und das Krollsche Etablissement. Unter diesen nahm damals das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater die erste Stelle ein, besonders während der Regie des geistreichen und auch als Schauspieler hoch begabten Ascher, der später nach Wien ging, um dort die Direktion des Karl-Theaters zu übernehmen. Bald sollte jedoch der Friedrich-Wilhelmstadt eine gefährliche Konkurrenz in dem Theaterdirektor Franz Wallner aus Posen erstehen, der 1854 das heruntergekommene Königsstädtische Theater pachtete und von der Charlottenstraße nach der sogenannten „Grünen Neune“ in der entlegenen Blumenstraße verlegte. Durch seine große Energie, ungewöhnliche Thätigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit gelang es dem neuen Direktor, einem geborenen Oesterreicher, die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten und Vorurteile in kurzer Zeit zu überwinden und die erloschene Teilnahme für das vernachlässigte, fast verrufene Theater zu erwecken, wobei er von einer seltenen Gunst des Zufalls, durch ein ausgezeichnetes Ensemble tüchtiger Kräfte, durch die glückliche Wahl der aufgeführten Stücke und durch die Teilnahme des launenhaften Publikums unterstützt wurde. Gleich im Anfange hatte Wallner einen großen Erfolg mit den Sitten-Dramen des jüngeren Dumas, besonders mit der „Dame aux camélias“, welche ich auf seine Veranlassung für das Theater unter dem Titel „Die neue Magdalena“ bearbeitete, da das in mancher Hinsicht anstößige Stück in seiner ursprünglichen Gestalt schon wegen der Zensur auf der deutschen Bühne unmöglich war und deshalb unseren strengeren sittlichen Anschauungen und gesellschaftlichen Verhältnissen angepaßt werden mußte. Außerdem bewog ich Kalisch, der gerade mit der Direktion des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters unzufrieden war, Wallner seine neuesten Arbeiten anzuvertrauen. Unterstützt von dem künstlerischen Kleeblatt Helmerding, Reusche, Neumann, denen sich das weibliche Dreigestirn Wollrabe, Stolle und Schramm zugesellte, feierte die komische Muse der Berliner Lokalposse die glänzendsten Triumphe. Das kleine Theater in der Blumenstraße wurde Mode und die Elite der Residenz drängte sich nach der früher verspotteten „Grünen Neune“. Stücke, wie der „Aktienbudiker“, „Berlin, wie es weint und lacht“, „Einer von unsere Leut'“ und die „Mottenburger“ erlebten hunderte von Vorstellungen und machten den glücklichen Direktor zu einem reichen Mann. In Anerkennung seiner Verdienste wurde Wallner später zum Kommissionsrat ernannt und durch die an ihn erinnernde Wallner-Theaterstraße geehrt.

Diese großen Erfolge verdankte Wallner, abgesehen von seiner eigenen Tüchtigkeit und dem Talente des Possendichters Kalisch, den trefflichen Leistungen der Schauspieler, vor Allen der unwiderstehlichen Komik des bekannten Helmerding. Dieser langjährige Liebling des Publikums war ein echtes Berliner, mit Spreewasser getauftes Kind, der Sohn eines ursprünglich bemittelten Schlossermeisters. Nachdem er einige Zeit das Gymnasium besucht, wollte der Knabe Karl durchaus ein Künstler und zwar zunächst ein Maler werden. Nur ungern erteilte ihm auf vieles Bitten der Vater die Erlaubnis, die Akademie besuchen zu dürfen, auf der er den Unterricht eines geschickten Zeichenlehrers, des Professor Otto, genoß und nicht unerhebliche Fortschritte machte. Noch mehr aber fühlte er sich zum Theater hingezogen, aber sein Vater wollte weder von dem Einen noch dem Anderen hören und erklärte kategorisch, daß Karl Schlosser werden und als Lehrling mindestens zwei Jahre unter seiner Anleitung arbeiten sollte. Erst nach dieser Frist durfte Helmerding mit Bewilligung seines Vaters die Bühne betreten. Sein erstes Debüt fand auf einem der zahlreichen Berliner Liebhabertheater, da „hinten“, unter den „Frankfurter Linden“ statt, wo, wie in Shakespeares „Sommernachtstraum“ Schreiner und Weber den holden Musen huldigten. Die Regie führte der in Berlin bekannte Marionetten- und Puppenspieler Linde, eine ebenso originelle wie populäre Erscheinung.

Wie so viele jugendliche Talente führte auch Karl Helmerding längere Zeit jenes verführerische Vagabundenleben eines wandernden Komödianten. Im Jahre 1848 spielte er in Schöneberg bei Berlin, wo der damals ebenfalls noch unbekannte Kalisch die ersten Erzeugnisse seiner komischen Muse vor einem nichts weniger als gewählten Publikum aufführen ließ. Beide gingen jedoch aneinander vorüber, ohne sich kennen zu lernen, ohne Ahnung der Triumphe, die sie nach wenigen Jahren mitsammen feiern sollten. Nach manchen Irrfahrten kehrte Helmerding nach Berlin zurück, wo unterdessen infolge der Revolution sein früher wohlhabender Vater den größten Teil seines Vermögens verloren hatte. Nur um zu leben, nahm Helmerding ein Engagement des Theaterdirektors Kallenbach auf dessen Sommerbühne vor dem Oranienburger Thore an. Der Scharfblick des erfahrenen

Bühnenleiters erkannte zuerst das vorwiegend komische Talent des jungen Schauspielers, der bis dahin hauptsächlich als Liebhaber und Intriguant aufgetreten war. Kurze Zeit darauf ging Helmerding zu dem Königsstädtischen Theater über, das damals provisorisch in der Charlottenstraße unter dem Direktor Cerf jun. ein kümmerliches Dasein fristete. Auch hier fand sein Talent keine Gelegenheit, sich zu zeigen, da die älteren Komiker im Besitz der besten Rollen waren und den jüngeren Kollegen nicht aufkommen ließen. Helmerding mußte sich mit den unbedeutendsten Aufgaben begnügen und blieb lange Zeit gänzlich unbeachtet. Die geringe Gage reichte kaum für die nötigsten Bedürfnisse hin und es gab Tage in seinem Leben, an denen er hungrig zu Bette ging.

Endlich schlug auch für ihn die Stunde des Glücks. Über Nacht wurde der Darsteller einer wichtigen Rolle in der zu jener Zeit neuen und ununterbrochen gegebenen Posse „Münchhausen“ von Kalisch krank. Keiner der anderen Schauspieler getraute sich, die bedeutende und umfangreiche Rolle bis zum Abend zu lernen und zu spielen. Da meldete sich der bisher vernachlässigte Helmerding, der die Rolle durch wiederholtes Hören fast auswendig wußte, zur sofortigen Übernahme. In seiner Verlegenheit nahm der verzweifelte Direktor das kühne Anerbieten an und noch an demselben Abend eroberte Helmerding durch seine originelle Darstellung des „Knetschke“, der später das Vorbild des „gebildeten Hausknechts“ wurde, die Gunst des Publikums und einen Namen in der Theaterwelt. Wie sehr er gefallen hatte, bewies am besten der Neid seiner Kollegen. Bei einem Diner, zu dem er mit einem damals über die Gebühr gepriesenen Komiker von seinem Direktor geladen wurde, fragte dieser in Anerkennung jener Leistung: „Auf die Rolle des Knetschke können Sie reisen.“ — „Aber nicht weit,“ setzte der boshafte Kollege, der jetzt längst vergessen ist, verächtlich hinzu. Nachdem das Königsstädtische Theater eingegangen war, erhielt Helmerding ein vorteilhaftes Engagement in Köln. Einige Zeit war er auch auf der Kroll'schen Bühne thätig; später kam er nach Posen zu dem dortigen Direktor Wallner, mit dem er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er bald der Liebling des Berliner Publikums wurde und als der bedeutendste Repräsentant der Berliner Lokalposse bis zu seinem Scheiden von der Bühne die höchste wohlverdiente Anerkennung fand.

Ich selbst wurde durch meine Beziehungen zum Theater zu verschiedenen neuen dramatischen Arbeiten angeregt. Gleichzeitig suchte ich den Eindruck der großen Stadt, die ich nach und nach genauer kennen lernte, schriftstellerisch zu verwerten, indem ich mich bemühte, ähnlich wie Auerbach in seinen „Dorfgeschichten“ das auch Berlin keineswegs fehlende poetische Element in meinen „Stadtgeschichten“ darzustellen, wenn ich auch nicht hoffen konnte, mein mir vorschwebendes Vorbild zu erreichen. Eine größere Reise nach Ober-Italien, mit der ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Ischl verbunden war, gab mir den Stoff zu einem neuen Roman „Verirrt und erlöst“, über den mir Auerbach folgendermaßen schrieb: „Ich habe gestern Ihren Roman „Verirrt und erlöst“, den mir Ihr Verleger gesendet, spät und in der Nacht ausgelesen, und sage Ihnen vor allem, daß ich in Komposition und Zeichnung, wie in psychologischer Vertiefung einen großen Fortschritt erkenne. Sie haben Erfindungsgabe und dabei einen seltenen freien Blick für das Hereinragen des Naturlebens und einen stetigen sittlichen Kompaß. Ich spreche Ihnen das Alles aus, nicht als Emballage für den nachfolgenden Tadel, sondern als festen Inhalt, den Sie getreulich pflegen und erkennen und nicht durch Flüchtigkeiten und Willkürlichkeiten beeinträchtigen sollten. Es ist ein offenbar gesunder Kern in diesem Buche und Sie werden manche Freude daran erleben, denn der eigentliche Leser wird sich an dem Natur- und Geistesatem darin erquicken und es ist eine individuelle Angriffnahme des großen Problems, an dem wir Alle kranken und so Viele sich auch dabei die Zähne stumpf machen oder ausbeißen, der Nußkern kommt doch zuletzt heraus.“

Während meine schriftstellerische Thätigkeit bei Freunden und auch Fremden Anerkennung und Aufmunterung fand, drohte sie mir ernste Verlegenheiten bei der Polizei zu bereiten, obgleich ich mich unter den damals so traurigen Verhältnissen und nach den in Breslau und Oberschlesien gemachten Erfahrungen von allem politischen Treiben grundsätzlich fernhielt. Trotzdem ich gleich nach meiner Ankunft in Berlin um meine Niederlassung als praktischer Arzt bei der Polizei eingekommen war und mich als solcher auch bei den Medizinalbehörden der Stadt angemeldet hatte, wartete ich vergebens von Tag zu Tag auf die gewünschte Erlaubnis, ohne die ich zu jeder Zeit ausgewiesen werden konnte. Da alle meine Schritte in dieser Beziehung vergeblich waren, wendete ich mich an den mir von Breslau her bekannten Kanzleirat Joel Jakoby, der bei dem Polizeipräsidenten Herrn von Hinckeldey in hoher Gunst stand und für dessen rechte Hand gehalten wurde. Joel Jakoby selbst war schon früher für mich eine interessante Persönlichkeit gewesen, da mir in ihm gewissermaßen die damalige Gesinnungslosigkeit und der Cynismus der herrschenden Reaktion verkörpert erschien. Nachdem er in Berlin Hegelsche Philosophie studiert, durch seine „Klagen eines Juden“ im Tone der alten Psalmen Sensation erregt, zum Christentum übergetreten und Katholik geworden war, in Breslau den Ultramontanen gedient, in der Schweiz eine geheime Mission übernommen hatte, wurde Joel Jakoby als Lektor bei der Berliner Polizei angestellt. In dieser bescheidenen Stellung übte er im Verein mit dem bekannten Stieber und dem Konstabler-Oberst Patzke einen bedeutenden Einfluß, besonders in allen Preßangelegenheiten, aus.

Auf seinen Rat, mich direkt an Herrn von Hinckeldey zu wenden und diesem persönlich mein Anliegen vorzutragen, begab ich mich am nächsten Tage nach dem Polizeipräsidium und ließ mich bei dem gefürchteten, damals allmächtigen Herrn anmelden. Nachdem ich einige Zeit im Vorzimmer gewartet, wurde ich vorgelassen und von dem Gewaltigen mit der ihm eigenen Mischung von bureaukratischer Rücksichtslosigkeit und patriarchalischer Herablassung empfangen. Als ich ihm mein Gesuch mitteilte und mich im Verlauf der Unterredung darauf berief, daß ich als praktischer Arzt durch mein Diplom berechtigt sei, mich in jeder Stadt des preußischen Staates niederzulassen, erklärte er mir unumwunden, daß er sich daran nicht kehre und erst vor kurzem den praktischen Arzt Dr. Dulk aus Berlin ausgewiesen habe. Auf meine Entgegnung, daß ich mich von der Politik zurückgezogen habe, erwiderte er mir: „Sie sind Schriftsteller und arbeiten an verschiedenen liberalen Zeitungen und Journalen.“ „Das wohl,“ gab ich zu, „aber nur als Kritiker und Feuilletonist; außerdem habe ich in der letzten Zeit nur einige Romane und Theaterstücke geschrieben, die auf der königlichen Bühne aufgeführt worden sind.“ „Ist nicht,“ fragte er freundlicher, „auch das Lustspiel „Scarrons Liebe“, das ich neulich gesehen habe, von Ihnen?“ Auf meine Bejahung hellte sich sein bisher tiefernstes Gesicht auf und sein barscher Ton wurde immer milder und väterlicher. „Warum machen Sie nicht,“ sagte er gemütlich, „mehr solche Stücke? Mit den Zeitungen bereiten Sie sich und mir nur Verdruß. Wenn Sie mir versprechen, vernünftig zu sein und keine politischen Artikel zu schreiben, so sollen Sie auch sofort Ihre Niederlassung bekommen.“ In der That erhielt ich schon in den nächsten Tagen meine Niederlassung von der Polizei zugeschickt und blieb seitdem von allen Unannehmlichkeiten verschont.

Obgleich ich mich über Herrn von Hinckeldey persönlich nicht beklagen konnte, so litt ich doch indirekt durch seine Willkür und die von ihm herbeigeführte Unsicherheit aller Verhältnisse. Meinem Verleger, dem Buchhändler Simion, wurde wegen eines Preßvergehens die Konzession entzogen, der mir nahestehende Zeitungsbesitzer Theodor Heymann durch fortwährende Konfiskationen gezwungen, die von ihm herausgegebene Urwählerzeitung aufzugeben, meine Freunde und Bekannten mit Haussuchungen verfolgt, eingekerkert oder ausgewiesen. Ein unbedachtes Wort, die frivole Denunziation eines boshaften Feindes, eines Polizeispions reichte hin, einen freisinnigen Mann zu Grunde zu richten und die unschuldige Familie zu ruinieren. Dazu kam noch die allgemeine Unzufriedenheit mit dem damaligen Ministerium, welches in der äußeren Politik die größten Demütigungen von Österreich und Rußland ruhig duldete, im Innern durch die Verfolgung der Christkatholiken und freisinnigen Gemeinden, Beschränkung der Presse, Verbot der Fröbelschen Kindergärten und ähnliche kleinliche Maßregeln die Gemüter erbitterte und den preußischen Staat in den Augen aller Deutschen kompromittierte. Unter solchen Umständen wurde die durch die beklagenswerte Krankheit Friedrich Wilhelm IV. notwendig gewordene Regentschaft mit Freuden wie eine Erlösung begrüßt und die sogenannte „Neue Ära“ trotz der traurigen Veranlassung von allen wahren Patrioten als die Verheißung einer hoffnungsvollen und segensreichen Zukunft angesehen.

VII.
Eduard Hildebrandt.

Durch meine bereits im Jahre 1856 erfolgte Verheiratung mit der Tochter des bekannten Verlagsbuchhändlers Karl Heymann befestigte sich meine bisherige Stellung in Berlin mehr und mehr. Damals war die Gründung eines Hausstandes nicht so schwer wie heute, das Leben war einfacher, die Menschen anspruchsloser, die Bedürfnisse geringer. Außer in den Häusern der hohen Aristokratie und der reichen Börsenwelt kannte man noch nicht eine stilvolle Einrichtung mit teuren Renaissance- oder Rokokomöbeln, keine luxuriösen Diners und Soupers mit Austern und Champagner. Die Schriftsteller besonders waren stolz darauf, ihren Gästen etwas besseres bieten zu können, als derartige materielle Genüsse. Unter solchen Verhältnissen konnte auch ich in meiner bescheidenen Häuslichkeit ohne großen Aufwand meine zahlreichen alten und neuen Freunde öfters bei mir sehen und gastlich empfangen.

Zu den letzteren durfte ich auch den genialen Maler Eduard Hildebrandt zählen, den ich zufällig auf einer Badereise in Teplitz kennen gelernt hatte. Die Freundlichkeit, mit der er mir entgegenkam, und die Gutmütigkeit, mit der er einen tief unter ihm stehenden Kollegen behandelte, dessen Borniertheit er mit wahrhaft rührender Geduld ertrug, nahmen mich so sehr für den Künstler ein, daß ich ihn täglich lieber gewann und die flüchtige Badebekanntschaft in Berlin fortsetzte. Bald nach seiner Rückkehr lud Hildebrandt mich und meine Frau ein, ihn in seinem am Kupfergraben gelegenen Atelier zu besuchen und seine neuesten für die nächste Kunstausstellung vollendeten Bilder zu besichtigen, was wir mit vielem Vergnügen thaten.

Im Verlauf unserer Unterhaltung forderte er mich auf, den beiden Bildern, von denen ich besonders eine Landschaft mit Störchen am Wasser wegen der feinen Naturstimmung und eigentümlich schönen Beleuchtung des bewölkten, von einem Sonnenstrahl erhellten Himmels bewunderte, einen passenden Namen zu geben. Ich nannte das Gemälde: „Am Weiher“ und das andere „Unter den Weiden“, unter welcher Bezeichnung beide Bilder allgemein bekannt geworden sind. Zur Feier dieser Taufe mußten wir

mit Hildebrandt eine Flasche Champagner leeren und mit ihm anstoßen; seitdem nannte er mich gewöhnlich „Herr Gevatter!“ In heiterster Laune teilte er uns bei dieser Gelegenheit aus dem reichen Vorrat witziger Geschichten und Anekdoten, die er dann zu erzählen liebte, folgendes, besonders für einen Kritiker lehrreiche Abenteuer mit. „Als ich,“ berichtete er, „einer Studie wegen mich längere Zeit in Venedig aufhielt, forderte mich ein ebenfalls dort ansässiger österreichischer Maler auf, mir eines seiner Bilder anzusehen. Mit echtem Künstlerstolz führte er mich zu seiner Staffelei, auf der ich zwei mittelmäßige steife Porträtfiguren erblickte, in welchen ich nicht ohne Mühe den Kaiser Franz Joseph von Österreich und dessen Gemahlin erkannte, die sich mit verzerrtem Lächeln anzustarren schienen. „Nun,“ sagte der Maler, mit triumphierender Miene, „woas denken's wohl, welchen Moment das Bild vorstellen soll?“ Beschämt gestand ich ihm meine Unwissenheit ein, worauf er mich mitleidig, fast verächtlich ansah und mir erklärte: „Doas is der Moment, wo der Kaiser zu der Kaiserin spricht: Elisabeth! jetzt soagst Du mir Du!“ Als ich aber sprachlos vor Überraschung da stand und das Lachen nur mit Gewalt verbeißen konnte, fügte der bescheidene Künstler hinzu: „Jetzt bitt' ich mir Ihr aufrichtiges Urteil aus; oaber das soag ich Ihnen, wer mir auf mein Bild schimpft, dem schloag ich hinter die Ohren, daß ihm Sehn und Hören vergehen soll.“

Kurze Zeit darauf erhielt ich von der Redaktion der „Gartenlaube“ den Auftrag, eine kurze Biographie von Hildebrandt zu schreiben, wozu er mir auf meinen Wunsch bereitwillig die nötigen Materialien lieferte. Eduard Hildebrandt war nach diesen seinen eigenen Angaben am 9. September 1817 in Danzig geboren; sein Vater war ein Stubenmaler, der in dürftigen Verhältnissen lebte und kaum so viel verdiente, um den Hunger seiner Kinder zu stillen, weshalb Hildebrandt später oft zu sagen pflegte: „Sie wissen nicht, wie weh' der Hunger thut; ich habe das durchgemacht und so viele Jahre seitdem verstrichen sind, so viel ich auch seitdem erlebt, erinnere ich mich noch heute, daß es nichts Traurigeres giebt, als ein hungerndes Kind.“ Über Alles liebte er seine arme kränkliche Mutter; ihr gab er schon als Knabe jeden Groschen, den er damit verdiente, daß er in der Weihnachtszeit bei den Konditoren das Bemalen des Marzipans besorgte. Sobald es ihm gut ging, setzte er ihr eine verhältnismäßig sehr bedeutende Summe zu ihrem Unterhalt aus und als ich über die Höhe derselben erstaunt war, sagte er mir bewegt: „Ich müßte mich ja schämen, wenn ich besser leben sollte als meine alte Mutter.“

Nur mit Widerstreben half er seinem Vater beim Anstreichen der Stuben und Thüren; lieber trieb er sich mit seinem um drei Jahre älteren Bruder Fritz im Hafen herum und träumte von fernen Seereisen. Er selbst hatte keinen anderen Wunsch, als Schiffsjunge zu werden; da er aber wegen seiner Jugend und Schwächlichkeit nirgends ankommen konnte, so blieb ihm keine andere Wahl, als die verhaßte Stubenmalerei. Nachdem Hildebrandt unter den traurigsten Verhältnissen seine Lehrzeit überstanden und sein Probestück, das jetzt noch in der „Lade“ des Gewerks zu Danzig aufbewahrt wird, glücklich abgelegt hatte, ging er nach altem Handwerksbrauch mit dem Ränzchen auf dem Rücken auf die Wanderschaft, zunächst nach Stolp in Pommern, wo er auch Arbeit fand. Hier trat die Versuchung in der Gestalt einer schönen Meisterstochter an den jungen schmucken Gesellen heran. Der wohlhabende Vater des Mädchens, dem der geschickte Arbeiter als Schwiegersohn zusagte, wollte ihm die Kundschaft übergeben, aber Hildebrandt verschmähte, wenn auch mit schwerem Herzen, das verlockende Anerbieten und folgte seinem Genius, der ihn 1837 nach Berlin führte.

Mit dem festen Entschluß, sich fortan ganz der Kunst zu widmen, aber fast ohne alle Mittel, suchte er zunächst eine Schlafstelle, die er mit drei gleich armen Kameraden teilen mußte, und einen Lebensunterhalt, den er durch Kolorieren von Lithographien für die Rocca'sche Kunsthandlung erwarb. Da er aber in seiner überfüllten Wohnung nicht ungestört arbeiten konnte, erlaubte ihm auf seine Bitten ein gutmütiger Schneider, in einem freundlichen Stübchen auf dem Hof, das zum Empfang der Kunden diente, sein Atelier aufzuschlagen. Hier malte er seine ersten Bilder, kleine Seestücke, Erinnerungen an Danzig, durch deren Verkauf er noch soviel ersparte, daß er 1838 eine Kunstreise nach der Insel Rügen machen konnte.

Als er auf dem Heimwege im Hafen von Stettin saß und nach der Natur, seiner bisherigen einzigen Lehrerin, zeichnete, redete ihn ein alter würdiger Kunstfreund, der Kammerherr Gerhard an und erkundigte sich nach seinen Verhältnissen, die Hildebrandt ihm offen mitteilte. Der gute alte Herr versprach durch Ankauf von Bildern und Empfehlungen an Berliner Freunde ihn zu unterstützen, was er auch that. Indessen erkannte Hildebrandt selbst die Notwendigkeit einer ordentlichen Schule immer mehr. Zu diesem Zweck begab er sich eines Tages zu dem tüchtigen Marinemaler Krause, um die Aufnahme in das Atelier des Meisters zu erbitten. Dieser erkannte sofort die Begabung des jungen Schülers und gewährte ihm gern sein Gesuch. Damit noch nicht zufrieden, wendete sich Hildebrandt an den damaligen Direktor der Akademie, den alten originellen Schadow, mit der Bitte um freien Zeichenunterricht. „Gehen Sie zu Muttern,“ lautete die Antwort, „und holen Sie sich Geld.“ Um Schadow milder zu stimmen, legte ihm Hildebrandt einige seiner Arbeiten vor, aber der alte Herr schüttelte den Kopf und sagte barsch: „Die Zeichnungen haben Sie nicht gemacht, den freien

Unterricht kann ich Ihnen nicht bewilligen und wenn Sie kein Geld haben, thun Sie besser, den Gedanken aufzugeben, ein Künstler zu werden."

Trotz dieser Abweisung verlor Hildebrandt nicht den Mut; er malte munter fort und seine kleinen Bilder fanden Käufer an dem guten Kammerherrn Gerhard und sogar an König Friedrich Wilhelm III., der ihm für eine Marine fünf Friedrichsd'or zahlte. Das Geld benutzte der junge Künstler zu seiner ersten größeren Reise nach Schottland auf einem mit Knochen beladenen Schiffe, die ihm drei Thaler inklusive Überfahrt und Verpflegung kostete. Reich beladen mit Bildern und wertvollen Skizzen kehrte er nach Berlin zurück, aber der Drang nach Belehrung führte ihn bald wieder fort nach dem Ziele seiner sehnsüchtigen Wünsche, nach Paris, wohin er mit seinen geringen Ersparnissen und einer kleinen Unterstützung der Danziger „Friedensgesellschaft" reiste.

Hier, bei dem Anblick der Kunstschätze des Louvre und Luxembourg ging dem Autodidakten das Licht der wahren Malerei auf. Aber nur zu schnell waren seine Hilfsmittel erschöpft und er sah sich wieder genötigt, durch kleine Arbeiten sein Leben mühselig zu fristen. Ein Kunsthändler gab ihm für seine Aquarelle Stück für Stück einen Franken! Noch schwieriger war es für Hildebrandt, Aufnahme in dem Atelier eines berühmten Meisters zu finden. Einige Monate arbeitete er bei dem Schweden Wickenberg, der hauptsächlich Winterlandschaften malte, was auch der Schüler bald mit Vorliebe that und wobei er zuerst die Wirkungen des durch die dunklen Wolkenmassen gebrochenen Sonnenlichts kennen lernte, „dieses Lebenselement des Künstlers, in dem seine ganze Seele aufging." Durch einen glücklichen Zufall wurde der berühmte Isabey auf das Talent Hildebrandts aufmerksam gemacht, den er unter die Zahl seiner Schüler aufnahm und auf dessen Entwicklung und Bildung er einen bedeutenden Einfluß übte. Im Salon 1842 stellte Hildebrandt bereits ein Genrebild aus, das von der Pariser Jury mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde und ihn vorteilhaft empfahl. Bald konnte er auch seinen Herzenswunsch erfüllen und seine Mutter und seinen Bruder Fritz, der wegen seiner Körperschwäche den Dienst als Matrose aufgegeben hatte und ebenfalls Maler geworden war, nach Kräften unterstützen.

Nachdem er noch das südliche Frankreich mit Genuß und Nutzen durchwandert, kehrte er 1843 nach der Heimat zurück, wo er so glücklich war, an Alexander von Humboldt einen einflußreichen Beschützer zu finden, der den jungen hoffnungsvollen Künstler dem kunstverständigen König Friedrich Wilhelm IV. empfahl. Da dieser gerade damals die Absicht hatte, dem Prinzen Adalbert zur Erinnerung an dessen Reise nach Brasilien ein sinniges Geschenk zu machen, so veranlaßte er Hildebrandt, dessen Farbensinn und eigentümliches ethnographisches Talent der König sogleich zu würdigen wußte, nach Brasilien zu gehen und an Ort und Stelle eine Reihe von Aquarellen nach der Natur zu malen. Es war dies eine Aufgabe, welche Hildebrandt reizte und der er allein gewachsen war. Kein anderer Maler in jener Zeit besaß in so hohem Grade das Talent, den Zauber des Meeres, die Wunder der Tropen, die Glut und Intensität der wechselnden Beleuchtung, die geheimnisvollen Schatten des Urwalds, die edlen Formen der schlanken Palmen, das Labyrinth der wuchernden Schlingpflanzen und Lianen, die fremden Formen der südlichen Zone und ihrer Bewohner zu erfassen und wiederzugeben.

Mit den besten Empfehlungen versehen, schiffte sich Hildebrandt nach Brasilien ein, wo er von Seiten des hochgebildeten Kaisers und der ersten Behörden die freundlichste Förderung fand. Auf dem Rückwege reiste er durch die Vereinigten Staaten, die ihm ebenfalls eine Fülle interessanter Eindrücke boten und seine Mappe mit einer Reihe ausgezeichneter charakteristischer Bilder bereicherten, welche der König, höchst befriedigt von diesen Arbeiten, für das Berliner Kupferstich-Kabinet ankaufte. Nicht minder günstig lautete das Urteil des Publikums und der Kritik über diese Leistungen, die in der Landschaftsmalerei Epoche machten. Nach dieser großen Reise gönnte sich Hildebrandt eine zweijährige Ruhe in Berlin, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen lebte. Dem liebenswürdigen genialen Künstler standen die ersten Häuser der Residenz, selbst der Zutritt zum Hofe offen. Vor Allen aber überhäufte ihn Alexander von Humboldt mit der freundlichsten Aufmerksamkeit; er zog ihn in seine Gesellschaft, lud ihn zu sich nach Tegel ein, wo Hildebrandt mit den besten Männern seiner Zeit, mit den wahren Rittern des Geistes verkehrte und sich ihm eine Welt von großen Gedanken und neuen Anschauungen eröffnete.

Um den Mangel an Wissen und Bildung zu ersetzen, benutzte Hildebrandt jede freie Stunde zu eifrigen Studien. Hauptsächlich aber eignete er sich durch den Umgang mit bedeutenden Männern und geistreichen Frauen nicht nur eine Fülle nützlicher Kenntnisse, besonders fremder Sprachen an, sondern auch die feinen Formen der guten Gesellschaft, so daß er bald vollkommen zu Hause und überall ein gern gesehener Gast war. Am liebsten jedoch verkehrte er mit seinen Freunden, in der sogenannten Künstler-Kneipe bei Schubert in der Charlottenstraße. Dort saß er mit Gustav Richter, Hermann Eschke, mit Scholz vom Kladderadatsch und dem Kupferstecher Mandel, mit Berthold Auerbach und Adolph Mützelburg beim Glase Bier, unerschöpflich an guten und schlechten Witzen, besonders an Kalauern, in denen er Alle übertraf. In großen Gesellschaften fühlte er sich nie ganz heimisch und erschien nicht selten affektiert, ohne es zu sein, verlegen, trotzdem es ihm nicht an guten Manieren fehlte. Um so ungezwungener

und natürlicher zeigte er sich im befreundeten Familienkreise, wo er der Liebling aller Kinder war, mit denen er selbst wie ein Kind spielte und sich mit ihnen auf dem Boden herumwälzte, wie ich dies öfters bei mir und anderen gesehen.

Die innigste Liebe aber verband Hildebrandt mit Alexander von Humboldt, dessen väterliche Zuneigung er mit kindlicher, pietätvoller, fast schwärmerischer Anhänglichkeit erwiderte. Trotz der Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Lebensstellung bestand zwischen Beiden eine innere Verwandtschaft, dieselbe Liebe zur Natur, die gleiche Lust, ferne, besonders tropische Länder kennen zu lernen und zu erforschen, dieselbe Begeisterung für alles Große und Schöne und dieselbe geniale Befähigung, die Wunder des Weltalls zu erfassen und in Wort oder Bild darzustellen. Wie Humboldt der Denker, so war Hildebrandt der Maler des „Kosmos“. Beide erkannten diese Kongenialität ihrer Naturen und fühlten sich sympathisch zu einander hingezogen.

Im Jahre 1847 lud die Königin Victoria von England den Künstler ein, nach London zu kommen, um einige Ansichten von Windsor für Friedrich Wilhelm IV. zu malen. Er lebte daselbst als Gast der hohen Frau und gab ihr Unterricht im Zeichnen. Seine Reiselust führte ihn jedoch bald wieder von England nach der Westküste von Afrika und nach Madeira, dann nach Palästina. Von Jerusalem über Konstantinopel und Griechenland glücklich in Berlin wieder angekommen, führte Hildebrandt seine mitgebrachten Skizzen und Bilder aus, welche die größte Anerkennung und Bewunderung fanden, aber auch von den Gegnern und Anhängern der alten Schule vielfach angefeindet wurden. Nachdem der Künstler im Osten geschwelgt, trieb ihn seine ungestillte Wanderlust nach den Eisregionen des Nordkaps, das er im Sommer 1856 besuchte. Es gelang ihm, die starre Erhabenheit des Nordens eben so treu und wahr darzustellen wie die berauschende Farbenpracht des Ostens und Südens. Mitten in diesen Erfolgen traf ihn das Unglück, seinen innig geliebten Bruder zu verlieren; auch der Tod seines Gönners Alexander von Humboldt erschütterte ihn tief und bald darauf erkrankte er selbst. Um so mehr waren seine Freunde überrascht, als er ihnen, kaum genesen, mitteilte, daß er entschlossen sei, die von ihm längst geplante Reise um die Welt auszuführen. Mit schwerem Herzen sahen wir ihn scheiden. Im September 1862 verließ der Künstler Berlin und schiffte sich in Triest ein, von wo er über Ägypten nach Indien, Ceylon, China und Japan ging und über die Philippinen, Kalifornien und die Landenge von Panama nach England und von da nach der Heimat zurückkehrte. Mehr als 300 Aquarelle, welche er unter den schwierigsten Verhältnissen, oft mit der größten Gefahr für sein Leben und seine Gesundheit der Natur abgerungen, waren der Gewinn dieser Weltreise, die in der That der Kunst neue, bisher noch gänzlich unbekannte Gebiete erschlossen hatte.

Zur Feier seiner Ankunft veranstalteten die Berliner Kollegen ein Künstlerfest mit Toasten, Reden und Illustrationen seiner Fahrten und Abenteuer. Aber nur noch kurze Zeit war es ihm vergönnt, sich seiner Erfolge zu erfreuen. Auch an Hildebrandt bewahrheitete sich der Spruch des Dichters, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt. Die übermenschlichen Anstrengungen unter der brennenden Sonne Indiens, die erlittenen Entbehrungen und der verderbliche Einfluß des ungesunden Klimas hatten seine Gesundheit untergraben und den Keim zu seinem frühen Tode gelegt. Seine krankhafte Reizbarkeit wurde noch durch die gehässige Kritik gesteigert, die einzelne seiner Bilder, besonders das sogenannte „Blaue Meer“ als unnatürlich und unwahr tadelte. Mehr als Alles aber schmerzte ihn, wie er mir öfters klagte, daß die Regierung den Ankauf seiner Aquarelle ablehnte, obgleich er für dieselben nur seine Reisekosten, im Ganzen 12 000 Thaler, forderte. Alle diese Umstände trugen dazu bei, um seinen gewöhnlichen rheumatischen Leiden einen gefährlichen nervösen Charakter zu geben. In seinen Fieberphantasien beschäftigte er sich fortwährend mit dem „Blauen Meer“, dem Ideal und Problem seines künstlerischen Schaffens, mit seinem Schmerzenskind. Dem Tode nahe, ließ er sich noch einmal von seinem treuen Freunde Eschke, der an seinem Lager wachte, den Pinsel mit der blauen Farbe reichen und malte in die Luft hinein, bis der Pinsel seiner kraftlosen Hand entsank und sich die treuen blauen Augen, in denen sich die Schönheit der Welt wiederspiegelte, für immer schlossen.

Die Tragödie.

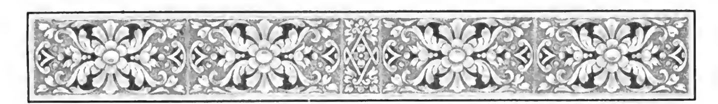
Im heil'gen Eichwald fiel ein mächt'ger Baum
Vom Blitz zerschmettert auf die Erde nieder,
Sein Todesschrei hallt rings im Forste wieder;
Ihn hört der Priester an des Waldes Saum.

Das Holz, zersplittert in dem weiten Raum,
Er sammelt's, türmt zu Hauf des Toten Glieder,
Von seinen Lippen tönen Klagelieder,
Und alle Menschen hören's wie im Traum.

Sie ziehn herbei und scharen sich im Kreis;
Er aber reißt vom Altar wild ein Scheit
Und läßt den Stoß in Flammen aufwärts steigen.

Der Sturmwind trägt ein glühend Feuerreis
In jedes Herz, dort glimmt es kurze Zeit,
Indessen alle Seelenschmerzen schweigen.

Johannes Grebling.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Bucklige von Schiras.

Komödie in vier Akten
von
Paul Heyse.
(1896.)
(Schluß.)

Zweite Scene.

Vorige. Abdul (tritt ein).

Kadi
(ihm entgegen, sich tief verneigend)
Sei mir gegrüßt, erlauchter Prinz, und möge
Der Staub, den Deine Sohlen treten, sich
In Rosen wandeln.

Abdul.
Friede sei mit Dir! —
Ha, Papa Firuz — (nickt ihm zu.)

Kadi.
Deine Hoheit wolle
Geruhn, dort auf dem Polster — auf der Stelle
Soll Kaffee und Tschibuk —

Abdul.
Ich kam nicht her
Zu müß'gem Plaudern, Kadi. Im Gefängnis
Verwahrst Du meinen Freund und wirst ihn jetzt
Verhören. Darum drängte mich's, als Zeugen
Mich dem Gericht zu stellen.

Kadi.
Dieser Eifer
Macht Deinem Herzen Ehre. Doch ich fürchte,
Den Inculpaten, den Du Deinen Freund
Zu nennen würdigst — die Verhandlung wird
Als dessen völlig unwert ihn entlarven.
Das Aktenmaterial, das ihn belastet,
Erdrückend ist's. Nicht, edler Firuz Chan?

Firuz Chan.
Gewiß. (für sich) Dreitausend Piaster wiegen schwer.

Abdul.
Gleichviel. Ich weiß, was ich dem Freunde schulde,
Und werde bleiben.
(setzt sich auf ein Polster dicht neben der Thür.)

Kadi.
Ganz, wie Dir beliebt.
Denn wir sind hocherfreut, bei diesem Anlaß —
Von Deiner Hoheit hab' ich lange schon
So Rühmliches — wir wären glücklich, wenn es
In Schiras Dir gefiele — zwar, wir sind
In Manchem noch zurück, in Einem doch
Thun wir's wohl mancher großen Stadt zuvor.
Denn Schiras' schöne Weiber — hum, zum Beispiel,
Da ist gleich eine Probe, dieses Mannes
Einzige Tochter —

Abdul (auffahrend).
Schweig von ihr! Das ist
Vorbei!

Firuz Chan.
Mein teurer Prinz —
(Abdul setzt sich wieder mit finsterer Stirn.)

Kadi.
Nun, was vorbei ist,
Kann wiederkommen. Jetzt zu unsrer Pflicht.
Achmed! (Der Diener tritt ein.)
Führ den Gefangnen vor!

Der Diener.
Es stehn
Zwei Damen vor der Pforte, bitten dringend
Um Einlaß.

Kadi.
Damen? Keine Weiber im
Gerichtssaal! Hörst Du? Schick sie fort!

Der Diener.
Sie sagen,
Verwandte sei'n sie von Herrn Firuz Chan.

Firuz Chan.
Ha, Teufel!

Dritte Scene.

Vorige. Gülnare und Zobeide (treten rasch ein, der Diener nach rechts ab).

Zobeide.
Ja, da sind wir, lieber Bruder.
Wenn Du nicht mitgehst, Tante, sprach Gülnarchen,
Geh' ich allein. — Was blieb mir da zu thun?
Sie hat nun ihren eignen Kopf. O Himmel,

Da ist auch unser Prinz — und dieser Herr da
Ist wohl der gnäd'ge Kadi? Meinen tiefsten
Respekt, Herr Kadi. Ich erlaube mir
Mich vorzustellen, als die Schwester des
Herrn Firuz Chan und Tante dieses lieben,
Nur etwas wunderlichen Mädchens. Mach
Dem Kadi Deine Reverenz, mein Täubchen.
Uff! hier ist's heiß! (fächelt sich.)

Firuz Chan.

Genug — bei meinem Zorn!
Trollt euch nach Haus, hört ihr? im Augenblick!
Stellst Dich auch hier zur Schau, Du Ehrvergessne?
Man duldet keine Weiber im Gerichtssaal.
Sag Du ihr, Kadi —

Kadi.

Bist Du nicht zu streng
Mit Deiner schönen Tochter? Nein, Freund Firuz,
Wir möchten ja ihr Zeugnis nötig haben,
Wie's kam, daß dieser Hexenmeister ihr
Zu Kopf gestiegen ist, wieviel er ihr
Von seinen höllischen Tränkchen eingegeben.
Sei ruhig, holdes Mondgesicht: Du bist
Gewiß nicht schuldig, Deine Pfirsichwangen
Brauchen nicht rot zu werden. Nimm nur Platz
Auf jenem Polster. Gleich wird Inculpat —
(Gülnare setzt sich mit der Tante auf das Polster rechts neben der Thür.)
Was für ein neuer Lärm?

Vierte Scene.

Vorige. (Draußen lebhafte Unruhe.)
Kurroglu (der junge Bettler, auf Krücken, tritt rasch ein, die Wachen beiseite stoßend. Man sieht durch die Thür, die offen bleibt Volk auf der Gasse draußen). Dann Assad, die Mutter, Hussein.

Kurroglu.

Ich will dabei sein,
Wenn mein Wohlthäter hier justifiziert wird.
Friede mit Dir, Herr Kadi!

Kadi.

Fort! Hinaus!
Ha, unterstehst Du Dich —

Kurroglu
(die Krücken hebend gegen die Bewaffneten, die ihn in die Mitte nehmen wollen).

Weg, wem sein Schädel lieb ist!
In Schiras das Gericht ist öffentlich,
Und unser Doctor Assad soll erkennen,
Daß er noch Freunde hat.
(Assad von rechts hereingeführt, hinter ihm die Mutter, auf Hussein gestützt, der schüchterne Blicke umherwirft.)

Da kommt er ja.
Hurrah! der Doctor lebe!
(schwingt seine Krücke, das Volk draußen schreit „hoch!“ Aus der Thüre links tritt ein Schreiber, der sich hinter dem Kadi auf den Teppich niederkauert.)

Kadi.

Willst Du schweigen,
Vorlauter Bursch?

Kurroglu.

Nur noch drei Worte, Kadi.
(zu Assad)
Man hat Dich schwarzer Unthat angeklagt,
Mein edler Gönner. Aber Niemand ist
In Schiras, der dran glaubt. Wir wissen alle,
Du kannst nur Gutes thun. Ein bischen rauh
Hast Du mich angefahren, weißt Du noch?
Hattst aber recht; ich war ein fauler Strick.
Doch ging ich in mich, gleich vom Flecke weg
Hab' ich bei einem Drechsler mich verdungen.
Ha, anfangs schmeckte mir die Arbeit schlecht,
Doch gleich am zweiten Tage ging's schon besser.
Ich hatte schon ein bischen Hochachtung
Vor mir und meinem Fleiß — und jetzt — da schau!
Den Becher da (zieht einen plumpen Holzbecher aus seinem Kleide.)
— den dreht' ich ganz allein,
Mein erstes Stück, wohl noch ein bischen roh,
Doch aller Anfang, weißt Du — mit der Zeit
Wird wohl mein Handwerk redlich mich ernähren.
Das dank' ich Dir, und deß zum Angedenken
Nimm ihn und mögst Du hundert Jahre draus
Glück und Gesundheit trinken (reicht Assad den Becher.)

Assad (nimmt ihn).

Dank, mein Freund.

Kadi.

Nun aber hab' ich's satt. Hinaus mit ihm,
(Die Bewaffneten ergreifen Kurroglu.)
Wenn er nicht fünfzig auf die Sohlen will!

Kurroglu.

Nur sacht! Ich gehe schon. Wünsch' allerseits
Gute Verrichtung.
(wird hinausgestoßen, der Vorhang geschlossen.)

Fünfte Scene.

Vorige (ohne Kurroglu).

Kadi.

Unter solcherlei
Gesindel sucht der Gaukler seinen Anhang?
Ein Volksaufwiegler, Hetzer, Demagog,
Höchst staatsgefährlich! Schreiber, schreib auch das
Ins Protokoll. Bist Du bereit? Nun denn:
(dictiert)
Vor unserm, des gerechten Kadi Horab
Ben Assur Antlitz, heut am zwanzigsten
Des Rosenmonds erschien — (zu Assad)
wie ist Dein Name?
Dein Alter? Dein — fast hätt' ich auch Dein Glaube
Gesagt. Doch Zaubrer glauben ja allein
An Ahriman. Nun?
(Kurroglu erscheint draußen am Fenster, hereinspähend.)

Assad.

Doctor Assad heiß' ich
Und schaute dreißig Jahre schon das Licht,
Zu dem ich als des Guten Urquell bete,
Daß Ormuzd alle finstren Höllenmächte
Zu Schanden mache.

Kadi.
Keine Flausen, hörst Du?
Antworte kurz und klar. Wie lange schon
Treibst Du Dein Handwerk?

Assad.
Seit zum Jüngling ich
Heranwuchs, seit der armen Menschheit Weh
Mein Herz betrübte.

Kadi.
Von wem lerntest Du's?

Assad.
Zu einem Greisen ging ich in die Lehre,
Der in dem Ruf uralter Weisheit stand.

Kadi.
Uralte Weisheit? Ha, da haben wir's.
Schreib das ins Protokoll. Weiter! Wie hieß
Der alte Sünder?

Assad.
Baruch Mardochai,
Ein edler Jude, der die Wissenschaft
Von den geheimen Kräften der Natur,
Wohlthät'gen, wie verderblichen —

Kadi.
Ja ja,
Das glauben wir. Schreib's auf: „verderblichen".
Du drehst Dir selbst den Strick.

Assad (ruhig fortfahrend).
— von Säften der
Kräuter und Pflanzen tief ergründet hatte.
Bei dem lernt' ich die Kunst des Arztes.

Kadi.
Willst Du
Mit list'gen Hakenschlägen wie der Hase,
Wenn ihn die Hunde jagen, mir entwischen?
Daß Du als Doctor Dich hast aufgespielt,
Um unter dieser Maske magische Künste
Zu treiben, wissen wir. Ich aber frage,
Bei welchen Diven und Dämonen Du
Die Zauberkunst gelernt. Darauf verlang'
Ich Antwort. Ruf sie jetzt, daß sie Dir aus
Der Schlinge helfen. Wie? Du willst's nicht sagen?
Schreib das ins Protokoll: Der Inculpat
Verweigert Antwort, die zum Galgen ihn,
Ja zu noch schlimmerm Martertod verdammte.
(zu Firuz Chan)
Jetzt hat man ihn!

Firuz Chan (leise).
Wenn er nur nicht entwischt!

Abdul (steht auf).
Ist es erlaubt, Herr Kadi —

Kadi.
Werter Prinz,
Ich bitte Deine Hoheit unterthänigst,
In die Verhandlung nicht Dich einzumischen.

Abdul.
Doch wenn ich Zeugnis —

Kadi.
Gegen ihn?

Abdul.
Nein, für ihn.
Weit bin ich durch die Welt gefahren, habe
Viel Menschen, hoch und niedrig, kennen lernen:
Nie fand ich einen bessren Mann, und wenn ich
Im Zorn ihn jüngst geschmäht als falschen Freund,
Heut widerruf' ich's, ob auch Manches mir
Noch dunkel bleibt. Denn wissentliches Unrecht
Hat keinen Raum in dieses Edlen Seele,
Und Höllenkünste sind ihm fremd.

Kadi (steht auf).
Du mußt
Entschuld'gen, werter Prinz: in Schiras wird
Gerichtet nach Iranischem Gesetz.
In Turan mag ein Freundeszeugnis gelten,
In Iran nicht und wär' der Freund ein Prinz.
Dies also nicht ins Protokoll! Ich frage
Noch einmal: Leugnet Inculpat, daß er
Sich magischer Kraft beflissen hat? (Pause.)
Nun wohl,
So wird man ihm und seiner Mutter Hexe
Den Mund mit einer kleinen Bastonade
Zu öffnen wissen. Heda, Sklaven!

Assad.
Spare
Die Folter, Kadi. Alles, was ich weiß,
Will ich bekennen.

Kadi (setzt sich wieder).
Kommst Du zur Vernunft?
Nun endlich! Sprich! Doch keine Seitensprünge!

Assad.
Ich muß wohl selbst an Zauberkräfte glauben,
Da mir, dem Unscheinbaren, Mißgeschaffnen,
Die Menschen so anhangen liebevoll,
Wie täglich ich erlebe.

Kadi.
Nun, da hörst Du's,
Mein Prinz. Er selbst gesteht den Zauber ein.
Hast Du's geschrieben, Sophat? Weiter jetzt!
Wie kamst Du zu den magischen Künsten? Sprich
Die Wahrheit, Schelm. Hier vor Gerichte hilft Dir
Kein Höllengeist. Worin besteht Dein Zauber?

Assad.
Ich trag' ihn allezeit mit mir herum.

Kadi (erschreckend).
Was Teufel! Hast Du ihn mit hergebracht?
Das woll'n wir uns verbitten!

Assad.
Unzertrennlich
Ist er von mir: er steckt — in meinem Höcker!

Kadi.

Windbeutel! Schalksnarr! Keine schlechten Späße!

Assad.

Die Wahrheit ist's. Du kennst das Sprüchlein wohl,
Daß Jedermann sein Päckchen hat zu tragen.
Nun, meines ist ein wenig groß geraten
Und fällt sehr in die Augen. Und da denken
Die Menschen nun, wer so beladen ist,
Der müss' auch wissen, wie es andern schwer
Beladenen zu Mut, und Mitleid fühlen
Mit allem Weh. Wär' ich ein schöner Mensch,
So cedernschlank wie dort mein edler Freund
Prinz Abdul, und besäße alle Weisheit
Ärztlicher Wissenschaft, die Armen, Niedern
Mit Gicht und Aussatz Heimgesuchten wagten
Sich nicht heran zu mir. Nun denken sie,
Ich müss' ein Menschenfreund und Helfer sein,
Da ich das Weltleid an mir selbst erfuhr,
Und so bezaubr' ich ihr Gemüt, daß sie
Vertraulich sich mir öffnen.

Kadi (zu Firuz Chan).

Hat man je
Ein alberner Geschwätz gehört? — Arglist'ger,
Willst Du mir so entschlüpfen? Hier, der würd'ge
Verehrte Vater einer schönen Tochter
Verklagte Dich, daß Du sein züchtig Kind
Zu Dir gelockt bei Nacht, wie Hexen manchmal
Den Mond herabziehn in der Neujahrsnacht.
Wie paßt auf diese reizende Huldgestalt,
Was Du von Aussatz, Gicht und Weltleid faselst?
Nein, holde Peri, rede nicht für ihn!
Auf Deine jungfräuliche Ehre wirft
Es keinen Schatten. Du gehorchtest wehrlos
Dem Zwang der Höllengeister.

Gülnare

(hat sich erhoben, die Tante sucht sie vergebens am Kleide zurückzuhalten).

Nein, ich kann
Nicht schweigen, es zersprengt mir sonst die Brust.
Wohl einem Zwang gehorcht' ich, doch dem Drang,
Dem himmlischen, der Lieb' und Dankbarkeit.
Was mich bezaubert hat, war seine Weisheit,
Sein gütig Herz. Er leuchtete zuerst
Mit seines Wortes Fackel tief hinein
In meine Seele, daß ich inne ward,
Wie Selbstsucht, Eitelkeit und Hoffahrt drin
Verworren nisteten, daß ich mir selbst
Zum Abscheu ward. Doch seiner Augen Helle
Schuf einen Frühling mir in meine Brust,
Daß ich verwandelt worden ganz und gar
Und ewig diesen Mann als meinen Retter
Verehren werde.

Kadi.

Schön. Das klingt wahrhaftig
Wie ein Gedicht. Doch Dichter, wie man weiß,
Sind stets Phantasten, nehmen's mit der Wahrheit
Nicht sehr genau. Verzeih mir, edles Fräulein,
Daß ich auf dieses schmeichelhafte Zeugnis
Nichts geben kann, mehr meinen Augen traue,
Als Deiner Poesie. Ich sehe Dich
In allem Glanz der Schönheit und seh' diesen
In allem Glanz der Häßlichkeit. Wie wär'
Ein wohlerzogenes Fräulein so geschmacklos,
'nen Hymnus auf den Krüppel da zu dichten,
Ging' es mit rechten Dingen zu? Nein, das
Ist wider die Natur und also wider
Das göttliche Gesetz und also klar
Als Höllenwerk bewiesen.

(halblaut zu Firuz Chan)

Dir zu Liebe
Red' ich ein wenig anders als ich denke,
Freund Firuz Chan. Die Kön'gin und der Hofzwerg! —
Ich hoff', Du wirst zufrieden sein.

(laut)

So kommen
Wir denn zum Schluß! Schreib, Sophat: „In Erwägung,
Daß, wer des Bundes mit Dämonen und
Verruchter magischer Kunst sich schuldig macht,
Nach dem Gesetz den Tod erleiden soll
Durch Feuersglut auf offnem Markt, verdammen
Wir den hier Gegenwärt'gen, nicht Geständ'gen,
Doch Überführten, der sich Assad nennt
Und vorgiebt, Arzt zu sein, allein ein Sohn
Des Teufels ist, zum Holzstoß. Morgen früh
Soll das Gericht an ihm vollzogen werden.
Schiras, am 26sten des Rosenmonds" —
Hast Du geschrieben, Sophat? — Nein, Prinz Abdul,
Es thut mir leid, doch der Gerechtigkeit
Muß hier die Milde weichen. Schönes Fräulein,
Verschwende Deinen Fürspruch nicht.

Kurroglu

(zum Fenster hinein rufend).

Oho!
Das werden wir doch sehn. (verschwindet draußen.)

Kadi.

Wer sprach da draußen?
Die Straße werd' ich räumen lassen. Morgen,
Wie ich gesagt, wird diese Pest der Menschheit
Hinweggetilgt im Feuer —

(leise zu Firuz Chan) — wenn zuvor
Das Ausbedungne —

Firuz Chan.

Sorge nicht. Ich bin
In Deiner Schuld.

Assad.

O Mutter, traure nicht
Um Deinen Sohn! Wer schuldlos ist, den hüllen
Die Flammen wie ein Purpurmantel ein
Und sanfte Lüfte tragen im Triumph ihn
Zum Quell des Lichts empor. Um Dich allein
Zagt mir das Herz. Doch hier, Freund Abdul —

Abdul.

Wie?
Ich sollte feige zusehn, wie die Dummheit
Und Niedertracht sich an dem Edelsten
Vergreifen? Nein, und müßt' ich ganz allein
Mit meinem Schwerte durch den Schwarm der Büttel
Die Bahn mir brechen —

(Wilder Lärm auf der Straße.)

Kadi.

Welch ein Lärm vorm Haus?
Achmed, sieh nach. Gebiete Stille! Ehren
Soll man die Würde des Gerichts —

Fünfte Scene.

Vorige. (Der Vorhang wird zurückgeschlagen) Kurroglu (steht auf der Schwelle, hinter ihm Volk mit drohenden Geberden, auch durch die Fenster sichtbar).

Kadi.

Ha, Du bist's,
Impertinenter Bursch?

Kurroglu.

Erhabner Kadi,
Verzeih, Du schicktest mich hinaus. Doch hier
Die wackren Leute schicken mich hinein.
So hin und her geschoben, muß ich wohl
Hier in der Mitten auf der Schwelle bleiben,
Mich meines Auftrags zu entledigen.

Kadi.

Du hast hier nichts zu reden. Fort!

Kurroglu.

Vielleicht,
O Du Erleuchteter, wär's klüger doch,
Mich Einen anzuhören, der berühmt ist
Durch seiner Rednergabe goldnen Fluß,
Als daß Dein hohes Ohr beleidigt werde
Durch rohes Volksgebrüll. Doch weißt Du wohl:
Volksstimme, Gottesstimme.

Kadi.

Nun zum Henker,
So mach es kurz!

Kurroglu.

Schön! Also kurz und gut:
Den guten Leuten dünkt der gute Doctor
Zu gut zum Brennen, wie ein ganzer Ochs
Zum Fest gebraten wird. Sie würden lieber
Für ihn durchs Feuer gehn, als daß sie ihm
Die Wimper nur des Augs versengen ließen,
So hat er sie behext. Drum wünschen sie
Bescheidentlich, Du sollst den Spruch kassieren.
Wenn er ein Zaubrer ist, so wär' es gut,
Man schickt' in seine Schule alle seine
Collegen, seine Künst' ihm abzugucken,
Anstatt so höllisch, wie die meisten pflegen,
Zu pfuschen. Hab' ich recht, ihr Leute?

Das Volk.

Ja!
Recht hast Du! Unser Doctor lebe hoch!

Kadi.

Ha, freches Pack! Ich will euch — Augenblicks
Geht heim, sonst soll die Polizei —

Kurroglu.

O Kadi,
Die Polizei ist diesmal mitverschworen.
Des Polizeidirectors Schwiegervater
Ward selbst kuriert durch unsern Freund. Der wird
Kein Scheit zum Holzstoß tragen.

Kadi (kratzt sich am Kopf).

Hat der Buckel
So mächt'ge Gönner? Ein verwünschter Casus,
Freund Firuz. Wenn sie nun das Haus mir stürmen —

Firuz Chan.

Lieber zu Grunde geh' ich, als mein Kind
Dem Gauner überliefern.

Kurroglu.

Mach ein Ende,
Erhabner Kadi. An die Arbeit muß ich,
Sonst schilt der Meister, denn des Tagediebens
Sind wir entwöhnt. Giebst Du ihn frei?

Kadi (sich fassend).

Vernehmt denn,
Was wir verfügen. Der Gerechtigkeit
Genug zu thun, ingleichen auch der Gnade,
Verwandeln wir den Feuertod in ew'ge
Verbannung aus den Grenzen dieses Reichs.
Wenn anderes Gesetz in Turan herrscht,
Mag dieser edle Prinz ihn als Hofzaubrer
Anstellen dort. Seid ihr zufrieden jetzt?

Kurroglu.

Nichts da. Du nimmst ihn uns: so oder so
Sind wir verwais't, wenn er hinweggeht.

Assad.

Freund
Und auch ihr andern, Dank für eure Liebe!
Ihr lohnt mir reich, was ich für euch gethan.
Erhielt ich euch das Leben, habt ihr heut
Auch meins erhalten. Doch ich beuge mich
Dem Spruch des Richters. War ich doch vorher schon
Entschlossen, abzubrechen hier mein Zelt
Und fortzuwandern. Und so sag' ich euch
Von Herzen lebewohl!

Kurroglu (kopfschüttelnd, betrübt).

Ist das Dein Ernst?

(zu den Leuten draußen)

Was sagt ihr? Er will fort!

Das Volk.

Nein, er soll bleiben!

Gülnare (tritt vor).

Ja, edler Mann, von Deinen Schuhen schüttle
Den Staub der Stadt, wo Unbill Dir geschehn!
Ich aber — mag mein Vater mir verzeihn!

Ich folge Deinen Spuren. Noch bedarf
Ich Deines Worts, um völlig zu genesen,
Und wenn Du mich nicht würdigst, als Dein Weib
An Deiner Seite zu verweilen, laß mich
Als Deine Magd und letzte Dienerin
Dich treu begleiten. (Sensation.)

Zobeide.
Aber Kind, Gülnarchen —!
O Bruder, sie wird toll. Nein, daß ich das
Erleben muß, ich, die so sorgsam sie
Erzog!

Firuz Chan (wie betäubt).
Gülnare —

Hussein.
Mutter — oh! ich sterbe.
(sinkt ohnmächtig zusammen.)

Die Mutter.
Hilf, Assad! Hilf!

Assad.
Was ist dem Kinde? Öffn' ihm
Das Kleid. Es athmet schwer. — Ihr ew'gen Mächte,
Ein Mädchen!

Die Mutter.
Hast Du mit den seh'nden Augen
Erst jetzt erkannt, was Deiner blinden Mutter
Längst kein Geheimnis war? Sie hängt an Dir
In heißer Zärtlichkeit, und daß sie jetzt
Von einer Andern sich verdrängt muß sehen,
Ist ihr ein Dolch ins Herz.

Assad.
Das arme Herzchen
Schlägt wieder sanfter. Sie kommt zu sich. Hussein —
Mein holdes Kind, wie nenn' ich Dich? Erwache!
Du sollst ja leben!

Kadi.
Welch ein Possenspiel
Wird hier uns vorgegaukelt? Höchst unsittlich,
Und das vorm offnen Auge der Justiz!
Abscheulich!

Assad.
Werte Freund' und Feinde, hört
Mich ruhig an. Beim Licht der Sonne schwör' ich,
Wird auch des Arztes Scharfblick sehr beschämt
Durch dies Geständnis: welch ein hold Geheimnis
In diesem Kind mir nah war, ahnt' ich nie.
Jetzt, da sich's mir enthüllt, will ich sie nie
Von meiner Seite lassen.

Hussein.
O mein hoher,
Mein güt'ger Herr, ich bin's nicht wert! Du weißt nicht —

Die Mutter (leise zu ihr).
Still, Kind. Von Deiner eifersücht'gen Schuld
Sag ihm ein andermal.

Assad.
Und Du, Gülnare,
Wie könnt' ich je genug Dir danken, was
Hochherzig Du mir bietest! Doch ich lohnte
Dir schlecht, nähm' ich es an. Und da ich dies
Dir frei bekannt, darf ich Dich auch erinnern
An Dein Gelübde.

Gülnare.
Mein Gelübde?

Assad.
Wolltest
Du meinem Freunde dort die Hand nicht reichen,
Wenn er Dir drei Bedingungen erfüllt?
Zwei Proben erst bestand er. Jetzt gelingt
Ihm auch die dritte.

Abdul.
O mein Freund, umsonst
Wirbst Du für mich. Hat sie nicht klar genug
Bewiesen, daß sie zu gering mich hält,
Und was, wenn einem andern sie ihr Herz
So offen hingab, ist die Hand mir wert?

Assad.
Sie wäre nicht, wie ich mit frohem Stolz
Sie nenne, die Verwandelte, Genes'ne,
Wenn Deine Großmut, Deine Lieb' und Treue,
Die gestern Du bewährt, ihr Herz nicht rührte.
Doch jene dritte Probe, jener Mann,
Der eine Krone, die man ihm geboten,
Ausschlägt — er steht vor Euch.

Abdul.
Erkläre mir —

Assad.
Muß, wen ein holdes Weib, mit allen Gaben
Des Geists geschmückt und der Natur, zum Herrn
Sich wählt, als Magd ihm lebenslang zu dienen,
Nicht fürstlicher sich dünken, als der höchste
König der Welt? Denn alles Erdenglück
Krönt Den, dem sich ein hohes Weib ergab,
Wie mir geschehn, dem armen Mißgeschaffnen.
Ich aber — diese Krone schlag' ich aus
Und wähle mir das unscheinbare Los
An dieses Kindes Seite. Aber Du, Gülnare,
Leg Deine Hand in dieses Jünglings Rechte.
Ihr seid geschaffen für einander. Euch
Vermählte die Natur, die weise, die
Am liebsten gleich und gleich gesellt.
(Gülnare reicht Abdul errötend die Hand, die er an sein Herz drückt.)

Zobeide.
Laß Dich
Umarmen! Ja Du bist ein großer Arzt
Und doch ein Zaubrer auch. Gülnarchen hat
Ganz recht, wenn sie Dich reizend findet. Hast
Du doch auch mich bezaubert. Sag, und das
Ist Deine liebe Mutter? Werte Frau,

Ihr müßt mich heut besuchen, auf ein Schälchen
Sorbet, und dieses liebe Fräulein —
(spricht lebhaft mit ihnen.)

Kurroglu
(seine Krücke schwingend)
Hoch
Die vier Verlobten! Unser Doctor aber
Voran!

Das Volk (stimmt ein).
Hoch, hoch und dreimal hoch!

Kadi (zu Firuz Chan).
Und meine
Dreitausend?

Firuz Chan.
An Gülnarchens Hochzeitstag
Bezahl' ich sie.
(Vorhang fällt.)

Herbst.

Jüngst ging ich froh durchs herbstliche Gefild.
Das bunte Sterbekleid der Wälder war
Vom kühlen Sonnenglanz vergoldet, — dort
Am Hügel klang der Herden hell Geläut,
Ein Moderduft vom abgefallnen Laub
Umhauchte mich, ein Hirtenbube blies
Ein Liedlein auf verstimmtem Instrument.
Da plötzlich, wie die weiche Melodie
Herüberklingt, wird bange mir um's Herz:
Es ist ein schmerzlich', leidigschönes Lied.
Oft kommt es leis, ich denke kaum daran,
Mit seinem Kehrreim mir: „Lang, lang ist's her."
Wie hat sich Alles mir verändert nun!
Herbststimmung! Fahle Blätter, frost'ge Luft,
Umflorte Sonne, trübe Herz und Sinn,
Ringsum kein heiter Bild! — „Lang, lang ist's her!"
— Bin ich so alt? Fühl ich nicht jugendlich?
Was spielst du nur, du frisches, junges Blut,
Dies düstre Liedchen? — Was ist lange her?
Hör' doch, wie munter klingt der Glockenklang!
Sieh wie die Sonne auf dem bunten Baum
So lustig schimmert, sieh! — „Lang, lang ist's her!" —
„Hör', Hirte, blase mir ein ander Lied,
Recht etwas heitres!" — „Gerne, wenn ichs kann!"
Wie sein gebräunt Gesicht in meines schaut!
Das helle Augenpaar mich lachend mißt!
So waren meine Augen wohl im Mai!
So konnt' ich selbst zum reinen Zeitvertreib,
Zum Spaß einmal — recht melancholisch sein,
Ein traurig' Liedlein pfeifen — recht zur Lust. —
— Dann kam die Junisonne, kam die Liebe,
Und die mir sie nicht gönnten, kamen auch.
Die ersten Sommertage — o wie mild
Und wundersüß in ihrem Sonnenglanz! —
Doch dann: Gewitterstürme, Wolkenflug,
Schwer-schwüle Luft, die bleiern auf mir lag: —
Enttäuschung da — wo ich Verständnis suchte —
Die Julitage folgten, glühend heiß,
Ein üpp'ger Duft, der auf den Wiesen lag,
Der aus den grellen Blumensternen stieg, —
Und dumpfer ward die Luft mit jedem Tag:
Die Leidenschaft entlud, ein Hagel, sich,
Der prasselnd manchen Hoffnungskeim zerschlug,
Doch — heißer glühte Alles nach dem Kampf —
Und rief auf's Neu der Leidenschaften Sturm;
Die schwülen Nächte mordeten den Schlaf,
Des Tages Glühn ermüdete die Kraft —
Im Sieg erliegend sah mich der August,
Müd und von Denen, die mir lieb, und die
Tyrannisch liebend, mich allein für sich
Besitzen wollten oder lieber mieden,
Betrachtet als Zerstörer ihres Glücks, —
So ging der Sieger aus dem heißen Kampf,
Sich sehnend nach dem kühlen, stillern Herbst.
Er kam mit frischen Tagen, und die Glut
Der Liebe wurde milder mit der Sonne,
Der Kampf verstummte, der um sie entbrannt,
Es ward wie einst — und dennoch nicht wie einst:
Einst kannt' ich weder Sturm noch Hagelschlag,
Kein totes Hoffen, keine Kümmernis; —
Was einst im Mai mir eitel Wonne schien,
Sieht mich mit finstrem Sorgenantlitz an.
Ich kann's nicht wissen, mag nicht, denn es ist
Doch heut mein Leben, heute noch mein Glück,
Nur daß ich selber anders worden bin:
Der welken Blätter Moderduft im Wald
Sagt deutlich, daß in mir der Mai entfloh!
— — — — — — — — — — — — —
„Ihr batet um ein ander Lied! — Ich will's
Versuchen, Herr! Doch, bitte, sagt mir was!"
— Ein ander Lied? — Mein Junge! Spiele mir
Mit Andacht noch einmal: „Lang, lang ist's her!"

Hans Müller.

Drei Schwestern.

I.

Die älteste von ihnen ist mein Liebling.
Halb Kind, halb Jungfrau. Um die reine Stirn
Kraust sich ihr Haar, und ihre Augen fragen
Noch unbewußt. Denn all' die schweren Rätsel:
Woher wir kamen und wohin wir gehn,
Was unser Schaffen wert, und wem wir nützen,
Warum wir leiden müssen, was uns tröstet
Und ob uns etwas tröstet; wo das Ziel,
Ob wir's erreichen, ob es wert des Strebens —
Noch streiften all' die unruhvollen Fragen
Nicht ihre Seele. Wenn sie träumend sitzt,
Denkt gläubig sie dem Großen, Guten nach
Und seiner Siegerkraft; malt sich ein Glück,
In Farben glühend, unbestimmt im Umriß;
Sinnt sich Gefahren aus, aus denen rettend
Sie ihre Lieben reiße; quält sich heiß,
Wenn minder sie geliebt sich als die Schwestern

Von ihren Eltern glaubt, wenn ihr die Freundin
Nicht Freundschaft zahlt zurück mit gleichem Maß
Und andern mehr gewährt. Und dann erschrickt sie
Und schämt des Neides sich und betet fromm:
„Herr, mach' mich gut!" Denn das weiß sie gewiß:
Gut sein heißt glücklich sein.
Mein holdes Kind,
Wenn Du so zitternd mir im Arme liegst,
Wenn Du um Freundschaft wirbst, so heiß, wie Liebe
Nicht heißer ward gefordert — sieh, dann bangt mir.
Ich ahn' die Stunde, da auch Dich zu Boden
Das Leben zwingt mit seiner Rätselwucht,
Und Du zusammenbrichst mit gellem Schrei:
„Warum, warum?"
Und dann willst Trost Du suchen
Bei Deinen Eltern, und Du findest Liebe,
Doch kein Verständnis, und die Schwestern schenken
Dir scheues Mitleid. Und auf einmal eng
Wird Dir das Vaterhaus, und eng Dein Leben.
Ich fürchte, Kind, Du stößt Dir wund die Schwingen,
Daß sie nicht langen mehr, Dich hoch zu heben;
Ich fürchte, Kind, zu schwach sind Deine Schultern,
Die Last zu tragen, wie wir Starken thun!
Du kannst im Glück mehr geben und genießen
Als andre — o, so schütze Dich vor Frost,
Der Dich als sonnendurst'ge Blume schuf!

II.

Dein weiches Herz schaut Dir aus samt'nen Augen,
Drin oftmals Thränen glänzen, wenn dem Mund
Des Wortes frohgemute Waffe fehlt.
Hausbackne Weisheit, abgelauscht der Mutter,
Stellst Du der Schwestern Übermut entgegen.
So predigst Du ein wenig gern, doch Zank
Ist nicht Dein Element — Du bist zufrieden,
Wenn Deinen Teil an freigewählten Sorgen
Dir niemand schmälert. Die Geschwister wissen's
Und laden gern auf Deine Schultern ab,
Was ihnen lästig ist, und ihres Amtes
Wahrst Du getreuer, als sie selber thäten.
Bei Dir heißt lieben: sorgen. Und so fremd
Dir bleibt der jüngsten Schwester leichtes Blut,
Der ält'sten Schwärmersinn: Du liebst und sorgst.
Wenn einst Dein Galle herrisch Dir begegnet,
Wenn Dir in Deines Hauses Küchengarten
Ein krauses Märchenpflänzchen wächst: Dein Kind,
So stehst Du staunend — doch Du liebst und sorgst.
Und blickt Dich fremd und hart das Leben an,
Vielleicht, wenn Liebes Dir der Tod entreißt,
Wenn Du mußt missen irdisches Behagen:
Du findest Trost, so lang' Du liebst und sorgst. —
So ist Dein Leben Dir ein trautes Häuschen,
Gleich jenem, drin Du wohnst, und ahnungslos
Gehst hundertmal Du an dem Thor vorüber,
Das Dir die große, freie Welt erschlösse.

III.

Mein Wildfang, bist Du da? Ich glaub', die Sonne
Hat neckend sich versteckt in Deinen Augen
Und blitzt mich nun mit braunen Strahlen an!
Wie bist Du heiß! Sag', hast Du schon an morgen,
Hast an die Schule Du gedacht? — Du lachst!
Das heißt in Worten: „Was soll ich mich quälen?
Der Abend ist so schön, und morgen helfen
Mein gutes Glück mir und mein klarer Kopf!" —

Das Leben ist so schön — wozu sich quälen?
So wird der Liebe jähe, süße Qual
Scheu fliehn vor Deinem hellen Sonnensinn,
Wie eine holde, schwüle Sommernacht
Vor Tagesglanz. Und ist die Stunde da,
Da sich ein Herz Dir giebt, so wirst Du's nehmen
Ohn' lang zu fragen, ob ein andres Herz
Darunter leide. Und hast Du einst Kinder —
Es müßten frohe, kecke Buben sein —
So liebst Du sie, doch frei von banger Sorge,
Und sieh, die Sonne läßt sie kräftig wachsen!
Gehorchen müssen sie, wie Du's gemußt,
Doch ihre Mutter ist ihr Spielkam'rad.
Und kommt ein Leid, so trägst Du es vernünftig
Und giebst auch jenen Trost, die mit Dir leiden —
Du weißt gewiß: durch alle Wolkenschichten
Dringt doch die Sonne, Deines Seins Gestirn!

H. Robertin.

Volksweise.

Mein Schatz und willst Du's wagen,
Mein Leben, und mit mir gehn?
Mein Lieb und willst mir sagen,
Wo die roten Rosen stehn?

Und möcht' ich Dir verraten,
Wo da blühn die Rosen rot —
Vater wollte mich schelten,
Halb schlüge Mutter mich tot.

Dein Vater soll nicht schmälen,
Deine Mutter soll's nicht sehn:
Alle die roten Rosen
Wollen wir lassen stehn.

Nach dem Dänischen des **Thor Lange** von **Georg Bachmann.**

Weißt Du, was Träume sind?

Weißt Du, was Träume sind, Träume?
Blumenglöckchen mit Silbergeläut,
Zwischen den Kampf Deiner Tage gestreut.

Weißt Du, was Träume sind, Träume?
Züngelnder Nattern giftige Brut,
Nächtlich sich nährend von Deinem Blut! —

Erna Engelbrecht.



Philipp Kniest.

Von Karl Emil Franzos.

Soweit das Rauschen der Nord- und Ostsee in's Land tönt, kennt man den Namen, der über diesen Zeilen steht, und dort muß er offenbar auch Leuten geläufig sein, die sonst kaum einen anderen Dichter kennen, vielleicht nur Fritz Reuter ausgenommen. Denn es giebt Städtchen am Meer, wo der Buchbinder — Buchhändler giebt es da nicht — jährlich zwei oder drei Dutzend Bände von Kniest verkauft. Das geht seit langen Jahren in aller Stille so fort; ab und zu wird eine neue Auflage nötig oder der alte Herr stellt wieder einen Band zusammen, und dann sagt wohl auch die und jene Zeitung ein warmes Wort über Buch und Autor. Aber man kann ein sehr belesener Mensch sein, ohne je seinen Namen gehört, geschweige denn eine seiner Geschichten gelesen zu haben.

Schon dies ist merkwürdig genug. Freilich giebt und gab es immer lokale Größen, aber bei Kniest spitzt sich eben Alles zu. Keiner dieser Erzähler darf sich einer so starken Verbreitung seiner Bücher freuen, wie er, und kaum einer ist bisher auf ein so schmales Gebiet beschränkt geblieben. „Schmal" im buchstäblichen Sinn: der Küstenstrich von Friesland bis Königsberg. Im Binnenland, auch wo platt gesprochen wird, kennt man Kniest kaum.

Wie mag sich dies erklären? Durch die Sprache nicht. Kniest's Geschichten sind hochdeutsch geschrieben; nur da, wo er das Volk redend einführt, läßt er es im Dialekt sprechen, giebt diesen aber bei aller Treue so maßvoll und namentlich in der Orthographie so geschickt wieder, daß ihn auch der Oberdeutsche im Handumdrehen versteht. Der Freund, der mich vor drei Jahren zuerst auf Kniest aufmerksam machte, ist ein Schweizer, ich bin Österreicher; wir haben uns glatt in ihn hineingelesen. Bliebe das Gebiet, das Kniest schildert. Das ist nun allerdings genau derselbe schmale Streifen, wo er geschätzt wird; Geschichten ohne Seegeruch hat er kaum geschrieben. Aber nur den Gebildeten reizt es, ihm vertrautes Leben im Spiegel der Dichtung zu beobachten; der Halb-, der Ungebildete wendet sich in der Regel davon ab. Der Hintertreppen-Roman spielt in Amerika oder Italien, in Fürstensalons oder Räuberhöhlen, aber nie in den Stuben, die auf die Hintertreppen münden. Die abgefeimte Gesellschaft, die sich von diesem litterarischen Gifthandel nährt, weiß eben, was der Leser dieses Schlages verlangt: Anstachelung seiner Phantasie, die ihn das öde Einerlei seines Lebens vergessen läßt.

Es ist also zunächst Beides unverständlich: warum Kniest nur in seiner Heimat volkstümlich wurde, und daß er es dort auch in solchen Schichten wurde, die sonst nicht von ihresgleichen lesen wollen. Suchen wir die Antwort, indem wir seine Bücher ins Auge fassen.

Es sind bisher nur vier, schmale Bände: „Von der Wasserkante", „Wind und Wellen", „Kaufleute und Schiffer", „An Bord und Strand" (Berlin, Concordia). Man sieht, schon die Titel erweisen, wohin uns der Erzähler führt. Gemeinsam, wie der Stoffkreis, ist auch bei allen Büchern die Form: sie bestehen aus kleinen Geschichten; selbst die längste unter ihnen gäbe kaum ein Reclamheft. Gefolgt sind sich die Bände in Zwischenräumen von mehreren Jahren: das älteste „Von der Wasserkante", das nun in vier Auflagen verbreitet ist, erschien zuerst 1884, als der Verfasser 54 Jahre alt war. Philipp Kniest ist 1830 in Bremen geboren und lebt jetzt in Lübeck; ich entnehme dies dem Litteratur-Kalender. Ferner geht aus seinen Schriften hervor, daß er früh aufs Kontor kam, viel auf See war, wohlhabender Leute Kind und selbst wohlhabend ist. Was er in der Skizze „Sjonkelina's Jugend" von Herrn Schröder jun., dem Bremer Rheder, sagt, gilt offenbar von ihm selbst: „Wurde er daraufhin [auf seine Schriftstellerei nämlich] angeredet, dann lächelte er und sagte: „Es ist Liebhaberei" oder auch „Alter schützt vor Thorheit nicht". Ersteres war ziemlich glaublich, denn der Herr gehörte weder zu jenen Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, noch zu jenen, die nur schreiben, weil sie in der Tinte sitzen." Mehr weiß ich nicht von ihm; selbst die ausführlichsten Lexika, so das von Brümmer, das den lächerlichsten Dilettanten Spalten widmet, sagen von diesem merkwürdigen und bedeutenden Schriftsteller kein Wort. Aber für die Zwecke dieses Versuchs genügt das Wenige, weil die Bücher selbst alles Andere sagen.

Sie geben auch Aufschluß über das scheinbare Wunder dieses Erstlingswerks. Ein Dichter, der sein erstes Buch mit grauen Haaren schreibt, nachdem er seine Jünglings- und Mannesjahre einer ganz anderen Thätigkeit gewidmet hat, und nun gar ein Erstlingswerk, das in jenem Landstrich, den es schildert, jeder

Mensch kennt — auch nach dieser Richtung steht Kniest, wenigstens so weit mein Wissen reicht, ohne Beispiel da. Freilich, wie „Von der Wasserkante" entstanden ist, kann, sagte ich schon, jeder erkennen, der das Buch kundigen Auges liest. Ganz einfach so. Ein kluger, fester Mann, ein Mann scharfen Augs und guten Herzens, wendet seine ganze Kraft an seinen kaufmännischen Beruf; er erwirbt Geld. Seinem Ehrgeiz genügt dies vollkommen, nicht seinem Gemüt; dieses Gemüt zwingt ihn, an den Menschen und Schicksalen, die ihm bekannt werden, Anteil zu nehmen. Auch erfährt er mehr von ihnen, als andere Menschen; seine Augen sehen eben schärfer, zudem muß er beobachten, ob er will, ob nicht; der Hang und Zwang dazu ist ihm angeboren. Wo sich diese Gaben finden, und nun gar in so starkem Maß, wie hier, fehlt auch selten der Hang zum Mitteilen des Beobachteten und die Fähigkeit, es gut mitzuteilen. Da wäre nun schon Vieles beisammen, was den guten, den geborenen Erzähler macht. Als solcher gilt denn auch unser Kaufmann im Kreise seiner Bekannten; sie hören ihm gern zu, ermuntern ihn zum Erzählen; freilich kommen sie dabei aus dem Staunen nicht heraus, woher er all die kuriosen Menschen und merkwürdigen Schicksale her hat. Er antwortet: „Aus dem Leben! Derlei kann ja Jeder sehen!" und hat damit Recht und Unrecht zugleich: es hat eben nicht jeder so scharfe Augen und ein so teilnahmsvolles Gemüt, und dann: ganz ohne Phantasie und Erfindung geht es auch bei ihm nicht ab; er kombiniert, ergänzt, spinnt aus oder rückt zusammen, und zwar unwillkürlich, er kann eben auch darin nicht anders. Allerdings ist diese Phantasie-Thätigkeit bei ihm eine überaus geringe, geringer, als bei den meisten anderen guten Erzählern, sie geht über das Maß dessen, was vorhanden sein muß, um überhaupt gestalten zu können, nicht hinaus. Im mündlichen Bericht, namentlich, wo es sich um Menschen und Verhältnisse eines engen Kreises handelt, bedeutet dieser Mangel einen Vorzug mehr: er macht die Erzählung glaubwürdiger. So bekommt denn auch unser Kaufmann oft zu hören, wie prächtig er erzählen kann und Der und Jener sagt ihm wohl auch: „Sie sollten das aufschreiben!" Er aber lehnt dies zunächst ab, schon weil ihm die Zeit dazu fehlt; auch liegt ihm der Gedanke an Schriftstellerei ebenso ferne, als etwa ein Schiff nach dem Mars zu senden. Aber wie sich derlei Stimmen mehren, versucht er es in einer Mußestunde doch. Es geht zunächst hart, scheinbar gar nicht. Alles fällt ihm schwer: das Einleiten, das Ausmalen, der Dialekt; und überliest er das Geschriebene, so mißfällt es ihm höchlich: es klingt so viel steifer, als die mündliche Erzählung, so viel anspruchsvoller und zudem ist es von Allem, was die „Litteraten" schreiben, himmelweit verschieden. Wer wird das Zeug drucken, wer lesen wollen? Und er hat's ja so gar nicht nötig! Nein, nein — und er legt diese erste Skizze — ich möchte glauben, daß es: „Der verrückte Kapitän" in „Von der Wasserkante" war — in seinen Schreibtisch, mit dem festen Vorsatz, nicht so bald wieder an die Blätter zu rühren.

Es ist ihm ganz ernst damit, und dennoch bleibt er nicht dabei. Er holt die Blätter hervor, liest, streicht und ändert. Eigentlich ist das Zeug doch nicht so übel, und es ist doch auch wahr, ein Stück Leben. Dennoch bliebe es bei diesem ersten Versuch, wenn dem dunklen, halb unbewußten Schaffenstriebe, der hier nach Bethätigung ringt, nicht ein anderer, sehr klarer und bewußter Trieb zu Hülfe käme: der Mann liebt seine Heimat aus ganzem Herzen, es macht ihm Freude, von ihr zu erzählen; der Gedanke, diese Liebe in anderen aufzustacheln, veredelnd zu wirken, begeistert ihn und drückt ihm immer wieder die Feder in die Hand. Veredelnd zu wirken, sage ich, im Sinne jener Überzeugungen, die er für gut und richtig hält. Er ist ein merkwürdiger Mensch, dieser Bremer Kaufmann; er bändigt in sich Gegensätze zu einer harmonischen Einheit, die sonst als unversöhnlich gelten. Er ist nicht bloß fromm, sondern auch ein strenggläubiger Christ, aber dabei rührend duldsam gegen jeden anderen Glauben: er hängt ganz und gar an der alten Zeit und ihren einfachen Sitten, und sieht doch alles Drängen nach neuen Zielen mild und verständnisvoll an; er ist politisch ein freigesinnter Mann und möchte dabei doch alles bestehende Recht geachtet wissen. Mitten in einer Zeit der Rohheit und Unduldsamkeit, der Zeit der schärfsten Gegensätze lebend, möchte er zur Milde, Duldung, Menschlichkeit mahnen. Der ästhetische Trieb allein wäre nicht genügend gewesen, den Mann mit ergrauendem Haar zum Schriftsteller zu machen, der ethische hat ihn immer wieder zur Feder greifen lassen.

So sind diese ersten Skizzen entstanden, deß bin ich überzeugt, ohne es allerdings zu wissen. Durch welchen Zufall sie dann, einzeln oder zusammen, ans Licht traten, ist gleichgiltig. Aber zur Sache gehört, daß sie Erfolg hatten, und auch von denen gelesen wurden, für die sie bestimmt waren. So schrieb denn Kniest weitere drei Bände; aber das ist auch das einzige, was diese Bände von dem Erstlingswerk unterscheidet. Seine Erzählungsweise hat sich ebenso wenig geändert, wie seine Tendenz.

Darum wäre es unzweckmäßige Arbeit, jedes der Bücher einzeln betrachten und charakterisieren zu wollen. Von den zwei Dutzend Geschichten, die er bisher veröffentlicht hat — es sind wirklich zufällig genau vierundzwanzig — könnte jede in einem anderen Bande stehen, ohne sich von ihrer Umgebung störend abzuheben.

Gemeinsam also ist all diesen Geschichten neben dem Stoffkreis auch, daß der Dichter bei seiner Art bleibt. Es sind wahre Geschichten, im buchstäblichen Sinn des Worts wahr, der Wirklichkeit entnommen.

Nirgendwo kann der Kern erfunden sein, höchstens diese und jene Einzelnheit: nichts ist mit Absicht verschönt oder verhäßlicht, vergröbert oder verfeinert und vor allem: es ist nichts zugespitzt und nichts abgerundet. Das bedeutet natürlich sowohl Vorzüge, als Mängel. Es ist an dem Menschen- und Sittenschilderer Kniest ein unschätzbarer Vorzug, daß er so ganz und gar an dem Erlebten, dem Beobachteten haftet: gleich echt und ehrlich, wie er die Schiffer, die Kapitäne, die alte Generation der hanseatischen Kaufleute vor uns hinstellt, haben uns wenige Dichter die Menschen ihrer Heimat verkörpert. Und auch der Novellist, aus dessen Geschichten uns so sehr der Atem des Lebens entgegenschlägt, wie hier, hat schon damit vor vielen anderen Anspruch auf unser Interesse. Aber dem rein künstlerischen Wert kann ein so weitgehender Naturalismus gefährlich sein. Wo die Spannung nicht schon im Stoff liegt, da fehlt sie eben, und wo den Erzähler etwas anderes zur Darstellung gereizt hat, als die Fabel, z. B. ein sonderbarer Charakter, wo das Geschehnis an sich nicht interessant oder ohne rechte Pointe war, da fehlt sie auch in Kniests Wiedergabe des Geschehnisses. Einer seiner Skizzen („Papa Olivari“ in „An Bord und Strand“) hat Kniest den Rahmen gegeben, daß er den Inhalt einem Berufsschriftsteller erzählt, und zum Schluß fragt: „Die Geschichte ist aus! Paßt sie Ihnen als Stoff für eine Novelle?“ worauf er den Schriftsteller erwidern läßt: „Sie ist mir viel zu einfach: auch fehlt der rechte Schluß.“ Nun, an der Einfachheit wird kein geschmackvoller Leser Anstoß nehmen, aber über den Mangel eines „rechten Schlusses“ wird er sich schon viel schwerer trösten.

Indes, das passiert einem bei Kniest selten, eben weil er die Geschehnisse, die er behandeln will, sorglich auswählt. Gleichwohl werden jene Vielen, die vor allem nach Spannung und Sensation dürsten, bei Kniest garnicht auf ihre Rechnung kommen, und jene Wenigen, deren künstlerischer Geschmack ein völlig gefesteter ist, nicht ganz. Aber diese letzteren werden's ihm doch kaum nachtragen, eben weil er ihnen anderes bietet, was sie selten genug erquickt: wirkliches Leben, wirkliche Menschen.

Ich habe vorhin von Kniests „Naturalismus“ gesprochen. Das wird die wenigen, die ihn etwa schon kennen sollten, gewiß verwundern, wenn sie bei dem Worte nur an die, nun im Abebben begriffene jungjüngste Richtung unserer Litteratur denken. In der That steht Kniest zu diesen Dichtern in einem Gegensatz, wie er greller kaum gedacht werden kann. Sie suchen nach den Schattenseiten des Lebens, stellen mit Vorliebe das Schlechte im Menschen dar, Kniest sucht nach dem Licht und schildert gern gute Menschen, nicht eben immer, aber doch mit sichtlichem Eifer. Sie verweilen fast ausschließlich bei dem sexuellen Moment, Kniest vermeidet es: in den vier Bänden findet sich zuweilen ein Säufer, ein Schurke geschildert, aber kein liederlicher Mann und vollends keine lasterhafte Frau. Wie keusch selbst seine Liebesgeschichten sind, mag der Umstand beweisen, daß sie von der Hamburger Commission für Jugend- und Volksschriften zur Lektüre empfohlen werden! Aber in letzter Linie trifft die künstlerische Anschauung der Antipoden zusammen: die Natur, die Wahrheit ist ihnen das Höchste.

Was Kniest vermissen läßt, ist damit bereits ausgesprochen; was er gewährt, bedarf noch einiger Ausführung. Vor allem giebt er uns den Einblick in ein dem Binnenländer fremdes Leben — und zwar ist es so ehrlich, so anschaulich geschildert, daß man wirklich kaum noch an das Abbild denkt, sondern das Leben selbst zu kennen glaubt. Wie die Verhältnisse, so sind auch die Menschen gezeichnet; seine Kraft der Charakteristik steht nicht überall auf gleicher Höhe, aber er hat doch eine ganze Gallerie von Gestalten geschaffen, die man nie wieder vergessen kann, eben weil sie so echt sind, jeder Zug atmendes Leben. An die zwanzig alte Seebären lernen wir da kennen, und doch hebt sich jeder von den anderen ab, eben weil der Dichter immer der Worte seines alten Kantors eingedenk bleibt: „Jeder Mensch flentet sin eegen Melodie.“ Weil er so herzenskundig ist, scheitert er auch fast nie an einer Klippe, wie sie Schriftstellern seiner Art, die ganz und gar nur dem Leben folgen wollen, sehr oft gefährlich wird: die That erscheint selten unwahrscheinlich, eben weil er dafür sorgt, daß wir den Thäter genau kennen. Auch seine Tonart ist sympathisch: schlicht, männlich, ruhig und fest. Er will selten launig sein, und nur zuweilen tritt sein Humor deutlich zu Tage; dann ist's ein derber, trockener Humor, aber das schärfere Aug' sieht oft ein Lächeln auf dem Antlitz des Erzählers, ein stilles, mitleidsvolles Lächeln. Dazu stimmt, daß er seine Gemütswärme selten unverhüllt zeigt; von Sentimentalität aber ist er vollends so weit, wie etwa vom Streben nach Effekt.

Es liegt in seiner Art, in dem, was er kann und nicht kann, daß Kniest sein Bestes in dem kleinen Charakterbild leistet. Der „altmodische Kaufmann“ Johann Jakob Armster, der dicke „Damen“-Kapitän Volkening mit dem weiten Herzen und den „etwas völligen Körperumständen“, der alte Hinrichsen, der „noch einmal auf See“ geht, um dort zu sterben, und Anderes mehr — das sind so die Kabinetsstücke in dieser Gallerie. Interessant, ja zuweilen durch den Inhalt geradezu aufregend, aber doch vorwiegend von stofflichem Reiz sind die Schilderungen aus dem Seemannsleben. An eigentlichen Novellen hat er nicht viele geschrieben: er wird da ab und zu etwas zu breit, gleichwohl gehören Geschichten wie „Der alte Buchhalter“, „Die Hoffnung“, „Konsul Franzen“, „Die Nixe“ zu dem Guten, und die beiden ersten sogar zu dem Besten, was in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der volkstümlichen, das heißt, dem

Volk freundlichen, heilsamen und verständlichen Erzählung geschrieben worden ist. Über die Tendenz habe ich bereits gesprochen: sie tritt immer deutlich, selten lehrhaft, und doch nie aufdringlich zu Tage. Die Technik endlich ist sichtlich aus dem mündlichen Bericht emporgewachsen: das bezeugen die Vorliebe für die Ichform und für Episoden, aber auch die Lebhaftigkeit und die Anschaulichkeit der Darstellung.

Faßt man dies zusammen, so bleibt es unverständlich, warum man Kniest nur an der „Wasserkante“ kennt und liebt. Das liegt offenbar nur an zufälligen Umständen und kann sich ändern — sind wir doch an guten Erzählern, und nun gar an guten Volksschriftstellern so arm! Aber warum er in seiner Heimat so populär werden mußte, ist klar. Das hat die ungemeine Wahrheit dieser Schilderungen bewirkt: das Volk liest keine Romane, die sein Leben phantastisch verzerren, aber im Spiegel besieht es sich zuweilen auch gerne, wie jeder Mensch. Und ferner: das Volk weiß genau, wer es gut mit ihm meint, wer sich nicht zu ihm herablassen, sondern es zu sich emporziehen will. Und darum schätzt es diesen Dichter, wie er es verdient.

Litterarische Notizen.

— Man streitet jetzt wieder einmal darüber, wann Heinrich Heine geboren wurde, 1797 oder 1799? Die Frage ist mit voller Sicherheit nicht zu entscheiden, nur Eines ist gewiß: wäre es ein anderer ebenso großer Dichter Deutschlands, dann würde Jeder die Streitfrage ganz gleichgültig finden und man würde den 13. Dezember 1897 in ganz Deutschland festlich begehen, denn wozu erst zwei Jahre warten, wenn man es nicht genau weiß? Aber es handelt sich um Einen, gegen den derzeit der Wind geht, und da wartet man denn das spätere Datum geduldig ab; in zwei Jahren aber werden alle Jene, denen es heute zuständе, die Centenar-Feier anzuregen, zu der Überzeugung gelangt sein, daß Heine doch höchst wahrscheinlich schon 1797 geboren wurde — und post festum kann man natürlich einen solchen Gedenktag nicht begehen. Jammerschade, daß Heine selbst die Geschichte vom Heinedenkmal und nun diesen Kampf um den richtigen Geburtstag nicht behandeln kann; es würde seine satirische Kraft dazu gehören, dem Stoffe gerecht zu werden, und wer sie nicht besitzt, soll nicht daran tasten und sich mit dem Trost begnügen, daß auch die Thatsachen an sich ihre deutliche Sprache führen, schon jetzt, und wie erst in Zukunft, wenn sich erst der Wind wieder gedreht hat . . . Der Rest ist Schweigen, und nur über das Büchlein, das uns diese Andeutungen aus der Feder gelockt hat, sei noch einiges gesagt: „Heines Liebesleben. Zum 100jährigen Geburtstage Heines.“ Von Max Kaufmann. (Zürich, Albert Müllers Verlag.) Es ist ein wohlgemeintes Büchlein, das aber im schlimmen Sinn „schön“ geschrieben ist und nichts Neues bringt. Der Verfasser hat lediglich zusammengetragen und romantisch aufgeputzt, was über die Frauen, die in des Dichters Leben eine Rolle spielten, ohnehin bereits bekannt ist.

— Rolfs Walfahrten. Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.) Die kleine Erzählung ist vor dieser mit auserlesenem Geschmack ausgestatteten Buchausgabe bereits in unserer Zeitschrift zu lesen gewesen. Darum müssen wir uns begnügen, die Thatsache zu verzeichnen, daß „Rolfs Walfahrten“ damals sowohl im Leserkreis der Zeitschrift als auch bei Besprechung des Inhaltes derselben eine nicht alltägliche Anerkennung gefunden haben. Möge sie auch dem Büchlein nicht fehlen! Vor allem sind „Rolfs Walfahrten“ ein Buch für Frauenhände, denn ein starkes, edles Weib geht am Schluß des Buches als Siegerin aus dem Lebenskampf hervor.

— In den „Moralischen Träumereien“, die irgend Jemand, aber gewiß kein Berufsschriftsteller, unter dem seltsamen Pseudonym „Ekkehard Zeitgenoß“ bei Benno Schwabe in Basel hat erscheinen lassen, steckt in immer ungefeilter, gänzlich unlitterarischer, häufig unklarer Form denn doch ein Kern, der nachdenklich stimmt, und uns das Büchlein der Beachtung ernsthafter Leser empfehlen läßt. Das hat ein ernster, guter, weltflüchtiger Mensch geschrieben, der das Leben kennt. K. B.

— Von den an dieser Stelle bereits anläßlich ihres ersten Erscheinens besprochenen „Dichtungen von Prinz Emil von Schönaich-Carolath“ ist nun (Leipzig, Göschen) eine vierte vermehrte Auflage erschienen. Das ist erfreulich, nur sollte der Verlag nicht die Käufer nun durch die Ausstattung abschrecken; die broschierten Exemplare wenigstens — ein solches liegt uns vor — stecken in einem grauen, ganz unbedruckten Umschlag. K. B.

— Frühlingsbeichte. Gedichte von Emma Guttmann. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. — Die kleine Sammlung enthält durchweg Lieder; die meisten sind ebenso frisch, wie schlicht empfunden, himmelweit von aller grüblerischen Reflexion, aber auch von aller Gespreiztheit entfernt, und darum wundert es uns nicht, daß die Verfasserin über einen, und nicht allzuengen Kreis von Freunden verfügt, die sich an ihrer anspruchslosen Art ehrlich erfreuen. Das Naturgefühl, die religiöse Empfindung, vor allem aber die Liebe haben hier einen Ausdruck gefunden, der, eben weil er echt ist, auch erfreut und erwärmt. Schlicht wie der Inhalt, ist auch die Form, aber die kurzen Strophen — meist besteht das Gedicht aus acht Zeilen, selten darüber — haben zuweilen jene innere Melodie, die dem feineren Ohr sofort erweist, daß hier nicht Jemand zu ihm spricht, der Verse machen will, sondern Jemand, dem sich eben die Empfindung unwillkürlich zum Lied formt. Es ist etwas in diesem Büchlein, das im guten Sinne an den Schwäbischen Dichterkreis erinnert; der alte Justinus Kerner hätte die Dichterin in seinem Weinsberg sicherlich vom Herzen willkommen geheißen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Telmann, Konrad. Gottbegnadet. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1897.

Wassilief, O. Buch der Liebe. Genf. Buchdruckerei W. Kündig & Sohn. 1897.

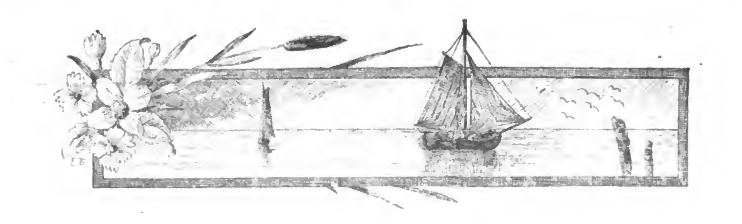
Wichert, Ernst. Herrenmoral. Roman. Dresden und Leipzig. Karl Reißner. 1897.

Meyer, Richard M. Deutsche Charaktere. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1897.

Grabbow, Max. Das Leben ein Kampf. Schauspiel in fünf Akten. Berlin. Ernst Cumme und Carl Hinstorff. o. J.

Grabbow, Max. Die dramatische Dichtkunst Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin. Ernst Cumme und Carl Hinstorff. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lezius & Co. in Berlin.



Der alte Hinrichsen.

Ein Bild von der Wasserkante.

Von Philipp Kniest.

I.

Der für Rechnung von C. F. Wehrmann sel. Sohn, der bedeutendsten Firma der kleinen rührigen mecklenburgischen Ostseehafenstadt, in England erbaute Schraubendampfer „Minerva" hatte die Rhederei und nicht minder ein verehrungswürdiges und neugieriges Publikum sehr in der Geduld geübt. Von Monat zu Monat war sein Erscheinen erwartet worden, aber immer kam er noch nicht, da der Fertigstellung sich stets neue Hindernisse in den Weg stellten. Die Kapitäne der einheimischen Segelschiffe, welche die Konkurrenz der erst im Anfangsstadium der Entwickelung begriffenen Frachtdampfschiffahrt im Stillen fürchteten, empfanden so etwas von Befriedigung und Schadenfreude: Eine gewisse Unzuverlässigkeit haftete den „verdammten Qualmkasten", wie sie die Dampfschiffe zu nennen beliebten, unleugbar an; das hatte gute Wege, ehe die ihre alten, soliden Segelschiffe aus der Fahrt brächten! Möge übrigens der Teufel diese feuersprühenden Klapperkutschen holen!

Im gegenwärtigen Falle hatte aber Se. höllische Majestät den unchristlichen Wunsch nicht erfüllt. Die „Minerva" war unter Führung des jungen Kapitäns Hinrichsen endlich nach einer unerhört schnellen Reise angekommen. Vor einigen Tagen hatte sie, mit Flaggen und Kränzen reich geschmückt, eine glänzend ausgefallene Probefahrt nach See hinaus gemacht, welche der Zeitung des Platzes Gelegenheit gab, ihre mageren Spalten mit einer begeisterten Schilderung derselben, unter möglichster ungetreuer Wiedergabe der gehaltenen Reden — der Herr Redakteur war ganz entschiedener Idealist — zu füllen.

Die Hafenkaje ward nicht leer von Menschen, die das in der That hübsche Schiff besichtigen wollten. Die Mannschaft an Bord bestrebte sich, trotz des reichlich fließenden Trinkgeldes, die Scharen, welche sich zur Betrachtung des Seewunders an Deck drängten, nach Möglichkeit abzuweisen. Die „Minerva" war dazu das erste aus Eisen erbaute Schiff, welches den Hafen berührte. Daß es schwimmen konnte, erschien den guten Spießbürgern fast fabelhaft; sie wähnten allerlei besondere Einrichtungen zu diesem Behufe angebracht, Einrichtungen, die natürlich nicht vorhanden, von den boshaften Matrosen auf das Fabelhafteste beschrieben wurden. Daß ein eisernes, ja sogar ein irdenes Gefäß schwimmt, so lange es nicht voll Wasser ist, das bedachten nur Wenige.

*

Gegenwärtig nun lag der Dampfer an einem gänzlich abgeschlossenen Platze, wo er ungestört laden konnte, denn er sollte noch trotz der schon weit vorgerückten Jahreszeit, ungeachtet des eingetretenen Frostes, welcher schon eine allerdings noch schwache Eisdecke über das Revier gebreitet hatte, eine Reise nach einem Russischen Hafen machen.

Der junge Kapitän Hinrichsen befand sich an Bord, um überall nach dem Rechten zu sehen, während sein Vater, der sogenannte „alte Hinrichsen" mit noch einigen, gleich ihm „abgetakelten" Kollegen, welche als Schifferälteste überall Zutritt hatten, neben der „Minerva" auf- und abschritten, den Dampfer und alle seine einzelnen Teile, die Bemastung, das Inventar, die Zimmermannsarbeit (über die Eisenarbeit konnten sie leider wegen Unkenntnis kein „kumpetentes" Urteil fällen) ihrer sachverständigen und höchst weisen Kritik unterziehend. Sie fanden wenig Veranlassung zu Ausstellungen, denn die Arbeiten der Englischen Werft waren so sorgfältig und schön ausgeführt, wie man solche bis dahin hiesigen Orts, wo fremde Schiffe, und nun gar Lustyachten, wenig zu verkehren pflegten, noch nicht gesehen hatte. Lediglich die Bemastung und Take

ung fand nicht den allgemeinen Beifall des hochweisen Kollegiums. Mißbilligend blickten die Graubärte nach oben, wo von den Toppen Contor- und Namenflagge lustig im Winde wehten. Kapitän Wilmsen schüttelte das Haupt und sagte:

„Du, Hinrichsen, dat sin ja wahre — Swewelsticken, de Seils, nicks for ungod — Lappen — Snuvdönker! Wat is darmit antofangen, wenn de olle Koffeemähl von Maschine mal Nä seggt und nich mehr gahn will, justement wenn's 'e mal up ankamen deit."

„De steit nich still, Wilmsen! So'n Maschine is utprauvt und deit ähre Schuldigkeit, wenn der Meister (der Maschinist) man uppassen will. En Smeerfink und Dreewsterrt darf so'n Kirl denn allerdings nich sin."

„Na, ik verlate mi leiwer up mine Seils alleenig, Hinrichsen. So'n Ding von'n Damper hett sine Mucken. Man gaud, dat ik dor de See nich mit to plögen hebbe. Du sollst mal seihn, wat Din Sähn is, de kriggt dor noch wat mit to queesen. Und denn dat Für! Nä, sunst kann man up See doch so to seggen man eenen Dod starwen, en ganz reudlichen, obschonst en wat waterigen, aberst . . . . ."

„Hol doch dat Mul, Wilmsen, und mak kinen däsigen Snack nich! Man sall ook den Düwel nich an de Wand malen . . . Kumm Du un man her: wi wullt us en bäten vermuntern. Du weerst ja nich mit up See bi de Fahrt und heft noch nich up de Gesundheit von de „Minerva" un minen Sähn sin Woll drunken. Ik geew darzu en Lütten ut; denn kannst Du dat ja naholen. Wenn Ji't noch eenmal dohn willt," wandte er sich an die übrigen Kapitäne, die hinter ihnen hergingen, „denn hebbe ik's nicks nich entgegen. Mi kummt dat ja up en paar Schillinge mehr oder weniger Gott Loff nich an."

Nachdem die Kapitänsveteranen noch einige sachgemäße und befriedigte Blicke nach dem Dampfer geworfen hatten, verfügten sie sich schmunzelnd unter Vorantritt des alten Hinrichsen, eines breitschulterigen, kräftigen Mannes mit weißem Haar und Backenbart und klugen, hellen Augen, aus welchen Energie und Gutmütigkeit leuchteten, nach der Schifferkneipe am Hafen zum „Alten Schweden". Wir lassen sie dort sich niederlassen, um uns selbst die „Minerva", von welcher ja noch öfter die Rede sein soll, näher zu betrachten. Vielleicht haben wir das Vergnügen, die Bekanntschaft des jungen Kapitäns zu machen.

Sehr groß sah der Dampfer just nicht aus, wenngleich er sich im Verhältnisse ja viel länger streckte, als eines der damals gebräuchlichen, voll und rund gebauten Segelschiffe. Auch erschien er schmal und nicht hoch, an welch' letzterem Umstande jedoch seine schon ziemlich vorgeschrittene Beladung die Hauptschuld trug. Von dem weit ausladenden, mit reichvergoldeter Bildhauerarbeit verzierten platten Heck, welches schon tief über dem Wasser lag, den Schraubenbrunnen gänzlich unsichtbar machend, lief die sehr schlanke Wasserlinie nach dem scharfen, hochaufragenden Buge, dessen kühn geschwungener Gallion die hübsche Bildsäule der Göttin trug, deren Namen der Dampfer führte. Das Oberschiff glänzte in schwarzer Farbe, mit sogenannten Kanonenpforten im schneeweißen Gange versehen, während das Unterwasserschiff, wie man am Vorsteven noch eben wahrnehmen konnte, hochrot gestrichen war. Aufbaue, außer den Kajütseingängen, der Kommandobrücke, den überdachten Maschinenluken und verschiedenen Oberlichtern, besaß der Dampfer nicht. Runde kleine Fenster, hinten und vorn, kündeten die Kajüte und die Räume für die Mannschaft an. Auf dem Achterdeck waren zur Bequemlichkeit für Passagiere hübsche Bänke angebracht. Die hölzernen Rehlinge trugen der damaligen Mode gemäß ein hellgrünes Kleid. Alles, weil neu, sah hübsch und blinkend aus: nur das Deck ließ, durch Kohlenstaub und durch den Schmutz des Einladens verunreinigt, an Sauberkeit zu wünschen übrig. Schornstein und Masten standen hintenübergeneigt, dem Schiffe ein kühnes Aussehen gebend. Die Takelung war die eines Raaschuners, für einen Dampfer ziemlich groß bemessen, aber allerdings, wie die alten Kapitäne mit Recht eingewendet hatten, für die Größenverhältnisse des Fahrzeuges nicht genügend und zum wirklichen Segeln kaum geeignet. Das Ganze bis hin zum goldknopfgeschmückten Stock am Heck, von welchem die hübsche, neue Staatsflagge wehte, machte einen anheimelnden, durchaus seemäßigen, ja, gewissermaßen eleganten Eindruck. Die in dem allerdings nicht großen, mit alten gothischen Giebelhäusern, über welchen die drei gewaltigen hohen Kirchen der Stadt aufstrebten, umstandenen Hafen liegenden kleinen Jachten, Schuner und Brigs konnten sich eines solchen freilich nicht rühmen.

Glücklich der Kapitän, welchem die Führung des Dampfers oblag! Und in der That, der junge Hinrichsen gehörte zu den beneideten Leuten,

namentlich von seiten aller derjenigen seiner Berufsgenossen, die sich Hoffnung gemacht hatten, an seiner Stelle zu sein. Freilich, so meinte Jeder, Hinrichsen verdanke sein Glück zumeist seinem Vater,, welcher lange Jahre für die Rhederei gefahren hatte und vielleicht noch anderer Protektion, denn — seine Braut sei mit den Töchtern des Kommerzienrates noch von der Schule her befreundet! Daran aber dachte Niemand, daß Johann Hinrichsen das beste Examen seiner Zeit auf der Navigationsschule gemacht und länger auf englischen Dampfern gefahren hatte, seine Sache also aus dem Fundament kannte. Übrigens war der Kommerzienrat ein sogenannter scharfer Gast, der sich durch Niemanden leiten ließ, der nach Niemandes Rat verfuhr, sondern ganz stramm seinen eigenen Weg ging. Fesseln durch Schürzenbänder gab es für ihn nicht. Er verstand auch ganz vortrefflich, sich immer die besten Leute zur Förderung seiner Interessen auszusuchen.

Kommerzienrat Wehrmann hatte in diesem Falle ganz das Richtige getroffen. Dessen ward man sogleich inne, wenn man den jungen Kapitän, eine hochgewachsene Gestalt, blondhaarig, blauäugig, kräftig und gesund, anschaute. — Mit welcher Elastizität bewegte er sich, mit welcher Bestimmtheit trat er auf, mit welcher Sachkenntnis beurteilte er alle in sein Fach schlagenden Dinge! Eben war er im Lagerschuppen gewesen, um nachzusehen, welche Güter noch der Verladung harrten, dann begab er sich in den Laderaum der „Minerva“, sprach mit den Stauern und machte mit raschem Umblick einen Überschlag. Jetzt schwang er sich mit jugendlicher Behendigkeit aus der Luke über die hohen Scheerstöcke an Deck und befahl den Steuermann zu sich her, dem er sagte:

„Wi hebben den Rumm riklich grot taxeert; wi warden Last hebben, allens unner Deck to verstauen. De losen Oxhofte möten wi all up Deck nehmen und tworsten na vör (vorn); dat Achterdeck mutt ganz fri bliwen, dat wi us dor rögen könt.“

„God, Kaptein!“ antwortete der Steuermann.

„Is sonsten allens klar, dat wi noch bi Dageslicht in See komen könt? Mi is en bäten bange vor scharpen Frost; ik woll doch gern an Ort und Städe (Stelle) sin, eher de Frost villicht usen Bestimmungshaven sluten deit.“

„Allens in bester Ordnung, Kaptein!“

„Schön! Denn seggen Sei den Meister (Maschinisten), dat hei glits na Middag Damp uphett. Ik will ins Kajüt noch en bäten schriwen. Wenn Sei wat to frogen hebben, oder wer sunst mi spräken will, so weiten Sei ja, wo ik to finden bin.“

Kapitän Hinrichsen stieg die mit blanken Messingleisten beschlagenen Stufen der Kajütstreppe hinab, während der Steuermann sich mit dem Maschinisten verständigte. Man hörte bald nachher das Anschlagen der dem Kessel das Speisewasser zuführenden Pumpe; aus dem Schlot stieg eine schlanke helle Rauchsäule, welche allgemach sich vergrößerte und verdunkelte. Schauerleute und Stauer beeilten sich, die Waren an Bord zu bringen und an Ort und Stelle nach allen Regeln der Kunst zu verladen. Einige Gläschen Kām (Kümmel), die der im Gefühl seiner Würde wie ein Kutschpferd räsonnierende Steuermann verabreichen ließ, schienen Wunder zu bewirken. Viel Zeit bis Mittag war nicht übrig. Er wollte zeigen, was er zu leisten vermochte.

*

Der alte Hinrichsen hatte zur Freude des „Alten Schweden“, dessen dunkles Getäfel in der Gaststube vor Vergnügen zu erglänzen schien, seine Spendierhosen an. Bei nur einer Flasche Rotspon ließ ers nicht bewenden. Er füllte immer von neuem die Gläser, welche von den rauchenden und Tabak kauenden Kapitänen, die oft nach den an den Wänden hängenden Seebildern und den von der Decke herabschwebenden Schiffsmodellen wie verliebt hinschauten, mit bedächtiger Würde geleert wurden. Wilmsen namentlich trank so langsam, daß er sich die Unzufriedenheit Hinrichsens zuzog:

„Du wirst doch sonst gewennt (gewohnt), vulle Seils to fahren, wenn Du up Dinen Koors (Kurs) leegst. Man kine Angst, Di äwerkummt noch längst kin — Storm. Wat wullt Du denn all reefen, Wilmsen? Man ordentlich darup los! Up gaude Fahrt von den nigen Damper!“

Wilmsen stieß an und mit ihm die ganze versammelte Kapitänschaft. Er entgegnete dann lachend:

„Du hest gaud snacken, Hinrichsen! Wat Dine Fru is, dei lett Di Dinen Koors stüren, wat mine Ollsche is, na, ik will nich völ seggen, awerst: awerst je vergnengter ik bin, desto duller is sei — anhürt.“

„Wat bist Du denn awerst ook so'n Schaapskopp und lettst Di den Rohrpenn — dat Regiment — ut de Hand rieten! En Kirl as Du, der

süht na sowat ja garnich ut. Jan Maat up See nömt Di ja den richtigen — Satan!"

Die alten Seebären lachten. Der dicke Petersen meinte:

„Dat geit em just so as den französchen Marschall Davoust, den gottverfluchten Schurken. Buten forcht't hei sick for Gott, den Düwel und de ganze Hölle nich, aberst binnen, to Huse, dor hadd em sine Fru so unner de Fuchtel, dat hei sick nich to mucksen wagte und am leiwsten sick in'n Muselock verkropen hadd."

„Na, so wid laat ick't denn doch nich kommen," entgegnete Wilmsen. „Denn geh ick ähr leiwerst ut'n Wege und stür en annern Koors. Na See, will seggen up de Straten, folgt sei mi nich, dorto hett sei ähr selge Mudder doch noch to god ertrokken. Unfräden geit nich mit ämern Dörfull."

„Du haddst man as Dine Swigermodder dohn schollt, Wilmsen," sagte Hinrichsen. „Sei, Dine Fru, hadd to rechten Tid doch ook woll noch wat annahmen. Du hest ähr gartau välen Willen laten, wirst gartau dull in ähr verleiwt . . . ."

„Weit Gott," seufzte Wilmsen. „Jung gewonnt, old gedahn! No is't to late. Bring mal Einer en olle Fru up en annern Weg! So eine ist justement so unstürsam as en Schipp, wenn dat Rohr (Steuer) unklar oder gar braken is. — Bring Du Dinen Sähn Dine Weisheit man bi Tiden bi, Hinrichsen! Den sine Brud is ook so: jung, sanft as en Düweken (Täubchen) und — wenn sei nich to rechter Tid den Tögel (Zügel) fäühlt, old as en — Düwelken! Schönheit sleit männigmal um. Segg Du em man: Wahr Di min Sähn und wis (zeige) ähr de Tähn!"

„Nu noch einen Sluck, Wilmsen!" rief Kapitän Petersen, „denn bist Du gaud dörch! — Wenn hei to rimen anfangt, denn is mi for em nich bang . . . . He weit denn up alle Redensarten von sine Fru en Vers to maken . . . . He, Hinrichsen, Brud und Brüdjam sallen leewen! Wenneher sall denn Hochtid sin?"

„Weitst Du, wat de Winter deit, Petersen? Ik nich!"

„Woso, Hinrichsen?"

„Nu, de jungen Lüde willen frigen, wenn de Damper wedder hier is! Wat kann nich alle noch passeeren! Henkamen deiht hei woll, aberst retour? Wenneher, dat weit alleen der leiwe Gott. Mi is bange, dat min Sähn in Rußland befreeren deit. Na meine Gissung (Schätzung) kriegen wi en bösen Winter, und denn mag et bit Maimaand wahren, eher dat Water wedder open kummt."

„Dar weß' Gott for . . . . Lat us up gaude und gaue Reise ut und to Hus drinken," rief ein Kapitän, der bisher noch geschwiegen hatte.

Die Gläser klangen.

„Dat Upgebott is bestellt," erzählte Hinrichsen, „neegsten Sonndag is de Kanzelfall. Wenn de „Minerva" denn wedder hier is, kann't losgahn. Väl Fisematenten sallen nich makt werden. En ordentlichen Braden und wat's tauhört mit Win und en bäten säüten Kram for de Frugenslüde, und achterher en soliden Danz for de Ollen und en paar Hopser und Schottsche for de junge Welt. Wenn mine Swiegerdochter to de Schipperen hörte, denn konnen Ji ollen Burßen noch ens de Ogen on Jugend und Schönheit verklaren, aberst nu möt't Ji Jug dat — Mul wischen und as Fründe von ferne stahen und Jug freien . . . . Kinners, is dat all Twölven? De Klocken lüden ja all . . . . Kellner! Du Fritz, schriew allens up mine Räknung! Wi könen us nu nich upholen, wi dörfen use Möddders nich to Middag täuwen laten, all um Wilmsen sinetwillen nich, dat hei nich to dull wat darnachten kriggt . . Adjies Fritz! Hier! De paar Schillinge for Di heff ick noch to'r Hand."

Hinrichsen ging allein seines Weges, da seine Kumpane in einer andern Stadtgegend zu Hause waren. Eine Unruhe, über welche er sich keine Rechenschaft geben konnte, trieb ihn, anstatt die nächste Richtung einzuschlagen, an dem Ladeplatze der „Minerva" vorüberzuschlendern. Schon von fern bemerkte er eine gewisse Aufregung dort und eiliges Hin- und Herrennen auf dem zu dem Dampfer führenden Wege. Was hatte das zu bedeuten? Er ging eilends der „Minerva" zu und befand sich binnen weniger Minuten längsseite auf der Kaje. Man wich ihm aus. Doch hielt er einen ihm bekannten Arbeiter fest, fragend:

„Wat is's denn los, Lars? Is irgendwat nich in's Richt? Stah mi doch Rede, Minsch!"

„Och, Kaptein Hinrichsen, dat Mallöur, dat Unglück, . . . Ähr Sähn . . ."

„Wat is mit minem Sähn? . . ."

„De liggt in de Kajüte . . . krank . . ."

„Doch nich? . . ."

„Nä, Gott Loff, hei lewt, aberst Arm un Beine hett hei braken, tum mindesten en Bein . . . De Doktor is all bi em . . . Wi loopen gliks henöwer, und tum Glücken wir de olle Buller-buller in (zu Hause)."

(Fortsetzung folgt.)



Berlin 1858—1870.

Erinnerungen von Max Ring.

I.

Schulze-Delitzsch. Präsident Lette.

Noch anregender und bedeutender als mein freundschaftlicher Umgang mit dem ebenso liebenswürdigen als genialen Eduard Hildebrandt war für mich der langjährige Verkehr mit Schulze-Delitzsch, dem Begründer und Vater der deutschen Genossenschaften, mit dem mich ein glücklicher Zufall zusammenführte. Während ich mich nämlich in Kösen zur Kur aufhielt, besuchte mich Ernst Keil, dessen Angehörige ebenfalls das Bad gebrauchten. Da er mit Schulze-Delitsch in geschäftlicher und freundschaftlicher Verbindung stand, so machte er mich mit diesem bekannt. Damals befand sich Schulze in gedrückter Lage; sein ältester Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe von vierzehn Jahren, litt an einer unheilbaren Krankheit, er selbst hatte aus politischen Gründen seine Richterstelle aufgeben müssen und bei seinen volkstümlichen Bestrebungen einen großen Teil seines Vermögens zugesetzt, so daß er sich sehr einschränken mußte, was ihm um so schwerer fiel, als er an Entbehrungen nicht gewöhnt war, denn er stammte aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie.

Aber keine Not vermochte den Mut des lebenskräftigen überzeugungstreuen Mannes zu beugen, seinen tapfern Geist zu trüben und ihm den angeborenen Humor zu rauben. Es war mir eine Freude, die gedrungene breitschultrige Gestalt mit dem offenen Gesicht, der breiten gewölbten Stirn und den treuen klaren Augen zu sehen, seine kräftige Bruststimme und sein herzerquickendes Lachen zu hören. Er erschien mir wie der Typus eines echten Deutschen, von demselben Stamm wie Martin Luther. Kühn und bedächtig, fromm und freisinnig, ideal in seinen Anschauungen und Gesinnungen, aber praktisch in allen Verhältnissen des täglichen Lebens, rasch auflodernd und eben so schnell wieder besänftigt, streng und doch gutmütig wie ein Kind, selbstbewußt aber innerlich bescheiden, unermüdlich thätig, einfach in seinen Genüssen, aber lebenslustig, wie Luther Wein, Weib und Gesang liebend. Schnell befreundeten wir uns und auch unsere Frauen und Kinder schlossen sich einander an. Gemeinschaftlich durchstreiften wir das schöne Thal der Saale oder saßen im silbernen Mondlicht in dem kleinen Garten vor seinem Häuschen in der Nähe der Salinen bei der duftenden Maibowle, die Schulze wie kein Zweiter zu brauen und mit herrlichen Reden zu würzen verstand. Zuweilen veranstalteten wir auch mit einigen Freunden ein gemeinsames Mittagessen bei einem Gastwirt, der uns so mäßige Preise machte, daß Schulze einmal nach einer besonders trefflichen Leistung darauf bestand, dem Wirt von freien Stücken eine Zulage zu machen, da dieser unmöglich bei dem niedrigen Satz bestehen könne und bankerott gehen müsse; was auch wirklich eintraf. Mit diesen Zerstreuungen wechselten ernste Gespräche über die politische Lage, besonders über den vor Kurzem erst gegründeten und später so wichtigen „Nationalverein“, zu dem Schulze 1859 während der Pfingsttage in Weimar die erste Anregung gegeben hatte. Eben so sehr, wo nicht noch mehr, beschäftigten ihn die gleichfalls von ihm zuerst in Deutschland ins Leben gerufenen Arbeiter-Associationen, die sich einer zunehmenden Anerkennung und Verbreitung erfreuten. Bereits begann der von ihm ausgestreute Samen aufzugehen und Früchte zu tragen. Mit Stolz zählte er damals schon dreißig Genossenschaften, deren es nach weniger Zeit mehr als tausend mit einem Umsatzkapital von mehr als einer Milliarde Mark gab.

Im nächsten Jahr wurde Schulze von dem dritten Berliner Wahlkreise als Kandidat für das preußische Abgeordnetenhaus aufgestellt und hielt seine mit vielem Beifall aufgenommene Wahlrede, in der er unter anderem folgende denkwürdige Worte sprach: „Angesichts der siegreich durchgekämpften Einheit Italiens, im Gefühl der eigenen gefährdeten Existenz, dem begehrlichen westlichen Nachbar gegenüber, hat der Geist nationaler Zusammengehörigkeit alle deutschen Stämme mächtig ergriffen und von Preußen erwartet man die Lösung. Die Überzeugung, daß nur in dem einen Rettung sei, wenn sich endlich Deutschland in der letzten Stunde über seine einheitliche diplomatische und militärische Führung einigt, bricht sich allerwärts Bahn. Eine deutsche Zentralgewalt in der Hand des preußischen Königs mit einer deutschen Volksvertretung an der Seite! Dies ist der Ruf, der durch die deutschen Gauen schallt, und an uns ist es, zu zeigen, daß er in allen preußischen

Herzen Widerhall findet. Sind doch die lebendigen Sympathien des deutschen Volkes unser einziger zuverlässiger Bundesgenosse, wenn die Arglist des Auslandes, der Verrat heimischer Kabinette uns umspinnen. Preußen an der Spitze des geeinigten Deutschlands vermag den Gefahren der Lage ruhig und fest in das Auge zu blicken, nicht aber das eine ohne das andere."

Während der Sessionen des Abgeordnetenhauses war Schulze ein häufig und stets gern gesehener Gast in meinem Hause. Ohne Umstände zu machen, lud er sich zu unserem frugalen Abendbrot ein, zu dem er gewöhnlich in den weiten Taschen seines Paletots eine oder zwei Flaschen Wein mitbrachte, da er seine eigene besondere Sorte zu trinken liebte. Noch intimer wurde mein Verhältnis zu ihm, als er, zum Anwalt der deutschen Genossenschaften gewählt, im März 1862 nach dem nahen Potsdam übersiedelte, wo er zuerst eine bescheidene Wohnung bezog und mit seinem kleinen Gehalt noch immer in beschränkten Verhältnissen lebte. Dieser seinen Freunden bekannte Umstand ließ bei ihnen und seinen zahlreichen Verehrern den gerechtfertigten Wunsch entstehen, dem Manne, der seine ganze Thätigkeit dem Wohle des Volkes widmete, eine seinen Verdiensten und der Würde des Vaterlandes angemessene sorgenlose und unabhängige Stellung zu sichern. Zur Verwirklichung dieses Planes erließ der bekannte, für alles Gute begeisterte Präsident des Landes-Ökonomie-Kollegiums, Lette, im Verein mit einigen gleichgesinnten Freunden, jedoch ohne Vorwissen Schulzes, einen Aufruf an alle Gesinnungsgenossen zur Sammlung einer nationalen Ehrengabe für den verdienten Volksfreund. Die Sammlung brachte eine Summe von mehr als 50 000 Thalern, doch nahm Schulze nur die Zinsen an; das Kapital selbst aber sollte in Form einer Stiftung zur Belohnung solcher Männer verwendet werden, deren Wirken und Thatkraft man zum Besten des gesamten Vaterlandes in nationaler, politischer oder sozialer Hinsicht in Anspruch nahm.

Bald darauf bezog Schulze sein Haus in Potsdam, Spandauerstraße 15, das wie die Bu g Franz von Sickingens den Beinamen „die Herberge der Gerechtigkeit" verdiente. In diesen behaglichen, aber ohne Luxus eingerichteten Räumen versammelte und bewirtete der gastfreie Besitzer seine zahlreichen Freunde, die Abgeordneten Lette, Löwe-Calbe, Parisius, Duncker, Jordan, Völk, die Schriftsteller Auerbach, Gutzkow und Bernstein, den Elektriker Siemens, den früheren Stadtverordneten Kutz, den Maler Knille, den Musikdirektor Taubert, die Rechtsanwälte Lewald und Makower mit ihren Frauen und Kindern. Schulze war der liebenswürdigste Wirt, der heiterste Gesellschafter; beim Glase Wein ging ihm das Herz auf, floß sein Mund über. Nie habe ich den ausgezeichneten Redner besser sprechen hören, als wenn nach alter Sitte der große silberne Becher, ein Geschenk der Genossenschaften, im Kreise herumging und Schulze in begeisterten, wahrhaft poetischen Worten die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, die Freundschaft gleichgesinnter Männer, die Liebe edler Frauen und das Glück eines innigen Familienlebens feierte.

Er selbst war ein Dichter und hatte in seiner Jugend unter dem Titel „Wanderbuch" ein Bändchen Poesien herausgegeben, das manche lyrische Perle enthält. Ebenso sehr liebte er die Musik; auch besaß er einen kräftigen Bariton und sang im vertrauten Kreise manches schöne Lied, wie Mosens „Andreas Hofer" oder alte Burschenweisen. Noch lieber aber hörte er eine Sonate von Beethoven oder Mozart, von Tauberts Meisterhand mit tiefem Gefühl vorgetragen. Vor allem aber war Schulze ein großer Naturfreund und sein größtes Vergnügen war die Pflege seines schönen großen Gartens. Jede Stunde, die er seinen Beschäftigungen abmüßigen konnte, verwendete er zum Pflanzen, Okulieren und Begießen seiner kostbaren Rosenstöcke, seiner Spargel- und Erdbeerenbeete, besonders aber seiner edlen Weinreben. Alles aber, was er zog und erntete, teilte er mit seinen Freunden, denen er Körbe voll Rosen, Erdbeeren und Weintrauben auf den Weg mitgab. Andern eine Freude zu machen, war seine Freude und so oft er aus Leipzig oder Delitzsch ein Gericht Lerchen, Rebhühner und Hasen, vom Rhein und der Mosel einen guten Tropfen erhielt, lud er uns nach Potsdam ein und tischte uns ohne Umstände und Prätension das beste aus seiner Küche und seinem Keller auf. Häufig forderte er uns auch zu kleinen und größeren Ausflügen in der freundlichen Umgebung von Potsdam auf. Die Proviantasche um die breiten Schultern gehängt, in der Hand den Stock und auf dem würdigen Haupt den leichten Strohhut, wanderte er mit uns durch den Wald, an den malerischen Ufern der Havel, immer der Erste voran und der Heiterste von uns Allen.

Schulze lebte jetzt unter günstigeren Verhältnissen wieder auf; seine Einnahmen hatten sich durch den überraschenden Aufschwung der Genossenschaften und durch eine nicht unbedeutende Erbschaft wesentlich verbessert. Durch seine Stellung übte er einen großen politischen und sozialen Einfluß auf die Arbeiter- und Handwerkerkreise; seine segensreiche Thätigkeit fand die verdiente Anerkennung, sein Name wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland mit hoher Achtung genannt. Doch fehlte es ihm auch nicht an Feinden und Gegnern; von Seiten der Reaktion suchte man seine Bestrebungen, durch Selbsthilfe das Volk zu heben, als staatsgefährlich zu verdächtigen und ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Ebenso feindlich stand ihm die sich damals erst bildende sozial-demokratische Partei unter ihrem Führer Lassalle gegenüber, der Schulze in gehässiger Weise als ein Werkzeug der selbstsüchtigen Bourgeoisie, als einen volkswirtschaft-

lichen Ignoranten, als bornierten Optimisten zu verkleinern suchte.

So sehr auch diese ungerechtfertigten Angriffe Schulze schmerzten, so ließ er sich ebensowenig wie die Genossenschaften durch das Geschrei der Gegner beirren. Im Jahre 1865 gründete er ein volkstümliches Bank-Institut auf Aktien, die „Deutsche Genossenschafts-Bank", die bald einen großen Aufschwung nahm. Auch bei diesem Institut nahm Schulze nicht einmal seine vertragsmäßigen Bezüge in Anspruch. Mit derselben Uneigennützigkeit, mit der er für das materielle Wohl des Volkes sorgte, bemühte er sich auch um die geistige Bildung desselben. Zu diesem Zweck gründete er 1871 die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung", indem er für diese hohe und schöne Aufgabe mit dem ihm eigenen Organisationstalent die besten und geeignetsten Männer in ganz Deutschland zu interessieren wußte. Unter mancherlei Opfern leitete er als Vorsitzender den Verein, der trotz der Ungunst der Verhältnisse und dem doppelt schweren Kampf mit dem Ultramontanismus und der Sozialdemokratie allgemeinen Anklang fand und bis zu diesem Tage segensreich fortwirkt. Mit gerechtem Stolz konnte Schulze in seinem Alter auf seine Schöpfungen blicken, aber Krankheit und häuslicher Kummer verdüsterten die letzten Jahre seines Lebens. Trotz dieser Leiden und mancher Enttäuschungen wußte er sich bis zum letzten Augenblick die unverwüstliche Frische des Geistes, die Idealität seines Denkens und Strebens, die Liebe zu seinem Volke und den Glauben an die Menschheit zu bewahren. Mit Recht nannte ihn der würdige Geistliche, der an seinem Grabe sprach, einen wahren frommen Christen, charakterisierte ihn der Franzose Rampal in seinem Werke über die Genossenschaften mit den Worten: „Es steckte in diesem Mann ein Bastiat und ein — Luther."

Unter den vielen bedeutenden Männern, mit denen ich durch Schulze-Delitzsch in Berührung kam, fühlte ich mich besonders zu dem Präsidenten Lette hingezogen; er war ein Liberaler im besten Sinne des Wortes, ein freisinniger Beamter der alten, nun leider ausgestorbenen Schule, ein treuer Diener des Staates, ein wahrer Volksfreund. Er war 1799 zu Kienitz im Soldiner Kreise, Provinz Brandenburg, geboren, als Sohn eines Gutsbesitzers, der infolge des Edikts vom Jahre 1811 als der Erste in seinem Kreise seinen Bauern die Dienstfreiheit und Eigentum verlieh; ein unvergeßliches Beispiel und Vorbild für den damals zwölfjährigen Knaben. Als Student ein eifriges Mitglied der Burschenschaft und mit dem unglücklichen Sand, dem Mörder Kotzebues, befreundet, wurde Lette in Göttingen wegen seiner Verbindung mit Sand zur Untersuchung gezogen und mit dem Consilium abeundi bestraft. Trotzdem ließen ihn die preußischen Behörden zum ersten juristischen Examen zu, erklärten ihn aber für unfähig, in den Staatsdienst zu treten. Erst auf die Verwendung einflußreicher Gönner erhielt er die Erlaubnis, sein zweites Examen abzulegen, und erlangte erst nach Abbüßung einer sechsmonatlichen Freiheitsstrafe Zulassung zum Staatsdienst. Dann aber machte er eine rasche Karriere und war bereits seit 1845 Mitglied des Staatsrats und des Landes-Ökonomie-Kollegiums, sowie auch Präsident des neu errichteten Revisions-Kollegiums für Landeskultursachen. Trotz seiner verschiedenen Ämter behielt er noch Zeit, sich an der Gründung des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, an dem Handwerker-Verein, an dem Frauen-Verein für Fröbel'sche Kindergärten und an dem Zentral-Darlehnskassen-Verein zu beteiligen.

Zu all diesen Bestrebungen kam noch 1848 die politische Aufgabe. Mit seinen alten Universitätsfreunden zog auch der frühere Burschenschafter mit jugendlichem Herzen nach Frankfurt am Main in die Paulskirche, wo er seiner bei aller Freiheitsliebe versöhnlichen und vermittelnden Natur gemäß mit Simson, Dahlmann und Georg Beseler zu der Partei des sogenannten „Kasino" zählte. Mit diesen Gesinnungsgenossen forderte er schon damals die Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Bunde; vor allem aber interessierte er sich für die Agrargesetzgebung und die handelspolitischen Grundrechte. Obgleich Lette bei der Auflösung des Parlamentes mit dem größten Teil der preußischen Abgeordneten aus der Versammlung trat, wurde er doch von der siegreichen Reaktion angefeindet und verfolgt, seiner Stellung als Staatsrat enthoben und wegen seines Verhaltens zur Untersuchung gezogen, aber von dem Obertribunal mit großer Majorität freigesprochen.

Wiederholt zum Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses gewählt, beteiligte sich Lette an allen wichtigen Beschlüssen und Gesetzen, besonders auf landwirtschaftlichen Gebieten. Hauptsächlich aber widmete er sich nach wie vor mit der größten Uneigennützigkeit den wichtigen sozialen Fragen der Gegenwart. Auf diesem Felde entwickelte er eine wahrhaft bewunderungswürdige Thätigkeit, ein seltenes Organisationstalent und einen unermüdlichen Eifer, verbunden mit persönlicher Liebenswürdigkeit, humaner Menschenliebe und versöhnender Milde, wodurch er alle Hindernisse besiegte und selbst seine Gegner entwaffnete. Wo es sich um das Wohl des Volkes im weitesten Sinne handelte, da fehlte der alte Lette sicher nicht; wo es galt, etwas Gutes und Gemeinnütziges zu schaffen, da sah man den kleinen elastischen Mann mit dem guten, freundlichen Gesicht, aus dessen Augen das reinste Wohlwollen strahlte, immer an der Spitze. Überall half „Unser Präsident", wie er im Munde des Volkes hieß. Nach des Tages Last und den ermüdenden Arbeiten seines Amtes, nach den erschöpfenden Debatten der Kammer und den langen Kommissions-Sitzungen eilte er bei gutem und bei schlechtem Wetter, auch in später dunkler

Nacht, von einer Versammlung zur andern, in alle die zahlreichen Vereine und Gesellschaften, deren Vorsitzender er meist war, stets bereit zu raten, zu fördern und Andern beizustehen.

Diesem Umstande hatte auch ich es zu verdanken, daß ich mit Lette näher bekannt wurde. Zu der Zeit, als ich an Stelle der von der Regierung verbotenen „Gartenlaube" den „Volksgarten" in Berlin herausgab, erhielt ich von der Lehrerin, Fräulein Weyergang, unter dem Schriftstellernamen Ellen Lucia bekannt, einen ergreifenden Artikel „über das Los der unverheirateten Mädchen", worin die Verfasserin mit vielem Geist und großer Wahrheit die Mängel der weiblichen Erziehung, die daraus entspringende Not der unversorgten Töchter schilderte und die Mittel zur Abhilfe dieser sozialen Übel vorschlug, ohne jedoch mit der sogenannten Frauenemanzipation zu kokettieren. Ich druckte den interessanten Artikel und sprach darüber eingehend mit dem Präsidenten Lette, als ich ihn zufällig an einem schönen Herbsttage bei Schulze-Delitzsch in Potsdam sah und mit ihm in dem Garten unseres gemeinschaftlichen Freundes in anregender Unterhaltung auf und ab ging. Mit dem ihm eigenen jugendlichen Feuer faßte Lette den von mir hingeworfenen Gedanken auf, einen Verein zur Beseitigung dieser in die Augen springenden Mängel zu bilden. Da er selbst gerade durch seine vielseitigen Beschäftigungen in Anspruch genommen war, so ersuchte er mich, ihm einen kurzen Entwurf zu geben und die unentbehrlichen Materialien zu verschaffen, wozu ich gerne bereit war. Nach diesen flüchtigen Angaben arbeitete er dann eine ausführliche, ebenso gediegene als geistreiche Denkschrift über den Gegenstand aus, welche er dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen überreichte.

Auf Grund dieser Arbeit fand am 13. Dezember 1865 eine vorbereitende Versammlung statt, an der eine Anzahl angesehener Männer und Frauen Teil nahm. Nach wiederholt eingehender Besprechung wurde am 26. Februar 1866 der „Verein für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts" gegründet und zum Vorsitzenden der verehrte Lette gewählt. Seinem organisatorischen Talent und vor allem seinem konziliaten Wesen gelang es auch, alle Schwierigkeiten und Vorurteile zu überwinden, dem neuen Vereine zahlreiche Gönner und Freunde zu erwerben und die von demselben edlen Geiste beseelte Kronprinzessin Victoria zu bewegen, daß sie das Protektorat desselben übernahm. Nur zu schnell wurde Lette durch den Tod abgerufen und seinem Wirken entrissen. Noch auf dem Sterbebette sorgte er für seine letzte Schöpfung, indem er ihr ein kleines Kapital zur Gründung einer Vorschußkasse hinterließ. Den durch sein Ableben erledigten Vorsitz führte der ebenfalls für jede humane Idee begeisterte Professor von Holtzendorf und als dieser sich wegen Überhäufung mit Berufsgeschäften genötigt sah, das Amt niederzulegen, trat Frau Schepeler-Lette, die würdige und geistesverwandte Tochter ihres Vaters, an die Spitze des Vereins, der unter ihrer Leitung eine immer größere Verbreitung und Bedeutung gewonnen hat. Während des Drucks dieses Buchs ist die treffliche Frau gestorben.

II.

Die Theater.

Obgleich mein Verkehr mit Schulze und seinen Freunden mein Interesse für die politischen und sozialen Zustände von Neuem lebhaft anregte, stand ich dem eigentlichen Parteitreiben fern, da mich meine litterarischen Neigungen und Arbeiten hauptsächlich in Anspruch nahmen.

Vor allem übte das Theater seine alte Anziehung auf mich, wozu auch der Umstand beitrug, daß mir die Redaktion der „Vossischen Zeitung" die Besprechung sämtlicher zweiter Theater überließ. Auf diese Weise lernte ich nicht nur die einheimischen Kräfte, sondern auch die ersten auswärtigen Künstler bei ihren Gastspielen näher kennen. Von den ersteren nenne ich außer Helmerding noch Reusche, Neumann, Knaak, Ascher und Görner, die reizende Soubrette Wollrabe, später Fürstin Löwenstein, die „furchtbar nette" Anna Schramm, Fräulein Janisch, später Gräfin Arco, und die kleine geniale Hedwig Raabe, damals eine junge, aber höchst talentvolle Anfängerin, welche bereits in Moser'schen Lustspielen excellierte. Von den auswärtigen Gästen erschienen mir besonders bemerkenswert die beiden originellen Komiker Wenzel Scholz und Nestroy, die Charakterdarsteller Marr, La Roche und Dawison, der alte verkommene Heldenspieler Wilhelm Kunst, der ewig jugendliche Liebhaber und Bonvivant Fichtner, die liebenswürdige Amalie Haizinger, die geist- und gemütvolle Julie Rettich, mit denen ich persönlich in mehr oder minder freundliche Berührung kam.

Am lebhaftesten und tiefsten interessierte mich Dawison, dessen Leistungen als „Bonjour" in den „Wiener in Paris", als „Königslieutenant", Othello, Franz Moor und Richard III. mir unvergeßlich sind. Dazu kam noch seine mit mir geteilte Verehrung für den unglücklichen Dichter Heinrich von Kleist, dessen in Verfall geratenes Grab ich damals durch eine von mir veranstaltete Geldsammlung wieder herzustellen beabsichtigte, zu welchem Zweck ich mich zunächst an Dawison gewendet hatte. Bei einem Besuche in Potsdam hatte ich nämlich die Gräber des Dichters und seiner Freundin in einem jeder Beschreibung spottenden traurigen Zustande gefunden, vollkommen verwüstet, von den darauf weidenden Kühen zertreten und verunreinigt, den von Eduard von Bülow gesetzten Denkstein verwittert und die Inschrift er-

loschen. Darauf teilte ich dem mit mir bekannten Professor Herman Grimm diese schmachvolle Entdeckung mit und veranlaßte ihn, einen Aufruf in der „Vossischen Zeitung“ zu veröffentlichen, der auch seine Wirkung nicht ganz verfehlte. Da aber der Platz, auf dem die beiden Gräber sich befanden, dem Prinzen Friedrich Karl gehörte, so ersuchte ich den Präsidenten von Kleist, einen Verwandten des Dichters, mir die gewünschte Erlaubnis zu erwirken, was dieser auch bereitwillig that. Zugleich erklärte sich Dawison von freien Stücken bereit, in Berlin eine Vorlesung der „Hermannsschlacht“ von Kleist zu veranstalten. Als er aber durch eine Reihe unvorhergesehener Verhältnisse verhindert wurde, sein gegebenes Versprechen zu halten, schickte er mir eine Anweisung von hundert Thalern auf seinen Bankier in Dresden. Mit Hilfe dieser Summe und einiger anderen Beiträge, darunter einer namhaften Geldspende des Kleist'schen Geschlechtes, wurde ich in den Stand gesetzt, die Gräber durch ein eisernes Gitter zu schützen, den ganzen Platz mit Bäumen und Blumen zu bepflanzen und das Andenken des Dichters durch einen Grabstein mit der Inschrift zu ehren:

„Der Dichter lebte, litt und sang in schwerer Zeit.
Er suchte hier den Tod und fand — Unsterblichkeit.“

Seitdem blieb ich mit Dawison in fortwährend freundschaftlicher Verbindung bis zu seinem allzufrühen tragischen Tod, den er sich durch seine aufreibende Thätigkeit, besonders durch sein amerikanisches Gastspiel zugezogen hatte. Dawison war als Künstler und Mensch eine dämonische Natur, unberechenbar, voll Launen und Widersprüche, eine eigentümliche Mischung vom Juden und Polen, geistreich, witzig, grüblerisch, gutmütig und boshaft, offen und versteckt, leicht begeistert und ebenso schnell abgekühlt, kleinlich und wahrhaft großmütig, ideal und frivol, vor allem aber im höchsten Grade eitel und ehrgeizig. Daher rührten die oft unerklärlichen Widersprüche in seinen künstlerischen Leistungen und in seinem Charakter, entzückende vollendete Momente und verfehlte Scenen, Züge des größten Edelmuts und traurige Verirrungen, zu denen sein leidenschaftliches Temperament ihn hinriß.

Ein ebenso bedeutender, wenn auch nicht so genialer Schauspieler war Heinrich Marr, der geistige Erbe und Nachfolger des berühmten Schröder in Hamburg, ein Künstler der alten Schule, in vielen Stücken der Gegensatz von Dawison; der Eine voll Wahrheit und Natur, sich in den Grenzen seines Talents bescheiden haltend, so zu sagen bürgerlich und etwas altväterlich, der Andere effektvoll, nervös, scharf pointiert, raffiniert, übertreibend, aber hinreißend durch die Kraft und das Feuer seiner dämonischen Natur. Deshalb feierte auch Marr seine größten Triumphe im bürgerlichen Schauspiel; sein „Menziger“ in dem „Kaufmann“ von Benedix, sein „Wellenheld“ im „Spieler“ von Iffland, der italienische „Farbenreiber“ in den „Malern“ der Frau von Weißenthurn, sein „Graf Rantzau“ in Scribes „Minister und Seidenhändler“, vor allem aber der „Marquis von Brissac“ in Laubes „Rokoko“ waren vollendete Kabinetsstücke, bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet, bewunderungswürdig durch ihre Feinheit und psychologische Wahrheit. Zugleich war Marr ein ausgezeichneter Regisseur, Lehrer und Vorbild für jüngere Talente, die er mit väterlicher Geduld, aber auch, wenn es Not that, mit unnachsichtlicher Strenge zu schulen und auszubilden wußte, dabei ein vorzüglicher Gesellschafter, geistvoll, sarkastisch, reich an Erfahrungen und interessanten Erinnerungen, welche er mit unnachahmlichem Humor erzählte.

Eigentümliche Erscheinungen waren die beiden berühmten Wiener Komiker Wenzel Scholz und Nestroy, welche die verschiedenen Seiten und Färbungen des süddeutschen Humors repräsentierten: Scholz phlegmatisch, unwiderstehlich durch seine gutmütig pfiffige Borniertheit, der echte Wiener Spießbürger, ein seltsames Gemisch von natürlichem Witz und Blödsinn, von Schlauheit und Einfalt, das durch diesen Kontrast um so komischer wirkte; dagegen Nestroy cholerisch, verbissen, kritisch, voll Galgenhumor, der über die erbärmliche Welt ein frivoles höhnisches Gelächter aufschlug. Als beliebter Possendichter erlaubte sich Nestroy die größten, fast an Frechheit grenzenden Freiheiten; auch entblödete er sich nicht, sich fremdes Eigentum ohne Gewissen anzueignen, wie zum Beispiel die auf allen Bühnen mit großem Beifall aufgeführte Posse: „Einen Jux will er sich machen“ nichts weiter war, als die wörtliche Übersetzung des englischen Schwankes: „A day well spent“.

Als Dritter im Bunde der komischen Muse kam auch Fritz Beckmann nach Berlin, wo er in dem alten Königstädtischen Theater unter dem Direktor Cerf seine ersten Erfolge errungen. Er war in der That der verkörperte Humor auf der Bühne, der Witz und die frohe Laune in Person; sobald er aus den Coulissen trat, entrunzelte sich jede Stirn und sein bloßer Anblick genügte, ein schallendes Gelächter hervorzurufen. Noch bevor er den Mund öffnete, wurde er mit Jubel begrüßt, ohne daß das Publikum sich eines Grundes bewußt war; der beste Beweis für seine angeborene Vis comica. Dabei war Beckmann keineswegs ein gewöhnlicher Possenreißer und Lustigmacher, sondern ein wahrer Künstler und stets bemüht, der Wahrheit und Natur möglichst treu zu bleiben. Er besaß im hohen Maße die Gabe und die Empfänglichkeit für alles Lächerliche im Leben und die Fähigkeit, dasselbe Gefühl in Andern zu erregen. Rollen wie „Liborius“ in der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“, der pensionierte Fleischsteuerkassenschreiber „Mengler“, der „Vater der Debütantin“ übten eine erschütternde Gewalt über

die Zuschauer und zwangen selbst den mürrischsten Hypochonder zum Lachen.

Diese Wirkung wurde noch durch den trockenen Ernst erhöht, womit er die größten Tollheiten des höheren Blödsinns vorbrachte. Man konnte nicht widerstehen, wenn Beckmann in der „Reise nach Spanien" voll Todesangst vor den Räubern im Finstern herumtappend, plötzlich ausrief: „Da liegt etwas Hartes am Boden — eine Waffe? Nein! es ist — ein Taschentuch" — oder, wenn er als heruntergekommener Theater-Direktor in „Richards Wanderleben" auf das Anerbieten des Künstlers, für ein Drittel der Einnahme zu spielen, mit den heiligsten Eiden versicherte, daß er jetzt, in den heißen Sommermonaten, selbst nur ein Drittel einnehme. Eben so komisch ernst erzählte Beckmann in „Des Uhrmachers Hut", daß es ihm endlich mit großer Mühe gelungen sei, ein künstliches Hühnerauge zu erfinden, das ebenso schmerze, wie ein natürliches.

Beckmann war in Breslau geboren, der Sohn eines dortigen Töpfergesellen. Von unwiderstehlicher Theaterlust getrieben, betrat er wider den Willen seines Vaters am 30. August 1820 die Bühne und wurde zunächst in stummen Dienerrollen mit dem Heraustragen von Tischen und Stühlen beschäftigt, weshalb er scherzend zu sagen pflegte: „An mir ist ein großer tragischer Künstler verloren gegangen." Ein scherzhafter Vorfall zog zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auf den jungen Mimen und entschied über seinen Beruf zum Komiker. Bei einer Vorstellung des „Macbeth" war durch ein Versehen des Theatermeisters die große Schlange in der Hexenscene auf der Bühne liegen geblieben. Die Verlegenheit war groß, weil die Darstellerin der Lady Macbeth, aus Furcht sich lächerlich zu machen, nicht weiter spielen wollte, wenn nicht das Ungeheuer zuvor beseitigt wurde. Keiner wußte Rat, als unerwartet der lustige Beckmann in der Rolle eines schottischen Knappen kühn hervortrat, mit seinem Schwert auf die Schlange hieb und den ritterlich erlegten Drachen gleichsam im Triumph am Schwanz unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer hinter die Coulissen fortschleppte. Ein jubelnder Hervorruf belohnte seine Tapferkeit, aber die Direktion nahm seine kühne That nicht so freundlich auf, sondern wollte ihn entlassen. Zum Glück nahm der berühmte Anschütz Beckmann in Schutz und empfahl, ihn fortan in komischen Rollen zu verwenden.

Da aber der junge Künstler ungeachtet dieser Empfehlung weder die gewünschte Beschäftigung noch Anerkennung in seiner Vaterstadt fand, so ging er nach Berlin, wo er am Königstädtischen Theater unter den bescheidensten Bedingungen engagiert wurde. Seine harmlose Gemütlichkeit und stets heitere Laune erwarben ihm zahlreiche Freunde, von denen sein Landsmann Holtei, der damalige Theatersekretär, Beckmanns Talent erkannte und ihn der „siebenköpfigen Direktion" empfahl. Holtei selbst hatte gerade zu jener Zeit einen kleinen Schwank: „Der Kalkbrenner" verfaßt, eine glückliche Satire auf das moderne Virtuosentum. Die Hauptrolle in dem Stück spielte ein Kalkbrenner aus Schlesien, der in einer kleinen Stadt fälschlich für den damals berühmten Klaviervirtuosen Kalkbrenner gehalten wird: ein Mißverständnis, das zu einer Reihe komischer Verwechselungen Veranlassung giebt. Da Beckmann als geborener Schlesier den Dialekt des Volkes in größter Vollkommenheit sprach, so hatte er an dem Abend einen glänzenden Erfolg und wurde im Fluge der Liebling des Publikums und auch des Hofes. Mit jedem Tage stieg der Beifall; besonders, als er in dem „Eckensteher Nante" eine echte Berliner Volksfigur schuf und mit seiner ganzen unwiderstehlichen Komik gab, wurde er der populärste Schauspieler der Residenz.

Gleichzeitig war Beckmann durch sein angeborenes Improvisationstalent und seine geselligen Gaben der Mittelpunkt eines auserwählten Kreises von Theaterfreunden, Schriftstellern, Dichtern, Journalisten und Künstlern, welche nach beendeter Vorstellung in einer bekannten Weinstube der Königstadt sich zu versammeln pflegten und unter dem Namen „Duslibimbam" eine Gesellschaft bildeten, welche bald eine gewisse Berühmtheit erlangte. Die Seele des Ganzen war der lustige Beckmann, der mit dem ebenso witzigen Adolph Glasbrenner an komischen Einfällen und tollen Geschichten wetteiferte. Die meisten dieser Witze flogen von Mund zu Mund bis zu den höchsten Regionen, wo sie besonders bei dem geistvollen Kronprinzen Anklang fanden. In dieser Gesellschaft entwickelte sich zuerst jener spezifische Berliner Geist, welcher gewissermaßen der Vorläufer und Vater des „Kladderadatsch" war. Unzählige dieser Witze und Schwänke, die eine große Verbreitung fanden und zur Erheiterung der Residenz beitrugen, rührten von Beckmann her. So sagte er, als er eines Tages bei einem Diner zwischen den beiden schönen Schwestern Auguste und Charlotte von Hagn saß: „Zwischen A. und C. Hagn kann man nur Behagen fühlen." In einer Gesellschaft, wo er sich mit dem bekannten talentvollen, aber auch sehr eitlen Hofschauspieler Moritz Rott befand, der mit einer gewissen Geringschätzung auf Beckmann herabsah, erzählte dieser folgenden Traum: „Denkt Euch nur, mir träumte, daß ich gestorben wäre. Erschrocken klopfte ich an dem Himmelsthor an, vor dem Petrus mit seinem großen Schlüssel Wache stand. „Was will Er?" schnauzte mich der Heilige mit wahrhaft himmlischer Grobheit an. „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis," versetzte ich schüchtern, „möcht' ich in den Himmel." Darauf fragte er mich barsch: „Wer und was ist Er?" — „Ein Schauspieler!" — „Unverschämter Kerl!" rief Petrus, „weiß Er denn nicht, daß kein Schauspieler in den Himmel kommt?" Damit schlug er die halb geöffnete Thür, durch die ich die lieben Englein schon musizieren

hörte und das himmlische Manna roch, mir vor der Nase zu. Vergebens legte ich mich aufs Bitten, der Heilige blieb ungerührt und drehte mir den Rücken. Während ich noch wie ein betrübter Lohgerber dastehe, sehe ich unseren Freund Rott kommen und geraden Weges auf den Himmel zugehen. Zu meiner höchsten Überraschung grüßt ihn Petrus mit einer tiefen Verneigung und läßt ihn ohne alle Umstände passieren. Empört über diese Ungerechtigkeit, stelle ich den Heiligen ernstlich zur Rede: „Wissen Sie denn nicht, daß Moritz Rott auch ein Schauspieler war, gerade so wie ich?" sage ich ärgerlich. „Was fällt Ihm ein!" entgegnet der Heilige und schlägt ein lautes Gelächter auf, „der Rott ist nie ein Schauspieler gewesen, und wer ihn dafür hält, der muß ein großer Esel sein."

Ein andermal wurde Beckmann wegen Beleidigung eines Berliner Bankiers Namens Fränkel gerichtlich verurteilt, dem Kläger vor Zeugen Abbitte zu leisten. Zur bestimmten Stunde erschien auch der Künstler in der Wohnung des Beleidigten, der zu dieser Gelegenheit eine große Gesellschaft geladen hatte, um der erwarteten Genugthuung einen feierlichen Anstrich zu geben. Der arme Sünder ließ sich melden, statt aber in das Zimmer einzutreten, steckte er nur seinen Kopf durch die geöffnete Thür und fragte im höflichsten Tone: „Können Sie mir nicht sagen, ob hier Herr Meier wohnt?" — „Sie irren sich, Herr Beckmann," entgegnete der Bankier, ihm entgegen gehend, „der wohnt eine Treppe höher." — „Dann bitt' ich tausendmal um Verzeihung," versetzte der Schalk, nachdem er so wörtlich das Urteil des Gerichts befolgt hatte. — Am meisten aber war der Direktor des alten Königstädtischen Theaters, Kommissionsrat Cerf, dem Witze Beckmanns ausgesetzt. Dieser originelle Bühnenleiter, der nach der Sage des Lesens und Schreibens unkundig gewesen sein soll, war für den Komiker ein Gegenstand unerschöpflicher Scherze. Da Beckmann seinem Prinzipal häufig die Dienste eines Sekretärs leistete, so mußte er ihm auch die eingegangenen Briefe vorlesen. Einmal, als es sich dabei um ein wichtiges Geheimnis handelte, stürzte Cerf nach Beckmanns Versicherung plötzlich auf den Vorleser los und hielt ihm beide Ohren zu, um ihn zu verhindern, das Geheimnis zu hören. Bei einer schriftlichen Abstimmung, an der sich auch der Herr Direktor beteiligt hatte, fand sich unter den abgegebenen Stimmzetteln ein unbeschriebener, der natürlich für ungiltig erklärt wurde. „Dagegen," sagte Beckmann, „muß ich protestieren, da ich bezeugen kann, daß das die Schrift des Herrn Cerf ist." Wie Beckmann gleichfalls erzählte, gab der gelehrte Direktor nach der Aufsehen erregenden Aufführung der „Antigone" von Sophokles seinem Regisseur Reußler den Auftrag, sich nach der Wohnung des Herrn Sophokles zu erkundigen und ihn zu ersuchen, daß er ihm auch ein solches Stück für das Königstädtische Theater schreiben solle.

Bekanntlich war Friedrich Wilhelm III. ein großer Freund des Lustspiels und ein besonderer Gönner Beckmanns; auch Friedrich Wilhelm IV. ließ es ihm nicht an Auszeichnungen fehlen und so oft der Kaiser Nikolaus von Rußland nach Berlin kam, mußte der berühmte Repräsentant des Berliner Witzes, für den der finstere Selbstherrscher merkwürdiger Weise eine große Vorliebe zeigte, vor ihm erscheinen, um ihn zu erheitern, wofür Beckmann durch ein gnädiges Lächeln und manches wertvolle Geschenk belohnt wurde. Nichtsdestoweniger fühlte sich dieser infolge seiner fortwährenden Zerwürfnisse bewogen, Berlin zu verlassen und ein Engagement in Wien anzunehmen, nachdem er dem Direktor folgenden charakteristischen Absagebrief geschrieben hatte: „Sie sind Ritter des roten Adlerordens dritter Klasse, Besitzer eines Theaters zweiter Klasse und ein Rindvieh erster Klasse."

In Wien trat Beckmann zuerst auf dem Theater des nicht minder originellen Direktors Pokorny, eines Böhmen, auf, von dem er ebenfalls die drolligsten Geschichten zu erzählen wußte, so die Klage desselben bei dem prachtvollen Begräbnisse seiner Frau, welchem der mit Pokorny verfeindete Direktor Karl aus Anstandsrücksichten beiwohnen zu müssen glaubte: „Sehr ein schönes Begräbnis! Aber der verwünschte Karl hat mir die ganze Freude daran verdorben." — Auch in der österreichischen Kaiserstadt wurde Beckmann bald der Liebling des Publikums und des Hofes, aber er fühlte sich unbefriedigt, weil Pokorny die Oper zu sehr bevorzugte und ihn zu wenig beschäftigte. Als der Künstler deshalb auf ein geregeltes Repertoire drang, gab ihm der Direktor die bezeichnende Antwort: „Wenn ist sich Marra (die erste Sängerin) gesund, ist Oper, wenn Marra krank, ist Beckmann. Das ist mein Repertoire."

Endlich wurde Beckmann hauptsächlich auf den Wunsch seines hohen Gönners, des Erzherzogs Franz Carl, für das Burgtheater engagiert, wo er mit so großem Beifall debütierte, daß der damalige Intendant der kaiserlichen Hofbühne, Graf Moritz von Dietrichstein, ihn nach der Vorstellung öffentlich vor allen seinen Kollegen umarmte und küßte. Seitdem gehörte Beckmann bis zu seinem Tode dem musterhaften Ensemble des Burgtheaters an. Im Jahre 1859 kam er nach Berlin zu einem längeren Gastspiel auf dem Wallner-Theater, wobei es ihm nicht an Lorbern und glänzenden Einnahmen fehlte. Sowohl in dem Wallnerschen Hause, wie in der damals viel besuchten Weinstube von Hartmann in der Königstraße sammelten sich um den lustigen Fritz die alten Freunde und verlebten mit ihm die heitersten, durch seinen unverwüstlichen Humor belebten Stunden.

Die letzten Jahre des lustigen Künstlers wurden durch schwere körperliche Leiden vielfach getrübt, welche er jedoch mit großer Geduld und vielem Humor ertrug. Bei meiner Anwesenheit in Karlsbad, das auch er mit mir zugleich gebrauchte, konnte ich fast täglich

seinen frischen Witz bewundern, sodaß die mit ihm verlebten Morgenstunden am Brunnen zu meinen angenehmsten Erinnerungen zählen. Im Jahre 1866 wurde Beckmann durch die kriegerischen Ereignisse verhindert, Karlsbad zu besuchen, da ihm, wie er meinte, „Sprudel mit preußischem Zündnadelfeuer“ für seine Gesundheit nicht zuträglich schien. Er zog es daher vor, während der Ferien zu seinem alten Freunde und Kollegen La Roche nach Gmunden zu gehen. Hier erkrankte er so gefährlich, daß er sich nach Wien bringen ließ und sich einer lebensgefährlichen Operation unterziehen mußte. Ein sanfter Tod erlöste ihn von seinen Qualen und schloß für immer den witzigen Mund des lustigen Fritz. Alas poor Yorik! Mit Recht rief Laube dem Dahingeschiedenen an seinem Grabe nach: „Fritz Beckmann, unser fröhlicher Fritz, verläßt uns für immer! Zum ersten Male weinen wir schmerzliche Thränen über Dich und nichts bleibt uns, als Dein lieblich fröhliches Gedächtnis in unserer Seele.“

Einen anderen, einen tieftraurigen Eindruck hinterließ mir das Gastspiel des einst hochgefeierten, berühmten Heldenspielers Wilhelm Kunst, den ich vor langen Jahren zum ersten Mal in Breslau gesehen und bewundert hatte. Von der Natur wie kein Anderer verschwenderisch ausgestattet, einer der stattlichsten und schönsten Männer, mit dem klangvollsten Organ begabt, war Kunst damals die Verkörperung des Räubers Moor, wie ihn die feurige Phantasie des jugendlichen Schiller sich gedacht, hinreißend, entzückend und erschreckend durch seine wilde, überwältigende Genialität, der nur das Maß und das nötige Studium fehlte, um ihn zum ersten Schauspieler nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt zu machen. Lange Zeit irrte er wie ein glänzendes Meteor von einem Theater zu dem andern, ein eigentümliches, unstätes Wanderleben führend, anfänglich in eigener eleganter Equipage, in Begleitung seines Sekretärs und mehrerer Diener, überall mit offenen Armen aufgenommen, im ersten Hotel wohnend und in Champagner schwelgend, später froh, im elenden Planwagen zu fahren, in ärmlichen Wirtshäusern zu übernachten und seinen Durst mit einem Glase schalen Bieres zu stillen, ein armer alter und verlassener Komödiant.

So sah ich den berühmten Kunst 1857 auf dem Wallnertheater, dessen Direktor aus Mitleid dem heruntergekommenen Schauspieler auf flehentliches Bitten einige Gastrollen gestattete, in Halms „Griseldis“ als „Parcival“. Es war ein jammervoller Anblick, dieser gleich einem Kunstreiter herausgeputzte, kokett geschminkte Komödiant, vom Publikum verhöhnt und ohne Erbarmen ausgezischt. Wallner fand dann den durchgefallenen Gast in der Garderobe; über die geschminkten Wangen rollten ihm die Thränen herab, und voll Verzweiflung brach er schluchzend in die schmerzliche Klage aus: „Warum hat mich mein Vater nicht Bauer werden lassen!“ Erschüttert suchte Wallner den Unglücklichen zu trösten und lud ihn zu einer kleinen Gesellschaft ein, in welcher auch ich zugegen war. Im abgetragenen schwarzen, ihm zu eng gewordenen Leibrock saß Kunst, stumm in eine Sophaecke gedrückt unter den verlegenen Gästen, welche nicht wußten, welchen Ton sie der gefallenen Größe gegenüber anschlagen sollten, um nicht zu verletzen. Obgleich ich die Leistungen des heruntergekommenen Schauspielers so schonend als möglich besprochen hatte, wollte Kunst mich, wie ich nachträglich hörte, zur Rede stellen und nur die Dazwischenkunft Wallners verhinderte eine für alle Beteiligten gleich unangenehme und peinliche Scene.

Unterdessen war in Berlin ein neues Theater erstanden und in ihm ein neuer Stern an dem Himmel der Kunst aufgegangen, zu dessen Entdeckung ich einigermaßen beitragen sollte. Im Jahre 1859 erbaute nämlich der Sohn des bekannten Kommissionsrates Cerf, der sich wie sein verstorbener Vater hoher Protektion erfreute, auf einem von dem königlichen Militärfiskus erstandenen Grundstück das sogenannte „Victoria-Theater“ in der Münzstraße. Obgleich das neue Unternehmen unter den günstigsten Umständen ins Leben trat, drohte es schon nach wenigen Monaten wieder zu Grunde zu gehen. Zur Rettung der gefährdeten Interessen sahen sich die betreffenden Behörden veranlaßt, die Leitung des Instituts und die Ordnung der zerrütteten Geldverhältnisse dem durch sein bewährtes Organisationstalent vorteilhaft bekannten Brand-Direktor der Berliner Feuerwehr Scabell anzuvertrauen.

Die allerdings etwas sonderbare Wahl erwies sich als eine glückliche. In kurzer Zeit gelang es dem in den verschiedensten Sätteln gerechten Beamten, die Ordnung wiederherzustellen und durch das Engagement des früheren Direktors Hein vom Stettiner Stadttheater das bedrohte Victoria-Theater zu erhalten. Hein selbst war ein geborener Berliner und stammte aus einer angesehenen Familie; er hatte studiert und sich eine klassische Bildung erworben, aber aus Liebe zum Theater die gelehrte Laufbahn aufgegeben. Er war kein hervorragender Schauspieler, dagegen ein vorzüglicher Regisseur. Als Direktor hatte er in Stettin eine Musterbühne geschaffen, aber bei seinem idealen Streben seine Mittel überschätzt und durch hohe Bühnenhonorare und glänzende Ausstattung sein Vermögen erschöpft. Für Berlin war er ganz der geeignete Mann und rechtfertigte in vollem Maße das ihm geschenkte Vertrauen. Im Verein mit dem gewandten Scabell brachte er, begünstigt durch einige glückliche Engagements und vorteilhafte Gastspiele, das Theater zu einer solchen Höhe, daß es der königlichen Bühne eine gewisse Konkurrenz machte.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Indessen spielte sich zwischen den Freundinnen wieder eine der wunderlichen Scenen ab, zu denen Ada bisweilen Veranlassung gab. Kaum nämlich, daß die Mädchen ihr Zimmer betreten hatten und Emmy Licht angesteckt, während Ada Tuch, Hut und Handschuhe auf das Bett geschlendert, fiel sie Emmy schluchzend um den Hals:

„Aber Kind, bist Du verrückt, oder ist das das Übermaß des Glückes? So hör' doch auf! Was ist Dir nur? Liebst Du ihn so sehr?"

„Ich liebe ihn gar nicht."

„Warum weinst Du denn? Ich versteh' Dich absolut nicht mehr."

„Versteh' ich mich denn? Versteh' ich denn das, warum ich so bin? Warum ich diesem Menschen, diesem lieben, guten, schönen Menschen das Herz aus dem Leibe reißen muß, um es dann zu zerpflücken und in den Winkel zu werfen? Warum ich das thue: mir seine Lieder in Breslau zu bestellen und seine Verse bei Rudloffs aufzustöbern und zu thun, als wüßt ich nicht, daß sie von ihm sind."

„Nun das ist ein bischen Komödie, das ist ja wahr, aber es ist doch nicht so schlimm, wie Du jetzt thust. Und wenn Du ihn selbst lieb, gut und schön nennst, so bist Du ihm doch auch gut."

„Wenn ich es doch wäre!"

„Aber natürlich bist Du es. Und er ist ja so reizend, wirklich, Du, ich finde ihn so, und was ist also dabei, da er Dich doch zweifelsohne liebt."

„Ich sag Dir ja: ich lieb ihn gar nicht."

„Gar nicht?"

„Nein. Bloß so — so — ach wenn ich Dir das beschreiben könnte! Bloß, daß er mich lieben soll, will ich. Weil ich will, daß mich die Menschen überhaupt lieben sollen! Ich weiß ja nicht, warum ich so bin, aber ich habe einen Durst, einen brennenden Durst nach ihren Seelen — pfui, so schlecht zu sein, den Menschen ihr Bestes nehmen und nichts dafür geben zu können! — Und — weil ich eine Heimat haben will: — ein Haus, wo ich hingehöre — ein großes, festes, steinernes Haus — aber das mein' ich bloß bildlich, verstehst Du — ja, denn ich werd' ihn nämlich heiraten, My, eben deshalb. Und eben deshalb soll er mich lieben."

„Bist Du aber aufgeregt!"

„Und wenn ich ihn doch auch — wenn ich doch —"

„Nun, es wird sich schon alles finden. Sei ruhig, Herz, und vergnügt. Paß mal auf: jetzt wird alles werden."

„Und Du mußt nicht denken, daß alles Komödie war, gewiß und wahrhaftig nicht — ich hab' ja einen solchen Respekt vor ihm — und kam mir so klein und so verächtlich vor neben diesem guten Menschen — und konnt's doch nicht lassen, die Hand nach ihm auszustrecken — ach Gott!"

My lächelte verschmitzt. „Ada — hör' nun mal auf. Wie ich Dir schon sagte: jetzt wird alles gut, und Du wirst alles haben: das große steinerne Haus und nichts als Glück und Liebe drin."

Ada Steinach, die in ihrem Faltestuhl lag, verschränkte die Hände hinter ihrem Nacken und sah an die Decke.

„My! Weißt Du, daß ich schon einmal gelebt habe?"

„So? mir neu. Als was denn? indische Prinzessin vielleicht? oder als Goldhähnchen oder Kolibri?"

„Unsinn, viel feiner! Hast Du schon mal von „an sich" gehört, das ist so'n Ausdruck von den Philosophen. Also denk Dir: ich war das Freie, das Freie an sich."

„Wenn's nur pläsirlich war! Verstehen thu ich's nicht."

„Glaub's wohl. Ja, 's war sehr pläsirlich. Willst Du schon schlafen gehn?"

„Ich bin totmüde von dem vielen Laufen. Und hab' noch soviel mit den Kindern getollt. Es sind liebe Kinder, nicht?"

„Ja sehr, besonders der Junge."

„Was thust Du noch?"

„Ich? Ich koch' mir 'ne Tasse starken Thee und träume von dem Freien an sich."

Achtes Kapitel.

Die Abend-Abfütterungen der kranken Zöglinge der Doktorin Schneider pflegten immer zwischen sechs und sieben Uhr stattzufinden, und erst wenn das Dutzend rachitischer und schwachsinniger junger Erdenbürger zu Bett gebracht war, wurden die größeren Pensionäre und die eigenen Kinder der Dame abgefertigt. Das war nun auch nicht gerade die Blüte der jungen Menschheit: ein paar störrische, verlogene Jungen, mit denen zusammen zu essen Emmy Müller und Ada Steinach so wenig gefallen hatte, daß sie sich ihr Abendbrot lieber auf die Stube oder in den Garten bringen ließen, wo sie es in Freundschaft teilten.

Die Doktorin hatte gerade die Jungenhorde mit Brotschnitten und Würsteln verproviantiert und sich dabei Zeit genommen, sie zu erziehen, das heißt, ihnen eine ihrer stereotypen, aber stets mit leidenschaftlichem Nachdruck gehaltenen Ermahnungen vorgetragen, die immer abwechselnd von Gottes Fürsorge, nicht zu zerreißenden Hosen, Händewaschen, Beten vorm Schlafengehn, und nicht zu zerschlagenden Wasserkrügen handelte, als ihr eine der plumpen Mägde, die sie hielt, den Besuch eines feinen Herrn meldete.

Indessen dieser auf ihren Befehl in die gute Stube geleitet wurde, würgte sie rasch ein paar Knackwürste hinunter, gab ihrem grauen Haar einige Püffe, band eine himmelblaue Tüllschärpe um den Hals, die sie irgendwo vom Sopha wegnahm und eilte hinunter. Anselm Steinach war noch nicht fertig mit der Würdigung des schäbigen und dabei grellen Hausrates, dem eine ganze Sintflut von gehäkelten Lampenschleiern, Perlenfußbänken, bronzierten Staubtuchkörben und andern Denkmälern weiblichen Zeitüberflusses und weiblichen Stumpfsinnes etwas von Gefälligkeit zu geben beflissen waren, als die Person hereintrat, der er monatlich vierzig Mark zahlte, damit sie seinem einzigen Kinde Wohnung, Nahrung und mütterliche Sorgfalt angedeihen lasse.

Die Dame war geradezu elektrisiert von seinem Kommen und entfesselte, während sie den bestoßenen Photographie-Albums und Tegners Frithjofsage auf dem Tische eine gefälligere Anordnung verlieh, die ganze Fülle ihrer Beredsamkeit, die, einer ausschweifenden und gehässigen Phantasie entstammend, vor den tollsten Behauptungen nicht zurückschreckte. So hatte Anselm Steinach nach einer Viertelstunde die wunderbarsten neben den banalsten Dingen erfahren, daß ihr kleines Herzblatt Ada — „Ada? ich denke Anna heißt meine Tochter?" — „Sie nennt sich Anna-Ada, reizend, nicht?" — ein Engel an Schönheit und Güte sei, daß die Freundin, die das Lampenhütchen in Schmetterlingsform geleistet, ihren Mann vergiftet habe, daß sie, Klara Schneider, sieben glückliche und zwanzig unglückliche Ehen gestiftet, und neunundfünfzig idiotische Kinder gebessert habe, daß ihr Großvater Medizinalrat und die Mutter My Müllers eine Mulattin gewesen sei, und daß sie noch zwei andere Frauen kenne, deren Männer von ihnen vergiftet worden. Worauf sie die Mitteilung eines Rezeptes zur Bereitung von Vanille-Likör und eines zur Herstellung von ausgezeichnetem Napfkuchen ohne Eier und Butter und der besten Mittel gegen Rheumatismus knüpfte nebst der Belehrung, daß die Neigung zu Rheumatismus ein Zeichen von schlechter Gemütsart sei.

Mit alledem steckte sie Anselm Steinach, der sich selber gern sprechen hörte, geradezu einen Knebel in den Mund. Kein Wunder, daß die Dame ihren Zweck, ihn zu bezaubern, völlig verfehlte. Er fand sie unerträglich, und da er gleichzeitig Gelegenheit nahm zu konstatieren, daß ihr Äußeres leichtlich um ein gut Teil properer sein konnte, beschloß er, gerade als sie den Hymnus auf das Herzblatt wiederholte, selbiges ihrer Pflege baldmöglichst zu entreißen.

„Ja, Sie müssen sie doch nun aber endlich sehn, endlich Ihr Kind an das Herz schließen! Wirklich, ich habe Ihre Ungeduld auf die Probe gestellt. Adachen! — Sie ist nämlich im Garten mit ihrer Freundin, — — Adachen! A —"

„Lassen Sie nur, gnädige Frau, ich gehe hinunter und überrasche sie im Grünen," bat der geknebelte Vater, in plötzlicher Rührung, mit der Spitze des kleinen Fingers eine Thräne zerdrückend, die sich eben in sein Auge stahl.

„Ein großer Augenblick und den ich nicht

stören will! Also die Treppe hinunter und dann rechts," flötete sie gefühlvoll. „Ich bin ihr eine gute Mutter gewesen, seien Sie ihr ein zärtlicher Vater. Rechts!"

Dann riß sie, sobald der edle Mann das Zimmer verlassen, das Fenster wieder auf, zischte ein „Adachen!" durch den Garten und dann ganz schnell auf ein „Frau Doktor!" aus nächster Nähe:

„Ihr Papa — lieb sein — Solitär in der Kravatte — reizender Mann — recht lieb sein, — Geld — reizend!" Dann legte sie sich auf die Lauer und genoß gleich danach die unvergleichlichste Scene: der Günstling, der Interpret, der Habitué der petites féeries, mit dem Hute in der Hand sich Ada nähernd, die schüchtern, errötend, das Köpfchen auf die Seite gelegt, erwartungsvoll lächelte, lieb vom Scheitel bis zur Sohle, dann ein paar ausgebreitete Vaterarme: „Mein Kind, mein schönes Kind, meine Ada," ein paar über die Brust gekreuzte Hände: „Papa?" („Mignon, ganz Mignon, wie auf dem Theater") und dann ein Umarmen und holdes Anschmiegen (auch ganz wie auf dem Theater). Dazu ein Stück dahinter Emmy Müller, die anfing zu weinen und von hinten her an den Tisch stieß, wobei sie einen Ausschnitteller mit Wurstscheiben herunterwarf, die nun über den Rasen rollten. —

Von diesem Tage an begann für das brave Neuhaus eine bedeutsame Ära. Der Vater der kleinen Steinach, deren Geschichte dank den Indiskretionen der Doktorin die ganze Stadt kannte, obgleich sie in den verschiedensten Versionen umging, existierte also wirklich, hieß sogar ebenfalls Steinach und war obendrein „ein reizender Mann." Und er lebte unter ihnen, hatte die beiden besten Zimmer im „weißen Roß" inne und war den halben Tag mit seiner schönen Tochter am Arme überall zu sehen, schleppte sie in alle Läden, wo irgend etwas Leidliches zu haben war, überhäufte sie mit Schmuck und Kleidern, Prachtwerken und Nippes, führte sie in die Konditorei, wo auf den Ton einer Klingel immer erst ein Dutzend Fliegen erschrocken in die Höhe flogen, in die Weinstube, wo man vor der Forderung nach Pasteten entsetzt zurückfuhr, über die von Lachsschnittchen trübsinnig lächelte und alles, was man jenseits von Cervelatwurst- und Käsebrötchen anbieten konnte, ein kohlschwarzer, schüchtern kleinkörniger Kaviar war, den sie zu Sherry genossen. Einmal mietete er aber auch einen Zweispänner, in dem sie in Begleitung Emmys nach Reimsdorf fuhren, wo er vorher eine Ananasbowle bestellt hatte.

Aber er war auch ohne sie zu sehen. Des Abends suchte er in Begleitung des schönen Arved die Bierlokale auf und machte dort die Bekanntschaft der Honoratioren des Ortes, von denen ihn zwar einige mit Mißtrauen empfingen und wohl gar mit schrecklichen Namen wie Bonvivant und Schwätzer belegten, andere ihn dagegen für einen jovial-liebenswürdigen, geistreichen und höchst unterhaltenden Mann von Welt und eine echte Künstlernatur erklärten. Nach und nach bezauberte er alles. Die Herren von der Schule nahm er ein durch die ausgezeichneten Kenntnisse, die er von der Fauna und Flora Mexikos entwickelte, und durch die Wärme, mit der er für ihre Gleichstellung mit den Richtern plädierte, die Ärzte, indem er ihnen die Notwendigkeit ihrer Teilnahme an einer neuen hygienischen Gesetzgebung entwickelte, und die Juristen, indem er die Geschworenengerichte verwarf. Einer Anzahl dieser Herren machte er Besuche, stöberte die Kirchenbibliothek nach alten Musikalien durch, bezeichnete das neue Rathaus mit dem „Belfroi" als eine Zierde der Provinz, lobte das Kriegerdenkmal und den Gesangverein und erklärte sich schließlich sogar bereit, an einem Kinderfeste teilzunehmen, für das er hundert Paar Würste und ebensoviel Flaschen Weizenbier zu stiften anbot. Damit gewann er zugleich die Frauen, die schon alle begierig waren, seine persönliche Bekanntschaft zu machen und hofften, ihn gelegentlich zum Vortrage einiger Lieder zu vermögen.

Ada, die wegen der Zweifelhaftigkeit ihrer Herkunft bisher nur eine scheele Beachtung genossen hatte, sah sich dadurch auf einmal einer ausgezeichneten, wenn vor der Hand auch noch stillschweigenden Teilnahme ausgesetzt und bestrickte zunächst aus der Ferne die Herzen durch ihre Sommertoiletten, die Steinach aus Wien verschrieben hatte. Man lispelte von einem Steuerkontroleur, der sich in die Tochter und einer Lehrerin, die sich in den Vater verliebt habe, bloß über die Straße und vom Hörensagen.

Endlich brach der Tag an, der beide Steinachs mit der Bürgerschaft des Ortes in wirkliche gesellige Verbindung setzen sollte: der Tag des großen Kinderfestes.

Es darf niemand glauben, daß das ein harmloses, von ein paar gutherzigen Stadtvätern in Scene gesetztes und bloß auf Blechmusik, Hahnschlagen, Reigentänze und dergleichen abgesehenes Unternehmen war — es war eine politische Kund-

gebung großen Stils, der lebhafte Kämpfe der Gemüter vorausgegangen waren, Debatten, die anläßlich der Beratungen über den Charakter des Festes alle Gegensätze schroff aufeinanderplatzen ließen und alle großen Fragen der Zeit aufwühlten, um sie im Weichbilde der Kleinstadt zum Austrag zu bringen. Anfangs bloß als Nachmittagsausflug für die Knaben einer Volksschule geplant, sollte das Fest auf Antrag eines Stadtverordneten auch auf die Volksschülerinnen ausgedehnt werden. Darauf hatte ein anderer vorgeschlagen, es zu einem allgemeinen Jugendfest zu erweitern durch Heranziehung der Zöglinge des Gymnasiums und der höheren Töchterschule und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, die Sprößlinge der verschiedenen Stände und Volksschichten einander anzunähern und so ein Gegengewicht zu bieten gegen die vorzeitige Sonderung der Jugend in Höher- und Niedrigerstehende, ja sogar ausgesprochenermaßen gegen die unnatürliche Trennung der Geschlechter, die einmal auf einander angewiesen wären im Leben und durch kurzsichtige Lehrer und Lehrerinnen im Mißtrauen gegen einander erzogen würden. Gegen diesen Antrag hatte sich dann ein Entrüstungssturm erhoben: das hieße der Sozialdemokratie Vorschub leisten, das hieße die Gesetze des Anstands und der Sitte frivol untergraben, heilsame Grenzen, die Natur und Kultur gezogen, verrücken — und so weiter. Konfessionelle Bedenken wurden ebenfalls laut — was wurde nicht laut! Alles was Hochmut und Engherzigkeit nur ans Tageslicht fördern konnten, um nur ja die liebe Jugend und Kindheit beizeiten zu beschränken und selber mißtrauisch, hochmütig und engherzig zu machen. Schließlich hatten die Volksfreunde und die der Jugend noch Harmlosigkeit und ungebrochenes Frohempfinden zutrauten, gesiegt: Auf der großen Stadtwiese vor dem Thore wurden Tische und Bänke errichtet, Zelte und Buden aufgeschlagen, Fahnen aufgehißt und Gewinde gezogen, um zu Hunderten alles aufzunehmen, was, sei es mit der Schiefertafel in der Hand, mit dem Ploetz in der Tasche oder dem Cicero unterm Arm, nach den Neuhauser Bildungsstätten zu pilgern pflegte. Daß die Herren Primaner dabei eine Ausnahmestellung einnehmen sollten, blieb natürlich unbeanstandet: sie bekamen das Amt einer Art Ehrenpolizei und die stattlichsten von ihnen waren ausersehen, die Honoratiorenfrauen an reservierte Plätze zu geleiten und ihnen kleine Sträuße zu übermitteln.

Durch die Dimensionen aber, die das Jugendfest angenommen, wuchs es ohne weiteres zum Volksfest: denn da es jedem freistand, an den Vergnügungen der folgenden Generation, sei es in elterlicher oder gönnerhafter Mitfreude teilzunehmen, drängte sich schließlich das ganze Städtchen vor die Thore und die Wirte hatten alle Hände voll zu thun, den daraus erwachsenden Anforderungen Genüge zu leisten.

Unter den Gönnern befand sich auch Gerhard Förster. Wenn ihm das einer vor drei Wochen gesagt hätte, ihm, dem große Menschenmassen und kleinstädtisches Leben so zuwider waren! Aber das mache einmal einer: der liebenswürdigen Aufforderung einer alten Dame, die einem mit zwei gut möblirten Vorderzimmern noch ihre mütterliche Obhut angedeihen läßt, der Bitte einer geistvollen Künstlerin, den Worten eines älteren Amtsgenossen, der dergleichen für eine Ehrenpflicht erklärt, den Einsiedler und Waldschwärmer entgegenzusetzen! Wenn ers aber noch fertig gebracht hätte — wie der Versuchung widerstehen, den Spuren eines schönen Mädchens zu folgen, das es ihm angethan? Und er hatte sein Herz nun einmal verloren und das an ein Weltkind, das ein Zufall so recht mitten hinein in das Getriebe des Tages geschleudert, in diesen Wirbel von buntem Menschentum.

Seltsam — das lebhafte Treiben stieß ihn garnicht ab. So ganz empfand er es als Folie, empfand es in seiner banalen Philiströsität, in seiner kleinstädtischen Rollespielerei, seiner ganzen konventionellen Art, das Leben herunterzuhaspeln, als Relief für den poetischen Zauber, den dieses Mädchen umwob. Und ohne an diesen Biederleuten Anstoß zu nehmen, war er glücklich, daß er die holde Ursprünglichkeit eines Wesens empfinden durfte, das trotz Weltkind einer köstlichen Waldblume zu vergleichen sein mochte, die, in einen Ziergarten verpflanzt, ihren Platz unter all den wohlgezogenen bunten Pflänzchen behauptet, duftiger, holder, keuscher als sie alle.

So hatte Gerhard Förster sie im Sinne, während er sich in das Gedränge mischte und so erschien sie ihm, als er sie erblickte, ganz in weißgelbe Spitzen gehüllt, zwischen der Frau Gymnasialdirektor und Marie Karstens sitzend, vor sich ein kleines rotbackiges Dorfkind mit krausem blonden Haar, das sie umschlungen hielt und mit dem sie plauderte, lächelnd, neckisch, zärtlich, bis sie endlich die Augen aufhob und heiter nach den Spielen richtete, die sich in

Ringelreihen, Indianerkämpfen und Wurstelhüpfen den Zuschauenden darboten. Er konnte die Augen nicht von ihr losmachen: der Dankesblick, mit dem sie jetzt der Direktorin, die zärtliche Verehrung, mit der sie dann der Malerin begegnete, waren so tief, so innig, daß sie das reinste, herrlichste Gemüt offenbarten. Die Musikanten spielten immerfort mit einem falschen As in der Mittellage „Freut euch des Lebens“, ein Gejohle, Gesumm und Geschrei ging über den Festplatz, auf dem eine weise gezügelte Ausgelassenheit alles verschlang, was an sozialpolitischen Bedenken diesem Tage vorausgegangen war, der naiven Harmlosigkeit und Jugend zum schönsten Siege verhelfend. Ein scharfer Geruch von in der Sonne schwelenden Tannenzweigen und Birkenlaubgewinden, von Bier, Kaffee und Kuchen lag in der Luft; Frohsinn, Genugthuung, Koketterie und stolzierende Würde hielten sich mit schon ermüdeterem Lächeln im heißen Schatten breiter Zelte tapfer aufrecht — Gerhard Förster sah und hörte nichts von alledem, er sah nur eines: eine süße Verheißung überschwänglichen Lebensglückes.

In einer Pause löste sich alles auf und flutete durcheinander, Grüße und Meinungen auszutauschen. Man fand den Tag „zwar sehr heiß, aber reizend,“ lobte die Haltung der Kinder, prüfte die Vorräte an Kuchen und Würsten, ermahnte die Festlinge mit schönen Reden und dokumentierte so von allen Seiten Teilnahme und Befriedigung.

Marie Karstens stand eben mit der Frau Staatsanwalt von Reimund im Geplauder, als sie von ungefähr Adas Begegnung mit Förster bemerkte, und wenn ihr noch fraglich gewesen wäre, was sie vermutete, in diesem Augenblicke wären die letzten Zweifel geschwunden: das liebte sich. Die Frau Staatsanwalt folgte der Richtung ihrer Blicke und flüsterte: „Die kleine Steinach, ein reizendes Mädchen. Aber sehr unrecht von dem Vater, daß er sie bei dieser Schneider, in diesem Idiotenhause beläßt. Die Person ist auch da, geschmacklos aufgedonnert, redet den Herren allen Kopfschmerzen an und ängstet die kleinen Mädchen mit ihren Dolchaugen und ihrem wilden Hute. Keine passende Pension.“

In diesem Augenblicke fühlte Marie eine Hand auf ihrer Schulter. „Liebe Schwester, erlaube: Herr Anselm Steinach.“

„Mein gnädiges Fräulein, ein großer, sehr großer Bewunderer Ihrer Kunst. Ich hatte den Vorzug, in Dresden ein Blumenstück von Ihnen zu sehn, vor dem mir erst der Wert Ihrer Kunst ganz und voll aufgegangen ist, ich meine des Kunstzweiges, den Sie pflegen. Orchideen im Urwald — ein rührendes Gedicht, ein Gottesgedanke in Blüte, der Sonntagstraum eines Schöpfers — eine Orgie weltabgewandter reinster Schönheit —“

Marie Karstens lachte hell auf.

„Sie haben gut lachen, meine Gnädige! Wer findet denn auch Worte, die ausdrücken, was Ihr Pinsel ausdrückt, ohne in Überschwang zu geraten? Also in gutes Deutsch übersetzt: ich gebe drei ledertollerige Ermordungen Wallensteins, einen Reichstag zu Worms und ein halbes Dutzend Bestattungen Totilas für eines Ihrer Blumenstücke.“

„Das läßt sich eher hören, man merkt doch, daß Sie kein Verehrer der Historien sind.“

„In der That, meine Gnädige, mir zu hoch, viel zu hoch! Oder richtiger gesagt: zu fern. Ich liebe die Grazie, die Heiterkeit, die Schönheit und fliehe vor der Tragik und ihrem Pomp.“

„Man kann auch tragische Blumenstücke malen.“

Marie Karstens hatte gerade den Morgen ein windgerissenes Gerank wilden Weines angefangen, das ganz auf Tragik gestimmt werden sollte.

„Sehr richtig, sehr fein. Aber dann vergeistigt durch die Anmut, abgeklärt durch die Schönheit, dann in der Quintessenz des traurend Stimmungsvollen, dann als Matthisonsche Elegie.“

„Dem berühmten Liedersänger liegt selbstverständlich das Lyrische besonders nahe.“

„Dem berühmten — ‚o Königin, Du weckst der alten Wunde‘ — also dem ehemaligen Liedersänger. Und in der That: hier haben Sie ins Schwarze getroffen. Ich liebe das Lyrische in der Kunst überhaupt. Und daher bete ich die Künstlerinnen an. „Es ist der Frauen Art der Kunst verwandt“, sagt ja wohl Goethe. Eine Künstlerin oder Dichterin ist für mich die höchste Potenz von Menschentum. Ganzheit in Vollendung. Gestatten Sie Ihre Fingerspitzen meinen Lippen. Meine Gnädige: meinen innigsten, innigsten Dank.“

Der Geck belustigte sie. „Ihren Dank hab ich — nun bitte, wofür.“

„Ich bin Vater einer schönen Tochter, was etwas besagt. Aber nicht das höchste. Und ich bin Vater einer sehr talentvollen Tochter und dafür danke ich Ihnen. Denn Sie sind es, die

es mir sagt, indirekt sagt. Meine süße Ada ist begnadet, Ihre Schülerin zu sein — das heißt, daß sie ein bemerkenswertes Talent besitzt, denn eine Marie Karstens verunglimpft ihr Atelier nicht mit Stümperinnen."

„Ihre Tochter ist gleichzeitig Talent und Stümperin."

„Aber indem Sie sie neben sich dulden, sprechen Sie die Erwartung aus, daß das Talent die Stümperei überwindet."

„Vor der Hand nichts, als daß ich den Versuch wage. Ganz ehrlich gesagt, das Mädchen rührte und dauerte mich, das Formale ihres Talents interessierte mich. Ich kann Ihnen nicht im mindesten versprechen, Herr Steinach, eine Künstlerin aus Ihrer Tochter zu machen. Sie sind selbst Künstler, Sie wissen, daß die Hälfte des Talentes eine Summe moralischer Eigenschaften ist."

„Verzeihung — aber hier muß ich widersprechen, Gnädigste. Man findet gerade unter den Künstlern sehr, leider sehr unmoralische Menschen."

„Gewiß. Dann sind sie es als Menschen, aber nicht als Künstler, dann haben sie immerhin noch den Fleiß, die Ausdauer, die Opferwilligkeit, den Idealismus, den Flug der Seele, die die Hingabe an ihr Streben bedeutet."

„Reizend!"

„Und gerade diese Eigenschaften hat Ada Steinach nicht, obschon sie vielleicht das gütigste, seelenvollste Geschöpf der Welt ist."

„Nur vielleicht?"

„Unsere Bekanntschaft ist zu kurz, als daß ich wissen könnte, was hinter dieser reinen Stirn und diesem Kinderlächeln mehr liegt, als eine gewisse weiche Schlaffheit bei hellem Verstande."

„Ada betet Sie an."

„Das freut mich um ihretwillen. Denn ich bin eine gerade, ehrliche Person, und mehr hat sie von mir auch noch nicht kennen gelernt: sie liebt also Ehrlichkeit und Geradheit."

„Ich — ich — hatte gehofft, Verzeihung für meine Kühnheit, ein wenig mehr Wärme für mein Kind — wie gesagt. Verzeihung —"

„Aber ich habe die Kleine sehr gern."

Marie Karstens schien sich wieder unter das Volk mischen zu wollen.

„Ist es Ihnen gefällig, sich noch ein paar Minuten hier im Schatten dieser Linden mit mir aufzuhalten, seitab von diesem etwas plebejischen Wirrsal?"

„Gern."

„Sie sehen einen unglücklichen, schuldbeladenen Mann vor sich."

„Herr Steinach —"

„Und einen dabei über alles Verdienst glücklichen, in seiner Schuld durch kindliche Reinheit entsühnten Mann."

„Die Wirklichkeit wird nicht ganz so pathetisch sein."

„Weit pathetischer. Aber es ist das Unglück des Unglücks, daß seine Worte dem Glück so leicht als Phrase klingen. Ich habe unverantwortlich an meiner Tochter gehandelt. Ich habe neunzehn Jahre eine Tochter gehabt, ohne ein einziges Mal zu fragen: Wie ist sie? Wie sind die Hände, in denen ihre Seele liegt? Ist diese Seele rein und gut? Meine Gnädigste, wenn ich eine Verlorene gefunden hätte, ich hätte nicht das Recht gehabt, mit der Wimper zu zucken, außer in Reue, daß ich sie habe verloren gehen lassen. Und doch: aus dem Schlamm hätte ich sie an mein Herz gerissen. — Eines Tages übermannt mich das Vatergefühl. Ich sehe auf der Straße eine Mutter, die ihren Sohn den Hufen der Rosse entreißt, mit eigener Lebensgefahr den Hufen der Rosse. Ich schlage an meine Brust. Welche Rosse gehen über dein Kind hin und reißen es ins Verderben? Und warte nicht eine Stunde, setze mich auf, fahre hierher, komme an, bebend, zitternd vor Angst und Reue: was wirst du finden? Und — finde einen Engel, der gleich der heiligen Margarethe oder Aspasia oder Kunigunde, aber ich glaube Margarethe, mit dem Lilienstengel in der Hand zwischen den Drachen und Löwen gewandelt ist, ohne daß ihr ein Haar gekrümmt worden."

„In der That: mehr als Sie verdienten."

„Weit mehr. Und finde sie wirklich in einer Art Höhle. Unter Idioten. Mein Kind unter Idioten! In der Obhut einer — tout, tout entre nous — einer Person, die — nun was sagen Sie? die drei Freundinnen hat, die ihre Männer vergiftet haben. Wie sie mir in den ersten zehn Minuten mitteilt! Drei Freundinnen. Mein Kind unter Rosseshufen. — Ach! Sie lachen."

„Über die drei aparten Freundinnen! Ein immerhin seltener Plural."

„Ja, diese Person. Eine Martha Schwerdtlein mit blauer Tüllkravatte und über fünfzehn Stück rachitische, idiotische und kleptomanische

Kinder gesetzt. Jugendhort nennt sie das Ganze. Und ich — oh!"

„Sie regen sich auf, Herr Steinach."

„Und müßten Sie mich nicht hassen, wenn ich es nicht thäte? Lassen Sie mich mich aufregen. Oder wie soll ich den Mut finden zu der ungeheuren Bitte, da ich auch den andern nicht finde, sie zu unterdrücken? — Donnerwetter, wenn sie bloß mal den Kerl mit der C-Trompete unschädlich machten —"

„Welche Bitte?"

„Knieen möchte ich vor Ihnen, knieen und rufen: Du große, schöne, gütige Frau, Du Heilige, in deren Hand der Pinsel ausschlägt und Knospen treibt, wie der Stab in der Hand des reuigen Büßers — nimm mein Kind aus dem Rachen des Verderbens an Dein gütiges Mutterherz."

Sie sah ihn einen Augenblick in heller Überraschung an, dann sagte sie:

„Aus der Sprache der Lederkoller und anderer unmoderner Sachen in das Neuhochdeutsche übersetzt: ich soll sie in Pension nehmen?"

„Aber genau dieses!"

Marie Karstens sah vor sich nieder und antwortete nicht. Langsam näherten sich beide dem Festplatze, Steinach mit abgezogenem Hute, den er immer hin- und herschwenkte, während er fortfuhr, leise und dringlich in sie hineinzureden, sie zu beschwören, zu bestürmen. So kamen sie einer halbversteckten, leicht überwölbten Bank nahe, auf der die so lange vernachlässigte Tochter des ehemaligen Lieblings der Petersburger Aristokratie in anmutigster Pose lehnte, während kein anderer als Gerhard Förster vor ihr stand, den rechten Arm an einen Baumstamm gestützt und mit dem Ausdruck rettungslosen Verlorenseins sich zu ihr hinabbeugend. Steinach, immer von Kniefällen, von den drei Freundinnen, von seiner Vaterschuld und Mariens goldenem Herzen redend, sah die beiden nicht, aber die scharfen Augen der Malerin sahen sie ganz deutlich und sahen auch, wie Gerhard Förster den Baum losließ und, fast wie in übergroßer Bewegung, sich auf ein paar Schritte entfernte, und wie sich langsam ein seltsamer, ganz seltsamer Ausdruck über Ada Steinachs Gesicht breitete, ein Ausdruck müde gewordenen Ringens oder der Melancholie, des Verstandes oder schmerzlicher Selbstironie — kein böser, nur ein ganz fremder Ausdruck. Und da mit einem Male sich dem alten Charlatan neben ihr zukehrend, sagte die Malerin: „Ich werde Ihren Wunsch erfüllen."

„Gottes Hand über Sie," rief Herr Steinach.

(Fortsetzung folgt.)

Grüße.

Zu Deinen Füßen
Siehst Du verträumter, grüner Wellen Wiegen,
Die leise gleitend in einander fließen.

Und von den Hügeln,
Die blau in Märchendämmerfernen liegen,
Nahn Wanderwolken sich auf weißen Flügeln.

Lausche den Grüßen,
Die sie Dir flüstern; lausch und sei verschwiegen,
Du weißt, daß sie aus Freundesherzen fließen.

Victor Manheimer.

In der Frühe.

Du wußtest nicht, wie Liebe blüht,
Und lag doch blühend rings die Welt —
Das machte meinen Schritt so müd
Beim frühen Wandern über Feld.
Die Halme tropften Zähren;
Dicht drängten sich die Ähren,
Darin ein Schauer kam und ging.

Du wußtest nicht, wie Liebe bangt,
Und deckten Schatten doch die Flur;
Und war ein Herz, das hat verlangt
Nach einem Gruß zum Abschied nur.
Sind Schmerzen auch beim Scheiden,
Ich wollt' sie gerne leiden —
Jed' Herz will haben Lust und Pein.

Du wußtest nicht, wie Liebe glüht,
Wie Liebe krankt in stiller Nacht —
Nun ist dein Herz doch aufgeblüht,
Nun ist die Liebe doch erwacht.
Der Nebel hing im Strauche,
Du kamst im Morgenhauche,
Und kamst — und hängst an meinem Mund.

Wilhelm Arminius.

Glück.

Nun bebt in banger Fülle meine Welt:
Der Jahre Gärten wollen Früchte tragen.
Und wie auf weichen Wiesenteppich oft
Ein goldner Apfel, zart empfangen, rollt,
So rührt den Plan der täglichen Gefühle
Ein heimlich reif und süß geworden Lied.

Christian Morgenstern.

Herbstland.

Die Tannen dort aus grünen Saalen
Schau'n finster drein, wie sorgenschwer,
Wie Richter, die ob arger Thaten
Um Leben oder Tod beraten,
So finster schau'n sie her.

Das rote Laub der Buchenhaine,
Das wie in Flammen steht,
Vermählt sich mit dem Abendscheine,
Indessen hinter grauem Steine
Die Sonne niedergeht.

Hermann Lingg.

Klein-Lieschen.

Es war just um die Christmeßzeit,
Ringsum war Weg und Steg verschneit —
Klein-Lieschen ging allein im Schnee
Den Wald entlang, vorbei am See.

Im nächsten Städtchen unverweilt
War es von Thür zu Thür geeilt,
Für's arme kranke Mütterlein
Sich zu erbetteln Brot und Wein.

Schon lange kam die Nacht in's Land,
Als Lieschen sich nach Hause wandt',
Durch ihre dünnen Kleidchen blies
Der eis'ge Nord hin über's Kies.

„Nun ist das Dörfchen nimmer weit —
Ich will hier rasten kurze Zeit —
Ich bin vom weiten Weg so müd
Und heiß die Wange mir erglüht.

Lieb Mütterlein wird mir verzeih'n —
Ich werde ja bald bei ihr sein,"
Sprach Lieschen, und es saß noch kaum,
Da überfiel es süßer Traum:

In tausendfält'ger Sternenpracht
War licht erhellt die stille Nacht —,
Ihm war, als ob ihm, klein und groß,
Die Sternlein fielen in den Schoß —:

Es wurden immer mehr und mehr,
Die Bürde drückte es schon schwer —,
Und jedes ward zum Edelstein
Von wunderbarem klarem Schein.

Wie freute sich Klein-Lieschen da,
Als es solch Glüh'n und Glänzen sah!
Es dünkte sich so überreich
Und einer Königstochter gleich —.

„Nun kann ich für das Mütterlein,
Das kranke, kaufen kräft'gen Wein,
Daß ihm die Wangen wieder rot
Jetzt ist vorbei die arge Not!"

So dachte Lieschen, traut, im Traum;
Doch morgens unter'm Tannenbaum,
Da fand man tot es ausgestreckt,
Den Schoß von lichtem Schnee bedeckt.

J. Leußer.

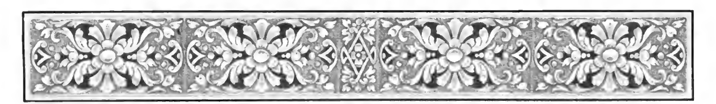
Eintagsfliegen.

Heißer, roter Mittsommertag
Lag auf der Welt voll Glut.
Mit ihren Flügeln von grünem Flor
Schwebte der Eintagsfliegen Chor
Über Binsen und Moos und Rohr
Und über des Teiches Flut.

Eintagsfliegen! Wie Sonnenstaub
Flogen sie in der Luft.
Tanzten und tanzten und liebten sich sehr
Und taumelten selig hin und her,
Bis ihnen wurden die Flügel schwer
Von all' dem Sonnenduft.

Sanken zur Erde matt und müd',
Und sie starben, wie sie gelebt,
Tanzend und taumelnd, liebesberauscht,
Während der rote Mittsommertag lauscht
Und mit dem Südwind Küsse tauscht,
Der die Fliegen im Staube begräbt.

Trude Günther.



Die glückliche Insel.

Ein Puppenspiel in drei Handlungen von Ernst Wichert.

Puppen:

Schulze, Professor der Meteorologie.
Müller, Techniker und Luftschiffer.
Wolf, Präsident von Freistadt.
Laura
Martinus, Pädagog, | Anführer der Wache, | Budiker, — Bürger und Bürgerinnen von Freistadt.
Michel, | Peter, | Paul, | Hinz, | Kunz, | Anna, | Liese, — Bürger und Bürgerinnen von Freistadt.
Hans | Grete — ein Liebespaar.
Friedel | Gustel — Separatisten.
Männer, Frauen, Kinder.

Ort der Handlung: Die glückliche Insel.
Zeit: Die Zukunft.

Erste Handlung.

Die Scene stellt eine freie Gegend auf der glücklichen Insel vor, nicht weit von der See, die den Horizont begrenzt. Im Hintergrunde hinter Gebüsch einige einfache Häuser mit Bretterdach; davor ein hölzernes Thorgerüst mit der Aufschrift: Freistadt. Links, gegen die Bühne hin im Bogen vortretend ein Pallisadenzaun. Dahinter wird das Dach eines Blockhauses sichtbar. Rechts vorn ein großer Baum mit dickem Stamm.

Erster Auftritt.

Michel (liegt im Schatten des Baumes).

Michel (sich behaglich streckend). Der Schatten ist eine recht angenehme Beigabe des Sonnenscheins. Die Natur strengt sich nur einmal an und erzeugt diesen Doppeleffekt des Vergnügens! Man kann in der Sonne liegen und sich ihre Strahlen in den Magen scheinen lassen, wenn man sonst nichts Warmes gegessen hat, und man kann im Schatten liegen, um beim Schlafen besser zu verdauen, ohne nötig zu haben, sich den Hut über die Augen zu decken. Es ist nur der eine Übelstand dabei, daß der Schatten mit der Sonne weiterrückt: man muß sich von Zeit zu Zeit ihm nachschieben, immerhin eine lästige Anstrengung — eine Unterbrechung des vollkommenen Faulseins, dieses himmlischen Zustandes, dem sich der Mensch hingeben darf, wenn er auf jedes ehrgeizige Pflichtgefühl verzichtet und sich von denen füttern läßt, die noch so viel davon besitzen, kein Ebenbild Gottes verhungern zu lassen. (Streckt sich.) Ah —! Von der Arbeit ausruhen, mag eine ganz wohlige Empfindung sein; aber vom Nichtsthun ausruhen, um dann wieder zum Nichtsthun gekräftigt zu sein, ist doch die wahre Wonne. Ich wünschte, man könnte alle Tage täglich vierundzwanzig Stunden schlafen, einige Essenpausen abgerechnet. Leider wird es uns Sterblichen selten so gut. Aber Übung thut viel. (Streckt sich aus.) Da kuckt die Sonne wieder um den Baum herum. (Schiebt sich seufzend weiter.) Vollkommen ist doch nichts in der Welt! So! nun wollte ich, es legte mir Jemand meine Jacke unter den Kopf. Aber es geht auch so, es — geht — auch — so . . (Er schläft ein.)

Zweiter Auftritt.

Hans und Grete (Arm in Arm).

Hans. Es sieht uns hier niemand. Wir können einander herzen und küssen nach Gefallen, liebe Grete.

Grete. Ach Du Guter! Aber sie werden uns bald ausspüren. Der Präsident hat seine Schnüffler überall. Wir sollen einander ja nicht lieb haben, Hans.

Hans. Nein, es ist verboten, daß zwei einander lieb haben und für sich sein wollen. Aber da mag man doch den Augen verbieten zu sehen und den Herzen zu schlagen! Es läßt sich aus dem Menschen nicht heraus erziehen, wenn man ihm auch tausendmal einbläut, daß die Liebe die Hauptschuld an seinem Elend trägt. Von allen weiblichen Wesen auf der Insel seh ich nur Dich.

Grete. Und von allen Männern bist Du der einzige, in dessen Nähe mir das Herz so eigen freudig schlägt. Immer bei Dir zu sein, ist der Wunsch meines Lebens, und mich von Dir trennen zu müssen, wäre mein Tod.

Hans. Du Liebste, Schönste! Laß uns hier unter diesem Baum beraten, wie wir alle Zeit einander angehören können. (Sie treten näher.)

Grete (erschreckt). Da liegt einer im Schatten.

Hans. Es ist der faule Michel. Der schläft. Und wenn er auch aufwachte, er ist zu faul, den Mund aufzuthun, um uns zu verraten. (Sie setzen sich.)

Grete. Wenn wir nur nicht auf dieser Insel mitten im Meer lebten! Wir könnten doch entfliehen.

Hans. Das ist leider nicht möglich. Es läuft hier kein Schiff an, und die kleinen Böte zum Fischfange, die uns auch nicht weit tragen würden, hat der Präsident unter Verschluß. Nein, es bleibt uns

nur übrig, bei dem glücklichen Friedel anzuklopfen und ihn um Aufnahme in seiner Behausung zu bitten.

Grete. Das woll'n wir gleich thun, ehe es zu spät wird und man mich im Weiberhause einsperrt.

Hans. Ich hoffe, er wird barmherzig sein und auch uns sein Glück gönnen. (Er steht auf, tritt an den Pallisadenzaun und klopft wiederholt an.) He! Heda! Friedel! Heda!

Grete (folgt ihm). Ich will seiner Frau, der Gustel, gute Worte geben. Sie wird für ihr Kindel eine Wärterin brauchen oder eine Magd in der Wirtschaft. Ich bin zu aller Arbeit geschickt und willig. Wenn ich mich nur nicht von Dir trennen darf! (Umarmt ihn.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Friedel (hinter dem Zaun, später) Gustel.

Friedel (kommt). Wer klopft und ruft da?

Hans. Ich bin's, der Hans.

Friedel. Ich kenne Dich nicht und darf mit niemand von Euch sprechen.

Hans. Schenke mir nur ein wenig Gehör; ich will mich so kurz fassen, als möglich: Es ist gar keine Gefahr für Dich.

Friedel. Bist Du allein?

Hans. Nur die Grete ist bei mir. Ihretwegen komm ich eben.

Friedel (ist auf ein Gestell hinter dem Zaun getreten und sieht hinüber). Was wollt Ihr denn?

Hans. Was wir wollen? Gar nichts weiter, als glücklich sein, wie Du und Deine Frau.

Grete. Ach ja, das wollen wir.

Friedel. Ihr seid närrisch. Wie kann ich Euch dazu helfen?

Hans. Wir sind heimlich aus Freistadt fortgelaufen, weil wir einander lieben und ein Paar zu werden wünschen. Du weißt ja, in Freistadt ist die Ehe als staatsgefährlich abgeschafft. Es darf kein Mann eine Frau haben und keine Frau einen Mann. Sondern die Männer leben für sich und die Frauen auch, und der Präsident giebt sie der Reihe nach immer auf kurze Zeit zusammen. Wir wollen uns dem aber nicht fügen und ganz für uns bleiben. Nun kommt die Grete in den nächsten Tagen in das Alter, in dem die jungen Mädchen in das Frauenhaus genommen werden, und dann ist sie für mich verloren.

Grete. Ich aber springe lieber in's Wasser, als daß ich die Schmach dulde, so über mich verfügen zu lassen.

Friedel. Ihr thut mir wahrhaftig leid, aber Ihr steht nun einmal unter Eurem Gesetz.

Hans. Wir wollen uns ihm entziehen, wie Du Dich ihm entzogen hast. Nimm uns in Deinen Hof auf, so sind wir sicher und vor Verfolgung geschützt.

Friedel. Das seid ihr nicht. Ich habe mir diese Freistätte für mich und mein Weib erzwungen, als wir hier landeten. Gewalt durfte gegen mich nicht gebraucht werden. So duldet man mich. Aber ich büße mein Recht ein, sobald ich diese Umzäunung verlasse oder sie einem Bürger von Freistadt öffne.

Grete. Laß uns nicht vergeblich bitten. Rufe Deine Frau, sie wird nicht so grausam sein, uns abzuweisen.

Gustel (auf dem Gestell hinter dem Zaun, ein Kind auf dem Arm.) Leider muß es geschehen. Ich habe nur meines Mannes Willen: sagt er, daß euch nicht zu helfen ist, so muß das auch mein letztes Wort sein.

Friedel. Dort kommt der Präsident. Seht Euch vor.

Hans, Grete. Der Präsident! Da geht es uns schlecht.

Vierter Auftritt.

Wolf (tritt auf mit) mehreren Männern, (die alle gleich und sehr einfach gekleidet sind).

Wolf. Da finden wir die Ausreißer. Ha, Bürschchen, was hast Du im Sinn gehabt? Und Du, mein Püppchen! Seht doch, seht! Wißt Ihr nicht, daß es verboten ist, sich von der Arbeit fortzustehlen und herumzutreiben? Noch dazu Männlein und Weiblein in Compagnie. Was sind das für Sitten! Jeder hat die Verpflichtung, dem Staat und der Gesellschaft nützlich zu sein nach des Präsidenten Anordnung, der allein der Volksversammlung verantwortlich ist. Wißt Ihr das nicht? Ist es Euch nicht in der Gemeindeschule gelehrt worden? Was gebt Ihr für Beispiel? Rechtfertigt Euch, wenn Ihr könnt.

Hans (trotzig). Ich erkenne kein Gesetz für mich bindend an, das mir verbieten will, eine Frau nach meinem Herzen zu wählen.

Grete. Und ich werde lieber sterben, als mich wie eine Sache behandeln lassen, über die ein fremder Wille verfügt.

Wolf. Ei, hört doch und staunt, Genossen! Das ist offene Rebellion gegen Staat und Gesellschaft. Fragt das Gesetz Dich, ob Du es anerkennen willst? Es ist Gesetz, daß die Ehe als ein sittenverderbliches und freiheitsmörderisches Institut abgeschafft sein soll, gegeben von der gesamten Bürgerschaft, und deshalb gilt es für jedes Mitglied der Gemeinde als unverbrüchlich. Die Gleichheit ist unser oberstes Lebensprinzip. Alles gehört Allen. Es giebt kein Sondereigentum, und daher ist auch ein ehelicher Haushalt unmöglich. Begriffen? (zu Grete.) Und Du alberne Person sprichst davon, Dich nicht wie eine Sache behandeln lassen zu wollen? Eine Sache bist Du, eine Sklavin, wenn Du einem gehörst, der Dein schwaches Herz beherrscht. Haben wir nicht die Tyrannei des Mannes über die Frau aufgehoben und das Weib frei gemacht? Frei und gleichberechtigt! Schäme Dich Deines Rückfalls in die erbärmliche Gefühlsduselei, die soviel Unheil in der alten Welt angerichtet hat. Ich muß an Eurem gesunden Ver-

stande zweifeln und Euch für gemeinschädlich erachten. Ihr sollt deshalb getrennt und solange eingesperrt sein, bis ihr die Segnungen des Zwanges unter das Gesetz der allgemeinen Freiheit und Gleichheit begriffen habt. (Zu den Männern.) Bemächtigt Euch dieser Verirrten. (Es geschieht.) Aber kein Wunder, daß dieser Geist der Widersetzlichkeit sich immer wieder regt, solange ihnen dort ihr staatsfeindliches Treiben nachgesehen wird. Freilich haben wir den Krieg als vernunftwidrig abgeschafft, aber natürlich unter der Voraussetzung, daß der Friede ohne ihn auf unsere Bedingungen erhalten bleiben kann. Das Staatswohl fordert ein Ausnahmegesetz, das Euren Zaun umzuwerfen befiehlt.

Friedel. Wem sein Leben lieb ist, der wage sich hier nicht hinein!

Wolf. Oho! Die Volksversammlung, die ich auf diesen Platz berufe, wird beschließen. Ich hoffe noch, ihr seid guten Gründen nicht unzugänglich.

Friedel. Ich werde meine Habe, mein Weib und Kind zu verteidigen wissen. (Ab mit Gutel.)

Wolf. Elende Renommisterei! (Bemerkt Michel.) Wer liegt denn da und schläft während der gesetzlichen Arbeitszeit? Der faule Michel. (Stößt ihn an.) Heda! auf, Bursche!

Michel. Laßt mich in Ruhe.

Wolf. Auf, sag' ich!

Michel. Ich thue keinem Menschen was zu Leide — laßt mich in Ruhe.

Wolf. Wofür wirst Du genährt, Faulpelz?

Michel. Schimpft nicht, es ist verboten.

Wolf. Der Präsident macht eine Ausnahme. Es ist eine Schande, dem lieben Gott die Tage zu stehlen.

Michel. An den lieben Gott glauben wir ja nicht mehr.

Wolf. Das ist wahr. Aber Du mußt Dich der Staatsordnung fügen.

Michel. Laßt mich ins Arbeitshaus tragen, ich werde da weiter schlafen. Keine Macht der Erde kann mich zwingen, meine Hände oder gar meinen Kopf zu brauchen.

Wolf. Es giebt Strafen für Ungehorsam.

Michel. Prügel sind menschenunwürdig, Hungers dürft ihr mich nicht sterben lassen, nehmen könnt ihr mir nichts, und ein Gefängnis ist ganz Freistadt. Wo ich schlafe, gilt mir ziemlich gleich.

Wolf. Kommt! der Wohlfahrtsausschuß soll in Beratung treten, wie der Faulheit zu steuern ist. Mit solchen nichtsnutzen Burschen werden wir noch fertig. (Ab mit den Männern, die Hans und Grete fortführen.)

Michel. Ha, ha, ha! Gegen den passiven Widerstand seid ihr ohnmächtig. Passiver Widerstand war sogar in der alten Welt gegen einen Schutzmann erlaubt. Ich leiste passiven Widerstand. — (Sieht in die Luft.) Was kommt denn da für ein Ungeheuer angeflogen? Wahrhaftig, ein Luftballon! Der erste, den meine Augen sehen, seit Freistadt besteht. Er senkt sich auf die Insel hinab. In der Gondel sitzen zwei. Das ist putzig. Ich bin doch neugierig, wie die sich auf die Erde bringen. (Ein Strick senkt sich von oben bis auf den Boden hinab und schleift darauf.)

Stimme (von oben). He, guter Freund, haltet den Strick, zieht uns hinab!

Michel. Daß ich ein Narr wäre! Soll mir die Gondel gegen den Kopf schlagen?

Stimme. Helft, helft! Der Ballon fliegt ins Wasser.

Michel. Ich rühre mich nicht.

Fünfter Auftritt.

(Ein Anker fällt. Derselbe schleift gegen den Baum, erschüttert ihn und hakt sich da fest. Gleich darauf wird über ihm eine Gondel und die Spitze eines Ballons sichtbar. In der Gondel der Professor Schulze und der Luftschiffer Müller. Sie lassen eine Strickleiter hinab.)

Michel. Heiliges Kreuzdonnerwetter! Ihr werdet mir den Baum abbrechen. Dann könnt Ihr mir den Schatten ersetzen. (Der Professor und der Schiffer klettern hinunter.)

Professor (sich umschauend.) Wo sind wir hier?

Michel. Das kann ich Eurer Wißbegierde allenfalls verraten. Auf der Insel Liberia und dicht vor Freistadt, das sozusagen die Residenz der Republik Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist.

Professor. Sehr merkwürdig.

Michel. Darf man sich die Frage erlauben, von woher Ihr kommt?

Luftschiffer. Wir sind mit diesem Riesenballon, den die gelehrten Gesellschaften Deutschlands zu meteorologischen Beobachtungen in den obersten Regionen der Luft gestiftet haben, gestern auf dem Tempelhofer Felde in Berlin aufgestiegen. Achttausend Meter hoch gelangten wir in eine bisher unbekannte Luftströmung, die uns mit rasender Geschwindigkeit über Europa und Asien nach dem stillen Ozean fortriß. Hier wurde sie schwächer, sodaß wir tiefer zur Erdoberfläche hinabsinken konnten. Endlich erblickten wir diese Insel in unserem Kurse und beschlossen zu landen.

Professor. Sind wir sicher, nicht von Wilden aufgefressen zu werden? (Stellt sich und seinen Begleiter vor.) Professor Schulze — Herr Ingenieur Müller.

Michel. Sehr verbunden. Michel — schlechtweg Michel. Genieren Sie sich garnicht, Herr Professor, mich schlechtweg Michel zu nennen. Wir nennen hier alle einander Du und beim sogenannten Vornamen. Das ist auch das bequemste. Alle Titulatur fällt fort — außer daß der Herr Präsident gewöhnlich Herr Präsident angeredet wird — und wir sind alle gleich Wohl-, Hochwohl-, Hoch- und Hochedelgeboren. In dem früheren unvollkommenen Gesellschaftszustande hatte ich freilich auch noch den Vatersnamen Lehmann. In Freistadt sind aber alle Geschlechtsbeziehungen ausgelöscht, um die Bildung eines Adelsstandes unmöglich zu machen, und so heiße ich seitdem schlechtweg Michel.

Professor. Höchst merkwürdig, aber nicht gerade dumm. Hm — hm! Also den Präsidenten redet man Herr Präsident an? Eigentlich selbstverständlich.

Michel. Mag sein. Nun aber stören Sie mich gefälligst nicht weiter in meinen Betrachtungen.

Professor. Sind Sie ein Philosoph?

Michel. Ein Natur-Philosoph — allerdings. Ich nehme die Dinge, wie sie sind, und füge mich in das Unvermeidliche, als da ist Essen und Trinken, Schlafen und Aufwachen und so weiter. Ich schränke alle meine Bewegungen auf das notwendigste Maß ein und folge dem natürlichen Gesetz der Trägheit oder des Beharrungszustandes. So lange man so dumm ist, mich zu füttern, bin ich so klug, nicht zu arbeiten. Daß der Mensch zur Arbeit geboren sei, ist ein Satz, den die wenigen Klugen erfunden haben, um sich von den vielen Dummen ernähren zu lassen. Wenn ich hätte arbeiten wollen, würde ich keinen Grund gehabt haben, meinen früheren gesellschaftlichen Zustand geändert zu wünschen. Da sich aber so viele Dumme zusammenfanden, die sich einreden ließen, daß Zwangsarbeit für die Gemeine das höchste Vergnügen des freien Menschen sei, schloß ich mich ihnen an, um ein passives Gemeindemitglied zu werden. Das ist meine Philosophie, Herr; und nun gute Nacht, oder — da zufällig die Sonne scheint — guten Tag. Ich wünsche, nicht länger genötigt zu werden, mich wach zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Georg Ebers hat kürzlich einen neuen Roman „Arachne“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erscheinen lassen, diesmal graeco-aegyptischen Inhalts und im 3. Jahrhundert vor Christus spielend. Freunden von Ebers historischen Romanen wird er gleiches Vergnügen machen, wie seine Vorgänger, und Jene, die kritische Bedenken dagegen haben, ebensowenig entwaffnen, wie diese früheren Bände.

— Frau Musika. Ein Buch für frohe und ernste Stunden. Von Joseph Kürschner. Berlin, Hermann Hillger Verlag. Der stattliche Band bietet eine geschickte Auswahl guter Hausmusik. Außerdem sind Illustrationen und Gedichte beigegeben. Was die letzteren betrifft, so sind wir nicht überall einverstanden, aber Herr Kürschner ist ein sehr gewandter Mann und kennt sein Publikum.

— Der „Musen-Almanach Leipziger Studenten“ (Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann) geht offenbar auf die Gesamt-Wirkung aus, denn die Beiträge der Einzelnen sind auseinander gerissen. Das ist verfehlt, weil es dem ernsthaften Kritiker erschwert, das Büchlein unter jenem Gesichtspunkte zu prüfen, unter dem derlei Anthologien wertvoll und beachtenswert sein können: ob hier unter den Vielen, die sich im Reimen versuchen, auch ein, oder, wenn das Glück gut ist, mehrere Talente zu entdecken sind. Wir haben uns gleichwohl dieser Mühe unterzogen, aber ohne rechte Ausbeute; innig und formglatt sind die Gedichte des St. theol. G. Wustmann, aber an eigentümlichem Gepräge fehlt es auch ihnen. Bemerkenswert ist die Fernhaltung von den Tonarten der „Modernen“; die vierundzwanzig jungen Leute geibeln, scheffeln und baumbachen, als wäre das Büchlein anno Domini 1877 erschienen. K. B

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Roeber, Friedrich. Lyrische und epische Gedichte, Fest- und Märchenspiele. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig. Jul. Baedeker o. J.

Nover, Dr. Jacob. Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung Hamburg Verlagsanstalt und Druckerei A.-G (vormals J. F. Richter.) 1897.

Helm, W. Der grollende Achill. Ein heroisches Drama, frei nach Homers Ilias Schleswig. Jul. Bergas. 1897.

Ewald, Carl. Sechs Märchen. Kopenhagen. Andr. Fred. Höst & Son. 1898.

Wisiri. Stumme Gänge eines Buddhisten. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1897.

Beyer, Max. Fräulein Lene. Leipzig. P. Friesenhahn. 1897.

Hagen, Adolf. Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich. Dr. A. Harpf's Leobener Buchdruckerei. 1898.

Zehden, Kapitän Franz. Brandende See Eine Novellentrilogie. Leipzig Wilhelm Friedrich. 1897.

Digativ. Ein Frauenschicksal. Eine Häßliche. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Cesar, A. Kann man einen Eid erzwingen? Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1897.

Severus, Severin. Ein Duell im Jahre 2000. Aus dem Englischen übersetzt von Juvenalis Martial. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Piehler, Rudolf Johann. Pantheistisches Laienbrevier. Eine Sammlung geistreicher Sinn- und Schlußreime von Angelus Silesius. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Gellert, Georg. Der Minotaurus. (Menschenfresser.) Modernes Schauspiel in vier Akten. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1897.

Laiso. Zur Jahrhundert-Wende. Zeitgedichte. Leipzig-Erfurt-Zürich. Eduard Moos

Kirchbach, Wolfgang. Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Berlin. Ferd. Dümmler. 1897.

Lewes, Dr. Louis †. Lord Byron. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1897

Mentz, Dr. G. Die deutsche Publizistik im siebzehnten Jahrhundert. Ein Vortrag. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G (vormals J. F. Richter) 1897.

Croker, L. M. Eine Familienähnlichkeit. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Scheibe. Stuttgart. J Engelhorn. 1896.

Spielhagen, Friedrich. Selbstgerecht. Roman in zwei Bänden. Stuttgart. J Engelhorn. 1896.

Telmann, Konrad. Vox populi. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1897.

Marta, Karl. Verse. Berlin. Schuster & Loeffler 1897.

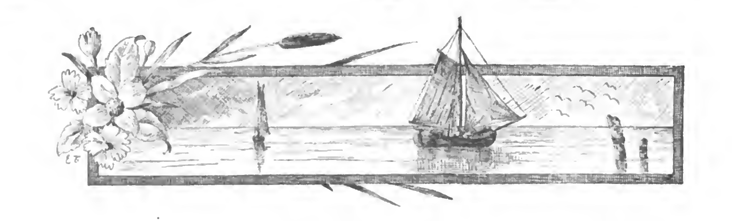
Wickenburg, Graf, Albrecht. Tiroler Helden. Gedichte. Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung 1893.

Loti, Pierre. Islandfischer. Übersetzung aus dem Französischen von E. Hecker. Stuttgart. J. Engelhorn. 1897.

Savage, Richard Henry. Wandelbilder. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart. J. Engelhorn. 1896.

Roeber, Friedrich. Appius Claudius. Tragödie. Leipzig. Julius Baedeker. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lezius & Co. in Berlin.



Der alte Hinrichsen.

Ein Bild von der Wasserkante.

Von Philipp Kniest.

(Fortsetzung.)

Der alte Kapitän stürzte an Bord und eilte nach der Kajüte. Als er die Thür öffnete, sah er seinen Sohn todesbleich auf dem Sopha liegen. Doktor Groff, ein kleiner, rundlicher Herr mit grauen, krausen Haaren und einer Stimme, die, wenn er erregt war, an fernes Löwengebrüll erinnerte, weswegen er auch den Spitznamen „der numidische Löwe“ trotz seines bekannten guten, ja oft weichen Herzens trug, war beschäftigt, ihm mit Hilfe des Steuermannes einen Notverband anzulegen; eine blutende Wunde am Kopf war bereits mit einem weißen Tuche bedeckt.

Der junge Kapitän nickte dem Vater nur matt zu. Er schien aufs Äußerste erschöpft zu sein. Als der Alte, der vor Schreck zitterte, sprechen wollte, fiel ihm der Arzt in das Wort und sagte bestimmt:

„Gütigst das Maul gehalten! Keine Aufregung verursachen! Hier habe ich ganz allein zu reden. Und was ich Euch zu sagen habe, ist Folgendes: Kopfwunde ohne Bedeutung, sonst alles gesund, nur eine Stenge, d. h. ein Bein, gebrochen. Sehr günstiger Fall, der gut verlaufen wird. Und damit basta! Sorgt nur, daß ein Tragkorb kommt und Patient an Land gelangt. Alles übrige wird sich finden. Dankt Gott, daß die Geschichte so gut abgelaufen ist. Das hätte auch ganz anders kommen können.“

Der Alte drückte dem Sohne die Hand.

„Komm', komm', weg da!“ rief Doktor Groff. „Hier habe nur ich zu thun. Das vorhandene und verständliche Mitgefühl kann sich später äußern, wo und wie es Lust hat. Jetzt Ruhe! Das ist Bürgerpflicht.“

„Weit dat Kantoor all Bescheid?“ fragte Kapitän Hinrichsen leise den Steuermann.

„Wi hebben henschickt,“ antwortete derselbe.

„Patient soll die Augen schließen,“ befahl Doktor Groff. „Räumt die Bude und laßt mich allein mit ihm. Nur ich habe hier Amt und Pflicht. Na, wird's bald? Selbst Euch, werter Freund und Vater, kann ich nicht gebrauchen. Schickt mir keine Weiber über den Hals! Die sind hier total vom Übel, am schlimmsten Mutter und Braut.“

Gern oder ungern mußte Hinrichsen mit dem Steuermann die Kajüte verlassen.

„Wat is denn eegentlich passeert, Stürmann?“ fragte Ersterer. „Wo kümmt min Söhn to dat Unglück?“

Der Steuermann berichtete, daß sein Kapitän, fröhlich eine Melodie pfeifend, aus der Kajüte gekommen sei, um mittags an Land zu gehen. Er schritt ohne Arg über die zugelegte und mit einer Presenning bedeckten Luke hinweg. Selbige gab nach, und mit einem lauten Aufschrei lag er für tot unter den Fässern und Ballen im Raum. Hilfe war gleich zur Hand und der Arzt in wenigen Minuten da . . . „Sunsten heff ick nicks nich to seggen; Sei hebben ja in de Kajüte unsen gauden jungen Kaptein seihn und ook hört, wat de Doktor seggt hett. Gott Loff un Dank! . . . O, wat hadd dat för'n Unglück west, wenn dat Slimmste kamen weer!“

Der Alte hörte genau zu und brauste dann los:

„Dat is ja en liederliche Wirtschaft hier an Bord! De Luke nich faste tauanleggen! Wo kann so wat angahn! Dar sall denn doch dat glännige Dunnerwäder rinslagen! Wer hett de grote Dummheit begahn? Utpietscht warden mutt so'n Osse von'n Minschen warden! Dar is säker de leidige Käm wedder an schuld.“

Der Steuermann ließ den alten Kapitän seinen Unmut und Zorn, die sich in noch immer kräftigen Worten entluden, austoben. Dann sagte er, daß natürlich Niemand die Schuld haben wolle,

„Laten wi den Sünder denn loopen," brummte Hinrichsen. „Dat Gewäten (Gewissen) ward em woll bieten (beißen), de leiwe Gott em ernstlich to Harten spräken."

Nun ging er vom Heck bis an die Back und inspizierte das Schiff. Die vorn schon hingestauten leeren Fässer erregten sein größtes Mißfallen:

„Dar möt't Planken äwer leggt und an Bord mutt dar von Trossen und Bräder en Rehling bugt warden, dat kin Unglück gescheihn kann. Kriegen Sei den Zimmermann man glitts darbi, Stürmann!" . . . . .

Inzwischen langte der Krankenkorb an, in welchem der junge Kapitän vorsichtig gebettet und ans Land gebracht wurde.

„Geht jetzt voran und bereitet Eure Alte auf die Geschichte vor," sagte Doktor Groff. „Ich verlasse den Kranken nicht auf dem Wege. Übrigens keine Sorge! Der Bruch ist ganz hübsch. Werde schon mein Bestes thun, den Knochen wieder zusammenzuleimen. Gesunde Säfte, eine kräftige Konstitution werden meine Bemühungen unterstützen. Noch einmal: Verschont Euren Sohn und mich mit Weibergeträtsch. Er kann's nicht vertragen und mir ist's bis in den Tod zuwider."

*

Frau Hinrichsen, erst freilich sehr erschreckt, traf vernünftige Anstalten und sorgte, daß der Sohn gut gebettet wurde.

Kommerzienrat Wehrmann schickte seinen Buchhalter, Herrn Buchheister, um sich nach dem Kranken zu erkundigen. Der alte vertrocknete Kontorstuhl richtete seinen Auftrag ganz geschäftsmäßig aus, indem er sagte:

„Der Herr Kommerzienrat sprechen teilnehmend sein größtes Bedauern aus. Wie gewöhnlich selbst keine Zeit habend, dato mit Stadtangelegenheiten beschäftigt, ersuchen Sie, Kapitän Hinrichsen senior, ihn heute Nachmittag gegen drei Uhr am Kontor zu beehren, behufs Beratung notwendiger Arrangements. Empfehle mich nun ganz gehorsamst, unter Anwünschung guter Besserung! Werde das möglichst Gute von dem traurigen Vorfall buchen, wollte sagen, dem Herrn Chef berichten! Adien!"

II.

Der Kommerzienrat Wehrmann galt für einen Herrn, dem sein Geschäft über alles ging. Und so war es auch wirklich. Der einen Rücksicht auf das Geschäft opferte er alle anderen: sein Herz ließ er selten zu Worte kommen. Daß ihm das Unglück des Kapitäns der „Minerva", jetzt, da selbige zur Abfahrt fertig lag und eine Verzögerung derselben im höchsten Grade verhängnisvoll werden konnte, überaus unangenehm war, ist begreiflich. Da Herr Wehrmann niemals halbe Maßregeln traf und allem Provisorischen abgeneigt sich zeigte, weil Derartiges seinen Interessen zuwiderlief, so ließ sich voraussehen, daß er dem jungen Hinrichsen die Stelle nicht erhalten würde. Selbst dem Vater würde er wohl kaum in der Hinsicht etwas zuliebe thun, obgleich derselbe die beste Zeit seines Lebens auf den Schiffen der Firma stets glücklich gefahren und mit zu dem Reichtum derselben durch seine Umsicht und Gewissenhaftigkeit beigetragen hatte.

Der junge Kapitän fühlte sich zu matt, um seine Sorgen aussprechen zu können. Nur gelegentlich ein kurzes Wort, ein schmerzlicher Blick auf seine Braut, die ihm den kalten Schweiß von der Stirn trocknete und freundlich zuredete, bekundeten, welche Gedanken ihn bewegten. Er kannte seinen Rheder zu genau; er mußte fürchten, daß die Hochzeit aufs Ungewisse, vielleicht noch auf Jahre, hinausgerückt sei. Dunkel lag die Zukunft vor ihm. Sein Vater versuchte, ihn zu trösten und auf andere Gedanken zu bringen, allein das gelang ihm nur halb, denn er selbst wußte ja zu gut, in welcher Weise der Kommerzienrat zu verfahren pflegte.

Im Stillen freilich hatte der alte Kapitän einen Plan gefaßt, an dessen Gelingen er jedoch kaum zu glauben wagte. „Dat gung woll," sagte er zu sich, „wenn de olle Herr Insichten hadd. Ik bin ja jeden Ogenblick parat, minen Sähn sine Utrustung is an Bord, wi beiden sind ganz glik von Statur." Er sah oft ungeduldig nach der Uhr. Die Minuten schlichen heute dahin: bis zum Herannahen der von Herrn Wehrmann bestimmten Stunde hatten die Zeiger noch einige Umlaufe zu vollenden.

*

Des jungen Hinrichsen Unglück belebte die Hoffnung einiger Steuerleute, welche eben auf der Navigationsschule ihre Kapitänsprüfung bestanden hatten. Nun bot sich vielleicht die Aussicht auf eine Stelle! Und trotzdem der Kommerzienrat als ein Muster von Grobheit und Rücksichtslosigkeit verschrien war, so wagten doch einige kräftige, hübsche Seeleute, im stolzen Bewußtsein ihres Wertes und Könnens, den Gang

nach der Höhle des Bären. Alle sagten sich auf dem Wege ungefähr dasselbe, nämlich:

„Eines Versuches ist die Sache immerhin wert. Fressen kann uns der Herr nicht! Für den Fall, daß er uns etwa hinauswerfen wollte, bleiben wir an der Thür stehen, die Klinke in der Hand behaltend.“

Der Kommerzienrat, ein hochgewachsener und stattlicher alter Herr mit kahlrasiertem, durch eine Hakennase verziertem Gesichte, das sich fast unter den riesigen Vatermördern versteckte, noch dunklem, langen Haupthaar, trug nach alter Sitte am Kontor einen möglichst schäbigen und schmierigen Rock, dessen rechter Ärmel am Ellbogen sogar schon durchläuchtig war. Er empfing den sich Meldenden in seinem Privatzimmerchen, auf dem hohen Drehstuhle am Pulte sitzend, seine lange Pfeife rauchend.

Die Scene, welche sich nun abspielte, blieb sich im Wesentlichen bei jedem Aspiranten fast gleich.

„Was wollen Sie?“ herrschte er den Eintretenden an.

„Herr Kommerzienrat . . . der traurige Vorfall“ . . .

„Weiß schon, was Sie meinen. Kommen Sie näher zu mir heran . . . Warum stehen Sie wie ein Bettelmann an der Thür? Hierher an mein Pult! Wer sind Sie? . . . Das also Ihre Papiere? . . . Zeigen Sie her!“

Er notierte sich etwas und sagte dann:

„Ich habe Sie freilich nicht rufen lassen! . . Dankenswert jedoch, daß Sie gekommen sind. Sie sind jetzt fertig und können gehen . . . Nicht viel Aussicht vorhanden . . . Kriegen Bescheid, falls ich reflektiere . . . Adieu!“

. . . „Das ist ja ein verdrehter Kerl,“ brummte der Herauskommende auf der Straße und sagte dem früheren Kollegen und jetzigen Konkurrenten, welcher im Begriff war, sich in das Wehrmann'sche Haus zu begeben:

„Gah man tau! De olle Brummboar ward Di gaud affahren laten. Väl Glück up de Reise!“

Der zweite kam womöglich noch rascher zurück als der Erste und höhnte dem Dritten nach:

„Du, Di lett hei ook sin Achtersid sehn!“

Der Dritte fand beim Heraustreten den alten Kapitän Hinrichsen vor, welcher als Vierter in das Haus schritt.

„Herreje! Süh, hinter den hätte man sich stecken müssen,“ sagte sich der Dritte. „Jetzt ist's zu spät, wäre auch wohl etwas taktlos gewesen. Lassen wir die Geschichte treiben. Et kan ja sin un ook nich!“

*

„Setzen Sie sich,“ rief der Kommerzienrat dem Alten entgegen. „Da! Stecken Sie eine Zigarre an! Es spricht sich dann besser . . . . Fataler Vorfall! Freut mich nur, daß Ihr Sohn lebt und kein Krüppel wird. Die Heilung mag aber lange währen. Thut mir unendlich leid; aber das Geschäft darf deswegen nicht stillstehen . . kann ihm leider den Posten nicht offen halten. Hasse jegliches Provisorium . . . Ein — provisorischer Kapitän faßt alles — provisorisch an, handelt — provisorisch! Das kann mir nicht konvenieren . . . Kommen Sie mal heran! . . Habe hier drei Namen von jungen Leuten aufgeschrieben, die mir gut gefielen . . haben auch schon auf Dampfern gefahren, wie selbige angaben . . . Sie kennen die Kerle von der Prüfung her. Entscheiden Sie, welchen ich engagieren soll . . Na nu? Das Ding eilt . . . Wen empfehlen Sie?“

„Einen — provisorischen Kaptein, Herr Kommerzienrat!“

„Will ich nicht! Haben es ja gehört. Keine langen Reden! Kurz und gut! Schießen Sie los, aber gefälligst auf das Ziel, welches ich Ihnen vorhielt. Ist ja gar keine Zeit zu verlieren.“

„Ik scheite los, aberst doch erst mal um de Ecke, Herr Kommerzienrat! Nehmen Sei't nich for ungod, ik weit en gauden provisorischen Kaptein.“

„Davon will ich nichts hören, paßt mir ganz und gar nicht.“

„Ook nich, wenn de Mann — Johann Hinrichsen senior heiten däht?“

„Machen Sie keinen dummen Schnack! Ein alter Knappe wie Sie wird doch nicht nochmals hinter dem Ofen hervorkriechen und Mutter ihre Fleischtöpfe verlassen wollen? . . . Was verstehen Sie denn auch von Dampfern? Sie haben sich Ihr Leben lang ja nur mit Segeltuch befaßt.“

„Herr Kommerzienrat, wi sind beide von einen Oller und ik glöw von'n gauden Jahrgang. Wenn Sei sik noch mit nige Saken befaten doht un de dörchfräten, denn kann ik ook up mine ollen Dage noch mit so'n Qualmkasten klar warden. Ik hebbe min Lewenlang nicks nich anbrennen laten und schuge (scheue) mi ook jetzt nich for Steenköhlen, Für un Damp. Ik mochte minen Sähn gern helpen un so'n Sohn, dat segent de leiwe Gott un helpt fudder mit Jnsichten und Verstand, denn hei is in de

Swacken mächtig! Knaken un Fleesch sind noch fast as Isen und mine Oogen kiekt noch just so scharp as vor veertig Jahr."

Der Kommerzienrat lachte und entgegnete: „Daß Sie oft in die Kirche gehen, höre ich aus Ihrer Rede, ob auch mit Nutzen, das hoffe ich, will's aber nicht entscheiden, — die Anwendung der Bibelstelle war doch ein wenig kühn . . . Also, Sie wollen Ihren Sohn vertreten? Nun, dann will ich Ihnen zeigen, daß ich das Herz auf dem rechten Flecke habe und ohne Umschweife sagen: Einverstanden! Aber die Expedition hat Eile. Sie müssen noch heute vor Dunkelwerden den Hafen verlassen und in See gehen. Der Dampfer wird binnen einer Stunde seine ganze Ladung an Bord haben. Die Papiere sind bald fertig und werden Ihnen von mir auf der „Minerva" überreicht werden."

„Ik danke, Herr Kommerzienrat! Mine Plicht will ik bestens dauhn; ik hape en gaude, gaue Reise to maken. Sei hebben en ganze Familie glücklich makt."

„Quark, Kapitän Hinrichsen! Sie wissen, ich liebe die weitläuftigen Redensarten nicht: Ja, ja, nein, nein, — was drüber ist, ist vom Übel! — Nun sputen Sie sich! Adieu! Grüßen Sie Ihren Sohn. Wenn's meine Zeit gestattet, werde ich ihn in diesen Tagen besuchen. — Nun, was stehen Sie denn noch da? Adieu!"

„Herr Kommerzienrat!" . . .

„Na, losgeschossen!"

„De Decklading is an Bord! De konveneert einen vörsichtigen Schipper bi disse Jahrestid nich. Ik hadd de Faten (Fässer) leiwer an Land laten. Indessen, wat is, dat is! Maken Sei mi nich verantwortlich, wann dardör oder darmit wat passiert. Dat is't, wat ik noch seggen woll."

„Sie Sicherheitskommissär! Da merkt man doch den — altmodischen Kapitän. — Seien Sie ohne Sorge. Es wird nichts passieren. Und wenn — nun, Sie haben sich ja den Puckel gedeckt. Adieu! Ich habe, wie Sie denken können, noch viel zu thun. Eine erste Dampferexpedition ist auch nicht von Pappe. Hab' keine Zeit mehr."

Der Kommerzienrat neigte sich, die Feder ergreifend, auf sein Pult nieder und hörte kaum noch auf den Abschiedsgruß des Alten, der in Haltung und Geberde um fast zehn Jahre verjüngt, mit großen Schritten seinem Hause zueilte.

*

In dem kleinen, auswendig und inwendig von Sauberkeit, Ölfarbe, geputztem Messing, vergoldeten Rahmen, in welchen Portraits und Schiffsbilder prangten, blank polierten Möbeln und Geräten blinkendem Schifferhause, wo in dem nach dem Hafen hinausschauenden Giebelstübchen der in schneeweißes Linnen gebettete Kranke lag, herrschte, wenn auch nicht durchgehends, freudige Aufregung. Der Druck, welcher dem jungen Kapitän das ihm widerfahrene Unglück doppelt fühlbar werden ließ, war durch das Eintreten des Vaters gewichen. Er und die blühende Braut dankten dem Letzteren aus vollem Herzen; sie fiel ihm um den Hals und drückte ihm einen resoluten Kuß auf die borstigen Lippen.

„Dat lat ik mi gefallen," rief er schelmisch. „Gaud, dat Mutting nich tokickt, de ward sunst iwersüchtig."

Mutter kramte im unteren Zimmer aus der Kommode noch Wäsche, Wollenzeug, Kleidung und sonstige Reisebedürfnisse für den Eheherrn in dessen alte, etwas von der Last der Jahre mitgenommene Schiffskiste ein. Frau Hinrichsen fühlte sich doch ein wenig bedrückt bei dem Gedanken, ihren Alten, dessen verschiedene kleine Leiden und körperlichen Schwächen, wie deren seine Jahre mit sich brachten, sie allein ganz kannte, in den rauhen Winter hinausziehen zu lassen. Sie machte ein sehr besorgtes Gesicht und seufzte laut bei ihrer Arbeit, die Kapitän Hinrichsen kaum schnell genug ging.

„Ik hebbe et ilig," rief er. „Ik bin jetzt Damperkaptein!

„Dat weit Gott!", antwortete sie. „Wenn Du man heel (heil) wedderkomen deist, Hinrichsen! Mi ahnt so wat."

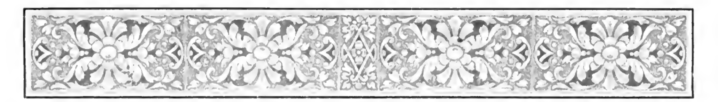
„Lat Di nicks nich ahnen, min Diern! Jetzt bist Du wedder en Schipperfru. Wes' un so tapfer as sunst, wenn ik na See hentammoßte. Nich süfzen und nich flennen! Frei Di, dat Gott hulpen hett und denk all an't Weddersehn!"

„Ja, wenneher? Du bist en ollen Mann" . .

„Averst ik bin doch noch en fixen Kirl, de en resolveerte forsche Fru hett. Nich wahr, Trining? Kumm, lütte Ollsche, giff mi en Kuß!"

Die kleine, runde, dralle Frau ließ sich nur mit Widerstreben umarmen. Glücklicherweise wurde der Arbeiter, welcher die Kiste abholen sollte, gemeldet, sonst würde doch vielleicht noch eine Rührscene erfolgt sein.

(Fortsetzung folgt.)



Die glückliche Insel.

Ein Puppenspiel in drei Handlungen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Luftschiffer. Berücksichtigen Sie gütigst die Verlegenheit, in der wir uns hier mitten im Ozean auf einer unbekannten Insel befinden, und geben Sie uns noch ein wenig Auskunft. Mit was für Leuten haben wir es hier zu thun?

Michel. Mit Leuten, Herr, die mit den Zuständen in der alten Heimat durchaus unzufrieden waren, aber daran verzweifelten, sie zu bessern, und sich deshalb eines Tages auf ein Schiff setzten, das ihnen ein Menschenfreund zur Übersiedelung nach seinen Kolonien in den Tropen angeboten hatte. Unterwegs gelang es einem klugen Manne Namens Wolf, sie zu überzeugen, daß sie verkauft seien, aber ihr Glück machen und den ersehnten Idealstaat gründen könnten, wenn sie ihm folgten. Sie brachten die Mannschaft auf ihre Seite, nahmen dem Kapitän das Kommando ab und steuerten in den Ozean hinaus, ihr Neuland zu suchen. Sie fanden wirklich diese unbewohnte Insel und zerstörten das Schiff, um jede Möglichkeit der Rückkehr aufzuheben. Sie bauten Freistadt und gaben sich eine Verfassung durchaus nach den Grundsätzen des Zukunftsstaates der Weltweisen. Die Insel wurde für gemeinschaftliches Eigentum erklärt, Niemand sollte für sich irgend etwas besitzen dürfen, Jeder verpflichtet sein, für die Kommune nach Kräften zu arbeiten, und dafür erhalten, was er zum Leben brauchte, nicht weniger und nicht mehr. Mein und dein gab es nicht weiter, deshalb war auch das Geld überflüssig. Es wurden gemeinsame Wohn- und Arbeitsräume hergestellt, gemeinsame Küchen und Waschanstalten, gemeinsame Schlafgelasse. Die bestehenden Ehen waren aufgehoben, neue durften nicht eingegangen werden. Der Präsident giebt im Staatsinteresse die Paare auf Zeit zusammen. Die Kinder werden den Müttern bald nach der Geburt abgenommen und ohne Kennzeichen in gemeinsamen Kinderhäusern von den Frauen, die sich zu Nährmüttern eignen, oder künstlich mit der Flasche aufgezogen. Sie treten mit sechs Jahren unter Aufsicht des Pädagogen, der allen den gleichen Unterricht erteilt und ebenso dafür sorgt, daß die schwachen Schüler gefördert, als daß die besonders befähigten zurückgehalten werden, damit schließlich Jeder ungefähr gleich viel weiß. Haben sie ausgelernt, so werden sie den verschiedenen Vorarbeitern übergeben. Lohn erhält Niemand. Je blühender der Zustand der Republik wird, um so mehr mindert sich das Arbeitspensum des Einzelnen und mehrt sich sein Anteil an dem allgemeinen Wohlsein. Sie sehen, meine Herren, daß wir die glücklichsten Erdenbewohner — sein könnten.

Professor. Und Sie sind es nicht?

Michel. Verehrter Herr Professor, jedes Ding hat bekanntlich zwei Seiten und es giebt überall Menschen, die mit Vorliebe gerade immer die andere Seite sehen. Ich kenne auch hier solche, die heimlich räsonnieren: Was hilft mir die Gleichheit, wenn keiner was über das Notwendige hat, und was kaufe ich mir für die Freiheit, meine Aufseher wählen zu dürfen, wenn ich doch im Zuchthause eingesperrt bleibe? Die Brüderlichkeit ist allemal erfreulicher für den, der nimmt, als für den, der giebt. Ich bin auch nicht der Einzige, der für sich das Recht in Anspruch nimmt, nichts thun zu dürfen. So arbeitet die Maschine nicht immer ganz glatt, besonders da uns da Einer auf der Nase sitzt, der sich separiert hat und mit Weib und Kind auf die alte Facon selig werden will — da, hinter dem Zaun. Der erregt Neid.

Professor. Ich verstehe von den irdischen Dingen nicht viel, da ich mein Studium stets den oberen Luftregionen zugewendet habe, aber ich muß doch gestehen, daß ich nicht begreife, warum die Gesamtheit einen Zustand nicht ändert, der ihr nicht gefällt.

Luftschiffer. Da doch jeder Bürger Stimmrecht hat.

Michel. Ja, wie kommt's, daß ein Hund die ganze große Schafherde zusammenhält? W r haben einen Präsidenten — der versteht sein Handwerk.

Luftschiffer. Jener Herr Wolf?

Michel. Derselbe. Er wird immer wieder gewählt und befindet sich dabei recht wohl. Ich möchte behaupten, er ist der einzige, der sich ganz wohl fühlt.

Luftschiffer. Die Bürger können doch auch einen andern wählen.

Michel. Können — gewiß. Aber sie thun es nicht. Die Macht der Gewohnheit, Überredung, Einschüchterung, Schwachköpfigkeit — und er ist wirklich sehr rührig. Dabei ist seine rechte Hand ein Frauenzimmer Namens Laura, das sich in der Heimat als wütende Frauenrechtlerin aufgespielt hat und auf dieses Renommee hin nun hier dafür sorgt, daß die Weiber nicht rebellieren. Sie haben Stimmrecht und stimmen immer, wie's befohlen wird.

Professor. Höchst merkwürdig.

Michel. Durchaus nicht. Man braucht ihnen nur den roten Lappen „Unterdrückung der Frauenrechte" vorzuhalten, so gehen sie blind drauf los. — Nun aber hab' ich mich völlig wach geschwatzt und werde verurteilt sein, die Reden anzuhören, die auf diesem Platze gehalten zu werden pflegen.

Luftschiffer. Wenn ich nicht irre, kommen dort ein paar Leute, die uns etwas zu sagen haben.

Sechster Auftritt.

Peter und Paul (treten von der Stadt her auf: Peter trägt einen Stock, an den ein weißes Tuch gebunden ist.)

Peter. Seid uns gegrüßt, Fremdlinge!

Professor. Ergebensten Dank, meine Herren.

Paul. Sprecht Ihr unsere Sprache?

Luftschiffer. Wie Sie hören.

Paul. Wir fragen, wie wir beauftragt sind. Der Ballon ist von der Stadt aus bemerkt worden. Kein Neugieriger wurde herausgelassen, bevor von uns erkundet wäre, in welcher Absicht Ihr kommt.

Professor. Ich darf der Wahrheit gemäß versichern: in gar keiner. Das Vorhandensein und die Ursache gewisser Luftströmungen ist noch immer von der Wissenschaft nicht genügend festgestellt. So müssen wir denn Zufall nennen, was sicher Naturnotwendigkeit war. Aber es ist uns außerordentlich interessant —

Peter. Keine Schmeichelei, meine Herren. Wir müssen eine ganz bestimmte Antwort haben, ob Ihr in feindlicher oder in friedlicher Absicht kommt.

Luftschiffer. In der allerfriedlichsten. Wir wollen niemand etwas zu Leide thun.

Professor. O mein Himmel — wir! Es wird uns zu größtem Dank verpflichten, wenn man uns hier kurze Rast gönnt —

Luftschiffer. Und Proviant einzunehmen gestattet.

Paul. So sind wir beauftragt, Euch dem Präsidenten vorzuführen. Dort naht er schon.

Peter. Ich hoffe, er wird Euch ein Gastgeschenk bewilligen, wenn Ihr versprecht, sofort wieder in die Luft zu gehen. Denn wir wollen hier ganz unter uns sein und bleiben. (Sie führen die beiden Reisenden dem Hintergrunde zu.)

Michel. Wenn ich nun den Baum erkletterte und auf der Strickleiter in die Gondel stiege, könnte ich das Ankertau kappen und auf und davon fliegen. Aber das Klettern ist anstrengend, und die Luftreise hat ihre Gefahren. Wenn ich ins Wasser fiele, kann ich nicht einmal schwimmen, und es ist wahrscheinlich auch zu weit bis ans Land. Wer weiß schließlich, was er eintauscht. Alle Vernunftgründe sprechen dafür, daß ich mich nicht vom Flecke rühre. (Legt sich hin.) Ich bin vernünftig.

Siebenter Auftritt.

Von der Stadt her ist Präsident Wolf eingetreten mit einem Gefolge von Männern, darunter der Pädagog, der Anführer der Wache, Peter, Paul, Hinz, Kunz: ihm nach Laura mit weiblichem Gefolge, darunter Anna und Liese; der Präsident hat die beiden Reisenden begrüßt und mit ihnen gesprochen.

Wolf. Aufrichtig gesagt, es wäre uns lieber gewesen, Euer Fuß hätte diese Insel nicht betreten. Da dies aber nicht ungeschehen zu machen ist, so wollen wir Euch nicht hindern, sie zu besichtigen, damit Ihr melden könnt, Ihr hättet ein Land gefunden, in welchem die Zukunft bereits Gegenwart und die Theorie Praxis ist. Nur müßt Ihr versprechen, die Lage nicht zu verraten, denn wir wollen ungestört sein beim Werk der Vervollkommnung unserer Glückseligkeit in voller Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. (Zum Gefolge.) Habe ich Eure Meinung ausgesprochen, so bekräftigt sie durch ein lautvernehmliches freudiges Ja.

Alle. Ja.

Wolf. Ihr seht, wir sind einig. Liebe Laura, ich stelle Dir hier Herrn Professor Schulze und Herrn Ingenieur Müller vor. Versorge sie gütigst mit Speise und Trank. Laura, meine Herren, unsere große Mitbürgerin, der es eminent gelungen ist, alle Weiblichkeit abzuthun und sich zu voller Männlichkeit durchzuringen, die Lehrmeisterin unserer Frauen in der Beseitigung jeder Schwäche, die das weibliche Geschlecht zur Abhängigkeit von dem männlichen entwürdigen könnte, meine rechte Hand, meine Leuchte — ich würde auch sagen meine Flamme, wenn der Ausdruck nicht mißverständlich gedeutet werden könnte.

Laura. Quatsche nicht. Die Herren könnten glauben, daß ich gegen Schmeichelei nicht unempfindlich bin. Ich! — Du weißt, daß ich Eitelkeit zu den weiblichen Todsünden zähle, die ich am tiefsten verabscheue.

Wolf. Ich sage nur die Wahrheit. (Zu den Umstehenden.) Ist es Eure Meinung, daß ich nur die Wahrheit sage, so bekräftigt sie durch ein lautes und jubelndes Ja.

Alle. Ja!

Wolf. Wir sind einig. Den Dank des Volkes wirst Du nicht ablehnen können.

Laura (zu Schulze). Was sind Sie für ein Professor?

Professor. Der Meteorologie, meine Gnädige. Ich beabsichtige das Wetter auf tausend Jahre vor,

aus zu berechnen und die Menschheit dadurch wenigstens in dieser Richtung von dem Druck der Ungewißheit zu entlasten.

Laura (zu Mutter). Und Sie schiffen Luft?

Luftschiffer. Ich bin ernstlich bemüht, das lenkbare Luftschiff zu erfinden.

Laura. Sie haben es aber noch nicht.

Luftschiffer. Es fehlt nur eine Kleinigkeit.

Laura. Diese beiden Wolkenschieber sind uns ganz ungefährlich. Sie mögen unseren Verhandlungen beiwohnen.

Wolf. Du wolltest einen Antrag einbringen.

Laura. Ja. Im Interesse unserer weiblichen Mitbürger verlange ich dringend, daß endlich dem Unfug ein Ende gemacht werde, der hinter jenem Zaun getrieben wird. Es ist eine Schmach für unser Jahrhundert, daß es auf dieser Insel noch Menschen giebt, die in dem tiefsten Dunkel sittlicher Wahnvorstellungen irren. Leider wirken sie wie pestartige Krankheiten ansteckend auf empfängliche Organismen. Heute wieder hat, von dem bösen Beispiel angelockt, ein junger Mann mit einem noch unreifen Mädchen durchzugehen versucht, um eine sogenannte Ehe zu schließen. Etwas so Schandbares darf sich nicht wiederholen. (Sie sieht sich mit strengen Blicken um.) Es giebt auch unter unseren Frauen Schwächlinge — ich kenne sie wohl — die sehnsüchtig über den Zaun schielen. Der Zaun muß niedergerissen werden! (Bewegung in der Menge.)

Wolf (die Stimmung musternd). Hm — hm — ja . . . Allerdings, wenn gar nicht anders . . . . in diesem Falle —

Laura (herausfordernd). Nun?

Wolf. In diesem Falle muß man besonders vorsichtig sein. Friedel und Gustel sind nicht Bürger von Freistadt. Wir haben nach der Verfassung keine Gewalt über sie, und einer ihrer Artikel lautet: der Krieg ist abgeschafft.

Laura. Wir durften unsere verblendeten Nachbarn schonen, so lange sie sich nicht angreifend verhielten. Nun aber steht fest, daß ihr Wahnwitz über den Zaun hinaus wirkt. Wir befinden uns im Stande der Notwehr, die jede Verteidigung erlaubt und sogar befiehlt. Daher halte ich meinen Antrag aufrecht.

Wolf. Das wollte ich nur hören. Ich bin selbstverständlich ganz Deiner Meinung, wünschte sie aber begründet zu hören. Klopft also an den Zaun, Wächter der Ordnung, und ladet das verderbliche Paar zu einer Verhandlung vor. Ihr Andern aber schlagt hier die Rednerbühne auf und versammelt um dieselbe alles Volk. Macht schnell!

Achter Auftritt.

Es wird an den Zaun geklopft, worauf Friedel und Gustel auf der Erhöhung hinter demselben erscheinen. Aus herbeigetragenen Kisten wird gegenüber eine Tribüne hergestellt. Männer und Frauen sammeln sich um dieselbe.

Friedel. Wer stört unsere Ruhe?

Wolf. Das Volk von Freistadt.

Friedel. Mit dem haben wir nichts zu schaffen. Laßt uns in Frieden.

Wolf. Das erlauben leider die Umstände nicht. Hört, was wir Euch zu sagen haben, und antwortet verständig.

Friedel. Ein für alle Mal, wir wollen nichts hören.

Wolf. So wird ein Contumacialverfahren unvermeidlich werden, was ich bedauern müßte.

Friedel. Wir stehen nicht unter Eurer Gerichtsbarkeit.

Wolf. Verhandeln wir also von Macht zu Macht. (Er steigt auf die Rednerbühne.) Verehrte Mitbürger und Mitbürgerinnen, Volk von Freistadt! (Bravo!) Ich stehe hier nicht für mich, sondern als Euer gewählter Sprecher. (Bravo!) Ich bin nichts durch mich selbst, alles durch die Macht Eurer Stimmen. (Lebhaftes Bravo!) Ich repräsentiere Euren Gesamtwillen durch die Vollmacht, die Ihr mir erteilt habt, ihn zum Ausdruck zu bringen. Ist es Eure Meinung, daß ich gegen das Volkswohl handele, so setzt mich ab, ich werde dann als einfacher Bürger ebenso meine Pflicht zu thun bemüht sein, wie jetzt als Präsident: wenn Ihr Euch aber überzeugt, daß ich zum Besten rate, so stimmt mir zu.

Laura. Zur Sache!

Wolf. Zur Sache. Wir haben bisher großmütig einen Nachbar geduldet, der durch sein ganzes Verhalten dem Prinzip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Hohn spricht. (Bravo!) Es geschah in der Hoffnung, daß ihm mit der Zeit die Augen aufgehen würden, die Vernunft siegen müßte. Aber er verstockt sich immer mehr und mehr gegen die Erkenntnis des Besseren, des allein Wahren. Er wird eine Gefahr für uns und fordert uns zur Gegenwehr heraus. Wohlan! Führen wir eine offene Sprache, wie es freien Männern und Frauen geziemt! (Von den Frauen Bravo!) Erklären wir diese Insel für ein geschlossenes Gebiet, in dem nur eine Staatsform möglich ist. Im Namen der Humanität fordere ich Dich auf, freiwillig die Schranken niederzuwerfen, die Du um Deinen Besitz gezogen hast, Dein Haus zu verbrennen, Dein Feld uns als Gemeingut zu übergeben, Dich in die Schaar der Bürger von Freistadt einzureihen, Dein Weib der Segnungen unserer Verfassung teilhaft zu machen und Deinem Kinde ein menschenwürdiges Dasein zu sichern. Willst Du das, so sprich Ja, und wir werden Euch mit brüderlicher und schwesterlicher Liebe aufnehmen. (Händeklatschen.)

Friedel. Nein, nein und aber nein!

Präsident. So erteile ich der Bürgerin Laura das Wort zur Anklage. (Er steigt hinab.) Mag es euch nicht gereuen!

Laura (besteigt die Rednerbühne, mit lebhaften Hochs begrüßt.) Mitbürgerinnen, Mitbürger! Ich danke Euch für

das Vertrauen, das Euer Zuruf ausspricht. Hört und entscheidet, ob ich es verdiene. Unsere Nachbarn sind mir für ihre Person höchst gleichgiltig, so gleichgiltig, als alle die vielen Millionen unglücklicher Schwachköpfe auf der Erde, die ein Sklavenleben führen, weil sie nicht den Mut haben, ihre Ketten zu brechen. Sie sind eben für uns, die wir uns zur Freiheit durchgerungen haben, die Repräsentanten der absterbenden Knechtswelt, und als solche hasse und verabscheue ich sie wie alles Verderbliche. (Schwaches Bravo bei den Frauen. Von anderer Seite: St! ausreden lassen!) Mitbürgerinnen, Mitbürger! Es kann kein Zweifel sein, daß die Erde allen Menschen gleich zur Wohn- und Nährstätte angewiesen worden, und daß daher jener Mensch, der zuerst aus niederträchtiger Selbstsucht einen Teil für sich abgrenzte und in Besitz nahm, ein Räuber am Gemeingut war. So auch ist jeder ein Räuber, der ihm in so bösem Thun nachfolgt. Und deshalb falle der Zaun, der ein Symbol unleidlicher Eigenmacht ist. (Lebhaftes Bravo.) Es darf uns aber auch die sogenannte eheliche Verbindung dieser Beiden nicht weiter ein Ärgernis geben. Die Ehe ist von Grund aus unsittlich. Sie sanktioniert den tierischen Trieb und stärkt den allerunsinnigsten Aberglauben an eine dem Herzen innewohnende Eigenschaft der sogenannten Liebe, welche in Wahrheit das Gefühl der Brüderlichkeit unterdrückt. Sie begründet ein Herrschaftsverhältnis des Mannes über das Weib und ist deshalb eine Schmach für den duldenden Teil. Leiden wir es nicht länger, daß die Unsittlichkeit in unserem Machtbereich Orgien feiert! (Sie sieht sich im Kreise um.) Ruft niemand Bravo? Ich verlange von jedem weiblichen Wesen, das sich selbst achtet, kräftige Zustimmung. (Es wird schwach geklatscht und Bravo gerufen.) Mitbürgerinnen, Mitbürger! Es ist nun einmal ein Mangel der Schöpfung, daß nur das Weib Kinder zur Welt bringt. (Seufzen.) Wir können gegen dieses Naturgesetz leider nichts thun. Soll das Menschengeschlecht nicht aussterben, so müssen wir Frauen auch in dem vollkommensten Staate diese Leistung auf uns nehmen. Aber sie soll als eine Staatspflicht anerkannt sein, nicht als ein Sklavendienst. Nicht der Mutter gehöre das Kind, sondern der Gemeinde. Nicht durch Affenliebe entwürdige sich die Frau! Nicht dem Zufall der Geburt sei die Erziehung des Kindes preisgegeben! Fort mit der Familie, dieser Brutstätte des Eigennutzes! Nur nach Tilgung jeder Spur der Verwandtschaft kann das Gefühl der Gleichheit und Brüderlichkeit volle Stärke gewinnen. Daher heraus mit dem Kinde! Es gehört uns Allen, wir Alle gehören ihm. Ich habe gesprochen. (Steigt hinab.)

Wolf. Bravo! (dringlicher) Bravo! (Steigt auf die Rednerbühne.) Dekretieren wir der Rednerin den Dank der Welt, welche unser Vaterland ist. Erhebt die Hände! (Es geschieht zögernd.) Und nun Ihr da —! Seid Ihr von der Verwerflichkeit Eures Widerstandes überzeugt worden? Noch ist Euer Entschluß frei.

Friedel. Wir haben von der Insel nicht mehr genommen, als den Teil, der uns nach der Kopfzahl zukam. Unsere Arbeit hat ihn zu unserm Eigen gemacht, und unser Recht ist's, ihn ausschließlich zu nutzen. Wie viel klüger wäret ihr gewesen, wenn auch ihr geteilt und jedem ein Feld des Fleißes und der eigenen Sorge angewiesen hättet! Längst schon nicht nur das Notwendige hätte die Insel im Wetteifer der Kräfte getragen. Wir sind die Freien, Ihr seid die Sklaven einiger Herrschbegieriger und Gewissenloser. (Zurufe: Oho! Frechheit! Wen meint er? Laßt ihn sprechen. Ruhe!)

Wolf. Er mißachtet das allgemeine Stimmrecht.

Friedel. Ihr erzielt nimmermehr eine vollkommene Gleichheit. Denn es giebt Kluge und Dumme, wird sie stets geben, und die Klugen werden allemal die Stimmen der Dummen haben. (Zurufe: Oho! Unerhört! Wer sind die Dummen?)

Laura. Er beleidigt die Majorität! (Zurufe: Laßt ihn reden! Hört, hört! Pfui! Still da!)

Friedel. Daß Ihr Euch nach Abschaffung der Ehe wohl fühlt, glaube ich nicht einmal den Männern. Die Frauen fühlen im Innersten die Schmach, die das Gesetz ihnen anthut, und fügen sich nur, um nicht als das schwache Geschlecht zu gelten. Sie sehnen sich danach, frei den Lebensgenossen zu wählen, mit dem sie Arbeit und Genuß, Freude und Sorge teilen.

Laura (zu den Frauen). Duldet Ihr diesen Schimpf? (Die Frauen schweigen, nur einzelne rufen: nein, nein!) Jammerseelen, Waschlappen!

Friedel. Dieses mein Weib ist mir über Alles teuer, mein bester Freund und Berater, mein ganzes Glück!

Gustel (schmiegt sich an ihn). Mein lieber, guter Mann!

Laura (sieht fort). Empörend!

Friedel. Und diesen meinen Sohn will ich mit der Mutter Hilfe erziehen zu einem freien und selbstbewußten Menschen, der an sich Freude haben und der Welt nach seiner Einsicht nützen soll. Er soll seiner Eltern Liebe nicht missen.

Wolf. So zwingt Ihr uns zur Gewalt. Mitbürger, Mitbürgerinnen! Der Worte sind genug gewechselt, wie ein allerdings antediluvialer Dichter sagt, laßt uns zur Abstimmung schreiten. Wer dafür ist, daß wir den Zaun brechen, der hebe die Hand auf. Ich erwarte, daß Keiner zurückbleibt. (Einige heben die Hand auf.) Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden? Ich sage, wer den Zaun brechen will, der hebe die Hand auf. (Noch einige Hände erheben sich.)

Laura (zu den Frauen). Die Hände hoch! Ich verbitte mir jede Zaghaftigkeit. (Die Frauen erheben die Hände.)

Wolf. Es ist die Majorität.

(Fortsetzung folgt.)



Berlin 1858—1870.

Erinnerungen von Max Ring.

II.

Die Theater.

(Schluß.)

Der große Magnet des plötzlich in die Mode gekommenen Victoria-Theaters war eine bisher gänzlich unbekannte Schauspielerin, die später so berühmt gewordene Charlotte Wolter. Als dieselbe nach Berlin kam und zuerst als „Isaura" in der „Schule des Lebens" von Raupach auftrat, blieb sie von dem Publikum und auch von der Kritik fast unbeachtet. Ich selbst war jedoch sogleich von ihrer interessanten Erscheinung, von dem echt tragischen Ton ihrer Stimme und besonders von der Natürlichkeit ihres Spiels so angenehm überrascht, daß ich zu meiner neben mir sitzenden Frau, welcher die Debütantin ebenfalls nicht auffiel, äußerte: „Das ist ein Talent; sie hat nichts zu verlernen, sondern nur noch zu lernen, um mit der Zeit eine bedeutende Schauspielerin, vielleicht eine Künstlerin ersten Ranges zu werden." In diesem Sinne schrieb ich auch über die Wolter meinen Bericht für die „Vossische Zeitung" und machte auf die frische Kraft wiederholt aufmerksam, ohne jedoch Gehör und Glauben zu finden. Erst in einem nach dem Französischen von Hermann Hersch bearbeiteten Schauspiel, worin die Wolter die Rolle einer armen verwaisten Näherin gab, errang ihr unter Heins Leitung sich immer bedeutender entwickelndes Talent den ersten durchschlagenden Erfolg. Einen wahrhaften Triumph aber feierte sie als „Hermione" in Shakespeares „Wintermärchen", worin sie mit einem kühnen Schritt sich zu der Höhe einer großen tragischen Künstlerin aufschwang und eine begeisterte Aufnahme fand.

Kurz darauf sprach ich den Generalintendanten von Hülsen und machte ihn auf das große Talent in seiner Nähe aufmerksam, um ihn zu einem Engagement der jungen Künstlerin zu veranlassen, welche damals noch unter sehr billigen Bedingungen für die Hofbühne zu gewinnen war. Infolge meiner dringenden Vorstellungen und Empfehlungen beauftragte Herr von Hülsen den mir befreundeten Direktor Düringer, die Wolter im „Wintermärchen" zu sehen und ihm über den empfangenen Eindruck zu berichten. Als ich nach einigen Tagen wieder anfragte, sagte mir Herr von Hülsen, daß er zwar nicht abgeneigt sei, Fräulein Wolter zu engagieren, aber Bedenken trage, eine Schauspielerin von einem Theater zweiten Ranges in Berlin der königlichen Bühne zuzuführen; weshalb er ihr rate, für einige Zeit an einem andern Hoftheater zuvor aufzutreten und sich erst dann wieder bei ihm zu melden. Minder bedenklich, schloß der rührige und tüchtige Direktor Maurice mit der Künstlerin ab und entführte sie nach Hamburg, wo sie Laube sah und sogleich für das Wiener Burgtheater engagierte. Als ich später Laube mit seiner Frau zufällig in der Schweiz, im Stachelberger Bade, traf und mit ihm über die Wolter sprach, erzählte er mir, daß auch er die Künstlerin zuerst als junge Anfängerin auf einem Wiener Vorstadttheater in einer unbedeutenden Rolle gesehen, dasselbe Urteil, wie ich über sie gefällt, aber sie, durch andere Eindrücke abgezogen, vergessen habe, bis er sie in Hamburg wiedergesehen. Da ich ihm auch meine gescheiterten Unterhandlungen und die Bedenken des Herrn von Hülsen mitteilte, bemerkte er in seiner drastischen Weise: „Eine gute Schauspielerin nehme ich, wo ich sie finde, und hole sie mir selbst vom Galgen."

Die Anwesenheit der Wolter und das gute Ensemble des Victoria-Theaters ermunterte mich zu einem dramatischen Versuch; ich schrieb das Volksschauspiel „Stein und Blücher", dessen Aufführung jedoch auf unerwartete Hindernisse stieß, indem das Stück trotz seines patriotischen Inhalts aus Rücksicht auf die französische Regierung oder vielmehr auf den damals noch allgemein gefürchteten Neffen des ersten Napoleon von der ängstlichen Theaterzensur beanstandet und verboten wurde. Da alle meine Vorstellungen bei dem Polizeipräsidenten von Zedlitz, dem Nachfolger Hinckeldeys, fruchtlos blieben, beschwerte ich mich bei dem liberalen Minister der neuen Ära, Grafen Schwerin, der mir auch ein freundliches Gehör schenkte und mich an den als Tunnelbruder mir wohlgesinnten Geheimrat Ribbeck wies. Nachdem ich einige besonders von der Zensur beanstandete, aber gänzlich unschuldige Reden geopfert hatte, wurde das Schauspiel freigegeben und auch mit Beifall aufgeführt. Nichtsdestoweniger konnte ich mich nicht eines bitteren Gefühls bei dem Gedanken erwehren, wie schwer und undankbar für den deutschen Dichter

die Behandlung patriotischer Stoffe ist, wogegen in Frankreich jedes derartige Streben sowohl bei der Regierung, wie bei dem Publikum die größte Teilnahme und Anerkennung findet.

Eine ähnliche Erfahrung sollte ich zum zweiten Male an meinem ebenfalls im Victoria-Theater aufgeführten Drama „Ein deutsches Königshaus" machen, worin ich den Kampf der kleinen deutschen Fürsten gegen die Reichsgewalt unter Otto I. darzustellen suchte. Die Hauptrolle gab der frühere Hofschauspieler Hermann Hendrichs, der letzte Romantiker des deutschen Theaters. Wie Wilhelm Kunst war auch Hendrichs von der Natur zum Helden und Liebhaber geschaffen; eine prächtige Figur, mehr regelmäßig schöne als interessante Züge und ein wohlklingendes, sich sanft einschmeichelndes Organ. Mit diesen äußeren Vorzügen verband er noch eine gewisse vornehme Grazie, eine große Innigkeit und Wärme der Empfindung und eine leicht bewegte Phantasie. Dagegen fehlte ihm das eigentlich Charakteristische der Kunst, die Vertiefung in seine Aufgabe, die hinreißende Gewalt der dämonischen Leidenschaft. Sein ganzes Wesen war mehr lyrisch als dramatisch, mit einer nach und nach immer stärker hervortretenden Neigung zum Sentimentalen, Süßlichen, Gezierten, nicht frei von Affektion und Manier, aber immer schön, anmutig und poetisch.

Lange Jahre war Hendrichs der Liebling des Publikums und entzückte in seinen Glanzrollen als „Wetter von Strahl" im „Käthchen von Heilbronn", als „Essex", „Struensee" und „Don Cäsar", besonders aber in dem von Frau Birch-Pfeiffer ihm auf den Leib geschriebenen Romanhelden, als „Lord Rochester" in der „Waise von Lowood" die Herzen der jungen Damen, aller Backfische. Einen großen Triumph feierte der Künstler bei den von Dingelstedt veranstalteten Mustervorstellungen in München, wo er neben Emil Devrient, Theodor Döring, Friedrich Haase, Anschütz und Marie Seebach die verdiente Anerkennung fand. Unter dem entnervenden Einfluß der Birch-Pfeiffer jedoch immer mehr verflacht und dem modernen Virtuosentum verfallen, büßte Hendrichs mit der Zeit den ihm eigenen jugendlich romantischen Zauber ein, ohne seine hohen Ansprüche darum aufzugeben. Mißmutig nahm er wegen einer vermeintlichen Zurücksetzung seinen Abschied von der königlichen Bühne und ging wie Dawison zu einem Gastspiel nach Amerika, von dem er jedoch enttäuscht zurückkehrte. Bald darauf besuchte er mich, um mich für das Victoria-Theater zu gewinnen, das er von dem Besitzer gepachtet und zu einer Musteranstalt erheben wollte, wobei er auf meine Beihülfe rechnete. Sein unerwarteter Tod zerstörte jedoch alle diese Aussichten und Pläne.

III.
In Karlsbad.

Auch ich war auf einer Reise nach Tirol und Italien so schwer erkrankt, daß die Ärzte an meinem Aufkommen zweifelten und ich für längere Zeit meine gewohnte Thätigkeit aufgeben mußte. Nur dem Scharfblick und der Kunst des genialen Chirurgen Langenbeck und der unermüdlichen Pflege meiner Angehörigen verdankte ich die Erhaltung meines Lebens. Zur Wiederherstellung meiner angegriffenen Gesundheit besuchte ich mehrere Jahre nach einander die Heilquellen von Karlsbad, die an mir ihre Wunderkraft erprobten. Trotzdem meine Leiden mir besonders in der ersten Zeit die größte Schonung auferlegten, fehlte es mir nicht im Bade an interessanten Bekanntschaften und Erlebnissen. Im Jahre 1864, nach dem glücklich beendeten Feldzug gegen Dänemark, fand in Karlsbad die denkwürdige Zusammenkunft zwischen unserem König Wilhelm und dem Kaiser Franz Josef von Österreich statt, der ich als Zuschauer beiwohnte. Der ganze Ort befand sich in der freudigsten Aufregung und bot mit seinen bekränzten und beflaggten Häusern einen prächtigen Anblick. Besonders zauberhaft war die Wirkung der Illumination und eines großartigen Fackelzugs, der sich unter den Klängen der Musik wie eine feurige Riesenschlange von den Bergen herab malerisch durch die hell erleuchteten Straßen wand, während rings auf allen Höhen die angezündeten Holzstöße aufflammten und die dunkle Nacht in lichten Tag verwandelten. Hand in Hand erblickte man die beiden Monarchen, den jugendlich ritterlichen Franz Joseph und den trotz seines Alters noch immer stattlichen König Wilhelm, der durch seine herablassende Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit alle Herzen eroberte. Arm in Arm schritt auch Herr von Bismarck hoch und stramm neben dem kleinen schmächtigen Grafen Rechberg im vertraulichen Gespräch über die alte Wiese. Überall sah man vergnügte Gesichter; einträchtig verkehrten preußische Geheimräte und österreichische Hofräte, mischten sich weiße mit blauen Uniformen. Niemand ahnte den nahe bevorstehenden Bruch oder achtete auf die am politischen Horizont aufsteigenden Wolken, welche sich bald so furchtbar über die friedlichen Berge und Thäler entladen sollten.

Unter den zahlreichen, mehr oder minder interessanten Kurgästen begrüßte ich in Karlsbad vor allen Heinrich Laube, der regelmäßig Jahr für Jahr Karlsbad besuchte und durch seine originelle Erscheinung, durch sein gelbes Gesicht, den erbsenfarbigen Sommerpaletot und den hohen weißen Cylinder auffiel. Gewöhnlich pflegte er nach Tisch vor dem „Elephanten" auf der alten Wiese seinen Nachmittagskaffee einzunehmen, dazu seine Cigarren zu rauchen und die Zeitungen zu lesen, oder sich mit Bekannten zu unterhalten. So freundlich und selbst

liebenswürdig Laube bei guter Laune war, so barsch und grob konnte er gegen zudringliche Fremde sein, wovon ich öfters Zeuge war. Als ihn einmal ein unbekannter Herr in meiner Gegenwart mit den Worten ansprach: „Erlauben Sie, Herr Direktor, daß ich mich Ihnen vorstelle," sah ihn Laube mit bärbeißiger Miene an und schnauzte ihn wütend an: „Ich erlaube nicht."

Da ich mit Laube wegen der Aufführung meines von ihm angenommenen Lustspiels „Unsere Freunde" im Briefwechsel gestanden und zu ihm als Landsmann vielfache Beziehungen hatte, konnte ich mich über seine „göttliche" Grobheit nicht beklagen, die er nur wie ein borstiger Igel gegen ihm lästige Menschen hervorkehrte, um sich ihrer zu erwehren. Sein barsches Wesen erschien mir nur wie eine Maske, eine Art Renommisterei aus der Studentenzeit, da er selbst in späteren Jahren eine gewisse Burschikosität nicht verleugnen konnte und gewissermaßen immer noch auf Mensur stand. Unter der rauhen Außenseite verbarg sich seine echt schlesische Gemütlichkeit, die immer wieder unwillkürlich hervorbrach. Gern sprach er mit mir von der Heimat, von seiner Studentenzeit und von unsern gemeinschaftlichen Bekannten, Varnhagen von Ense, dem Fürsten Pückler und Frau Leocadie von Nimptsch, in deren Hause er einige Zeit als Erzieher gelebt hatte. Unter anderm erzählte er mir, wie er in Breslau auf der Universität als vorzüglicher Schläger bekannt, Fechtstunden gegeben, um sein Leben zu fristen, und wie die akademische Behörde ihm die Stelle eines Fechtlehrers angeboten, nachdem er im Hotel de Pologne einen französischen Fechtmeister, der jedermänniglich zu einem öffentlichen Waffengang herausforderte, eine „lange Halle'sche Sekonde" versetzt und gründlich abgeführt hatte. Zum Glück regte sich sein litterarisches Gewissen und er lehnte das verlockende Anerbieten ab. Statt Fechtleh.er an der Universität wurde Laube Schriftsteller; er gab eine Zeitschrift unter dem vielversprechenden Namen „Aurora" heraus und schrieb, durch die Anwesenheit Paganinis in Breslau veranlaßt, einen Schwank „Zaganini" und später ein durchgefallenes Trauerspiel „Gustav Adolph". Wie man mir in Breslau erzählt hatte, soll Laube in seinem eigenen Stück mitgezischt und deshalb mit einem gemütlichen und weniger kritischen Wurstmacher Händel bekommen haben. Als ich ihm die lustige Geschichte erzählte, leugnete er zwar die Thatsache, aber sein schalkhaftes Lachen verriet mir, daß etwas daran gewesen sein mußte.

Auch über seinen Aufenthalt bei dem Fürsten Pückler in Muskau, wo er wegen seiner Beteiligung an der Burschenschaft eine längere Freiheitsstrafe verbüßte, machte er mir interessante Mitteilungen. Sein Gefängnis war der grüne Wald und sein Kerkermeister ein fürstlicher Förster, mit dem er auf die Jagd ging und manchen Hirsch oder Fuchs schoß. Außerdem war er so glücklich, daß seine junge Frau, die Mutter des Reichstagsabgeordneten Hänel, seine keineswegs strenge Haft teilen und ihm Gesellschaft leisten durfte. Mit der Zeit wurde Laube ein passionierter Jäger und schrieb sein „Jagdbrevier", das er seinem Begleiter und Lehrer in der edlen Waidmannskunst widmete. Seine Bilder aus dem Tierleben, besonders sein „Freund Reinecke", sind wahre Kabinetsstücke der feinsten Charakteristik und Beobachtung der Tierseele. Vor allem aber blieb Laube seiner Liebe, der dramatischen Muse, treu bis in den Tod. „Das Theater," schrieb der fast Siebzigjährige, „ist und bleibt die populärste, wirksamste Kunst. Keine andere kann uns soviel bieten. Es ist immer des Schweißes der Edlen wert, sich darum zu bemühen, es zu bereichern und zu erhöhen."

Sobald er vom Theater mit mir sprach, ging ihm das Herz auf; leuchteten seine dunklen feurigen Augen, rötete sich das gelbe, grade nicht allzu schöne, aber geistvolle Gesicht. Die Bühne war seine Geliebte, die ihn beglückte und quälte, von der er entzückt war und die er zuweilen verwünschte, nur um sich bald wieder mit ihr zu versöhnen. Wenn ich das Thema berührte, war er unerschöpflich, voll der feinsten und geistreichsten Bemerkungen über dramatische Schriftsteller, Stücke und Schauspieler; der geborene Regisseur, der wie kein Zweiter das Theater kannte und die Kunst der Inscenierung verstand. Laube begnügte sich nicht damit, ein Stück zusammenzustreichen und einzurichten, den Schauspielern ihre Stellung anzuweisen, eine falsche Betonung, einen unrichtigen Ausdruck zu verbessern. Er machte sich gewissermaßen zum Mitarbeiter des Dichters, schlug, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, wesentliche Veränderungen ganzer Scenen und Aktschlüsse vor, ließ sich keine Mühe verdrießen, schrieb oft vier Seiten lange Briefe, um den Verfasser von der Notwendigkeit einer Abkürzung zu überzeugen, gab ausführliche Berichte über die Aufführung und sprach mitunter grob, aber immer ehrlich und offen sein Urteil aus. Ebenso und noch strenger behandelte er seine Schauspieler mit einer ihre Eitelkeit oft tief verletzenden Rücksichtslosigkeit, doch stets zu ihrem eigenen Besten. Er schulte, bildete und erzog junge Talente zu wirklichen Künstlern und war der vorzüglichste Lehrmeister, mit einem wunderbaren Instinkt für jede schauspielerische Kraft begabt und immer auf der Jagd nach frischen Elementen.

Durch und durch praktisch und realistisch, war Laube stets zuerst auf die Bühnenwirkung bedacht, der er bis zur Übertreibung und nicht selten auf Kosten des poetischen Gehalts huldigte. Die schöne Sprache galt ihm wenig, die dramatische Form fast alles. Daher seine ihm häufig mit Recht vorgeworfene Vorliebe für die geschickten, der theatralischen Mache kundigen Franzosen, seine Abneigung gegen die deutschen Gedankendramen und Jambentragödien, wodurch er sich manche litterarische Feindschaft zuzog.

Bewunderungswürdig war auch seine Arbeitskraft und Schaffenslust; während er die angreifende Kur in Karlsbad gebrauchte, schrieb er täglich mehrere Stunden an seinem großen Roman „Der Deutsche Krieg", der später in der „Neuen Freien Presse" erschien, und trug sich außerdem noch mit verschiedenen dramatischen Entwürfen, die er in Wien auszuführen gedachte. Dabei behielt er noch Zeit zu einer ausgebreiteten Korrespondenz und zum Lesen neuer, ihm zur Beurteilung zugeschickter Stücke.

Außer mit Laube verkehrte ich in Karlsbad vorzugsweise mit dem bekannten, leider zu früh gestorbenen Professor der Physiologie Czermak aus Leipzig, dem berühmten Erfinder des Kehlkopfspiegels, durch dessen Anwendung erst eine wissenschaftliche Behandlung der Kehlkopfkrankheiten ermöglicht wurde. Obgleich von Geburt Tscheche, war Czermak seiner Bildung und seinem Charakter nach ganz deutsch; ein schöner geistvoller Mann, der mit dem reichen Wissen des Gelehrten die feinsten gesellschaftlichen Formen verband. Von seinem großen, aus seiner Heirat mit einer der reichsten Erbinnen in Prag stammenden Vermögen machte er den edelsten Gebrauch, indem er auf seine Kosten mit einem Aufwande von vielen Tausenden in Leipzig ein physiologisches Auditorium erbaute und mit kostbaren, zum Teil von ihm angegebenen Apparaten ausstattete, das er in seinem Testament der Stadt Leipzig hinterließ.

Mit dem ebenso bedeutenden als liebenswürdigen Gelehrten, der an einem unheilbaren Übel litt, nahm ich gewöhnlich unter den schattigen Bäumen des Posthofs, einer beliebten Restauration in der Nähe von Karlsbad, mein Frühstück ein, in Gesellschaft einiger anmutiger Frauen und interessanter Männer, darunter dem früheren Landtagsmarschall von Livland, Herrn von Oettingen, dessen Bruder, Professor der Physik in Dorpat, dem Kunsthistoriker Lübke u. s. w. Dieses Frühstück war ein wirkliches Symposion der Geister, wobei mit heiteren Scherzen ernste Gespräche über Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur abwechselten. Bald wurde das Wesen des Hypnotismus erörtert, bald über Schopenhauer und Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" gestritten. Zuweilen veranstaltete Czermak ein ausgesuchtes Diner, das er durch geistreiche Toaste und Gedichte auf alle Anwesenden, unter denen sich auch Laube öfters befand, zu würzen verstand.

Dann und wann machten wir auch weitere Ausflüge in der schönen Umgebung von Karlsbad. So statteten wir beide eines Tages einem alten erblindeten Professor der Kinderheilkunde und kaiserlichen Leibarzt einen Besuch auf seinem entlegenen Gute ab, wohin sich der würdige Kollege wegen seiner Erblindung zurückgezogen hatte. Er bewohnte ein früheres Kloster, dessen Hirt sein Vater gewesen war. Wie er uns erzählte, hatte er lediglich aus Pietät das alte verfallene Kloster mit allem Zubehör bei der Subhastation erstanden, um einmal daselbst sein Leben zu beschließen. Als der Erblindete wegen seines Leidens seine Stelle niederlegte und seinen Vorsatz ausführte, erklärte sich sein bester Freund, der ebenfalls ein alter Junggeselle war, bereit, ihn zu begleiten und die Einsamkeit mit ihm zu teilen. Aber der verwöhnte Großstädter hielt es auf dem Lande, fern von Wien und von jeder Gesellschaft so gut wie abgeschnitten, kaum den Winter aus und kehrte bald nach seinem geliebten Wien zurück. Gleich darauf reiste der Blinde nach Prag, um daselbst einen berühmten Augenarzt zu konsultieren und zugleich eine für ihn geeignete Wirtschafterin zu engagieren, welche er jedoch nicht sogleich fand, da Niemand ihm nach dem abgelegenen, wegen seiner Verlassenheit verrufenen Kloster folgen wollte. Als er einer mit ihm befreundeten Familie, der er als Hausarzt das Leben des schwer erkrankten Vaters erhalten hatte, seine Not und Verlegenheit klagte, machte ihm die älteste Tochter, ein schönes, wohlhabendes und noch junges Mädchen von freien Stücken das Anerbieten, ihn als Wirtschafterin zu begleiten. Überrascht, glaubte er anfänglich, daß sie nur mit ihm scherzte; da er sich aber überzeugte, daß es ihr vollkommen Ernst sei, ihm ein so großes Opfer zu bringen, so hielt er bei den Eltern um die Hand des anmutigen Mädchens an. Beglückt durch die Neigung der reizenden Frau, welche mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung ihr Leben seiner Pflege widmete und ihm das alte einsame Kloster in ein kleines behagliches Paradies verwandelte, pries uns der Blinde sein wunderbares Geschick. Wir aber tranken in einem Glase echten Tokaier, ein Geschenk der kaiserlichen Familie, auf das Wohl unserer Wirte und ließen vor allem die Frauenliebe leben, welche sich in diesem Fall treuer und aufopferungsfähiger als die Männerfreundschaft erwiesen hatte.

Mit Czermak blieb ich auch nach meiner Trennung von ihm in dauernder Verbindung und in Briefwechsel, wozu hauptsächlich der Umstand beitrug, daß Geheimrat Frerichs in Berlin, mit dem ich gelegentlich über den berühmten Physiologen sprach, gegen mich privatim den Wunsch äußerte, denselben für die Berliner Universität zu gewinnen. Die deshalb von mir angeknüpften Verhandlungen scheiterten jedoch daran, daß Czermak wegen seines physiologischen Auditoriums Leipzig nicht verlassen konnte, so gern er auch nach Berlin gekommen wäre. Außerdem nahm seine heimtückische Krankheit bald eine so gefährliche Wendung, daß er unter diesen Umständen nicht mehr an einen so wichtigen Wechsel seines Aufenthalts denken konnte. Kurze Zeit darauf starb der treffliche Gelehrte in kräftigem Mannesalter, betrauert von der wissenschaftlichen Welt und noch mehr von seinen Freunden, denen seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte unvergeßlich bleiben wird.

IV.

Eisenach und Berlin.

Unterdessen erholte ich mich, wenn auch nur langsam und schwer, von meinen Leiden, die fast vier Jahre anhielten. In dieser trüben Zeit bewährte sich die Treue und Teilnahme meiner Freunde, die mir vielfach Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben, mir hilfreich zur Seite standen und mir in meiner Zurückgezogenheit Gesellschaft leisteten, da ich oft Wochen lang das Zimmer nicht verlassen durfte. So manchen Abend erheiterte mir Otto Lindner durch seine geistvollen Gespräche und sein ausgezeichnetes Klavierspiel, indem er mich mit einer Sonate von Beethoven oder mit einer seiner eigenen freien Phantasien erfreute. Auch Schulze-Delitzsch kam, so oft es seine Zeit erlaubte, und brachte mir die neuesten Nachrichten aus dem Abgeordnetenhause, in dem damals der Militär-Konflikt mit beklagenswerter Heftigkeit auftauchte und zu ernsten Befürchtungen Veranlassung gab. Ich teilte nur zu sehr die allgemeine Aufregung und sah mit besorgten Blicken in die düstere Zukunft, von der dreifachen Last der Krankheit, der Sorge um meine Familie und der allgemeinen politischen Unzufriedenheit niedergedrückt.

In dieser traurigen Lage lernte ich von Neuem den Segen der Arbeit kennen, als sich mein Zustand zum Glück so weit gebessert hatte, daß ich wenigstens einige Stunden des Tages wieder an meinem Schreibtisch sitzen konnte. Noch immer unter heftigen Schmerzen und wiederholten Rückfällen redigierte ich den „Volksgarten" und beschäftigte mich daneben mit einem Roman für die „Neue Freie Presse" in Wien, den ich dem Herausgeber des Blattes, Max Friedländer, bei einem Besuche, den er mir machte, versprochen hatte. Die lange unfreiwillige Muße und Enthaltung von jeder größeren Arbeit wirkte so vorteilhaft auf mich, daß mir nie ein Werk schneller und leichter von der Hand ging als dieser Roman „Ein verlorenes Geschlecht", der von dem Publikum und der Kritik sehr freundlich aufgenommen und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Je länger ich an meinem Buch schrieb, desto wohler fühlte ich mich und als ich die letzten Bogen abschickte, fühlte ich mich ganz genesen, wenn auch von den langen Leiden noch etwas angegriffen.

Während ich so beschäftigt war und mich meiner wieder gewonnenen Gesundheit freute, verfinsterte sich der politische Horizont immer mehr. Im Innern drohte ein Verfassungs-Konflikt und nach Außen der fast unvermeidliche Bruch mit Österreich. Die Aufregung in Berlin war auf das Höchste gestiegen; meine besten Freunde, Lindner und Schulze-Delitzsch, waren in der Opposition gegen die Regierung und gegen den von dieser geplanten Krieg, dessen traurige Notwendigkeit ich jedoch erkannte und verteidigte. Mit schwerem geteilten Herzen ging ich eines Tages nach der Mobilmachungsordre im Tiergarten mit meiner Frau spazieren, von düsteren Gedanken erfüllt, als ich einem jungen Soldaten vom Kaiser Franz-Regiment begegnete, der mich um Feuer für seine Cigarre ersuchte. Auf meine Frage, wann sein Regiment ausrücken würde, erwiderte er: „Wir marschieren morgen." Als ich darauf weiter fragte, ob er gern in den Krieg ginge, versetzte er ernst: „Das gerade nicht, aber schießen werden wir doch." Diese Antwort, in der sich sowohl die augenblickliche Stimmung wie das unerschütterliche Pflichtgefühl des preußischen Volkes offen aussprach, erschien mir wie eine Bürgschaft künftiger Siege und belebte mein gesunkenes Vertrauen.

Zur selben Zeit wurde die silberne Hochzeit meines Bruders gefeiert, zu deren Feier ich nach Breslau reiste. Auf dem Wege dahin wurde ich Zeuge der patriotischen Begeisterung, welche sich besonders in dem vom Feinde zunächst bedrohten Schlesien zeigte. Vor allem aber imponierte mir die zuversichtliche, aber bescheidene Haltung einiger Offiziere, mit denen ich in demselben Eisenbahncoupé fuhr. Sie hatten zum Teil den letzten Feldzug gegen Dänemark mitgemacht und sprachen mit großer Achtung von der militärischen Tüchtigkeit und Tapferkeit ihrer früheren Verbündeten. Dagegen herrschte im österreichischen Lager eine bewunderungswürdige Überhebung und Siegesgewißheit, von der ich eine seltsame Probe erhielt. Die Tochter eines meiner Freunde, welche an einen österreichischen Offizier verheiratet war, hielt sich gerade während der Kriegserklärung zu Besuch bei ihren Eltern in Berlin auf. In ihrer Verlegenheit wendete sie sich an die österreichische Gesandtschaft, um sich Rat wegen ihres Verhaltens zu erbitten. Da der Gesandte bereits Berlin verlassen hatte, erteilte ihr der zur Erledigung der notwendigsten Geschäfte zurückgebliebene Legationssekretär den gewünschten Bescheid: „Sie können, gnädige Frau, ruhig bei Ihren Eltern bleiben; in einigen Tagen werden unsere Landsleute in Berlin einrücken. Ich werde Ihnen eine Bescheinigung geben, daß Sie die Frau eines österreichischen Offiziers sind und Sie mit Ihren Eltern dem Schutz des Generalkommandos empfehlen, so daß Sie nichts zu fürchten haben." In der That erhielt die Dame einen in optima forma von der österreichischen Gesandtschaft ausgestellten Schutzbrief, von dem sie glücklicherweise keinen Gebrauch machen konnte.

Mit der größten Spannung sahen wir den kriegerischen Ereignissen entgegen, deren Erfolg die kühnsten Erwartungen aller Patrioten übertreffen sollte. Inzwischen beteiligten wir uns an den zur Abhilfe der Not getroffenen Einrichtungen und Maßregeln, da infolge der Mobilmachung viele Familien der eingezogenen Landwehrmänner ihrer Ernährer beraubt worden waren und Mangel litten. Besonders bewährten sich zu diesem Zwecke die kurz vorher von

der verdienstvollen Frau Lina Morgenstern begründeten Volksküchen, welche jetzt einen ungeahnten Aufschwung nahmen, nachdem die ihnen drohende Gefahr einer Liquidation hauptsächlich durch die Bemühungen Otto Lindners und auch durch meinen Widerspruch glücklich abgewendet worden war. Mit jedem Tage hob sich die patriotische Stimmung in Berlin nach erfolgter Kriegserklärung und verwandelte sich nach den ersten Siegesnachrichten in die höchste Begeisterung.

Schon nach einigen Wochen war der denkwürdige Feldzug ruhmvoll beendet, der Preußen an die Spitze von Deutschland bringen sollte. Nach geschlossenem inneren und äußeren Frieden herrschte in Berlin eine gehobene Stimmung, welche auf alle Verhältnisse überaus vorteilhaft wirkte. Das geschwundene Vertrauen kehrte bald zurück. Handel und Wandel blühten auf und der Wohlstand der Stadt wuchs mit überraschender Schnelligkeit. Zugleich wurde eine Reihe großartiger industrieller Unternehmungen ins Leben gerufen, prachtvolle Bauten geplant und ausgeführt und vor allem an der Börse glänzende Geschäfte gemacht. Hand in Hand mit diesem allgemeinen Aufschwung und dem steigenden Reichtum Berlins ging der zunehmende Luxus in Wohnungen, Einrichtungen und Speisen. Die Zimmer wurden glänzend dekoriert, mit stilvollen Möbeln, geschmackvollen Tapeten, kostbaren Bildern, Marmorstatuen, Bronzen, Meißner Porzellan und seltenen Antiquitäten ausgeschmückt. Die früher oft nur zu einfache Küche und die verrufenen ästhetischen Thees mit ihren dünnen Butterbroden und kümmerlichem Belag machten verschwenderischen Diners und Soupers Platz. Man fuhr nicht mehr in den fragwürdigen Droschken zweiter Güte und machte seine Landpartien nicht mehr in vollgestopften Thorwagen oder Kremsern, sondern in eleganten Mietswagen oder eigener Equipage. Zugleich entwickelte sich immer stärker und bedenklicher die Sucht nach leichtem, mühelosen Gewinn, die Begierde nach raffinierten Genüssen, eine materielle Richtung in allen Lebensverhältnissen, eine blinde Bewunderung und Anbetung des Erfolges, gleichviel, durch welche Mittel derselbe erreicht wurde.

Auch die Litteratur ließ sich von dieser gefährlichen Strömung mit fortreißen; im Theater herrschte der „höhere Blödsinn“ der Posse und das französische Sitten- und Unsittendrama, eine widrige Mischung von Frivolität und Sentimentalität, im Roman der Cancan des zweiten Kaiserreichs, mit seiner sittlichen Fäulnis und Auflösung aller Familienbande. Das alles wurde auch von deutschen Schriftstellern mit mehr Eifer als Geschick nachgeahmt und der nackte Realismus oder vielmehr Naturalismus der unbestreitbar hoch begabten Schriftsteller, wie Ernst Feydeau, des jüngeren Dumas und Flaubert, bildeten Schule und erregten den Neid und die Bewunderung des jungen, nach Impressionen und sensationellen Eindrücken lüsternen Geschlechts. Alle diese Verirrungen, deren Gefahr ich genügend erkannte, veranlaßten mich, gegen das drohende Verderben anzukämpfen und in einem größeren Roman unter dem Titel „Götter und Götzen“ meine Bedenken gegen den Materialismus unumwunden auszusprechen, womit ich in ein Wespennest stach und in vielfache Konflikte, besonders dadurch geriet, daß sich ein damals durch seine schwindelhaften Unternehmungen bekannter und wegen seiner augenblicklichen Erfolge gefeierter Spekulant in der Person des von mir geschilderten Helden um so mehr getroffen und verletzt fühlte, als ich bereits damals seinen erst einige Jahre nachher erfolgten Zusammenbruch vorausgesagt hatte.

Verstimmt durch alle diese unangenehmen Erfahrungen und infolge meiner langjährigen Leiden höchst reizbar, verfiel ich gegen meine sonstige heitere Natur in eine krankhafte Hypochondrie, welche mir jede Lust an der Arbeit raubte. Die große Gesellschaft widerte mich an, das Leben war mir verhaßt, und selbst der Verkehr mit den alten Freunden und der Anblick meiner trefflich heranwachsenden und sich entwickelnden Kinder vermochte nicht, mich den finsteren Gedanken zu entreißen. Auch der wiederholte Besuch der Schweiz und ein längerer Aufenthalt in verschiedenen Seebädern, wo es mir nicht an Anregung und Zerstreuung fehlte, blieb ohne nennenswerten Erfolg und Einfluß auf meine tiefe psychische Verstimmung, unter der am meisten meine Familie litt.

Endlich rieten mir die Ärzte zu einem dauernden Luftwechsel, worauf ich im April 1870 meinen bisherigen Hausstand in Berlin auflöste und mit meiner Familie nach dem mir zu diesem Zweck besonders empfohlenen Eisenach zog. Hier mietete ich hoch oben auf dem Breitengescheid gegenüber der Wartburg eine zu der Restauration „Elisabethruh“ gehörige, mir zusagende Villa, in der Nähe eines von zahlreichen Nachtigallen bevölkerten Wäldchens. Nachdem ich mich so gut wie möglich eingerichtet, meinen Sohn in dem vorzüglichen Gymnasium und meine kleine Tochter in einer ebenso guten, besonders von Engländerinnen besuchten Erziehungsanstalt für Mädchen untergebracht hatte, suchte ich mich mit meiner neuen Umgebung bekannt zu machen und mich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Mein erster Besuch galt dem Naturforscher Professor Senfft, dem ich empfohlen war und der mich auf das freundlichste bei sich aufnahm. Der alte würdige Herr stand mir mit Rat und That zur Seite und trug wesentlich dazu bei, daß ich mich bald in der fremden Stadt wohl und heimisch fühlte. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft führte er mich nach der sogenannten „Phantasie“, einem beliebten Vergnügungslokal am Eingang des Marienthals, wo sich die bessere Gesellschaft bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Bier nach Tisch zu versammeln pflegte. Mein Begleiter stellte mich seinen Freunden vor, unter denen der Sprachforscher Koch und der

beliebte Romanschriftsteller August Becker mich vorzugsweise interessierten, so daß ich ihre nähere Bekanntschaft suchte und mich besonders mit Becker befreundete.

Vor allem aber sehnte ich mich danach, den größten deutschen Humoristen, Fritz Reuter, kennen zu lernen, denn in Eisenach leben, ohne Reuter zu kennen, daß hieß in Rom sein und den Papst nicht sehen. Da ich aber von Becker gehört hatte, daß der berühmte Dichter sich über die allzu häufigen Besuche seiner Verehrer beklage, und ich nicht zudringlich erscheinen wollte, so zögerte ich, zu ihm zu gehen, und wollte es einem glücklichen Zufall überlassen, mich mit ihm zusammenzuführen. Dies geschah auch, als ich eines Tages mit Becker wieder nach der Phantasie wanderte. Dort erblickte ich an einem Tisch beim Glase Bier einen älteren breitschultrigen Herrn, mit grauem Haar und Schnurrbart, rotem vollen Gesicht und blauen klaren Augen, der meinem Begleiter freundlich zunickte und ihn an seinen Tisch winkte. Das war Reuter. Nachdem wir uns begrüßt hatten, fragte Reuter: „Warum haben Sie mich nicht gleich aufgesucht?“ — „Weil ich Sie nicht belästigen wollte und man mir auch gesagt hat, daß Sie zu keinem Menschen gehen und die Ihnen gemachten Besuche nicht erwidern.“ — „Das,“ versetzte er lächelnd, „haben Sie nicht zu befürchten. Sie werden mir stets willkommen sein und wenn man mich auch für einen groben Kerl hält, so weiß ich doch, was sich einem Kollegen gegenüber schickt.“

Nach dieser freundlichen Aufforderung beeilte ich mich, Reuter in seiner schönen, auf dem Wege nach der Wartburg gelegenen Villa zu besuchen. Er und seine reizende Frau empfingen uns nicht nur mit vieler Höflichkeit, sondern mit wahrer Herzlichkeit. Am nächsten Sonntag aber erschien Reuter mit seiner Gattin bei uns im schwarzen Leibrock, mit hohem Zylinder und weißen Glaceehandschuhen, um uns eine förmliche Staatsvisite zu machen, wie er humoristisch hinzufügte, damit wir Berliner Großstädter sehen sollten, daß auch er seine Lebensart besäße, so schwer es ihm auch fiele, den ihm verhaßten schwarzen Rock anzuziehen und bei seiner Korpulenz den hohen Berg zu unserer Wohnung hinaufzusteigen. Seitdem sah ich ihn öfters und lernte in ihm ebenso sehr den liebenswürdigen herzensguten Menschen lieben, wie ich bereits den Schriftsteller verehrte. Mit der ihm eigenen Offenheit, der eine tüchtige Portion Lebensklugheit beigesellt war, sprach er mit mir über die litterarischen Verhältnisse und auch über seine eigenen Arbeiten. Obgleich es ihm nicht an der größten Anerkennung fehlte, sein Name einer der populärsten in Deutschland war und er für seine Schriften die höchsten Honorare erhielt, war er mit dem Erfolg seiner letzten Bücher, besonders mit der vor kurzem erschienenen „De Reis' nach Konstantinopel“ sehr unzufrieden. Wiederholt versicherte er mir, daß er fest entschlossen sei, keine Zeile mehr zu veröffentlichen, trotzdem es ihm an Stoff nicht mangle. Auf einem Spaziergange, zu dem er mich eines Tages abholte, teilte er mir auch ausführlich eine neue Geschichte mit, die er leider trotz meiner dringenden Aufforderung nicht niederschrieb.

Der Held dieser letzten Reuter'schen Erzählung, welche ich so treu als möglich wiedergeben will, ist Hans Jochem, der Sohn eines wohlhabenden Mecklenburger Bauern, der in Berlin eine verheiratete kinderlose Schwester hat. Da diese öfters den Wunsch geäußert hat, ihren Neffen einmal bei sich zu sehen, so reist der fünfzehnjährige, aber große und starke Junge mit einem Vorrat von Lebensmitteln, verschiedenen Geschenken und dem nötigen Kleingeld versehen, zu der ihm noch gänzlich unbekannten Tante nach Berlin. Unterwegs erkundigt er sich auf der Eisenbahn bei allen Mitreisenden nach seiner Tante und spricht in der Freude seines Herzens von den schönen Geschenken und dem Gelde, das er mit sich führt. Kaum auf dem Bahnhof angekommen, erblickt er eine alte, anständig gekleidete Frau, die mit offenen Armen ihm entgegeneilt und sich als die gesuchte Tante zu erkennen giebt. Aus Furcht vor Dieben, vor denen sie ihn warnt, vertraut er ihr seine schwere Reisetasche mit dem darin verwahrten Gelde an. Seelenvergnügt wandert er in der Dämmerung an ihrer Seite durch die belebten Straßen der großen Stadt und starrt mit weit aufgerissenen Augen die himmelhohen Häuser und das ungewohnte Treiben der Menschen an. Nachdem er so eine tüchtige Strecke gegangen, vermißt er plötzlich seine Tante und mit ihr auch seine Reisetasche. Vergebens ruft er ihren Namen; die Vorübergehenden machen ihm nur mit Mühe begreiflich, daß er in die Hände von Bauernfängern geraten sei.

Da es aber unterdessen Nacht geworden, läßt sich Hans Jochem nach dem nächsten Wirtshaus weisen. Am nächsten Morgen will er zunächst seine wahre Tante aufsuchen. Nach langem Umherirren gelingt es ihm zwar, ihre Wohnung ausfindig zu machen, aber sie selbst ist verreist. Betrübt wandert Hans Jochem nach dem Molkenmarkt, um der Polizei seinen Verlust anzuzeigen; da er aber in der fremden Stadt nicht Bescheid weiß, so wendet er sich an eine vorübergehende Frau, welche ein kleines niedliches Mädchen von ungefähr fünf Jahren an der Hand hält; sie erklärt sich auch sogleich bereit, ihn nach dem Molkenmarkt zu führen, wo sie ebenfalls eine Besorgung habe. Unterwegs aber fällt der Frau ein, daß sie noch ein Rezept in der Apotheke machen lassen wolle. Sie bittet daher Hans Jochem, nur einige Minuten vor der Thür zu warten und indessen auf das Kind Acht zu geben, was er auch aus Gutmütigkeit thut. Auch sie scheint eine Betrügerin, da sie nicht wiederkommt; ein Konstabler bestätigt diese

Vermutung und begleitet den unglücklichen Jungen mit dem von seiner gewissenlosen Mutter verlassenen Kinde nach dem Polizeigebäude, wo Hans Jochem einem scharfen Verhör unterworfen wird. Erst auf vieles Bitten und nachdem sich der Beamte von der Dummheit und Unschuld des Jungen überzeugt hat, giebt er ihn frei, läßt ihn aber mitsamt dem Kinde zwangsweise nach seiner Heimat spedieren.

So kommt der gute Hans Jochem ohne Geld, ohne Sachen und dazu noch mit einem fremden Kind zu seinen Eltern zurück, die froh, ihren verlorenen Sohn wieder zu haben und ebenso gutmütig wie dieser, das kleine niedliche Mädchen freundlich aufnehmen. In der gesunden Landluft und bei der kräftigen Mecklenburger Kost blüht die Berliner Pflanze wie ein Rosenknöspchen auf. Zugleich entwickelt sie frühzeitig jenen eigentümlichen Mutterwitz, jene geistige Schlagfertigkeit und das unverfrorene Mundwerk, womit die mit Spreewasser getauften Kinder gewöhnlich ausgestattet zu sein pflegen. Bald übersieht die Kleine die gleichaltrigen Dorfkinder, welche mit einer Mischung von Mißtrauen und Neid das fremde Wunderwesen anstarren und seine Neckereien und Eulenspiegelstreiche mit derben Püffen und Schlägen vergelten. Das aber leidet Hans Jochem nicht, der das Kind mit jedem Tage lieber gewinnt. Niemand darf sie anrühren, ohne mit seinen starken Fäusten Bekanntschaft zu machen.

So vergeht ein Jahr nach dem andern; Hans Jochem ist mit der Zeit ein stattlicher junger Mann geworden, groß und stark, von Herzen gut, gerade nicht der Klügste, aber auch nicht der Dümmste, langsam von Begriffen, aber fleißig, ordentlich und tüchtig bei der Arbeit. Dagegen giebt es im ganzen Dorfe keine Dirne, die so gewitzt wäre, wie die kleine Berlinerin; in der Schule und im Kinderunterricht ist sie immer die erste, geschickt in der Wirtschaft und anstellig, dabei immer lustig und vergnügt wie ein fröhlicher Fink. Was sie anfaßt, gelingt, und wozu sie rät, das glückt, so daß nicht nur Hans Jochem, sondern auch seine Eltern nichts anfangen, ohne ihren Rat und ihre Zustimmung einzuholen. Nach und nach wird sie die Beschützerin des guten Jungen und der etwas beschränkten Alten, die sie durch ihren scharfen Verstand vor manchem Verlust und Schaden bewahrt. Nachdem die Berlinerin durch ihre Klugheit ihren Pflegeeltern das durch einen großen Prozeß und falsche Zeugen bedrohte Vermögen gerettet hat, heiratet Hans Jochem das arme Berliner Findelkind und wird durch sie ein glücklicher, geachteter Mann, der es sogar bis zum Dorfschulzen bringt.

Diese dürftige Inhaltsangabe der letzten, leider nicht ausgeführten Dorfgeschichte von Fritz Reuter vermag nur einen schwachen Begriff von dem Reiz und der Bedeutung seiner Erzählung zu geben. Er selbst legte das Hauptgewicht derselben auf die Wechselwirkung zwischen Stadt und Land und auf die psychologische Entwicklung der echten Berliner Pflanze in dem Boden eines Mecklenburger Dorfes. Nach Allem, was er mir darüber sagte, zweifle ich nicht daran, daß die Geschichte eine seiner besten, die Heldin eine der anmutigsten Frauengestalten des Dichters geworden wäre und Auerbachs „Barfüßele“, an das sie unwillkürlich erinnerte, an Natürlichkeit und Wahrheit übertroffen hätte. Vielleicht hätte sich auch Reuter auf mein dringendes Zureden bewegen lassen, die Erzählung niederzuschreiben, wenn er nicht kurze Zeit nach unserer Unterhaltung jenem traurigen Leiden verfallen wäre, das ihn Wochen lang für den Verkehr mit seinen Freunden und für jede Arbeit unfähig machte.

Unterdessen lebte ich in Eisenach so angenehm, daß ich mich daselbst mit jedem Tage heimischer fühlte, wozu ebenso sehr die gesunde schöne Lage der Stadt, wie der anregende Umgang mit den neuen Freunden beitrug. In ihrer Gesellschaft unternahm ich bald kleinere, bald größere Ausflüge in die reizende Umgebung. Wahrhaft schöne und genußreiche Stunden verbrachten wir auch bei dem durch Varnhagen mit uns bekannten Palleske, dem Biographen Schillers, der in dem nahen Bade Thal ein freundliches Häuschen mit schattigem, von einem kleinen Bach durchrieselten Garten besaß, wo er sich während der heißen Sommermonate von seiner anstrengenden Thätigkeit als Vorleser erholte. Auch an Besuchen von den alten Berliner Freunden fehlte es uns nicht; Schulze-Delitzsch, der einen seiner Söhne in einer Eisenacher Pension hatte, erfreute uns mehrere Tage durch seine stets belebende und erheiternde Gegenwart. Von Halle kam Professor Vogel mit zwei Söhnen, von Weimar, wo er sich damals aufhielt, Ernst Dohm.

Aus diesen erfreulichen Verhältnissen, welche auch auf mein Nervenleiden höchst günstig wirkten, wurden wir ganz unerwartet durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gerissen. Wie alle Welt folgten auch wir mit banger Spannung dem Gang der Ereignisse, welche unserem friedlichen Aufenthalt in Eisenach ein plötzliches Ende machten. Ich fühlte, daß ich nach Berlin gehörte, daß ich nicht müßig dem großen Kampfe zusehen durfte und Alles, was in meiner Macht stand, dem Vaterlande schuldete.

Länger duldete es mich nicht in Eisenach; so schnell als möglich ordnete ich meine Angelegenheiten, nahm von den lieben neuen Freunden Abschied und kehrte mit einem der letzten überfüllten Eisenbahnzüge nicht ohne Hindernisse und Beschwerden aller Art mit meiner Familie nach Berlin zurück. Hier fand ich eine unbeschreibliche Begeisterung, eine großartige Erhebung des ganzen Volkes. Alle kleinlichen Streitigkeiten waren vergessen, das politische Gezänke verstummt. Freudig eilte die waffenfähige Jugend zu den Fahnen und die Landwehr verließ Weib und

Kind mit schwerem Herzen, aber hohem Mut. Wer nicht Soldat wurde, spendete mit vollen Händen; die Wohlhabenden sorgten für die zurückgelassenen Familien und die angesehensten, verwöhntesten Frauen pflegten die Verwundeten und Kranken in den Lazarethen, ohne vor dem grausen Anblick der Verstümmelten zurückzuschrecken oder die mögliche Ansteckung zu scheuen. Auch die Presse der Hauptstadt that im vollsten Maße ihre Schuldigkeit und bewährte ihre patriotische Gesinnung, ohne Unterschied der politischen Richtung.

Es war eine große, schöne Zeit, wie sie selten in dem Leben eines Volkes wiederkehrt, und solche Augenblicke, wie der begeisterte Empfang des von Ems zurückgekehrten Königs und die Abreise des greisen Monarchen nach dem Kriegsschauplatze werden den noch lebenden Zeugen unvergeßlich und in dem Buche der Geschichte unvergänglich bleiben. Vor Allem aber erfüllte uns die Einigkeit aller deutschen Stämme, die Verschmelzung der bisher getrennten Brüder zu einem großen starken Volk und die innige Verbindung des Nordens mit dem Süden mit unaussprechlicher Freude und Zuversicht. Was die besten und ersten Geister der Nation so lange erstrebt, wofür wir in unserer Jugend gelitten und gekämpft, alle unsere Wünsche und Hoffnungen sahen wir jetzt mit einem Male schöner, herrlicher erfüllt, als wir je geahnt.

Bald kamen auch die Siegesnachrichten aus Frankreich, folgten mit Blitzesschnelle die Freudenbotschaften von Weißenburg, Wörth, Gravelotte und endlich von Sedan. Das war ein Tag, des Lebens wert, ein Schauspiel, wie kaum ein zweites in der Geschichte des deutschen Volkes. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Mund zu Mund und versetzte die ganze Stadt in die freudigste Aufregung. Freunde und Fremde, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche riefen sich mit strahlenden Mienen und leuchtenden Blicken die Siegesbotschaft jubelnd zu, reichten sich die Hände und umarmten sich auf offener Straße. Ein brausendes Menschenmeer wogte Unter den Linden und zog jubelnd nach dem königlichen Palais, um aus dem Munde der Königin mit entblößten Häuptern die Bestätigung der Nachricht zu erhalten. Und als die hohe Frau gesprochen, da stimmte die bewegte Menge erst leise, dann immer lauter und mächtiger den frommen Choral an: „Nun danket alle Gott!" Das war die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes, und wer sie hörte, glaubte damals den Spruch des Weltgerichts und die Verheißung einer großen schönen Zukunft zu vernehmen.

Der Mückenfang.

Ein süß Geschick gab eine schlichte Maid
Zur Freundin mir, ein liebes, holdes Kind,
Echt wie die Erde und so gut wie sie.
Ihr inniges Vertrau'n auf mich, ihr Takt,
Wenn sie auch einfach war und nie zu sehr
Sich zieren konnte, — ziert sich die Natur? —
Ließ mich sie hüten, wie mein eigen Aug'.
Doch mag man sagen, was man immer will,
Die Freundschaft, war sie erst auch Freundschaft nur,
Muß Liebe werden zwischen Mann und Weib,
Wenn neben ihren blassern Kelchen nicht
Schon anderswo das glühende Phantom,
Der Liebe süße Marterblume, blüht.
Das fühlt' ich längst, — und jeden schönen Tag,
Den sie an meiner Seite aus der Stadt
Durch Feld und Wald zu gehn die Muße fand,
Lebt' ich in Furcht, mein innerstes Gefühl
Drängt' sich mit Urgewalt ans Tageslicht,
Und — daß es zünden würde, wußt' ich wohl.
Drum that ich täglich feierlich den Schwur:
„Heut mach' ich Schluß!" und täglich brach ich ihn.

Im Finkenkruge heißt es, nah' der Stadt,
Wo der Berliner Mückenstiche holt.
Das Ungeziefer einer ganzen Welt
War dort versammelt und umtanzte uns,
Als wir an einem schönen Sommertag
Uns einsam dort ergingen, sie und ich.
Ein einfach' Mahl erquickte uns. Der Weg,
Den vorher wir zu Fuß gegangen, war
Nicht eben nah, — und nach dem Essen klagt'
Mein liebes Mädchen über Müdigkeit
Und bat, für heute nicht zu weit zu gehn
Und lieber irgendwo im Wald zu ruhn.

Dann gingen wir durch's Laubgehölz, und wo
Im Dickicht sich ein trocken Plätzchen fand,
Da setzten wir uns nieder, plauderten
Von Dem und Jenem, bis auf einmal sich
Des Mädchens Augen schlossen, und sie sprach:
„Ein Augenblickchen nur! Ich bin so müd'!"

Das Köpfchen sinkt ins weiche Moos zurück,
Sie dämmert ein. — Mich aber ärgert das.
„Lud ich sie ein," so sagt' ich mir erbost,
„Daß ich ihr gähnend Mücken scheuchen darf?"
Denn das blutdürstige Geziefer kam
Von links und rechts in ganzen Schwärmen her,
Und Mückenscheuchen war Notwendigkeit.

Doch — war's der Stolz auf meinen Edelsinn,
War's das Gefühl, ein hülflos, schwaches Weib,
Das voll Vertrau'n in meine Macht sich gab,
Getreu zu wahren? — Kurz und gut: ich sah,
Daß so ein Kampf mit Mückenschwärmen doch
Am Ende gar nicht so unangenehm,
Wie ich im ersten Schrecken dachte, war.
Und — dort und hier, — wo just ein Mücklein saß,

Das ich verscheuchen mußte, zeigte sich
Ein Zug, ein Etwas, was ich nie gesehn,
Und was mir deshalb um so lieber ward:

Die kleine, schöne Hand, die oft und oft,
Mir schien von Mal zu Male immer mehr
Und inniger, die meine drückte, war
So schön mir nie erschienen, wie sie jetzt
Im Schoß ihr lag! — War sie auch etwas rauh
Von schwerer Arbeit, um so schöner nur!

Die hohe Stirn! — Nun erst begriff ich ganz,
Wie hinter dieser Stirn Gedanken sich
Von solcher Harmonie und Einfachheit
Und Schönheit bergen. — Wo nur hatte ich
Bis heut die Augen, daß dies Antlitz ich
Nur so genossen, ohne zu verstehn,
Warum es mir gefiel? — Dann dacht' ich mir
Die lieben Augen, deren Zwiegestirn
Des Schlummers Wolke neidisch mir verbarg.
Und was das braune Auge sonst allein
Mir sagte, was ihr Blick beredter als
Ihr oft zu stummer Mund mir anvertraut,
Das stand geschrieben, da ihr Auge schwieg,
Im Mienenspiel der friedlich Schlummernden.
— Oft, wenn sie wachte, sah sie ernst an mir
Vorbei mit träumerischem Blick. Wohin?
Ich wußt' es nicht; doch war's, als ob ein Glück,
Das einst sie küßte, unerreichbar weit,
In graue Fernen jählings ihr entflohn,
Und ihre Augen suchten seine Spur.
In gleicher Richtung schaut' ich oft mit ihr,
Und unwillkürlich suchte ich wie sie
Das unbestimmte Etwas, — und mir ist,
Wir beide träumten rückwärts; denn wie oft
Weilt' ich in meiner Kindheit Paradies,
Indeß sie plötzlich, wie im Traum, begann
Und auch von ihren Kindertagen sprach. —

Dies stumme Heimweh nach entschwund'nem Glück
Das bebt auch jetzt um Wimper ihr und Mund,
Das hat die feinen, zarten Linien ihr
Mit spitzem Griffel zwischen Schläf' und Aug'
Geritzt, das hat dem lieben, weichen Mund
Das Harte beigemischt, das hat den Trotz
Gezeichnet in das milde Angesicht,
Die herbe Würze, die den Reiz erhöht.

Jetzt lächelt sie! — und wie die Sonne sich
Durch Wolken, zwängt ein Strahl sich heit'ren Glücks
Durch ihres Angesichtes tiefen Ernst.
So schläft und träumt und lächelt wohl ein Kind,
Das erst geweint, weil man's ins Bett geschickt,
Da es noch gerne — ach, wie gern! — gespielt.
Es kehrt im Traume nun zum Spiel zurück, —
Nur daß das kaum verwund'ne Herzeleid
Noch nebelhaft auf seiner Freude schwebt
Und in dem Thränchen auf der Wange glänzt. —

Schau! immer mehr verliert das Antlitz nun
Den Zug des Schlummers! Jede Fiber lebt!
Die Lippen zucken, sprechen: „Mutter!“ Ach! —
Die liebe Unschuld träumt vom Mütterlein,
Das in der Ferne, wie sie mir schon oft
Erzählte, kummervoll der Tochter denkt,
Die — so verlassen, draußen in der Welt
Ihr Brot verdient und für die Mutter sorgt!
Doch horch! da spricht sie weiter: „Mutter, hör'!
„Du brauchst ein neues Kleid! Es könnte sein,
„Daß er doch käme!“ Wer denn käme? — „Er!“ —
Sie schweigt; im Antlitz malt sich Widerspruch,
Die Mutter will wohl noch kein neues Kleid!
„Doch, Mutter! thu's! — Ich gebe Dir das Geld!
„Denn Du mußt schön sein, Mutter, wenn er kommt!“

— Wen sie erwarten mag? Wer ist der „Er?“
Wie klopft mein Herz, mein ungestümes Herz! —

Da fliegt ein kleines, feines Mücklein her,
Tanzt leise surrend um die Ohren mir;
Doch wie ich's scheuche, senkt es seinen Flug.
Ein Weilchen sucht es her, ein Weilchen hin,
Ruht auf dem Löcklein über ihrer Stirn; —
Doch hebt sich's wieder, schwebt ein Weilchen fest,
Als hing's an einem Fädchen in der Luft,
Und — schau! — setzt sich ihr plötzlich auf den Mund.
„Na, wart', du unverschämter Störenfried!“
Denk' ich empört und jag' es, doch — umsonst!
Und — weiß ich selbst, wie mir geschah? — mit eins
Treib' ich mit meinen Lippen Mückenfang!

Da fährt sie auf, erschrickt, errötet jäh',
Starrt ganz entsetzt mich an, so scheint es mir. —
Und rot, verlegen, wie ein Junge, der
An einem Streich ertappt wird, stottre ich:
„Verzeihung! eine — freche — Mücke — war's ....“

Da weicht der Schreck vom holden Angesicht;
Dem Übelthäter giebt sie lächelnd, und
Zuletzt glückselig lachend ihre Hand,
Sinkt an die Brust ihm, wie ein Röslein rot,
Und küßt und herzt zum Danke ihn, daß er
So freundlich war — und ihr das Mücklein fing.

Hans Müller.

Im Schnee.

Durch weißumreifte Bäume blinkt der See.
Die Räder knirschen im Dezemberschnee;
Die Gäule dampfen, und der Kutscher flucht.
Einsamkeitsstarre Weiten. Nebel wallen
In Fernen, die der müde Blick durchsucht.
Dorfkirchenglocken friedlichstill verhallen.
Ein letztes Glück ... dann langes Abschiedsweh.
Die Räder knirschen im Dezemberschnee.

Victor Manheimer.

Zu Rad.

Struppig am Wegrand blühte die Haide,
Über die Straße sausten wir Beide,
Wiesen zogen vorbei und Felder,
Kühl umwehten uns hallende Wälder
Leise knarrte das Sattelleder, —
Hei, wie rauschten die Räder!

Sonnenstrahlen, die hastig verirrten,
Über den glänzenden Stahl hinschwirrten,
Wenn ich dann sah, wie in süßem Traume,
Feine Knöchel an wehendem Saume,
Wurdst Du, wenn sich die Blicke verloren,
Rot bis über die Ohren!

Else, Else, was waren wir selig!
Näher einander fuhren wir mählich,
Sprachen gelehrt über tausend Sachen,
Mußten dann selber über uns lachen,
Blickten uns um, ob Papa auch käme
Und uns in Schutz wieder nähme.

Abgesessen am Kornfeldraine, —
Räder gestützt am Meilensteine. —
Ach, Dein Papa fuhr gar so bedächtig
Und Deine Lippen blühten so prächtig.
Händefassen und Köpfchenneigen, —
Räder, könnt ihr auch schweigen?

Börries von Münchhausen.

Grau in Grau.

Totenstille rings um mich.
Auf dem mondverhellten Wege
Geht mein Schatten nur und ich
Durch das einsame Gehege.

Weit im schattenhaften Grund
Mauern mir gespenstig winken.
Geisterhaft am fernen Rund
Nebel steigen, Nebel sinken.

Rings das Feld, von Farben bloß,
Liegt im Dämmergrau, im blassen,
Und ich wand're hoffnungslos
In die Fremde, weltverlassen.

Anton Grunner.

Härter als Erz.

Es bricht die stärkste Eiche
Gar oft durch Einen Sturm;
Auch fällt von Einem Streiche
Des Glückes höchster Turm.

Ein Einziges der Welten
Ist stärker selbst als Erz: —
Es bricht im Sturme selten
Das schwache Menschenherz.

Karl Ernst Knodt.

Herbstabends auf dem Brocken.

Oktoberstürme pfeifen im Felsgestein,
Und Hexendünste brodeln vom Thal herauf,
Und Nebelfetzen fliegen fröstelnd
Über die Haide und durch die Klippen.

In bangem Schauder flüchtet die Dämmerung,
Und jagend sinkt die Nacht in die Einsamkeit ....
Auf eisesfeuchten, schwarzen Schwingen
Reiten die Geister um ihren Gipfel! ....

R. Hennig.

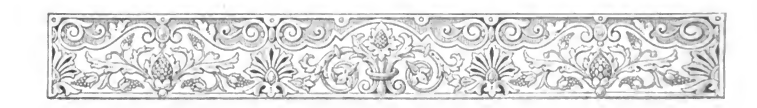
Ungarisches Volkslied.

Nach der Flöte greift der schweigsam ernste Hirt,
Wenn er, Lieb' im Herzen, durch die Steppen irrt.
Morgens, abends stets dieselbe Weise hallt:
„Ohne Gleichen Wunderschöne, kommst du bald?"

Und die Lüfte flüstern's dann einander zu:
„Unsrem Hirten läßt die Liebe keine Ruh!"
Und was giebt im Blütenkelch so hellen Schein?
Eines armen Teufels Thräne fiel hinein.

Übersetzt von **Robert F. Arnold.**





Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Es litt Benvenuto Rudloff nicht länger: eine ganze Anzahl hochberühmter Meister hatten Sauparke gemalt, er mußte auch seinen Saupark haben, wenigstens einen Saugarten. Und er hatte da eine sehr hübsche Variation gefunden: Schwarzvieh — das Schwarz lucus a non lucendo, denn er wählte nur Exemplare der rosigsten Sorte — im Kürbisgehege. Dieses „Gehege“ gehörte einem Ackerbürger der Stadt und lag so breit und ansehnlich zwischen Klee und Weizen, daß es den Schöpferdrang in der Brust des Königlichen Zeichenlehrers wohl zu ungeahnter Spannkraft steigern konnte. Was war da auf einmal aus Herkules am Scheidewege, was aus der großen Spinatanlage mit der träumenden unbekleideten Dame in der Mitte, was aus den schmeichelhaften Portraits geworden. Benvenuto lebte nur noch in seinem Gehege, in dem der zehnjährige Sprößling des Besitzers fünf Stück freiheitstrunkenes Borstenvieh so lange herumjagen mußte, bis sie Benvenutos Muse zu verheißungsvollen Linien zwangen. Dann wurde sogleich untermalt. Das Saftgrün der zum Teil demolierten Kürbisblätter, das Rotgelb und Dunkelgrün der reifenden Riesenfrüchte von bescheidener Mannskopfgröße bis zu Hektolitertonnenumfang, das Braun der aufgewühlten fettschlammigen Erde und mitten drin das lachsfarbige, theerosengetönte Rosa der wohligen Tiere versprach eine Farbensymphonie von sozusagen orchestraler Wirkung. Benvenuto selbst nannte es „eine auf Cis dur gestimmte Ode der Sattheit und Behaglichkeit“, eine Wendung, die ganz Neuhaus beschäftigte.

Überhaupt: der Kunstrausch, der auf einmal über Neuhaus kam! Man drängte sich plötzlich — seit man nämlich erfahren, daß man in Marie Karstens seit vier Jahren eine Berühmtheit zwischen seinen Mauern habe — in ihr Atelier, um ihre Blumenstücke wundervoll zu finden, geradezu wundervoll; man redete, seit die Besitzerin des Jugendhortes es männiglich als Ausdruck ausschließlichen Vertrauens mitgeteilt, daß der neue Amtsrichter ein Dichter und zwar ein gedruckter Dichter sei, allenthalben von Litteratur, debattierte über „diese Neueren“ und gestand sich, nachdem Steinach mit den Resten seiner „Blühenden Mandelbäume“ und „Du bist wie eine Blume“ die Frau Gymnasialdirektor und die Frau Staatsanwalt zu Thränen hingerissen hatte, daß man immer riesig viel Sinn für Musik gehabt habe. Kurz, man besann sich auf sich selber.

Das Wesentlichste von diesen Thatsachen krystallisierte sich sogar unter der Spitzmarke: „Unser Kunstleben“ im lokalen Teile des Neuhauser Kreisblattes in Form reizender kleiner Artikel und fand von da seinen Weg in die Breslauer Blätter.

Aber das war noch nicht alles. Auch sonst schien ein neuer Geist in Neuhaus umzugehen. Arved Stollwerk-Kunzendorf, der bisher fast nur mit Rittergutsbesitzern und Fabrikanten Umgang gepflogen, tauchte jetzt bisweilen Arm in Arm mit Anselm Steinach unter den Honoratioren des Städtchens auf, wenn sie sich im schattigen Biergarten mit Weib und Kind versammelten, wobei er übrigens ostentativ über Weib und Kind hinwegsah, und ehrfurchtsvoll erzählte man sich, daß im Stollwerkschen Gehöft ein stattlicher Neubau die Anlage erweitere, indeß in den Mergelgruben ausgeschachtet wurde, als ob die Sahara gedüngt werden solle. Phantastische Gemüter wie Herr Stadtrat Krause, der das Volumen des Blitzes entdeckt und die Temperaturhöhe des Erdinnern berechnet zu haben vorgab, ahnte etwas von alchymistischen Künsten, mittelst deren eine Aktiengesellschaft Thonerde in großen

Massen in Aluminium umzuwandeln sich anschicke. Es war etwas Fieberhaftes in das harmlose Gebirgsnest gekommen. Wenn Sommerfrischler in Reisehemd, den Bädeker in der Hand und mit Ränzeln auf den Rücken den Ort durchzogen, sah man sie mit herausforderndem Selbstgefühl an: grenzenlos war man über den Bädeker herausgewachsen! Neuhaus war die Stadt, in der man die soziale Frage spielend löste, in der eine berühmte Malerin lebte und ein berühmt gewesener Sänger „weilte", die einen Belfroi in niederländischer Gothik hatte und von der aus ein Umschwung in der Metallindustrie ausgehen sollte!

Eines Tages hielt ein Maler seine Mittagsrast im weißen Roß, als Ada vorüberging. „Donnerwetter, wer ist das, wenn nicht eine Prinzessin von Geblüt?" — „Fräulein Steinach," sagte der Wirt. — „Stadttheater?" — „Was glauben Sie, mein Herr? wir haben weder ein Stadttheater, noch Theaterprinzessinnen hier," war die sittlich entrüstete Antwort. — „Na wer ist sie denn dann? Wer ist Fräulein Steinach?" — „Die Tochter von Herrn Steinach." — „Dieses Mädchen ist ein Wunder." Und bezahlte, nahm den Hut, rannte trotz Mittagsglut und Müdigkeit hinaus, um festzustellen, ob das Wunder eine Heilige, eine Handschuhverkäuferin, eine verkleidete Baumnymphe oder eine ganz ordinäre höhere Tochter sei. Der Wirt aber sorgte für Verbreitung dieser Unterhaltung, und als der Herr Staatsanwalt, der alte Medizinalrat Storch und der geologische Schulprofessor nach Hause kamen, legten sie den Ihrigen die Rätselfrage vor: „Wer ist Ada Steinach?"

Niemand, den diese Frage mehr beschäftigte, als Marie Karstens.

Seit Ada samt Emmy Müller in das Malerhaus eingezogen war und als täglicher Hausgenosse die Mahlzeiten mit ihr teilte, häufiger als sonst in ihrem Atelier arbeitete und noch manchmal des Abends auf der Gartenbank neben ihr saß, legte sich Marie diese Frage immer von neuem vor. Ada war von einer fast demütigen Bescheidenheit gegen sie, sie war zärtlich und reizend zu den Kindern, sprach warm und liebevoll von ihrem Vater, genoß die abgöttische Liebe ihrer Freundin, war zurückhaltend neben den Männern, und trotzdem konnte Marie kein rechtes Vertrauen zu ihr fassen, seit sie einmal den Blick voll beobachtender Kälte bemerkt, mit dem sie Förster nachgesehen. Es ging seit ihrem Einzuge übrigens sehr viel lebhafter im Hause zu. Des Öfteren sprach der so reumütige Vater vor, doch auch der Amtsrichter war jetzt ein häufiger Gast und suchte dann seine Aufmerksamkeit zwischen Marie, Rudloff und den beiden Mädchen möglichst gleichmäßig zu verteilen, aber seine Stimmung war so ungleich, der Ausdruck inneren Kampfes auf seinem Gesicht so deutlich, sein Blick, wenn er ihn auf die jüngere der Freundinnen heftete, so tief und verräterisch, daß es niemandem zweifelhaft bleiben konnte, was ihn erfülle.

Einmal trat er bei Marie Karstens ein, als die Mädchen spazieren gegangen waren und Benvenuto im Kürbisgehege arbeitete. Er grüßte, gab ihr die Hand, sah ein paar Augenblicke auf die Magnolien, die sie malte und trat dann vor Adas Staffelei, auf der ein paar Mohnblumen im Glase halbfertig prangten. „Recht hübsch," sagte er nach einer Pause unsicher, „aber — seltsamerweise — wie bei ihren Azaleen neulich: die Seele fehlt."

„Eine Anfängerin kann nicht Seele geben. Erst müssen die technischen Schwierigkeiten überwunden sein, ehe etwas wie Stimmung oder Empfindung auch nur in das kleinste Werk einfluten kann."

„Das ist wahr, das ist sehr wahr!" Er trat wieder neben sie.

In diesem Augenblicke hörte sie auf zu malen, sie hatte mit Schrecken bemerkt, daß ihr die Hand zitterte.

„Ich bin so glücklich, daß sie bei Ihnen ist, ich bin Ihnen so dankbar. Und sie selbst betet Sie an, ihr ganzes Wesen drängt sich Ihnen zu mit einer Leidenschaft, die so rührend ist, weil sie wie Hunger einer ermattenden Seele anmutet. Wie ist diesem Kinde mitgespielt worden!"

„Hat sie Ihnen davon erzählt?"

„Erzählt — nein. Nur in ein paar kurzen Worten Andeutung gegeben, wie sie ihr Lebenlang gehungert um Liebe und wie sie schlecht, ganz schlecht geworden wäre, wie sie sagt — aber was versteht sie unter schlecht? Ein paar harmlose Unwahrheiten! — Wenn nicht jetzt „dieser gute Vater" gekommen wäre, wenn Sie sich ihrer nicht „angenommen" hätten. Und wie reizend diese Liebe zu einem Vater, der sie sein Lebtag verleugnet hat, und an dem sie nichts als die Güte sieht, das Bestechliche seines Wesens. Rührend in seiner Art selbst dieser Mann —"

„Herr Steinach rührend?"

„Lassen Sie sich erzählen. Ich habe diesen Menschen beobachtet. Den Männern gegenüber ist er ein burlesker Renommist, den Frauen gegenüber einer jener professionsmäßigen Unwiderstehlichkeiten, die ihrer Courmacherei immer etwas von ernster persönlicher Ergriffenheit beizumischen wissen, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht Raubbau im weiblichen Herzen treiben und ihre Gewissenlosigkeit ihrer Eitelkeit können Hekatomben bringen lassen, kurzum eine Sorte Mensch, von der ich nie begriffen habe, warum die Gesellschaft sie höher schätzt als jeden ersten besten Bemelschneider."

„Hm!"

„Diesen Mann sah ich jüngst bei einer Gesellschaft im sehr vertraulichen tête à tête mit — nun auf den Namen der Dame kommt es nicht an — während ich mit Fräulein Ada am Arm das Zimmer betrete. Aber während sie zu zittern anfängt und mich zurückzieht, springt der Mann auf, errötet, eilt auf uns zu: ‚Das ist mein liebes Kind, von dem ich Ihnen eben sprach, gnädige Frau.' — ‚Ja, Ihr Herr Vater war ganz warm geworden in Ihrem Lobe,' bemerkte die Dame. Und Ada küßt ihr die Hand."

„Sehr rührend. Und wenn nun seine Tochter mit zu denen gehört, in deren Herzen dieser eitle Mann Raubbau treibt, wenn er sich hier eine Kindesliebe stähle, die er garnicht verdient?"

„So wird ihn die unverdiente um so mehr adeln."

„Glauben Sie?"

„Und that sie es nicht in diesem Momente, da sie ihm den Wunsch eingab, vor den Augen seiner Tochter die Würde seiner fünfzig Jahre zu bewahren?"

Da sie nicht antwortete, fragte er, nur um etwas zu sagen, nach einer Pause: „Seit wann steht Rudloff mit dem Düngerfabrikbesitzer in Verbindung?"

„Thut er das überhaupt?"

„Ich sah die beiden zufällig bei der Kürbisplantage. Stollwerk setzte ihm irgend etwas auseinander, mit einer Zuvorkommenheit, die ich dem brutalen Burschen kaum zugetraut."

„Was kann er gewollt haben!"

„Aber ich halte Sie vom Malen ab, gnädiges Fräulein. Gewiß. Leben Sie wohl. Und — Sie zürnen mir nicht, daß ich so oft komme?"

„Kommen Sie, so oft Sie wollen."

Er eilte hinunter, um unten am Gartenthor auf die beiden Mädchen zu stoßen. Als Ada ihn erblickte, lehnte sie sich einen Augenblick an die stämmigere Freundin und sah ihn errötend von unten herauf an, lächelnd wie in holdverschämtem, ganz sich hingebendem Glücke. Dann sagte sie:

„Wissen Sie, daß Sie mir gerade jetzt sehr willkommen, ach! so sehr willkommen sind? Nehmen Sie mich, bitte, in Schutz gegen meine schlimme Freundin. Sie sagt, ich sei gar kein ganzes, zusammenhängendes Wesen, ich sei lauter Stückwerk, nichts als Stückwerk, und es müsse erst jemand kommen und mich ganz machen, jemand Starkes, der mir gäbe, was mir fehlt. Und ich habe doch Papa und Fräulein Karstens, die hab' ich doch. Und dann — bin ich denn wirklich so gar nichts?"

Und die hellen Thränen liefen ihr die Wangen herunter.

„Sie müssen sehr hart gewesen sein gegen Ihre Freundin, Fräulein Emmy. Und Sie verkennen Ihre Freundin. Was sie so reizend macht, ist ja gerade die zarte Ganzheit ihres Wesens, das gleichmäßig Verschmolzene, Unzerbrochene. Wir Männer mit der Einseitigkeit unserer Berufsbildung haben immer etwas von Bäumen, an denen ein paar Äste haben verdorren müssen, um ein paar andere zu stärkerer Entwickelung kommen zu lassen, Sie aber sind wie zartere Pflanzen, die ihr ganzes, eigenstes Wesen haben zur Blüte und Entfaltung bringen dürfen."

„Das war garnicht dumm gesagt," meinte Emmy trocken, „obwohl ich nicht genau weiß, ob es wahr ist."

„An Ihnen ist doch aber kein Ast verkümmert," flüsterte Ada. „Sie sind doch — ach, Adieu."

Und weg war sie. Mit ihrem beliebten, thörichten Lachen schob sich Emmy hinterdrein.

Gerhard sah ihnen einen Augenblick nach. Dann eilte er fort mit einem Lächeln über das Glück seiner großen, demütigen, idealen Liebe, seiner starken, grenzenlosen Liebe, die etwas in ihm befreit hatte: das springende, große Lebensgefühl, das ihm Jugend und Daseinsfreude wiedergegeben hatte, in dem er etwas fühlte wie das Wachsen seines Ichs. So wie ein schüchternes junges Weib das Vollgefühl seiner Kraft und Würde, seiner Verantwortung und Bedeutung überkommt neben dem Kinde, dem sie das Leben gegeben hat und das jetzt in ihren Armen liegt, ganz ihrer Obhut, ihrem schützenden Verstande,

ihrer Mühe, ihrer Zärtlichkeit hingegeben, so wurde, wie sich dieses unsichere, liebebedürftige Geschöpf, ihrer unbewußt, ihm entgegendrängte mit einer Mahnung: halte mich, lehre mich, mache aus mir, was ich bin! — wurde er jetzt erst zum Mann. Seltsam erregt eilte er nach Hause. Diese kurze Begegnung soeben hatte ihm die selige Gewißheit auch ihrer Neigung gegeben; und so stark war die Wirkung dieser Entdeckung, daß sie machtvoll in die Töne hineinzitterte, die er seinem Piano entriß jubelnd und rauschend, in einer dieser köstlichen Stimmungen, in denen alles in uns ist: die Kraft und die Zartheit, die Sehnsucht und ihr Genügen, der Durst und die Fülle. —

„Aber nein wirklich, Ada," lachte oben Emmy Müller, „Du bist wahrhaftig großartig, redest dem Amtsrichter vor, was ich zu Dir gesagt haben soll und was Du eben selbst gesagt hattest."

„Ach Gott!"

„Und dabei kam es ganz ernsthaft heraus."

„Siehst Du, My, niederfallen möchte ich vor ihm, niederfallen und flehen: erlöse mich von mir, mach das Gute in mir groß und stark, sei mein Gott und mein Heiliger! Ich hab das wirklich ganz ehrlich gemeint vorhin mit dem Stückwerk — denn ob Du's nun gesagt hattest oder nicht, das ist doch nun ganz egal, das war doch nur die Form — ich bin ja nichts als ein Halbes und noch ein Halbes; und das eine Halbe möchte ich los sein, das Thörichte, Launische, Unwahre, und ganz das andere sein, und es sein in seiner Liebe, verstehst Du das?"

„Mach doch keine Phrasen."

„Phrasen? Teufelin! Wenn ich meine Seele vor Dir umdrehe, redst Du von Phrasen."

„Na sei gut, Schatzel, sei gut."

„Sieh mal, ich war so schön im Zuge, ich war so wie in Wolken gehoben, wie aus dem Schatten in die Sonne gesetzt. Was habe ich diesen Mann angebetet, diesen Vater, lieb, lieb, lieb gehabt, wie man einen Vater hat, auf den man neunzehn Jahre gewartet hat, und kommt dann und ist so gut und reizend. Ja, hm, und dann — haha! Hahaha."

„Lach doch nicht so."

„Na 's ist doch lächerlich. Und dann ist er so ein — ach Du lieber Gott!"

„Ich find' ihn sehr nett."

„Warum nicht? wenn er Dein Vater wär, fänd ich ihn vielleicht auch nett."

„Also was hast Du denn wieder?"

„Beobachtet hab' ich ihn, studiert, zergliedert, auseinandergenommen und wieder zusammengeleimt. Nun siehst Du: ein ganz ordinärer Geschäftemacher, ein Phraseur und alter Courschneider ist er. O Du, das ist kein Guter, das! Und ich bin seine Tochter. Juchhei! Sieh mal, My, Nachts hab' ich oft munter gelegen, die Hände gefaltet, mit offenen Augen, und immer die Sterne angesehen und immer gebetet: Gott, ich danke Dir, ich danke Dir von ganzer Seele, daß ich einen Papa habe, einen guten, lieben, schönen Papa, daß Du mir den gegeben hast, und daß ich von der Schneider weg kann, und daß mich dieser himmlische, reizende, seelengute Mensch liebt, dieser unmögliche Mensch, und daß Du mich gut und lieb machen willst, lieber Gott." Hm. Und der gute, liebe, schöne Papa kriegt von irgend einem vornehmen Herrn Wucherzinsen, und die hübsche Rittmeisterin, die hier zu Besuch war, küßt er auf den Oberarm und sagt dann: „Hier, meine gnädige Frau, ist mein süßes Kind, von dem ich Ihnen eben sprach." Ja! Und sonst lügen thut er auch. Aber nicht wahr: wenn ich dann diesen guten Menschen hab', dann werd' ich ganz ruhig, ganz manierlich und gesetzt. Und — sogar glücklich, Anselm Steinach und den Scherras zum Trotze. Sogar — Gerhard Förster zum Trotze."

„Weißt Du, Ada, ich versteh Dich schon gar nicht mehr."

„Ach My, liebe gute My, als ob Du das jemals gethan hättest! Hast es nicht einmal geglaubt, wenn ich Dir sagte: ich bin schlecht."

„Nun, das glaub' ich auch jetzt noch nicht."

Zehntes Kapitel.

Den nächsten Tag gegen zwölf hielt ein Landauer mit zwei Grauschimmeln bespannt vor dem Malerhause. Heraus hüpft sehr zierlich Herr Anselm Steinach, stürmte die Treppe hinauf, rannte Marie Karstens an, fragte die goldenste, gütigste Fee nach seinem Herzblatt, stieg noch eine Treppe höher und klopfte an der ersten besten Thür.

„Herein!"

„Donner und Doria, Goldkind, eine originelle Bude, in der Du hausest, Chic, Farbensinn in diesem bric-à-brac, aber pauvre wie bei einer Vorstadttheatersoubrette ohne Engagement. Tag, Fräulein Emmy. Also in fünf Minuten sei mal fix und fertig, das ganz Blaßblaue aus

Wien, helfen Sie, Fräuleinchen, ich warte im Garten, Equipage vor der Thür. Fünf Minuten, Visite machen. Dalli! Dalli!“

In etwa zwanzig Minuten war sie unten, zauberhaft anzusehn. „Wohin Papa?“

„Ziehe um, neue Wohnung zeigen, Dich meinem Hauswirt vorstellen. Unverheiratet; aber sehr gediegener Haushalt, na, und überhaupt ich als Vater kann Dich überall einführen.“

„Das sind ja die Stollwerkschen Grauschimmel.“

„So? Stollwerkschen? Wer ist Stollwerk?“

„Stell' Dich doch nicht Papa, ich hab' Dich selbst mit ihm reden sehn.“

„Soso, Tausendsassa. Und weißt Du auch, was er ist?“

„Düngerlager,“ sagte sie mit gräßlicher Verachtung. „Du mußt übrigens sehr intim mit ihm sein, wenn Du in seiner Equipage fährst.“

„Bin ich auch. Also um Dir alles zu sagen wir haben uns liiert: Stollwerk und Steinach. Was? Prachtvolle Firma. Und werden uns noch viel mehr liieren.“

Ada antwortete nicht gleich. War das wahr, daß sie sich um diesen Mann „beworben“ hatte, weil sie — es war doch nicht wahr! Und er hatte ihr sagen lassen, er danke für sie. Ach!

„Also einen Düngerfabrikanten hab' ich zum Vater,“ sagte sie endlich, sehr blaß geworden.

„Aber ich bitte Dich, meine kleine Prinzessin chemischer Dünger — non olet. Das Appetitlichste von der Welt: Kalisalze und Superphosphat Gestern haben wir notariell abgeschlossen. Oh mes petites féeries, mes petites féeries! — einen Franzosen haben wir uns kommen lassen, Künstlähr, sieht aber aus wie'n deutscher Gymnasialprofessor. Ma chère fille, si le ciel ne nous en veut pas, je te laisse millionaire.“

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— „Im Dienste der Wissenschaft und andere Geschichten“. Von Johann Ferdinand Eck. (Straßburg i E., Schlesier & Schweikhardt 1897). Offenbar ein Erstlingswerk. Dies erweist sich schon darin, daß die schwächste Geschichte des Buches an die erste Stelle gesetzt ist; erfahrene Autoren thun dies nie, schon weil sie wissen, daß sich viele Kritiker bei derartigen Sammlungen mit der Lektüre der ersten Nummer begnügen und dann frohgemut ihr Urteil abgeben. Daß wir uns das Leben nicht so bequem machen, lohnt sich uns im vorliegenden Falle durch die Freude, in Eck ein sicherlich nicht großes und uroriginelles, aber echtes Talent begrüßen zu dürfen. Was uns dazu berechtigt, ist die mittlere Geschichte des Buches: „Der Weg zur Mutter“, wo ein an sich viel behandelter, ja verbrauchter Stoff in durchaus poetischer und herzerschütternder Weise behandelt wird Daneben wäre noch „Ralph und Rose“ zu nennen, wo allerdings die Abgebrauchtheit des Stoffs noch schlimmer, die Behandlung hingegen schwächer ist. Die anderen Geschichten sind ganz unbedeutend und Eck hat Unrecht gehabt, so früh hervorzutreten. Immerhin gehört er zu jenen, an deren Entwickelung man, eben nach dem „Weg zur Mutter“ zu schließen, Hoffnungen knüpfen darf. K. B.

— Willy Pietsch, der Verfasser von „Allein und frei! Gedichte“ (Konitz, C. F. Wolldorfs Verlag) ist der edelsten Vorsätze voll:

> Nicht um eitle Gunst zu buhlen
> Soll mein Lied sich schmeichelnd bücken,
> Überhaupt nicht in den Pfuhlen
> Der Gemeinheit Blumen pflücken. (S. 2.)

Nein, das thut Pietsch überhaupt nicht, sondern bedichtet vielmehr durchaus tugendhafte Gegenstände, so z. B. reimt er ein „Sonett auf ein kleines deutsches Mädchen“ (S. 11):

> Wollt ihr der Unschuld reinste Züge schauen,
> So blickt in dieses Engels Angesicht,
> Und sucht sie nicht in jenen fernen Auen,
> Aus denen Phantasie nur zu euch spricht —

— ferner Mädchen, die zwar zu ihm ohne Weiteres: „Mein Herz“ sagen, aber doch ehrbar sind (S. 42):

> „Allein durchzog ich Feld und Wald,
> Gequält von tiefem Schmerz,
> Da trat zu mir eine holde Maid
> Und sprach mich an: „Mein Herz“

— endlich sein Heimatland Pommern:

> O Heimat, mein Pommern, wie bist du so schön!
> Dich schmücken nicht Berge, nicht waldige Höhn
> Du bergest nicht Schätze von Edelmetall,
> Doch ruf ich's laut und ruf's überall:
> Wie viele Lande ich hab' gesehn,
> O Heimat, mein Pommern, wie bist du so schön!

Wir würden zwar in diesem Falle lieber „birgst“ sagen, auch möchten wir meinen, daß der Mangel an Höhen, Wäldern und Edelmetall noch an sich die Schönheit einer Landschaft nicht ausmacht, wollen aber mit dem Dichter um so weniger darüber rechten, als er ohnehin ein geschlagener Mann ist. Denn seine Heißgeliebte hat ein besonderes Herz:

> Ich weiß, daß nie, ach nie es mir gelungen ist,
> Mich in dein hartes Schwanenherz hineinzuschleichen
> (S. 43)

Das ist hart und wer daran zu tragen hat, sollte sich nicht auch durch die Veröffentlichung seiner Gedichte noch mehr Kummer bereiten. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

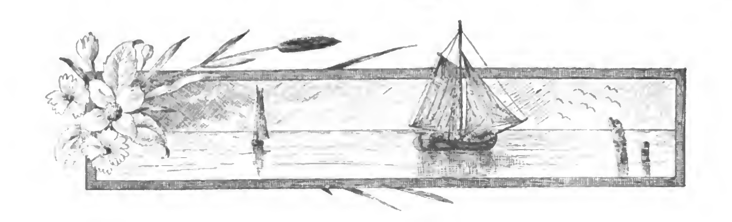
Roeber, Friedrich. Kurfürst Friedrich III. Zwei Dramen. Der Rhein und Die Krone. Leipzig. Julius Baedeker. 1897.

Hauschner, A. Abschied. Roman. Berlin. A. Deubner. 1897.

Legras, Jules. Henri Heine. Paris Calmann Lévy. 1897.

Déry, Juliane. Die selige Insel. Ein Idyll. Berlin. Schuster & Löffler. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Leßius & Co. in Berlin.



Der alte Hinrichsen.

Ein Bild von der Wasserkante.

Von **Philipp Kniest.**

(Fortsetzung.)

Als der Mann mit der Schiebkarre fort war, zog Kapitän Hinrichsen seine dickste Piejacke an und setzte die alte Pelzmütze auf. Er mußte nun gehen. Frau und künftige Schwiegertochter wollten ihn begleiten. Das aber verbat er sich mit den Worten: .

„Du, Marie, heft Dinen Brüdjam to wahren. Mutting blifft ook to Huse. Min Geschäft fangt nu an, und dar kann ik kine Frugenslüde bi 'rumstahen hebben und kine Thranenmelkerie bi bruken. Grüßt Johann noch, holt Jug hart, Gott mit Jug und mit mi! Du, Mutting, vergitt nich, bi den Herrn Pastor tau Sankt Nikolai dat Gebett for mi to bestellen. So'n ganden ollen Gebruk sall ook en nimodschen Damperkaptein in Ehren holen . . . . Nä, nä, nich mit up de Straten gahn! Ji könt mi ut'n Finster towinken, oder ook, wenn Ji dat nich laten könt, noch en Kußhand tosmiten. Adjies denn!“

Mit dem Sextantenkasten unter dem Arm, sein altes, großes, aber außerordentlich scharfes Fernrohr, dessen er sich auf allen Reisen bedient hatte, in der Hand, schritt Hinrichsen die Straße hinab und war bald hinter einem Häuservorsprunge den Blicken seiner „Frugenslüde“ entschwunden.

*

Die „Minerva“ lag zur Abfahrt bereit. An Bord befand sich schon alles in seemäßigem Trimm; die Luken waren gedichtet und mit Presenningen versehen; das Deck troff nach der eben vorgenommenen Reinigung noch von Wasser; aus dem Schornstein stieg in dicken Massen der schwarze Rauch, über dem blanken Kupferrohre neben demselben spielte das weiße Dampfwölklein. Nur die National- und die Kontorflagge weheten. Von dem Beflaggen über die Toppen hatte man wegen des stattgehabten Unfalles Abstand genommen. Kapitän Hinrichsen war schon in seiner vollen Würde, hier und da noch Anordnungen treffend und Änderungen befehlend. Über die leeren, auf dem Vorderdeck gelagerten Fässer schüttelte er wiederholt den Kopf; doch lobte er den Zimmermann über die gute Befestigung derselben und über die provisorisch hergestellten Rehlinge. Dann ging er in den Maschinenraum hinab, um sich mit dem Ingenieur über die nötigen Kommandos, die damals, wo man Telegraphenapparate noch nicht kannte, lediglich durch das Sprachrohr gegeben werden mußten, zu verständigen. Als er wieder an Deck kam, schritt ihm schon der Kommerzienrat entgegen, die Messingkapsel mit den Schiffspapieren überreichend, indem er hinzufügte, daß der Kapitän seine Verfügungen über die weitere Bestimmung des Dampfers in Reval vorfinden werde.

„Wenn genügend Dampf auf ist, gehen Sie nur gleich nach See,“ fuhr er fort. „Ich habe nicht Zeit, lange zu warten und sähe doch zu gern die „Minerva“ in Fahrt, ein Vergnügen, das uns Rhedern bei unsern eigenen Schiffen selten genug zuteil wird.“

„Wi sind klar,“ antwortete Kapitän Hinrichsen.

„Dann leben Sie wohl! Fahren Sie mit Gott und glücklich. Auf fröhliches Wiedersehen!“, rief der Kommerzienrat und ging dann über den Steg auf die Kaje, während der alte Hinrichsen mit dem ersten Steuermann die Kommandobrücke bestieg und einer der Matrosen sich an das Steuerrad stellte.

„Wer nich an Bord hört, der gah jetzt an Land!“, rief der Kapitän mit Donnerstimme, und als sich Niemand meldete:

„Haalt den Steg up! Vorn de Trossen los!“ Dem Mann am Ruder gab er einen Wink, auf welchen hin derselbe das Rad drehete. Dann neigte der Kapitän seinen Mund auf das Sprachrohr nieder. Die Schraube begann sich langsam zu drehen.

„Achter de Trossen los!“

Nun war die „Minerva“ frei und schoß in das offene Wasser, erst langsam, und dann rasch und immer rascher ihren Weg verfolgend. Es war ein majestätisches Schauspiel, wie der schlanke Dampfer seine Bahn zog, vorn am Bug eine leichte Spritzwelle aufwerfend, einen Streifen weißen Schaumes hinter sich lassend, der das kräftiger werdende, regelmäßige Arbeiten der Schraube verriet.

Der Kommerzienrat rieb sich vergnügt die Hände, schickte eiligst ein kurzes Stoßgebet um eine gesegnete Fahrt zum Himmel und sprach vor sich hin:

„Dieser alte Hinrichsen ist doch ein fixer Kerl! Steht er da, als ob er ein Dreißiger wäre und agiert mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit, wie wenn er sein Leben lang nichts anderes gethan hätte, als Dampfschiffe führen. Solch' einen — provisorischen Kapitän kann man sich schon gefallen lassen!“

Vom Lande her erscholl dem Dampfer noch von der zahlreichen neugierigen Menge, die sich den seltenen Anblick nicht entgehen lassen wollte, ein kräftiges Hurra, in welches die alten Kapitäne, die ihren Mittagsschlaf heute verkürzt hatten, mit einstimmten.

„Du, Wilmsen,“ sagte Kapitän Petersen, „so'n Ding süht ja ganz fein ut und geit ook so lange as't geit, will seggen, as de Maschine kine Nucken, Liefpien und vor Seekrankheit nich dat — Bräken kriggt. Denn Gnade Gott! Denn mit Seils is mit so'n Dings von Schipp, lang as'n Adder (Schlange) und small as en Linial nicks to warden!“

„Da heft Du recht, Petersen, dat is nich ächt. Und denn de Decksladung! De Damper liggt dägt uppen Kopp, swommt nich lik (gleich) en Propp, geit mit de spitze Näse graddör, de Boog heevt sick nich, — dat is en Mallör!“

„Dine Olle hett Di woll Speck un Klüten, Din Liefgericht, gewen? Du makst jo de reinen Fibelverse! Lat us den ollen Hinrichsen dat Beste wünschen. Hei is en braven Kirl un verdeint en Extragrog, dat hei in sine ollen Dage sinen Sähn toleiw bi Winterwäder noch sowat unnernehmen deit. Dar is all äwerleidig Jis (Eis) in't Water. Heft Du hört, wo dat klung, as de iserne Kasten dadör heususte? — Du, den Extragrog sallst Du an Hinrichsen sine Stede (Stelle) drinken. Kannst denn ja en gauden Spruch darbi dauhn. Nu lat us man wedder na Mudder gahn. De Damper is nich mehr in Sicht.“

Wilmsen nickte einverstanden. Er rieb sich die Hände, denn das lange Stehen in der Kälte hatte ihn doch etwas frostig gemacht. Beide gingen Arm in Arm fort. Vor ihnen auf lief im Trab der Kommerzienrat.

„De hett nimmer Tid, Wilmsen! Usereen ward de Tid oft so — lang.“

„Ja, so geit dat us afgetakelten Kapteins! Sommerdag is't wat anners. Aberst in'n Winter, wo man sin Hus nicht farwen (anstreichen) kann, ward Einen dat Schaapskoppspälen den leiwen Abend lang ook binah äwer. Ach, du meine Güte! Mi kummt dat Hujahnen an.“

Um die Ecke schritt Buchheister, der Buchhalter, welcher auch von irgend einem verborgenen Platze der Abfahrt der „Minerva“ zugeschaut hatte.

„Dem Herrn Chef zuvorkommen müssend, gilt's Beine zu machen,“ keuchte er leise.

Im Laufen war nun allerdings der dürre Mensch Herrn Wehrmann noch etwas über. Er saß schon „buchend“ am Pult, als der letztere, wie gewöhnlich außer Atem, im Kontor anlangte.

III.

Dank der Geschicklichkeit und Sorgfalt des Doktors Groff, der starken Konstitution des jungen Kapitäns und der aufopfernden gemeinsamen Pflege von Mutter und Braut nahm die Heilung desselben den günstigsten Verlauf.

Der Winter setzte inzwischen mit aller Macht ein. Hafen und Bucht belegten sich mit festem Eise, welches die Schifffahrt gänzlich unmöglich machte. Die Zeitungen erzählten von der ungewöhnlichen Kälte im Norden; die wenigen Schiffe, denen es gelungen war, noch hier und da einen Hafen zu erreichen, berichteten von großen Eismassen in See. Man mußte leider annehmen, daß die „Minerva“ bei diesen Verhältnissen draußen einen schweren Stand haben und daß der starke, tageweise stürmische Ostwind, gegen welchen sie anarbeiten mußte, ihr nur langsamen Fortgang gestatten würde. Trotzdem bezweifelte man nicht, daß sie den nur selten durch Eis geschlossenen Hafen von Reval erreichen

werde. Bei den damaligen unvollkommenen Postverbindungen (Telegraphen gab es noch nicht) mußten sich die Beteiligten von vornherein darauf gefaßt halten, daß Nachrichten von dem Dampfer sehr lange ausbleiben könnten. Das war denn auch in der That so, gab aber zur Beunruhigung vorerst keine Veranlassung.

„Wenn Vater nur die mit einer Winterreise verknüpften ungewöhnlichen Anstrengungen nicht allzu schwer empfindet, Mutting,“ äußerte der Kranke, als die Kälte einen ganz ungewöhnlichen Grad erreicht hatte.

„Dat fürchte ik ook, Johann,“ antwortete die behäbige Alte. „Hei nimmt an'n Land as Herumströper, de nicks nich to dauhn hett, all sine Vernunft an, und un hei wedder en Kummando föhrt, ward hei Tag und Nacht togange sin und an sine Gesundheit nich denken. Hei is nu doch mal en ollen Mann. Aberst dat de Strapezierung nich in en hollen Boom treckt, dar denkt hei nich an. Hei hett doch Fru un Kinner!“

„Ja, einen Sähn,“ lachte Johann. „Nun, er hat ihm und meiner süßen Marie das Opfer gebracht. Gott wird geben, daß ihm die Reise nicht schadet. Vielleicht, und sogar wahrscheinlich, wird's ihn erfrischen, wieder thätig zu sein und ein Kommando führen zu können. Wie schön wäre es, wenn er kräftig und lustig demnächst zurückkehrte. Ist Vater aufgeräumt, dann wird er auf unserer Hochzeit die ganze Gesellschaft erheitern.“

Marie stahl sich verschämt ans Fenster, wo sie sich mit einer Nadelarbeit zu schaffen machte. Frau Hinrichsen näherte sich ihr nach einer Weile, und indem sie auf die Stickerin blickte, sagte sie:

„Lat mal seihn, min Dirn! Süh ens, Dein Name macht sich ja ganz fein auf dem Handtuche. Deine Eltern haben eine gute Aussteuer besorgt: solide und ohne viel Firlefanz. Dat mag ik liden un paßt sick ook for simple Lüde as wi sind tum besten.“

„Hegst Du keine Besorgnis um Vater, liebste Mutter?“ flüsterte Marie. „Mir wird das Herz so schwer, wenn ich an ihn denke. Sag', ist die „Minerva“ denn nicht schon lange über die Zeit unterwegs? Ich sah, wie die Leute den Kopf schüttelten, als gestern zu Hause von dem Dampfer gesprochen wurde. Mir gegenüber that man heimlich, aber ich merkte es doch. Vater hat Johann und mir ein großes Opfer gebracht, — wenn nur nicht ein allzu großes.“

Thränen standen dem Mädchen im Auge. Sie wandte die Blicke nach ihrem Bräutigam hin. Als sie sah, daß er schlummernd dalag, trocknete sie die Augen mit ihrer feinen weißen Schürze.

„Weich darfst Du nicht sein als Schifferfrau, min Döchting,“ flüsterte die Mutter. „Zagen und zweifeln dürfen wir nicht, wir müssen hoffen, harren und auf Gott vertrauen. Vor allem müssen wir Geduld lernen. Das wurde mir anfangs furchtbar schwer. Ich habe hindurch müssen. Monatelang über die Zeit habe ich oft auf Vater gewartet, — aber verloren gegeben habe ich ihn nie, nie mein Vertrauen weggeworfen. Harren und Hoffen ist herzbrechend, aber das endliche Wiedersehen dann um so süßer . . . Wat willen wi us denn all Gedanken maken, wie reken doch erst na Dagen, — na Wäken dörfen wi us noch nich sorgen.“

So ganz schienen die Worte der guten Alten bei Marie nicht anzuschlagen. Sie ließ noch immer das Köpfchen hängen und griff nochmals, wenn auch verstohlen, nach ihrer Schürze.

„Hol Di hart, hol Di tapfer, min Kindting!“ flüsterte Frau Hinrichsen. „Laß Johann nichts merken, wenn Dir das Herz auch mal etwas schwer ist. Du bist seine Braut und mußt heiter sein. Wir sind ihm fröhliche Gesichter schuldig: so nur können wir seine Leiden versüßen, ihm die trüben Gedanken verscheuchen, die einen energischen Mann nur zu leicht beschleichen, wenn er willen- und kraftlos auf dem Krankenlager liegen muß. Wullt Du, mine säute, lütte Marie?“

„Ja, Muttingʒ!“

„Denn gah hendal und käuhl Di de Ogen mit klor Water, dat Johann nich markt, dat Du weent hest. Du kannst em ja miteens sin Glas Win mitbringen . . . Ich bleibe mittlerweile hier.“

Marie that wie ihr geheißen. Am Fuße der Treppe traf sie den im Hinaufsteigen begriffenen Doktor Groff.

„Halt, mein Kind,“ rief er. „Hierher! Komm' mal an's Licht. He, hast Du einen Fluß im Auge? Laß mal sehen! Das ist nichts! Hast wohl geflennt? Braut und Bräutigam müssen sich nicht zanken, der Brautstand ist ja noch kein Wehestand. Oder hast Du gar melancholische Grapsen im Kopf und heulst Johann etwas vor? Schäme Dich! Ich verbiete Dir das allen Ernstes . . . So, nun gehe hin und sündige hinfort nicht wieder. Sonst könnte ich mal ein bischen sehr — eklich werden. Dann sollst Du den Doktor Groff erst kennen lernen. Na, nun

man nicht so'n Gesicht gemacht. Was ich sage, ist alles zu Deines Schatzes Bestem. Verstanden?"

„Danke, Herr Doktor!" antwortete sie lachend und lief davon.

„De hebbe ik't seggt," brummte der Arzt und polterte die Stiege hinauf. „Solch' eine verquiente Art muß ohne Handschuhe angefaßt werden — je energischer behandelt, desto besser!"

Marie blieb fortan getrosterer Zuversicht, lachte und scherzte mit Johann und sang wohl gar, wie er's so gern hatte, ein schelmisch Liedchen.

*

Die nun zunächst fälligen russischen Posten, welche, wenn die „Minerva" selbst eine über Durchschnittsmaß lange Reise gehabt hätte, deren Ankunft hätten melden müssen, brachten keinerlei Nachricht. Auch von keinem anderen Punkte der Ostseeküsten und den Inseln fand sich irgendwelche Notiz in den Schiffahrtslisten und Zeitungen, so eifrig sie auch durchsucht wurden. Wohl waren sie alle voll von Berichten über die Strenge des Winters und über die Eismassen, welche in See umhertrieben und fast alle Hafeneingänge, Buchten und Flußmündungen vollständig besetzt und blockiert hatten. Eine der nächsten Posten meldete sodann auch die Schließung des bis dahin noch zugängig gewesenen Hafens von Reval.

Jetzt allerdings mußte man Besorgnisse hegen über das Schicksal der „Minerva", von welcher man seit deren Abgang durchaus nichts gehört hatte. An den Assekuranzbörsen sahen sich die Versicherer, welche bedeutende Summen auf Schiff und Ladung gezeichnet hatten, mit fragenden Mienen an. Die ängstlichsten suchten ihr Risiko schon gegen hohe Mehrprämie loszuwerden; vorsichtige Kaufleute, die Waren an Bord hatten, versicherten noch nach, so lange es Zeit war, und ließen sich's sogar ziemlich viel Geld kosten.

Auch in den Schiffer- und Kaufmannskreisen unserer Ostseehafenstadt bildete die „Minerva" das Tagesgespräch. Pessimisten schüttelten bedenklich das Haupt und gaben den Dampfer verloren, während Optimisten die Ansicht verfochten, daß das Schiff ohne Zweifel in Sicherheit sei. Der letzteren aber wurden immer weniger. Gerüchte eines von haarsträubenden Einzelnheiten begleiteten Schiffbruches durchschwirrten die Luft, ohne daß es möglich war, deren Ursprung nachzuweisen. Sie krochen über die Schwelle des Wehrmann'schen Kontors und über die des Hinrichsen'schen Hauses, grinsten bald aus allen Ecken und jagten den Frauen den fürchterlichsten Schrecken ein, störten ihnen die Ruhe bei Tag und Nacht.

Der Kommerzienrat ward unwirsch, erregte sich über die „Albernheiten", wie er sie nannte, und brummte: „Wenn ich stets gleich die Angst in kritischen Zeitläuften gekriegt hätte, dann wäre ich nicht der Mann, der ich bin", wobei er wohlgefällig auf seine Tasche klopfte.

Der junge Kapitän, welcher die Sache ernst, aber ruhig ansah, bewahrte äußerlich seinen Gleichmut und verlor seine heitere Miene nicht. Er gab den Besorgnissen gegenüber, welche Mutter und Braut nicht mehr zu verbergen vermochten, seiner Meinung eines Nachmittags den größtmöglichen Nachdruck:

„Der Dampfer ist ungewöhnlich stark gebaut," äußerte er, „die Maschine ist in vorzüglichster Beschaffenheit, ein tüchtiger Maschinist ist an Bord, und dazu liegt die Führung in den allerbesten, in — Vaters Händen. Es kann allerdings etwas Unvorhergesehenes passiert sein, — an ein Unglück glaube ich nicht. Selbst wenn der Dampfer, im Eise besetzt, triebe, so wäre das freilich sehr unangenehm, allein längst nicht so schlimm, wie Ihr denkt. Proviant und Wasser ist in reichlichem Maße an Bord: die Besatzung könnte es notfalls einige Monate lang aushalten."

„Du wullt us begänschen, Johann", antwortete die Mutter. „Du glöwst sülbens nich an dat, wat Du seggst. Use arme, arme Vadder, — ik verlatene, unglückliche Fru!"

„Mutting, versünnige Di nich! Wer giebt denn gleich Glauben und Vertrauen auf? Nicht wahr, Marie, Du hältst Hoffnung und Zuversicht fest? Komm', flüstere mir Dein Ja in's Ohr!"

Sie neigte sich über ihn, doch schien es, als ob sie leise seufze.

Alle drei hatten ein Klopfen an der Thür überhört, die sich jetzt öffnete und Herrn Kommerzienrat Wehrmanns kräftige Gestalt zeigte.

„Guten Abend miteinander", rief er, sich setzend. „Ich hätte ja lange draußen schildern können, wenn ich als Geschäftsmann nicht gewohnt wäre, mir eventuell meinen Weg selbst zu bahnen . . . Wie geht's, lieber Hinrichsen? Na, Sie blicken ja ganz grall aus den Augen und die Backen werden auch schon wieder rot. Das thut die gute Pflege. Aber, Frau Hinrichsen, Fräulein Marie? Sie sehen ja lege und verweint aus. Doch nicht etwa Trübsal geblasen? — Sie haben sich wohl durch das Ge-

schwätz in der Stadt anstecken lassen, und unser Patient ist noch nicht stark genug, Ihnen die Leviten zu lesen."

„O, Herr Kommerzienrat, de lange Reise, und denn bi dit Winterwäder und de Storme in de letzte Tid! Dar mutt man ja angst und bange warden."

„Sie angst und bange? Schämen Sie sich was! Ihr Mann ist ja an Bord, und wo der ist, da geht so leicht nichts schief. Passiert ist wohl etwas Außergewöhnliches, das läßt sich nicht leugnen. Aber schlimm kann's nicht sein. Sehen Sie 'mal: Ich habe nur die Hälfte der Summe, welche mich der Dampfer kostete, versichert, und es fällt mir nicht ein, noch etwas nachzuversichern, — so festes Vertrauen habe ich auf den lieben Gott, Ihren Mann und auf die solide Bauart von Schiff und Maschine. Nä, smieten Se Ähren Glowen (Glauben) nich weg! Courage, Madame, Courage!"

„Wenn Se dat denn meinen, Herr Kommerzienrat, denn will ik den Versäuk maken, de Courage fastioholen, aberst ik bin man en swacket Frugensminsch!" . . .

„Jedoch eine Schifferfrau, die sich früher oft genug als ein tüchtiges Weib bewährt hat, die auch im Alter nicht von den Grundsätzen ihrer Jugend weichen wird. Seien Sie ganz getrost! Die schlimmste Wartezeit ist überstanden. Binnen wenigen Tagen hören wir ganz gewiß etwas von der „Minerva". Ihr Mann wird dann wieder einen seiner früher hier so berühmten Briefe senden."

„Dat meinen Sei, dat — glöwen Sei, Herr Kommerzienrat? O Gott, wat wurd dat for'n Segen sin!"

„Ich spreche, wie ich's meine und glaube! . . . Lieber Hinrichsen, es geht also gut? Freut mich! Doktor Groff hat mir gesagt, daß Sie jetzt vor allem Stärkung nötig hätten. Ich sende Ihnen zu dem Zweck Wein aus meinem Keller. Lassen Sie auch Mutter und Braut daran partizipieren, damit die Frauensleute wieder Mut fassen und einen besseren Glauben in den Leib kriegen. Habe mich übrigens gefreut, Sie wieder so wohl zu sehen. Wünsche Ihnen weitere Fortschritte in der Genesung, und Ihnen, meine Damen, dito Besserung, womit ich mich Ihnen gehorsamst empfehle. Auf Wiedersehen! Habe keine Zeit, Geschäft geht vor Vergnügen. Adieu!"

Draußen auf der Straße legten sich seine Züge in sorgenvolle Falten. Er summte etwas unverständlich vor sich hin, schloß aber ziemlich laut:

„Immer Kopf oben und das Beste gehofft! Von der alten Kaufmannsregel laß ich nicht. Habe mich auch stets gut dabei gestanden. Wollte ich in dieser Affaire jetzt schon den Mut verlieren, dann verdiente ich Prügel. Ich halte es für meine Pflicht, auch den andern Beteiligten Courage zu machen." —

„Ihr habt's eben gehört und gekriegt!", rief mit etwas erzwungenem Lachen Kapitän Hinrichsen, nachdem Herr Wehrmann die Stube verlassen hatte. „Mein alter Herr Rheder ist in seiner Weise ein ebenso guter Arzt wie unser braver Doktor Groff. Ich bin überzeugt, daß sein Rezept bei Euch anschlägt. Nicht wahr, Mutter?"

„Dat kann man doch nich weiten."

„Wir wollen's aber hoffen, Ihr leicht verzagten Seelen!"

*

Die alten Schiffer und Kapitäne am Hafen machten allnachgrade immer bedenklichere Mienen und schüttelten die grauen Köpfe, wenn die Rede unter ihnen, wie es des Tages über leicht ein halbdutzendmal geschah, auf die „Minerva" kam.

„Dar kummt nicks nich wedder von," war der Refrain der Reden, und nur wenn die Kapitäne im „Alten Schweden" beim Glase Grog saßen, wagten schüchtern einige eine zuversichtlichere Stimmung zu äußern. Daß die Firma nicht voll versichert und auch noch kürzlich Anträge zu vollständiger Versicherung, natürlich gegen hohe Prämie, abgewiesen hatte, war ausgeleckt, und auf dieses Gerücht hin suchte man die günstigere Meinung zu begründen, welche Wilmsen aber meist mit den Worten niederschlug:

„De Kommerzienrat weit, wat hei deit. De smitt kin gaudet Geld achter'n slechte Sake her. Hei is klok genog und weit ganz genau, dat hei en dägten Verlust aftoschriwen hett. De Lüde wist hei en glikgültig Gesicht. Hei denkt aberst ganz anders. Mi is't man leid um den ollen Hinrichsen und sine nagelatene Familie!"

Kapitän Petersen äußerte, Hochwürden zu St. Nikolai, der noch am vergangenen Sonntage für Hinrichsen gebetet hatte, habe das mit ganz eigener Betonung gethan, er sei ja fast gerührt gewesen.

„Ik glöw," schloß er, „et däh em den Ogenblick weih, dat hei nich — katholsch wier, denn hadd hei doch en Messe för de arme Seel' in't Fegefür lesen kunnt!"

„Dat Hochwürden so wat man nich hört!

Hei konn Di suust mit'n ächt lutherschet Dunnerwäder äwer't Dack kamen, Petersen!" —

Wenn die Kapitäne heimsteuerten, dann brummte aber schließlich doch jeder:

„Dar kummt nicks nich wedder von!"

Und die gleiche Meinung hegten alle jene Kreise, welche die Sachlage beurteilen konnten. Daß die „Minerva" total verloren war, unterlag keinem Zweifel mehr.

IV.

Kommerzienrat Wehrmann ließ sich über die „Minerva" nicht aus. Der Name durfte in seiner Gegenwart am Kontor nicht genannt werden. Seitdem er einen zudringlichen Versicherungsagenten sozusagen mit Stank hatte abfahren lassen, ließ man ihn auch von außen her in Ruhe. Auch der Buchhalter Buchheister, welcher heute eine ungewöhnlich grobe Abfertigung in Sachen des Dampfers erhalten hatte, beschloß fortan zu schweigen. Er schmollte leise:

„Laß den Herrn Chef doch reisen! — Das Ende wird's ja lehren: so oder so! Der Firma kann's schlimmsten Falls nicht einerlei sein, aber sie vermag ja etwas zu ertragen. — Wird er aber wettern, wenn wir seiner Zeit den meiner Meinung nach ganz sicheren Verlust buchen müssen! Natürlich kommt nie wieder etwas zum Vorschein . . . Die arme Besatzung und ihre Hinterbliebenen! Navigere necesse est! . . . Jetzt an die Arbeit! Welche Plage wird der heutige Tag bringen?"

. . . Die Post hatte einen großen Posten Briefe gebracht, welche der Herr Kommerzienrat Wehrmann mit dem größten Eifer öffnete und durchstudierte. Je nach ihrem Inhalt warf er sie entweder schmunzelnd zu den Schafen nach rechts, oder ärgerlich nach links zu den Böcken, — die Böcke waren die nicht einträglichen, die Schafe waren immerhin das teure Porto und zum großen Teil ganz bedeutend mehr wert. Den letzten der Briefe mit sehr unleserlicher Adresse und unkenntlichem Poststempel nahm er jetzt vor. Er rieb sich die Stirn, als er hineinblickte und putzte die Brille, um die undeutliche Schrift besser entziffern zu können. Doch fand er zu seinem Ärger, daß das Schreiben in schwedischer Sprache abgefaßt war, von welcher er nur sehr wenig, eben knapp zum täglichen Gebrauch genügend, verstand. Er griff daher nach dem Lexikon und schlug hier und da ein Wort nach. Je öfter er das wiederholte, desto heiterer wurde sein Gesichtsausdruck, und endlich rief er aus:

„Ei, das wäre ja schön! Unterliegt auch wohl kaum einem Zweifel. Gott sei Dank!"

Dann sprang er von seinem Sitze herab und ging mit dem Briefe in der Hand der Thür zu, in welcher ihm Buchheister, der Buchhalter, das graue, vertrocknete Männlein in falbem Rocke, die mageren Arme in schwärzlichen Staubärmeln steckend, mit der auf die Stirn zurückgeschobenen Brille begegnete. In der rechten Hand trug Buchheister ein Dutzend Wechselblankets, die er dem Chef hinhielt, indem er unterwürfig sagte:

„Wollten der Kommerzienrat die Gewogenheit haben, Ihro Unterschrift zu vollziehen."

„Habe jetzt gar keine Zeit, Buchheister! Legen Sie die Dinger auf mein Pult und nehmen Sie die Briefe hin, um die nötigen Notizen für die Buchung zu extrahieren. Bin in einer halben Stunde wieder hier. Alles Weitere später."

„Herr Kommerzienrat!"

„Hören ja, habe durchaus keine Zeit. Geschäft geht vor."

„Geschäft geht vor! Was soll das heißen? Der Herr Chef sind etwas durchher," murmelte Buchheister, als Herr Wehrmann rasch zur Thür hinausschoß. Dann nahm er die Briefe und studierte dieselben an seinem Pulte im Kontor mit der allerwichtigsten Miene von der Welt durch, konnte sich aber doch nicht enthalten, aufzuspringen und dem Chef nachzusehen, der im Trabschritt das Haus verließ und die Richtung nach dem Hafen einschlug.

„Was hat er nur vor? Da draußen steht das Eis ja noch felsenfest. Einen kurzen Schlittschuhlauf riskiert er doch nicht mehr, seitdem er im vorigen Oktober siebenzig Jahre alt geworden ist . . . Sollte etwa? . . . Wird sich schon herausstellen! Geduld, liebe Seele! Geheimnisse giebt es für Jodocus Adam Buchheister nicht, — mein kaufmännischer Blick durchdringt alles."

Kommerzienrat Wehrmann eilte Kapitän Hinrichsens Wohnung zu. Auf der Diele derselben sah er durch das Küchenfenster Mutter und Schwiegertochter bei einer Kochkünstelei beschäftigt. Er klopfte an und rief:

„Der junge Kapitän schon bei der Hand?"

„Herre Je! Herr Kommerzienrat Wehrmann! Hebbe ik mi aberst verjagt!" hustete Frau Hinrichsen hervor. „Doch kine böse Posten?"

„Habe ich denn die entfernteste Ähnlichkeit mit dem seligen Hiob? Kommen Sie nur flink

her, — das junge Mädchen kann auch mitkommen: Eine Pein für alle Pein! Das heißt: alles auf einmal! Habe wenig Zeit, Geschäft geht stets vor, aber augenblicklich — dieses Vergnügen geht denn doch noch ein Bedeutendes vor! — So, nun man mit, wie Sie just sind. Die Hände können Sie sich nachher waschen und meinetwegen auch eine reine Schürze vorbinden. Eilig, eilig, habe durchaus keine Zeit."

„Hinrichsen," rief er oben im Krankenstübchen, „Sie verstehen freilich Schwedisch, aber der rasche kaufmännische Überblick geht Ihnen ab. Ich will Ihnen allen kurz mitteilen, was dieser Brief aus Wisby enthält: Gute Nachricht von der „Minerva" sage ich vorab. Also etcetera etcetera — der Hafenmeister von Wisby schreibt:

„Habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ein zweimastiger, schunergetakelter Dampfer mit der Flagge Ihrer Stadt vor Oststurm auf die Rhede unseres Hafens getrieben und im Eise festgeraten ist. Durch Signale von dem betreffenden Dampfer ist festgestellt worden, daß derselbe „Minerva" heißt und Ihrer Rhederei eignet; sowie ferner, daß diese Signale, soweit erkennbar war, kundgaben, daß an Bord alles wohl, mit Ausnahme von . . . Wir konnten nicht ausmachen, was gemeint war, da unser Signalbuch uns im Stiche ließ, doch wird wohl die Maschine oder Schraube gemeint sein, da das Schiff keinen Dampf aufhatte. Dasselbe liegt gut und sicher. Wenn nun in zwei bis drei Tagen das Eis so fest ist, daß eine Kommunikation mit dem Schiffe thunlich wird, werde ich die Ehre haben, Weiteres zu berichten, welches, wie ich hoffe, soweit möglich, Angenehmes sein wird" . . . Etcetera, etcetera . . . Was sagen Sie nun? Ich gratuliere allerseits. Aus der Not und Sorge sind Sie jetzt heraus — mir wird die Geschichte wohl noch ein wenig Geld kosten. Thut aber nichts. Mußte mir doch selbst die Freude machen, obgleich wenig Zeit habe, denn das Geschäft drängt. Nur nie die Courage verloren, Kopf oben behalten! Was macht das Bein? Wohl noch allgemeine Schwäche? Trinken Sie tüchtig Wein! Werde meine Sendung wiederholen. Sollen jetzt vom besten haben. Trinken Sie alle auf die Gesundheit des alten Kapitän Hinrichsen und auf das der Rhederei. Adieu, adieu!"

Der Kommerzienrat hatte niemanden zu Worte kommen lassen und stürzte, so rasch er gekommen war, wieder davon, sich inniglich über die glückstrahlenden Gesichter freuend, die seine Botschaft gemacht hatte.

„Kann's mir denken, wie froh die Leutchen sind," brummte er unterwegs vor sich hin . . . „Unsereins kann sich den Luxus nicht gestatten, bei den Fröhlichen zu weilen. Geschäft, und immer wieder Geschäft! Na, wenn ich nicht thätig bin, kommt nichts vorwärts, die Maschine sofort außer Gang. Rast' ich, so rost' ich!"

„Da, Sie alter Schwede," rief er dem Buchhalter zu, indem er ihm den Brief hinwarf. „Erfreuen Sie Ihr Herz an der Nachricht und schreiben Sie an die Agenten nach Hamburg. An der Assekuranzbörse wird eitel Jubel über die „Minerva" sein, mancher Sicherheitskommissär wird sich aber ärgern, sein Geld für Rück- und Mehrversicherung weggeschmissen zu haben. Gut, daß die Firma C. F. Wehrmann sel. Sohn nicht gleich die Hose — na, ich hätte mich fast vergalloppiert — wollte sagen, nicht gleich die Courage verloren hat. — Jetzt her mit den Wechseln, Buchheister!"

„Liegen schon auf Dero Pult, Herr Kommerzienrat!"

*

Früher als erwartet, trafen ausführliche Nachrichten von der „Minerva" aus Wisby ein. Des alten Hinrichsen Brief an die Firma lautete:

Vor Wisby, Dezbr. 18 . .

P. P.

Indem ich Ihnen diesen Bericht von dem bisherigen Verlauf unserer Reise sende, hätte ich nicht gedacht, daß ich in meinen alten Tagen noch zu unangenehmen Mitteilungen gezwungen sein würde. Das Muß ist eine harte Nuß, aber es muß.

Wie Sie aus dem Ortsnamen und Datum ersehen, habe ich Reval nicht machen können, sondern bin genötigt gewesen, hier binnen zu laufen. Was Schiff, Mannschaft und Ladung anbetreffen thut, so freue ich mich, Ihnen melden zu können, daß dieselben in guter Verfassung und bestem Wohlsein sich befinden. Nur die Deckladung ist, verzeihen Sie den Ausdruck, zum Teufel gegangen, und als sie anfing, Miene dazu zu machen, so haben wir ihr unsern Segen gegeben und ihr zum Besten des Ganzen auf den Weg geholfen, welches ich durch die Verklarung belegen werde und der Dispacheur dann in Havarie grosse zur Berechnung bringen muß. Was nun die Maschine ist, so hat sie sich als gut

und verläßlich bewährt; nur die Schraube mußte wohl einen Geburtsfehler haben, oder sie ist auf irgendeinen harten Gegenstand aufgeschlagen, genug, sie verlor schon in den ersten Tagen anderthalb Flügel, wodurch wir nur langsam vorwärtskamen, umso langsamer noch, als der steife Ostwind und eine gewaltige See gegen uns stand, in welcher der schon etwas auf den Kopf geladene Dampfer schwer arbeitete. Schlimm wurde das, als die Kälte so bärenmäßig zunahm, daß alles Wasser, welches über den scharfen Bug kam — so'n scharfer Dampfer ist schon an und für sich ein schlechtes Seeschiff, dessen Bug sich garnicht ordnungsmäßig hebt — zu Eis gefror. Da sah denn das Vordeck der „Minerva" nicht mehr menschlich, sondern wie ein Nordpolnischer Eisberg aus. Sie steckte nun die Nase so weg, daß sie kaum noch arbeiten wollte und ganz unbändig schwer zu steuern war. Dazu kam nun noch das Unglück, daß auch die letzten Schraubenflügel flöten gingen und unsere Dampfkraft nun für die Katze — verstehen Sie mich recht — gänzlich unnütz war. Mit dem also fast hilflosen Dampfer zu manövrieren und ihn unter Segel nach dem Bestimmungshafen zu bringen, war ganz unmöglich, zumal die Eisverhältnisse immer böser und gefährlicher wurden. Ich freute mich nur, daß es mit der fürchterlichsten Anstrengung und unter Anwendung aller Mittel, die einem so alten Praktikus, wie ich bin, zu Gebote stehen, gelang, die „Minerva" vor den Wind zu bringen. Dabei kam dann die verfl . . . Deckladung in Bewegung. Gott Lob! Ich ließ sie mit Äxten loseisen und in See werfen. Wir waren nun doch wieder manövrierfähig und konnten das Beste aus der Sache machen, das heißt, wir liefen vor dem Winde hierher binnen, da andere Häfen nicht zu erreichen waren.

Jedermann an Bord hat seine Pflicht gethan. Davon, daß wir viel ausgehalten haben, wollen wir nicht sprechen. Es ist ein Selberverstand. Unsere Bemühungen, Schiff und Ladung zu erhalten, sind ja, Gott sei Dank, von Erfolg gewesen. Gott helfe uns durch, und wird auch ferner helfen. Die Gesundheit läßt, von kleinen Frostbeulen und dergleichen abgesehen, nichts zu wünschen übrig. Von mir kann ich nur sagen, wie ich doch gefühlt habe, daß siebenzig Jahre eine Last sind, an der man zu tragen hat und daß, was früher nur ein Spaß war jetzt einem alten Kerl herzlich sauer wird. Übrigens ist ja das Herz gesund. Wi sind'r dör und kamt'r ook dör, wie das alte Sprich- und hoffentlich auch Wahrwort besagen thut.

Und das beziehe ich auch auf meine Persönlichkeit noch besonders, nämlich: Ich komme da auch wohl noch mit durch! Denn das kann ich Ihnen versichern, eine Freude ist das für einen alten Segelschiffskapitän just nicht, auf einem Dampfschiffe sich abquälen zu müssen. Da kann unsereins nie seinen Willen durchsetzen. Der Kerl von Meister da unten hat immer was zu quesen; dann klappt's hier nicht und dann da nicht; wenn ich full speed rufe, dann will die Maschine nicht ansetzen, rufe ich stopp, dann hat sie ihre Nücken und will nicht stillstehen. Das halte mit Ihrer gütigen Erlaubnis der Teufel aus! Wozu bin ich denn Kapitän an Bord? Ich heiße man blos so und habe schließlich wenig zu sagen. — Wär's nicht um meinen Sohn und der force majeure wegen gewesen, dann hätte ich meinen Fuß besser nicht auf solch' ein Untier gesetzt.

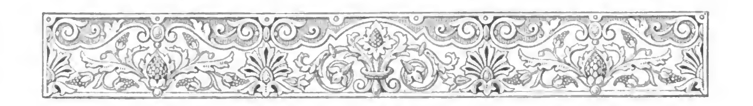
Da wir ja zum großen Glück eine Reserveschraube an Bord haben, so lasse ich dieselbe einsetzen, was morgen geschehen sein wird. Die Ladung aus dem Achterraum habe ich auf das Eis bringen lassen, wodurch der Schraubenbrunnen genügend außer Wasser kam, um die einigermaßen schwierige Arbeit vornehmen zu können. Sodann beabsichtige ich, eine Rinne durch das Eis hauen und den Dampfer im Hafen in Sicherheit bringen zu lassen. Bei erstem offenen Wasser wollen wir dann unsere Reise vollenden.

Etwas habe ich meinem Alter noch gelernt, nämlich Geduld, und thut es mir leid, daß Sie das Gleiche in bezug auf die „Minerva" werden lernen müssen. Der Mensch kann so etwas gebrauchen; er spricht wohl in seiner Verbiesternis: ich habe gar keine Zeit, aber unser Herrgott hat auch die Zeit in der Hand, und damit muß man sich denn christlich — ob man will oder nicht — zufrieden geben.

Indem ich noch erwähne, daß ich den ordnungsmäßigen Seeprotest vor der Behörde habe notieren lassen, bitte ich die Einlage an meine Frau abgeben zu lassen und derselben und meinem Sohne von dieser Mitteilung Kunde zu geben, weil ich nur imstande war, dieselben ganz kurz über mein Befinden zu unterrichten.

Mit hochachtender Ergebenheit
Ihr Diener
Hinrichsen.

(Schluß folgt.)



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Ada lehnte grollend in den Kissen und sagte kein Wort.

Steinach lehnte sich neben sie, legte den Arm um ihre Taille und schwärmte:

„Bildschön, bildschön; weißt Du, daß Du bildschön bist?"

„Ich will Deine Düngerfabrik nicht."

„Kostbar! Wie Du mir so gefällst! Entzückend!"

„Ich bin nicht die Frau Rittmeister von — na!"

Er lachte. „Von?"

„Von neulich."

„Prachtvoll. Von Neulich. Du kreirst Stammbäume. Die Neulichs von Allerweltsheim. Übrigens 'ne reizende Frau. Du mußt nämlich wissen, eher mignon: Ihr Weiber seid überhaupt reizend."

„Und Ihr Männer seid gräßlich."

„So? na doch wohl alle nicht? was?"

„Beinahe alle."

„Siehst Du wohl. Für dieses „beinahe" meinen Handkuß. Darin liegt es ja, in dem „beinahe".

„Ich glaube, Du willst Deiner eigenen Tochter den Hof machen?"

„Lieber Gott — pater semper — na ja."

Sie sah ihn zweifelnd an: „Nach Deiner Miene hast Du jetzt irgend etwas Böses gesagt oder sagen wollen. Kutscher, wenden!"

„Was soll das heißen? Bist Du verrückt?"

„Ich fahre nicht nach Eurer Poudrettenfabrik."

„Nun beruhige Dich, Engel, der Paktolus, der unser Gold führen soll, ist von reinstem Wasser: wir errichten eine Porzellanmanufaktur vornehmsten Stils. Aber Mund zu, vor der Hand. Ich weiß, Du kannst den Mund halten, wenn Du willst, also wollen. Wenn Ihr erst wollt, könnt Ihr Weiber alles."

„Du sollst nicht „Ihr Weiber" sagen! Und woher weißt Du —"

„Daß Du zu schweigen verstehst? Mein Kind — klappen wir doch die Visiere herunter: wir beide kennen uns — ich habe die Ehre, in Dir meine Tochter zu sehn. — Da sind wir! Woll'n!"

„Ich will, was mir gefällt."

Am schmiedeeisernen Gitter erschien der schöne Arved, graue Beinkleider, schwarzen Leibrock, weißen Bindeschlips, die neueste Pariser Errungenschaft, ohne Hut. Übrigens in der Haltung einer königlichen Hoheit. „Verehrter Freund, gnädigstes Fräulein."

„Herr Stollwerk-Kunzendorf — meine Tochter."

Ada Steinach errötete unter dem packenden, sozusagen besitzergreifenden Blicke des Mannes, der für sie gedankt hatte. Und wenn er es auch vielleicht nicht ahnte, daß sie darum wußte — die ganze Qual, verschmäht worden zu sein, lag auf ihr und gab ihr etwas wie glühenden Haß und Trotz gegen diesen Mann mit seiner gebietenden, brutalen Schönheit. Aber sie verlor die Haltung nicht. Mit dem ganzen Anstand einer Abkömmlingin derer von Scherra-Obornigk übersah sie die Hand, die sich ihr entgegenstreckte und sprang ohne Hülfe aus dem Wagen. Doch verschwendete sie einige Freundlichkeit an die dänische Dogge, die sich herzuhielt, und nahm endlich den Arm ihres Vaters, der sie ins Haus führte.

„Und was soll ich nun eigentlich hier?" fragte sie, als sie im Salon waren, im Stollwerkschen Salon.

„Zum Teufel, Anna-Ada, Dich ein wenig für das neue Heim Deines alten Papas interessieren."

„Du bist sehr jung, lieber Papa. Aber Dein

Heim ist dies doch wohl nicht? Ich würde Dir ein anheimelnderes zutrauen."

„Gnädiges Fräulein haben Ihren Widerwillen gegen diesen Besuch bereits mit einer Verve ausgedrückt, daß ich, dankend darüber quittierend, bemerken möchte, daß Sie jetzt ungeniert zu Europens übertünchten Höflichkeitsformen zurückkehren könnten, ohne sich etwas zu vergeben," bemerkte Stollwerk.

Sie sahen sich an, kalt, überlegen, herausfordernd — Ada Steinach gehörte zu den Menschen, die die Farbe der Situation anzunehmen verstehen.

„Sehr gern," sagte sie dann freundlich, „Sie sind reizend eingerichtet. Die Stores haben eine wunderschöne Stickerei, die Puffs sind süß und der Ofenschirm ist sogar feudal. Darf ich mir den Ofenschirm ansehen? Ein wunderhübsches Wappen. Ist das ein Habicht oben?"

„Ein Sperber."

„Das großväterliche Wappen mütterlicherseits von Freund Stollwerk!"

„Ja so. Mein großväterliches Wappen mütterlicherseits — Scherra, ursprünglich Scherer — hat ein Barbierbecken und ein Rasiermesser, die indessen der heraldische Stil in ein Schild und ein Waidmesser korrigiert hat. Es kommt im Leben immer auf die Korrekturen an, die man rechtzeitig vorzunehmen weiß."

„Soviel Lebensweisheit für sechzehn Jahre?"

„Neunzehn."

„Und Sie hatten bereits Gelegenheit, de corriger la fortune?"

„In harmlosester Weise nur: man hat mir in der Taufe den Kellnerinnennamen Anna gegeben, ich habe ihn für den täglichen Gebrauch in Ada umgewandelt."

„Harmlos allerdings. Man übt sich jung im Kleinen, so wird man Meisterin."

„Ausgezeichnet, lieber Freund!" rief Steinach.

Ein Diener präsentierte Sherry in Spitzgläsern. Anna-Ada dankte.

„Eh! warum nicht gar, Mignon, Du gehörst jetzt mit zur Firma, hier heißt es anstoßen."

„Es handelt sich gerade darum, daß wir die Weihe von weiblicher Hand empfangen. Das launische Glück ist ein Weib, wir haben alle Ursache, uns mit den Damen gutzustellen und um ihren Segen zu bitten. Also wollen Sie uns Bescheid thun, gnädiges Fräulein."

Sie neigte ihr Glas gegen das Steinachs und dann gegen Stollwerk und stellte es dann hin.

„So Mignon, und jetzt sollst Du Dir mal die beiden Zimmer ansehn, die Dein Papa beziehen wird."

Man schritt über den Flur und betrat die jenseits gelegenen Zimmer.

„Hier. Ein Teil meines Dresdener Möblements. Nett, was? Ja, vor der Hand ist das Nest sehr, sehr eng. Aber wir setzen ein Stockwerk auf, damit auch für eine junge Frau Platz wird. Was meinst Du, Töchterchen, ob ich mich nach einer umsehe, oder ob wir das Heiraten dem da überlassen?"

„O Du könntest sehr gut noch mal heiraten, Papa."

„Oder willst Du meinen Haushalt führen?"

„Ich fühle mich sehr wohl bei Rudloffs."

„Nun, Du könntest vielleicht doch noch mal zu mir ziehen und darum sollst Du unsere Baupläne ansehen. Sieh mal dies in nordischem Villenstile. Hübsch, was?"

„Nein gar nicht."

„Oder das Renaissance-Ding?"

„Zu feierlich. Aber das! Das ist reizend."

„Dies Rokokoschlößchen, ja?"

„Die Damen sind immer in Rokoko verliebt."

„Feinowski, Papa."

„Würde es Ihnen hierin behaglich sein, gnädiges Fräulein?" fragte Stollwerk, dicht zu ihr heruntergebeugt, während Steinach, rechts von ihr über den Tisch gelehnt, das Frühlingslied aus der Walküre summte: „Winterstürme wichen dem Wonnemond."

Ada sah Stollwerk an und sah wieder die fassenden Blicke auf sich gerichtet und einen tiefen Ernst auf den Lippen des schönen Arved. Darauf drehte sie sich rasch nach ihrem Vater um, der ein äußerst verschmitztes Gesicht machte, das zu seinem „in mildem Lichte leuchtet der Lenz" durchaus nicht paßte, und — sie begriff.

„Die Details sind reizend, diese umkränzten Cartouchen und das Gitterwerk. Überhaupt das ganze Ding äußerst lieb." — Also als eine Art Handelsobjekt war sie hierher gebracht worden. Stollwerk war dem Bankerott nahe gewesen — weshalb hätte er sonst Reitpferd und Viererzug plötzlich verkauft? — hatte Anselm Steinach, der übrigens recht hübsches Geld haben mußte, zu der Errichtung einer Fabrik heranzukriegen gewußt, sie aber figurierte als Zugabe beim Geschäft. Und Stollwerk hatte die Unverschämtheit, den Liebhaber zu spielen, nachdem er für sie gedankt,

da er das Goldfischchen in ihr noch nicht vermutet, das sie nun freilich war!

„Ihr Wunsch wäre für uns Befehl, gnädiges Fräulein. Sobald Sie sagen, welchen der Entwürfe Sie bevorzugen, ist die Entscheidung gefallen."

Anna-Ada sah auf die Blätter nieder und schien zu prüfen. Ein seltsames Hochgefühl schwellte ihr die Seele: der Mann, der sie verachtet, als sie ihn geliebt, begehrte sie, nun, da sie einen Andern liebte. — Er begehrte sie und damit war eine Macht in ihre Hände gegeben, eine Macht — ei! sich zu rächen für seinen Hochmut! Das war ein bischen schlecht gedacht, ein kleines bischen wenigstens — oder — vielleicht auch gerade recht gut: sklavisch das Verzeihen des wehrlos Gekränkten, wenn ihm die Macht geworden — frei und edel und Süßigkeit dem Herzen die Vergeltung.

Und sie hob das Köpfchen auf, sah ihn lächelnd an und sagte: „Das letzte Blatt."

Sein Gesicht behielt den furchtbaren Ernst, dann zuckte es einen Moment auch über seine Lippen, indem er sich aufrichtete.

Steinach hatte sich inzwischen an den Flügel gesetzt, einen kostbaren Steinway, fingerte schmunzelnd darauf herum und setzte dann mit dem vor langen Jahren bei Nord-Nordwest tollgewordenen Tenor seinen Gesang fort:

„Aus sel'ger Vögel Sange
süß er tönt,
holdeste Düfte
haucht er uns —"

Von der Wand lauschte die bunte Statuette einer französischen Rokokodame.

„Vereint sind Liebe und Lenz!"

„Gnädiger Herr, es ist angerichtet"

„Darf ich die Ehre haben, mein Fräulein?"

Ada schob ihren Arm in den des schönen Arved, Steinach beide Hände in die Rocktaschen und seine petites féeries pfeifend, trollte hinter dem Paare her.

Das Menu war vorzüglich, die Weine nicht minder, die Bedienung tadellos, alles vom vornehmsten Zuschnitt — Ada von hinreißender Liebenswürdigkeit. Anselm Steinach war entzückt von seiner Tochter: die verstand es, die hatte es weg! Ein Teufel, der in dem Mädchen steckte; Sie hatte ja Zeit ihres Lebens in kleinlichsten Verhältnissen gelebt! Aber das war eben angeboren. Ein Genie zur Kokretterie, das sie entwickeln konnte.

Als man sich wieder von der Tafel erhob, sahen er und Stollwerk-Kunzendorf die Verlobung als gesichert an. Natürlich: ein bischen Zeit mußte man sich anstandshalber noch lassen.

Ada sah ihre triumphierenden Mienen — wie sie sie überraschen würde!

Elftes Kapitel.

Benvenuto war wütend.

Seine „Säue im Kürbisgarten" hatten seine Seele mit einem Hochgefühl geschwellt, daß der Wegrest zwischen Wollen und Können in der Verkürzung der großartigen Schaffensperspektive, die sich ihm bot, gleich Null geworden zu sein schien. Und nun begriff er, daß er einen ungeheuren Fehler gemacht habe. Er hatte das Bild auf dreiviertel Lebensgröße angelegt und sah jetzt ein, das es nur in den natürlichen Verhältnissen als „Symphonie der Sattheit und des Behagens" wirken könne. Er hatte also eine neue Leinwand aufgespannt und die Geschichte von frischem begonnen. Hier konnte immerhin der bisherige Versuch als ausgezeichnete Skizze dienen, und es galt nur, sobald das Kürbisgehege und die wohligen Tiere herausmodelliert waren, sie mit Sonnenlicht zu übersieben, wie er es nannte. Die Malerei bringt das Flimmernde, Blendende eines Himmels bekanntlich dadurch zuwege, daß sie in flotten Patzen gelbrote und blaue Punkte und Flecke durcheinander hinsetzt. Das ist schließlich nicht zu schwer, aber Benvenuto wünschte, daß sich dieses Flimmern und Blenden auf den Riesenblättern und Riesenfrüchten seines Gartens wie auf den rosigen Leibern der Tiere wiederholen oder fortsetzen sollte, und das war ein grandioses Kunststück — wenn es gelang. So spachtelte er denn in den Strünken und Borsten in himmelstürmender Weise mit Ocker und Kobaltblau herum — flimmern that es auch prachtvoll, aber es gehörte eine so außerordentliche Entfernung dazu, die Wirkung deutlich zu genießen, daß zur Aufstellung des Bildes eine Kegelbahn erforderlich schien. Und wo hatte man die immer gleich zur Hand? Benvenuto war also wütend. Nämlich über die Engräumigkeit irdischer Verhältnisse. Er hoffte, daß im Münchener Glaspalast immerhin Raum genug zur Entfaltung seines Farbenorchesters sein würde. Aber dem Aufschwung, den seine Seele alsdann nahm, folgten doch wieder die Stunden qualvollster Depression, wo er die Flügel seines Genius durch den Staub schleppen mußte

und auf seine anticipierten Ruhmeskränze der giftige Mehlthau des Zweifels fiel.

Wer ihm dann nach Künstlers Leid und Weh Trost spendete, war — nicht etwa Anna-Ada, sondern Emmy Müller, der er unbeschadet des Sinnenempfindens für die Franzei und der großen Mannesleidenschaft für die Coroni neuerdings sein Gemütsempfinden zugekehrt hatte. Er behauptete, wenn sie eine ihrer kleinen Hände auf seine Stirn lege, überkomme ihn sanfte Ruhe und heiliger Friede, und er schwor ihr dann, daß er noch mit zehn Sauparken seine Seele abhetzen wolle für den Preis dieser Segenspendung. Manchmal durfte Ada die Freundin für eine Weile ablösen, und während er dann mit geschlossenen Augen diese Wohlthaten genoß, träumend, wie Emmy ihn eines Tages „süßer Mann“ oder „mein armer Bernhard“ oder „mein großes Lieb“ oder so etwas Ähnliches trösten würde, kicherten die losen Mädchen um die Wette und legten ihm zuletzt Taschentücher auf die Stirn, unter deren sanfter Last er entschlummerte.

In dieser Krise künstlerischen Schaffens sollte ihm eines Tages die geistige Befreiung von einer Seite kommen, von der er sie am wenigsten erwartet.

Es war nichts besonders Auffallendes, daß Arved Stollwerk eines Tages vor dem Malerhause vorfuhr und den Damen seinen Besuch machte, Ada hatte das garnicht anders erwartet. Aber es erregte die gespannte Verwunderung selbst Marie Karstens, als er nach Erfüllung dieser Höflichkeitsform den Königlichen Zeichenlehrer in seinem Atelier zu sprechen wünschte.

Benvenuto selbst erschien, ihn umständlich zu begrüßen und hinüberzuführen, er meinte, der Kunzendorfer wolle sein hoheitsvolles Antlitz seinem Pinsel anvertrauen oder wünsche vielleicht gar den Saupark nach seiner Vollendung zu erwerben. Er rückte ihm in einiger Aufregung den Stuhl hin.

„Wollen Sie die Güte haben, mich Einsicht in diese Zeichnungen nehmen zu lassen, von denen Sie mir neulich sprachen, diesen Zeichnungen zu Dekorationszwecken?“ fragte er, seine Handschuhe abstreifend.

„Mit Vergnügen, Herr von Stollwerk,“ stammelte Benvenuto und schleppte ein paar Mappen herzu, während der Besitzer des Kaolinlagers erster Güte einen flüchtigen Blick über die Farbensymphonien oder symbolistischen Kartons gleiten ließ.

„Diese Zeichnungen, die Sie zu sehen wünschen, sind alles Sachen, die ich mehr zu meinem Vergnügen angefertigt habe,“ entschuldigte sich Rudloff.

Stollwerk prüfte sie langsam und eingehend, Blatt für Blatt. „Diese Stücke sind ganz reizend, ganz wunderbar schön. Echteste Schönheit,“ sagte er endlich vornehm.

„Ja ich glaube, sie sind mir nicht übel gelungen.“

„Diese Amor und Psyche-Gruppe zum Beispiel — sehr gelungen. Oder diese Flora, hier — diese Vögel im Schilfrohr — ganz reizend. Eine flötenspielende Mänade etwa — wäre zwar nicht neu — bleibt aber auch immer ein beliebter und sehr graziöser Vorwurf.“

„Gewiß, Gewiß.“

„Schließlich kommt es bei dergleichen auch nicht so sehr auf neue Motive an, sondern auf Erprobtes in gefälliger, neuer Prägung — natürlich mit Festhaltung der Stilarten, in denen es sich bewährt hat. Und das haben Sie ausgezeichnet weg.“

Rudloff sah den Andern etwas unruhig an. Welcher Künstler sieht sich nicht gern anerkannt, gelobt, selbst in seinen bescheideneren Werken? Aber er hatte Gefühl, daß dieses Lob hier sein höchstes Streben ignorierte.

„Ihr Talent ist wohl eine Weile in die Irre gegangen,“ fuhr der unbarmherzige Lober fort, „denn Ihre Staffeleibilder und Kartons sind zwar gewiß sehr interessant — aber das Interessante allein macht es nicht, ist vielleicht interessant als Versuch — wahrhaft künstlerisch ist nur, was Dauer hat nur, was Wirkung ausübt.“

„Sehr richtig,“ stotterte Benvenuto, der sich seit Jahr und Tag in der Meinung gefallen, das wahrhaft künstlerisch nur sei, was der Menge unverständlich bliebe oder ihr Schönheitsgefühl verletze.

„Und das würde wirken. Wirken auf Sinn und Gemüt und — Sie verzeihen, wenn hier der Geschäftsmann bei mir durchbricht — auf die Börsen.“

„Ich habe es bisher verabsäumt, die Börsen dazu zu suchen,“ sagte Rudloff verlegen.

„Hm. Ja — wenn Sie sich entschließen könnten, wo sie sich öffnen, sie nicht geradezu zurückzuweisen —“

„Sie wollen diese Blätter kaufen, Herr?“

„Nicht eigentlich. Ich will viel mehr.“

„Oh!“

„Ich erzählte Ihnen neulich, in welcher

Weise ich mein Etablissement umzugestalten gedenke. Sie interessierten sich für diesen Pâtes sur Pâtes."

„Ganz außerordentlich."

„Wenn Sie bereit wären, die Technik bei unserm Monsieur Bonhomme zu studieren — sie soll nicht ganz leicht sein, aber was wäre einem Manne von Ihrer Geschicklichkeit wirklich schwer? — Sie würden sich ein Verdienst um die vaterländische Industrie erwerben, bei der Sie selbst nicht zu kurz kämen. Indeß selbst, wenn Sie sich damit nicht befassen wollten — als Schöpfer solcher genialer Vorlagen allein würden Sie in der Eigenschaft eines künstlerischen Direktors der Porzellanmanufaktur, eine großartige Stellung bei uns einnehmen können."

„Als —?"

„Jawohl. Ich hatte die Absicht, nach Berlin wegen einer geeigneten Kraft zu schreiben; durch einen Zufall sah ich Zeichnungen eines Ihrer Schüler, die er unter Ihrer Leitung gemacht, erfuhr, mit welcher Leichtigkeit und welchem Geschmack Sie dergleichen entwerfen — ich sehe Ihre Sachen — und mache Ihnen mein Anerbieten."

Rudloff atmete schwer. In die aufreibende Krisis, in die ihn die divergierenden Modeströmungen der hohen Kunst gestürzt hatten, trat eine dritte Macht —

„Diese ganze neuere Kunst, sehen Sie mal," fuhr der große Arved fort, — — „Unsinn!"

„Oh!"

„Barer Unsinn! Die Kunst soll gefallen. Wem gefallen diese Neuerer? Niemandem. Sie soll schmücken. Was schmücken sie? Nichts! Soll durch Schönheit schmücken, gefallen und — "

„Erheben!"

„Erheben. Wen erheben sie? Durch welche Schönheit! Die Schönheit hat sich heute in die vornehme Kunstindustrie geflüchtet. Aus ihr allein kann sie der Welt wiedergeboren werden."

„Die ästhetische Neugeburt der Kultur aus der Harmonie der Lineamente!" rief der Königliche Zeichnenlehrer plötzlich begeistert.

„Erzeugt aus der Kraft gesunden ästhetischen Schauens und Empfindens."

„Jawohl!"

„Ihre Sachen sind klassisch, Herr Rudloff, und sind es eben weil sie harmonisch und gesund sind. Nicht in diesen Stücken da — hier hat Ihr Genius die Schwingen gespreitet."

„Nichts als ein Flügelregen am Bode, das alles! Herr von Stollwerk, lassen Sie mich fliegen! — "

„Und wir überflügeln Berlin und Meißen, Sèvres und Limoges! — Nun, wir wollen froh sein, wenn wir sie halbwegs einholen, ganz froh!"

„Sèvres und Limoges!" wiederholte Rudloff, „Sèvres und Limoges!" Er schwelgte förmlich in diesen Worten. „Berlin und Meißen, Sèvres und Limoges!"

Die Krisis war überstanden.

Stollwerk-Kunzendorf erhob sich; er lächelte vornehm: „Viertausend Mark Anfangsgehalt, zweieinhalb Prozent Tantième — ich stelle Ihnen eine notarielle Abmachung darüber zu. — Empfehle mich."

Benvenuto lachte und drückte ihm die Hand. „Zweieinhalb Prozent Tantième — viertausend Mark Anfangsgehalt — Sèvres und Limoges„

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen den Scheiben.

Zwischen meinen beiden Fensterscheiben,
Auf dem schmalen Streifen blühen Blumen;
Sind nach beiden Seiten abgeschieden,
Doch sie sehen mit den zarten Augen
Durch das Glas nach außen wie nach innen.

Draußen wogt und wallt der graue Nebel.
Aus dem Düster recken kahle Bäume
Unbestimmt und drohend ihre Leiber.
Der Laterne Schein, ein schwimmend Schimmern
Kämpft vergeblich mit dem nächt'gen Dunkel.

Doch im Stübchen drinnen ist es traulich:
Im Kamin verprasseln rote Flammen,
Werfen warme Glut auf bunten Teppich.
Licht erglitzert da ein Bilderrahmen,
Gleißt wie Gold auf. Dort taucht gar ein Köpfchen,
Krausen Haars und märchenhaften Auges,
Hell empor, vom Flackerschein getroffen,
Leuchtend aus dem purpurnen Gedämmer.
Alles schöner, wie Fata morgana,
Wahr und dennoch nicht die volle Wahrheit,
Echt und doch der Wirklichkeit ein Schein nur.

Sind die Blumen auf der schmalen Borde
Zwischen Nacht und sanft verklärtem Lichte
Nicht das treue Abbild unsres Lebens?

Unter unsren Füßen nur die Stunde,
Von Vergangenheit und Zukunft ewig

Abgeschieden und doch ewig Beiden
Nah, und spähend zugewendet Beiden.
Jene hold verschönt von der Erinnerung,
Strahlend in der Kindheit Zauberfarben,
Prangend in der Jugend Liebesschimmer,
Das verlorene Paradies der Seele.

Doch die Zukunft eingehüllt in Dunkel.
Aus ihr breiten unbestimmte Schrecken
Die Gespensterarme uns entgegen
Und vergebens sucht sich der Verheißung
Tröstlich Licht durch ihre Nacht zu ringen.

F. Ottmer.

Die Zeit.

O Herrscherin Zeit! Du zwingende Macht
Bleichst, beugest und brichst, was Deiner lacht;
O Rächerin Zeit, Zeit, Helferin Du!
Schlägst Wunden und heilest geschlagene zu.

Du täuschest uns freundlich, Du Zauberin Zeit:
Das zuckende Wetter — wir wähnen's weit!
Und scheinst Du zu schlafen und schleichest Du sacht,
Frei dünkt sich der Thor von Deiner Macht.

Zeit, unbegreiflichstes Rätsel der Welt!
Du Schleier, des Enden die Ewigkeit hält,
Du flatterst im Sturme, Du reißest uns fort
Und rauschest im Fliehen den Weltakkord.

Quinctius Quietus.

Deine Seele.

Deine Seele, Weib, ist wie ein See,
Um den düsterstolze Tannen ragen.
Keine Welle kräuselte ihn je.
Wasserrosen flüstern leise Klagen

Von unsagbar-niegesagtem Weh,
Wildem Bäumen, schmerzlichem Verzagen . .
Wer ihn sieht, beugt sich zu ihm hernieder,
Wer ihn trinkt, der sinkt, kommt niemals wieder.

Victor Manheimer.

Lebensbild.

Wenn Du einst als altes Mütterchen
Auf dem Antritt sitzest hinterm Fenster
Bei dem Nähzeug in der warmen Stube,
Während draußen weißer Schneesturm wirbelt
Und so weiß ist wie der Schnee der Leinwand,
Die durch Deine fall'gen Hände gleitet
Und der Fenstervorhang und die Flechte
Deines einst so schönen Lockenhaars . . . .

Oder, wenn Du viele Jahre früher,
Noch ein stattlich Weib, als Hausfrau waltest
In der Halle mit den braunen Möbeln,
Mit den Hirschgeweihen an den Wänden
Und den Schränken, drin Gewehre hangen
In der küll'gen, schattenblauen Halle

Mit den offnen Fenstern auf die Felder
In der Mittagsglut der Julisonne . . . .

Seltsam lächelnd wirst Du dann zuweilen
Dieser wunderlichen Stunde denken
Hier im Kahn, den wir durchs Röhricht zwangen,
Bis im Schilf wir „unsern" kleinen See,
Drin noch nie ein Nachen trieb, entdeckten, —
Wie wir nun ins schwarze Wasser sehn,
Schwarz und tief und einsam wie der Tod,
Und im Rohr des Windes Frage hören:

„Die Ihr nicht zusammen leben könnt,
Wärs nicht köstlich, jetzt vereint zu sterben,
Während ferne Glocken läuten, ferne
Stille Abendwolken selig leuchten?"

Rudolf Knussert.

Winterschmuck.

Nun tragen die Tannen Geschmeide,
Wie gleißt und glänzt der Schmuck!
Wie biegen im grünen Kleide
Die Nadeln sich unter dem Druck.

Für all die Frühlingswonne,
Die Mailust unbegrenzt,
Und für die Sommersonne,
Und was der Herbst kredenzt —

Gab ihnen der Winter kalten
Diamantschmuck, ungeliebt,
So wie das Leben den Alten
Statt Jugend Weisheit giebt.

Hans M. Grüninger.



Sudermanns „Johannes".

Von Karl Emil Franzos.

I.

Man darf uns deutschen Schriftstellern der Gegenwart vielerlei nachreden, aber daß wir störrische Leute sind, die gern gegen den Stachel löcken, kann man doch eigentlich nicht behaupten. Mich wenigstens läßt eine Erfahrung, die ich im Herbst 1893 als Herausgeber dieser Zeitschrift gemacht habe, meine Kollegen auch als Muster der Geduld schätzen. Bekanntlich heißt es im § 27 der Preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 klar, kurz und bündig: „Die Censur darf nicht eingeführt werden," aber noch viel bekannter ist, daß es seit dem 11. Juli 1851 eine Theater-Censur in Preußen giebt. Mir wollten sich schon diese beiden Thatsachen schwer reimen; noch weniger verstand ich die Art, wie die Censur geübt wird, und es wollte mir namentlich nicht zu Sinne, warum der eine Censor verbieten darf, was der andere gestatten kann; am wenigstens aber begriff ich, was in dieser Frage in unserem Rechtsstaat eigentlich Rechtens sei. In solcher Ungewißheit frägt man kluge Leute, die es wissen müssen, und so richtete ich an eine Reihe deutscher Bühnendichter, Bühnenleiter und Rechtslehrer die Rundfrage, wie sie über Notwendigkeit und Ersprießlichkeit der Theater-Censur dächten.

Einundzwanzig Männer befragte ich zunächst, — zwei Rechtsgelehrte, vier Bühnenleiter und fünfzehn Dichter — und geantwortet haben mir alle. Neun von ihnen (sieben Dichter und zwei Bühnenleiter) freilich nur mit der Bitte um Entschuldigung, daß sie über das Thema bisher noch nicht reiflich genug nachgedacht hätten, um ihre Meinung öffentlich äußern zu können, und zwei andere, Beide Dichter, mit der Zusage, ihre Gutachten abgeben zu wollen, sofern ich ihnen Anonymität zusicherte. Aber die Minderheit, zehn von einundzwanzig, trat doch mutvoll und mit offenem Visier in die Schranken. Freilich, für die Hälfte, zwei Bühnenleiter und drei Dichter, war der Aufwand von Mannesmut, der dazu erforderlich war, kein allzubeträchtlicher, denn sie sprachen sich für die Beibehaltung der Censur aus. Nur fünf der Herren, die beiden Juristen und drei Dichter (Heyse, Fulda und Paul Lindau) waren von der Heilsamkeit und Notwendigkeit dieser polizeilichen Einrichtung nicht durchdrungen. Fünf von einundzwanzig und unter den Dichtern drei von fünfzehn! Wer's nicht glaubt, lese die Gutachten nach; sie sind im XIII. Band der „Deutschen Dichtung" abgedruckt. Mir selbst schwellte damals vor Allem Ein Hochgefühl die Brust: die tröstliche Erkenntnis, daß die guten, alten Ideen nicht gestorben sind, wie viele Thoren wähnen, sondern im Gegenteil rüstig fortleben, denn die Gründe, mit welchen die Theater-Censur dort verteidigt wurde, waren im Wesentlichen genau dieselben, welche die deutschen Staatsmänner vor 60 Jahren gegen die Aufhebung der Bücher-Censur geltend machten. Aber dieses Hochgefühl war kaum mehr einer Steigerung fähig, und da ich auch nicht gut zuwarten konnte, bis jene neun Weisen ihre Meinung über die Sache genügend geklärt hatten, um sie öffentlich aussprechen zu können, so schloß ich die Diskussion.

Ja wohl, wir deutschen Schriftsteller sind sanftmütige Leute, und was uns aus unserer Ruhe aufrütteln soll, muß schon etwas ganz Besonderes sein. Dieser seltene, von Vielen kaum noch für möglich gehaltene Fall trat ein, als das Berliner Polizei-Präsidium im vorigen Sommer Sudermann's neue Tragödie „Johannes" verbot. Während es sonst, im Gegensatz zur Pariser Art, deutsche Art ist, Verfolgungen, die den Kollegen treffen, recht schmerzlos zu ertragen, traten diesmal Presse und Litteratur einmütig für den Getroffenen ein; man las und hörte Äußerungen, wie sie seit langen Jahren keine ähnliche Maßregelung hervorgerufen hatte, so viele man ihrer mitangesehen. Aber die Veranlassung war ja auch thatsächlich eine besondere.

Warum wird ein Stück sonst verboten?! Weil es dem Censor unsittlich erscheint. Nun mögen wir prinzipiell, auch wenn wir das Stück nicht kennen, der Ansicht sein, daß Verbote aus diesem Grunde ihr höchst Bedenkliches haben, eben weil der Begriff des Unsittlichen ein so überaus schwankender ist, weil ihn die wechselnde Konvention der Zeiten, die Lebensanschauung, ja die momentane Laune des Einzelnen mitbestimmen, aber so lang es eine Präventiv-Censur der Bühne und damit die Machtbefugnis eines Beamten giebt, zu bestimmen, was uns als sittlich gestattet werden kann oder als unsittlich entzogen bleiben muß, wird gegen die Einrichtung viel, gegen den Einzelspruch wenig zu sagen sein. Und daran ändert sich nicht einmal Erhebliches, wenn wir das Stück kennen und für unser Teil sittlich finden; da kämpft eben Mei-

nung gegen Meinung. Genau ebenso steht es um jedes Verbot aus religiösen, und vollends aus politischen Gründen. Wir leben in einem der stärkstgefügten Staatswesen der Erde, deshalb einem der stärksten, weil hier der Staatsgedanke, wie in England, im Bewußtsein der ungeheuren Mehrheit seiner Bürger wie ein Fels aufgerichtet ist, den nichts verrücken kann: gäbe es wirklich staatsgefährliche Stücke, so könnte man sie gerade in Deutschland einen Monat lang allabendlich auf allen Theatern von Memel bis Metz aufführen lassen, ohne daß sich eine Hand zur Gewalt erheben würde, — aber über den Begriff des „Staatsgefährlichen" sind Polizei und Volk in aller Welt Geschichten nie einig gewesen; warum sollte es gerade bei uns möglich sein? Kurz, derlei Verbote sind wir nachgerade gewöhnt und gewahrt man die Sanftmut, mit der sie hingenommen werden, obwohl es ja auch heute schon Rechtsmittel dagegen giebt, so fliegt Einen vielleicht sogar zuweilen der Gedanke an, ob nicht schließlich auch jede Litteratur jene Censur hat, die sie verdient.

Hier aber gab's wieder einmal etwas Neues. Sudermanns Tragödie wurde nicht verboten, weil sie dem Censor unsittlich oder irreligiös oder staatsgefährlich erschienen war; nichts von alledem wurde behauptet. Noch mehr, um dies Verbot auszusprechen, brauchte der Beamte das Stück gar nicht gelesen zu haben: dazu genügte ein Blick auf das Titelblatt und daneben höchstens noch auf das Personen-Verzeichnis, um sich zu vergewissern, daß unter dem Johannes wirklich der Täufer des Neuen Testaments verstanden sei. Denn nicht des Inhalts, nicht der Behandlungsweise, nur des Stoffkreises wegen wurde die Aufführung untersagt. Eine Ministerial-Verordnung schließt Dramen, die biblische Gestalten vorführen, von der Bühne aus: das war Alles. Ich kann in diesem Augenblick nicht feststellen, aus welchem Jahr die Verordnung stammt, jedenfalls nicht aus jüngster Zeit.

Dennoch wirkte sie in dieser Handhabung wie etwas Unerhörtes. Ein ganzer, riesiger Stoffkreis verboten und seine Behandlung unter Strafe gesetzt — denn welche schlimmere Strafe kann es für den Dramatiker geben, als das Verbot der Aufführung?! — der Gedanke hat etwas Unfaßliches und läßt gar nicht zur Ruhe kommen. Dem Dichter vorschreiben, was er nicht behandeln darf, um ein Gebiet Schranken aufrichten: „Hier ist der Phantasie der Eintritt verboten" — man wäre versucht, zu lachen, wenn es nicht so ernst wäre. Das würde von jedem großen Stoffkreis gelten — und wie nun erst von diesem! Er umfaßt ja das Köstlichste, was wir Menschen als gemeinsames Gut besitzen: hier schreit der Schmerz der Kreatur, hier keucht ihr Aufringen zum Licht, hier stammelt ihr Hoffen und Sehnen, hier tönt wie Orgelklang der Trost, den sie sich gefunden. Welche Gestalten wären uns erhabener, welche Geschehnisse vertrauter? Und diesen Boden, wo die tiefsten Quellen fließen, dürfte jeder Mensch betreten, auch der Dichter, wenn er ein Lyriker oder Epiker ist, und nur der Dramatiker dürfte es nicht straflos thun? Auch vom Standpunkt des Rechts lag die Sache furchtbar ernst. Ohne Schuld keine Strafe — darauf beruht alle menschliche Gesittung. Und hier sollt. ohne Schuld gestraft werden dürfen?

Der Gedanke war an sich unfaßlich, und darum suchte man nach Erklärungen, mußte sie suchen, weil einige Umstände das Verbot womöglich noch rätselhafter machten, als es ohnehin war. Die Verordnung bestand ja schon lange, man hatte sie mild gehandhabt: Dramen aus der biblischen Geschichte waren wiederholt über preußische Bühnen gegangen — warum verfuhr man diesmal so streng? Hatte Sudermann den Heiland, die heilige Jungfrau, die Jünger Christi auf die Bühne bringen wollen? Das wäre immerhin eine Erklärung gewesen, denn wohl war einige Jahre vorher in Hauptmanns „Hannele" die Gestalt Jesu Christi über die Berliner Hofbühne geschritten, aber als stumme Figur, unter anderem Namen, als Verkörperung einer Vision; führte ihn Sudermann etwa redend und handelnd ein, so hätte man das Verbot verstanden. Allerdings wäre vom Standpunkt der Religion, wie der Kunst oder der Sittlichkeit auch dagegen nichts einzuwenden, wohl aber von dem der Kirche, und wer der Welt Lauf kennt, weiß, daß auf ihrem eigenen Gebiet gegen sie noch nie ein dauernder Sieg erstritten worden ist. Aber auch dem war nicht so, den Täufer abgerechnet, trat keine Gestalt auf, für welche die Kirche Verehrung fordert. Das Unfaßliche blieb also unfaßlich.

Nun, dann durfte es nicht Wahrheit bleiben. Darüber waren alle Schriftsteller, nein, mehr: alle Gebildeten in Deutschland einig. Es war ein ehrliches Aufbäumen der Willen, ein zorniger Schmerz der Seelen. Ein Wink, und der Dichter hätte eine Bewegung der Geister entfesselt, gewiß unendlich geringer, als jene, welche zuletzt die Umsturz-Vorlage hinweggefegt hat, aber doch im Kern eine ähnliche. Ich glaube nicht, daß ich damit einen subjektiven Eindruck wiedergebe. Ich verweilte damals, im August vorigen Jahres, in einer Schweizer Sommerfrische, mein Verkehrskreis bestand aus deutschen Gelehrten und Fabrikanten, die Meisten freikonservativ, dann einige National-Liberale von jenem Ende, wo der Liberalismus ganz dünn wird. Ihre Worte klingen mir noch heute im Ohr und unvergeßlich bleibt mir die flammende Erregung, in der mir ein berühmter Philosoph sagte: „Ich mag Sudermanns Art nicht; es thut mir ordentlich leid, daß das Unerhörte gerade ihn getroffen hat, aber da es so ist: Alle Mann für ihn!" In jenen Tagen, in jenem Kreise habe ich Manches verstehen lernen, was einem unpolitischen Mann meines Schlages, der erst in reifen Jahren nach Deutschland gekommen ist, sonst schwer aufgeht.

Es ist wahr, wir leben in keiner hellen Zeit und tapferes Hervortreten des Einzelnen ist nicht Brauch; zwischen die extremen Parteien, hier die Konservativen und Antisemiten, dort die Sozialdemokraten eingekeilt, unter sich in Parteien zerspalten, sind diese getrennten Gruppen der Gebildeten leider Gottes kaum mehr ein politischer Faktor, aber es giebt noch Dinge, die Allen über den Spaß gehen und sie zusammenschließen: wenn die Bildung und ihr Quell, die geistige Freiheit ihres Volkes, in Frage kommt. Daß hier der Lebensnerv zuckt, der nicht durchschnitten werden darf, wissen sie.

Nur eines Winks des Dichters, sagt' ich, hätte es damals bedurft, um „alle Mann für ihn" auf die Beine zu bringen. Natürlich meine ich damit nicht ein Manifest an die deutsche Nation, sondern das Selbstverständliche: Sudermann mußte sein Stück sofort drucken lassen und seinen Anwalt mit der Einbringung der Klage gegen das Berliner Polizei-Präsidium beim Oberverwaltungs-Gericht betrauen. Er mußte beweisen, daß sein Recht ein gutes sei, daß sein Drama das Verbot nicht verdiene, und dann mußte er den Kampf um sein gutes Recht aufnehmen. Es war der selbstverständliche, der gerade, der richtige Weg.

Freilich, der gerade Weg ist nicht immer der kürzeste, der richtige nicht immer der klügste. Es ist denkbar, daß der Dichter die Aufführung in Preußen zunächst nicht erkämpft hätte, aber dann wäre er ein beneidenswerter Besiegter gewesen. Wahrscheinlich jedoch war seine Niederlage nicht. Es giebt noch Richter in Berlin — auch am Verwaltungs-Gericht; das hat sich wiederholt erwiesen, selbst wo der Fall recht schwierig lag; ich erinnere nur an die Entscheidung über Hartlebens „Hanna Jagert". Richter, die dies Stück freigaben, hätten den „Johannes" nicht verboten. Und dabei ist die Macht — nicht der Tagesmeinung, nicht der Parteirichtung, die den Richter nichts angehen — aber die Macht des Volksgewissens, der auch er unterthan ist, noch gar nicht mit angeschlagen. Wie hätte es für den Dichter gekämpft, gleichviel ob das Stück im Lesen gefallen hätte oder nicht, für Sudermann und gegen jene Verordnung! Vielleicht hätte dieser Kampf eine Umgestaltung der Censur bewirkt; derlei Reformen haben sich ja kaum je anders vollzogen, als durch das grelle Licht eines Einzelfalls. Aber auch davon abgesehen, welch' schönen, reinen Triumph hätte dann der Abend der ersten, erkämpften Aufführung im Leben des Dichters bedeutet, gleichviel, wie das Stück gewirkt hätte! Denn es giebt nichts Erhebenderes, als einen siegreichen Kampf um ein gutes Recht.

So meine ich, daß hier der richtige Weg auch der klügste gewesen wäre. Der Dichter aber kämpfte nicht, sondern ließ seine Freunde manövrieren, bis das Hindernis umgangen war. Man darf dies im Interesse der guten Sache des freien Worts, wie in Sudermanns Interesse bedauern, aber einen Vorwurf darf man ihm persönlich daraus nicht machen. Denn er könnte erwidern: „Der Dramatiker schafft sein Werk für die Bühne; nur dort kommt es zum rechten Leben; darauf kann er nicht verzichten. Darum war es mein Recht, nicht zu kämpfen, sondern das Verbot mit Hülfe mächtiger Freunde hinwegzuräumen." Und dagegen wäre thatsächlich nicht das Geringste zu sagen, umsomehr, als er beifügen könnte: „Und Konzessionen habe ich nicht gemacht; mein Werk ist unverstümmelt gestattet worden." Zudem hatten sicherlich auch Andere über diese Frage der Taktik mitzusprechen; ein neues Stück des meistaufgeführten deutschen Theaterdichters der Gegenwart ist auch materiell ein sehr bedeutendes Objekt, an dem vieler Leute Interessen hängen. Da ist der Theater-Direktor, der Theater-Agent, der Verleger der Buchausgabe, und sie alle haben ihre Unterläufer, und sie Alle reden drein, die Unterläufer am meisten. Genug, es wurde manövriert und nur zum Schein gekämpft. Zunächst galt es, einerseits dafür Zeugnisse zu erhalten, daß das Stück nicht frivol sei, und andrerseits doch die Neugierde nur eben zu wecken, aber nicht zu befriedigen, um die Tantièmen nicht zu schädigen; das wurde erreicht, indem der Dichter einigen Kritikern sein Werk vorlas, mit der Bitte und unter der Bedingung, sich nur über die Berechtigung des Verbots auszusprechen, nicht über das Werk. Dann aber ging durch die Presse ein Regen von Notizen über Deutschland nieder, vom Pult des Direktors, des Agenten, u. s. w., daß man von dem endlosen Geprassel ordentlich betäubt wurde. Was hinter dem dichten Schleier vorging, konnte man nicht genau sehen. Da tauchte bald der Schatten eines Rechtsanwalts auf, der die Klage entwarf, dann eines wohlwollenden Fürsten, der sich des Stückes annahm, abermals ein Aktenbündel, aber zur Beruhigung gleich darauf neue Dekorationen für das „Deutsche Theater", bis endlich der Tag der ersten Aufführung angesetzt war. Damit mag für die Geschäftsleute um Sudermann mancherlei erreicht worden sein, aber, glaub' ich, für den Dichter und sein Werk nichts Gutes. Zunächst verlor sich ganz und gar das Gefühl im Publikum, daß diesem Mann durch das Verbot ein schweres Unrecht widerfahren, und statt dessen war nur noch eines wach, dieses aber in geradezu ungeheurem Maße, wie ich es noch nie mit angesehen habe: die Neugierde. Denn auch die Buchausgabe wurde erst in derselben Abendstunde ausgegeben, wo die Aufführung begann. Zu dieser Stunde also saß „ganz Berlin" im „Deutschen Theater" und harrte ungeduldig, ob das Stück wirklich des ungeheuren Spektakels wert sei, der ihm vorangegangen.

Das ist für keine Dichtung eine gefahrlose Stimmung. Vielleicht käme selbst ein großes, einheitliches Kunstwerk von starker Gemütswirkung nicht ganz heil davon, aber wenn eins, dann gewiß nur

ein solches Werk. Und das ist Sudermanns Tragödie wahrlich nicht; sie ist nicht einmal sein bestes Werk. Gewiß keine unbedeutende Arbeit, aber ein Stück in Stücken von verblüffender Verschiedenheit des Stils. Was daran künstlerisch gut oder doch interessant ist, wirkt von der Bühne herab nicht, und was wirkt, fasciniert nur die Nerven und wiegt dichterisch nicht schwer. Kurz, ein Publikum, das Großes erwartet, muß enttäuscht sein, und das war das Berliner an jenem Abend. Nur nach dem zweiten Akt klang der Beifall voll, während des dritten und vierten brach nach seiner Berliner Premièren-Sitte im Parkett der Schnupfen der Ungeduld aus, so daß das Räuspern und Husten ernstlich störte, und am Schluß machten sich zwei- oder dreihundert Herren den Spaß, stürmisch nach dem Darsteller des Johannes zu rufen. Daß er dem Hausgesetz zufolge nicht erscheinen konnte, wußten sie ja ganz genau, hofften aber auf den Spaß, dem Dichter dann den Namen „Kainz!“ in's Gesicht schreien zu können. In der That gönnte ihnen leider Sudermann diesen Spaß, sogar zwei oder drei Male. Also, eine andere Aufnahme, als sie das Werk trotz all seiner Mängel verdient hätte. Aber das kommt davon, wenn die geschäftlichen Unterläufer manövrieren . . .

Ich habe diese Vorgeschichte erzählt, weil sie mir sehr lehrreich erscheint und Andere nicht davon reden wollten oder konnten. Die Betrachtung des Werks aber wird kaum eine andere Lehre ergeben. Ein starkes, vielseitiges Talent, ungemeine Geschicklichkeit und Lebensklugheit können Manches bewirken, Manches ersetzen, nur zwei Eigenschaften nicht: die Echtheit und die Größe. Sudermanns neuestes Werk will eine historische Tragödie großen Stils sein, und die Größe fehlt und der historische Sinn fehlt.

Daß seine Absicht auf ein solches Werk ging, war von vornherein nicht zu vermuten. Seine dichterische Individualität ist in all ihrem Guten und Schlimmen eine durchaus moderne; die vortreffliche Beobachtung des Wirklichen, die Neigung zum Überhitzten, Pikanten und Sensationellen, das echt zeitgemäße Geistreichsein, das sich aber so oft zu wirklichem Geist erhebt, dies Alles weist ihn auf Stoffe der Gegenwart, am besten auf Selbstgeschautes. Auch die starke Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung, die ihm nie ganz untreu werden, sind da am größten, wo er Menschen hinstellt, mit denen er an einem Tisch gesessen; darum sind unter seinen Romanen „Frau Sorge“, unter seinen Dramen „Sodoms Ende“ und „Fritzchen“ seine besten Werke, und „Teja“, der Gote, sein schwächstes. Und diesen Dichter von stupender Klugheit, der seine Kräfte so genau bemißt, wie kaum ein Anderer, und darum mit Recht noch nie einen großen äußeren Mißerfolg erlitten hat, sollte die historische Tragödie gereizt haben, ein biblischer Stoff? Es gab scheinbar nur einen Zug seines Wesens, der ihn darauf hingelenkt haben mochte: er hat unter all seinen Mitstrebenden die feinste Nase für den Wind von morgen; er, der zuerst das Hinterhaus auf die Bühne gebracht, mußte also auch wissen, daß für heute und morgen nicht allein der Naturalismus, sondern auch der Realismus ausgespielt hat, daß die Menge nun am liebsten von dem Dichter nach Nirgendheim geführt wird, wo die Blume des Märchens duftet und das Symbol seinen Dämmerschein wirft, je unklarer, desto reizvoller, oder doch zum Mindesten in die Vergangenheit, um die mystische Nebel wallen. Märchen, haben bei der Ankündigung des Johannes Viele gedacht und Einige gesagt, kann der Erzrealist Sudermann nicht schreiben, wohl aber die Gestalt eines grauen Mystikers vor uns hinstellen. Ich freilich legte mir damals diesen Sprung in die Historie anders zurecht; ich irrte darin, aber ich bedaure noch heute, geirrt zu haben. Ob er mir das Stück nicht verschaffen könne, schrieb ich damals von der Schweiz aus an einen Berliner Freund; ich sei deshalb so gespannt darauf, weil ich meinte, das müsse wohl so eine Art gedichteter Uhde sein. Die Historie ist Kostüm, dachte ich, der Kern ein moderner: unsere Zeit. Die Vermutung lag nahe; in zwei großen Dingen sind wir jenen Tagen verwandt: das Sehnen der Seelen, die religiöse Empfindung (freilich nicht die konfessionelle), wird immer mächtiger; das mißtönige Hackbrett des Materialismus verstummt immer mehr und wie tiefer Glockenton schlägts an unser lauschendes Ohr. Und wie damals geht unter den Armen und Beladenen Botschaft von Mund zu Mund und sie besinnen sich ihrer Menschenwürde. Uhdes Bilder sind mehr als die glückliche Durchführung eines barocken Einfalls und es ist kein Zufall, daß sie uns so tief ergreifen, weit über das technische Können des Meisters hinaus. Warum, fragte ich mich, sollte ein Dichter nicht mit den Mitteln seiner Kunst ähnliches bewirken wollen? Das kann etwas Merkwürdiges sein, vielleicht etwas Großes.

Es war leider ein Irrtum; daran hat Sudermann nicht gedacht, noch mehr, Alles, was wie eine Anspielung auf die Gegenwart klingen könnte, ist so ganz und gar vermieden, wie es ohne Absicht bei der Ähnlichkeit der Zeiten gar nicht möglich gewesen wäre; die Tendenz ging wohl wirklich auf eine streng historische Tragödie. Was aber jene Vermutung betrifft, als ob der Geschmack der Zeit das Werk befruchtet hätte, so weisen sie die Freunde des Dichters wie eine Injurie zurück; durch Zeugen, so den Dichter Hans Hopfen, wird ganz nach den Regeln der Prozeßordnung belegt, daß er den Plan schon als Zwanzigjähriger gefaßt hat. Das feierliche Verfahren ist mir nicht recht verständlich, denn eine Injurie wäre jene Vermutung nicht, selbst wenn sie ganz wahr wäre. Aber zum Teil wahr ist sie wohl dennoch. Natürlich wird Niemand daran zweifeln,

daß Sudermann den Plan schon 1877 gefaßt, wohl auch Einiges entworfen hatte; es wird vielleicht sogar möglich sein, festzustellen, was daran Jugendarbeit ist. Aber unmöglich kann er damals das Werk ganz so entworfen haben, wie es nun ausgeführt ist; es ist reife Arbeit, ja Einzelnes überreife. Und warum er jetzt auf den Jugendplan zurückgegriffen hat, und nicht vor Jahren, kann auf so Wesentliches führen, daß es auch die ernsthafte Kritik gar nicht umgehen kann. Doch davon später.

Was ist an dem „Johannes" von heute Arbeit des jungen, ernsten Ostpreußen von 1877, der ruhmlechzend nach Berlin gekommen ist, um es sich zu erobern, und dann zäh alle Bitternis der Enttäuschung und Entbehrung über sich ergehen läßt? Vor Allem eine Hauptsache: die Wahl des Helden. Wäre er damals reif gewesen, er hätte den Täufer nicht dazu geeignet erachtet, denn vor zwanzig Jahren war man noch der Meinung, zu der man — wer weiß, wie bald! — auch wieder zurückkehren wird, daß der Held einer Tragödie ein Held sein muß, das heißt: der Träger des Dramas, der nicht bloß will und denkt, sondern auch handelt, der als Mensch fast eben so groß ist, wie seine Idee, sich um ihretwillen gegen menschliche Satzung vergeht und dies mit dem Tode büßen muß, noch sterbend ein Sieger. Oder Einer, der im Augenblick der Entscheidung unter der Last der Idee zusammenbricht und sich dem Joch der Menschen fügt, so daß die Idee, herrlich, wie er sie geträumt, aber ihn zermalmend, über ihn hinwegschreitet. Ein solcher Held ist der Täufer nicht, weder der Täufer der Geschichte, noch der der Evangelien, und ihn dazu zu machen, ist deshalb kaum denkbar, weil die Überlieferung jedem Zuschauer vertraut ist und ihre Linien in seinem Hirn feststehen; dem Täufer große, entscheidende Thaten anzudichten, wäre ein kaum geringeres Wagnis, als wenn Jemand den Judas Ischariot als Musterbild selbstloser Reinheit auf die Bühne bringen wollte.

Von dem „Jehochanan" der Geschichte wissen wir wenig. Er war einer der Vielen, aus welchen damals die ungeheure Not ihres Volkes stammelte und schrie. Was an Drangsal über Menschen kommen kann, hatte sich wieder einmal auf Israel gehäuft: die Fremdherrschaft der Römer, die schlimmere der Vasallenfürsten aus dem Hause der Herodes, dazu Zerrüttung des Glaubens. Eine Horde rechtloser, gepeinigter, ausgesogener Menschen, denen ihr einziger Trost, ihr Glaube, zum Antrieb furchtbaren Wütens gegen einander geworden — dazu war nun das „Volk Gottes," das Volk der Makkabäer wieder hinabgesunken. Welche andere Rettung gab es da noch, als die Erbarmung des Herrn, indem er nun endlich seinen Messias sandte, und wie anders ließ sich sein Erbarmen herbeirufen, als durch Gebet und Buße? Einer der Bußprediger, die damals erstanden, war jener Jehochanan, nicht gewaltiger, als andere; auch daß er zum Zeichen der inneren Reinigung das Bad im Jordan einführte, war nur die Wiederbelebung eines uralten Symbols. Ebenso ist sein Ende das der Andern. Wären diese Bußreden nur religiöse gewesen, so hätte Herodes Antipas sie sehr gern halten lassen, das gab dann höchstens noch eine Sekte mehr und mehrte also auch die Wirrnis und Selbstzerfleischung, die ihm nur erwünscht sein konnte. Aber der Messiasglaube war ja auch ein nationaler, er ließ auf das Reich von dieser Welt hoffen, und darum wurde Jehochanan hingerichtet, wie die Anderen. Wie ließe sich in diesen Umriß, den die Geschichte bietet, ein Tragödienheld einzeichnen? Wo wäre seine neue Idee, wo vollends seine tragische Schuld?! Und nun wäre zudem die Gestalt in der Phantasie des Dichters und des Zuschauers geradezu erdrückt von dem Schatten, den der Große vorauswirft, der ihm folgt, und ein Jahr später aus den gleichen Ursachen den gleichen Tod erleidet.

Aber dieselben Gründe schließen auch, und zwar in noch verstärktem Maße, die Möglichkeit aus, daß ein Dramatiker von reifem Kunstverstand sich den Täufer der Evangelien zum Helden erwählen könnte. Johannes ist der Vorläufer Christi; er tauft ihn, bereitet ihm die Wege, verkündet sein Nahen, beugt sich vor seiner Größe. Wie er für Christum als Heiland Zeugnis ablegt, so dieser für ihn als den größten der Propheten. Der Täufer fällt als Opfer der Rachgier der Herodias, weil er ihren ehebrecherischen Bund mit Herodes gegeißelt. Wie wäre diese Gestalt in eigener, selbständiger Bedeutung von der Christi abzulösen, wie mit jenem eigenen, inneren Licht zu erfüllen, das jeder tragische Held ausstrahlen muß?! Die Gestalt hat ja ihre tiefe historische und ethische Bedeutung: langsam keimt alles Herrliche auf Erden und selbst der Größte steht nur auf den Schultern Anderer — aber was wüßte der Dramatiker damit anzufangen?! Nur ein Zug in der Überlieferung der Evangelien, der mit dem eben zusammengefaßten Inhalt in so scharfem, unausgleichbarem Widerspruch steht, daß ihn alle Spitzfindigkeit der Ausleger nicht hinwegräumen konnte, deutet auf ein tragisches Motiv hin. Derselbe Johannes, der bei Christi Taufe den Geist Gottes sichtbar auf diesen niederfahren gesehen und ihn als Messias verkündet, sendet Boten an den Heiland: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" worauf dieser antwortet: Daß durch ihn alle Zeichen erfüllt seien, die des Messias Kommen verkündet, und beifügt: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert." Da wäre der Ansatz zu einem tiefgründigen Konflikt, der Rivalität des Vorläufers mit dem Erfüller, dem Sieg des Großen über den Geringeren, dem nur noch ein Trost bleibt: „Auf eines Anderen Haupte glänzt die Krone der Erfüllung, aber ich habe sie glänzen sehen, ehe ich sterbe."

Jedoch nicht jeder starke Konflikt ist ein dramatischer, nicht jedes tragische Motiv kann das Motiv einer Tragödie sein; mir schiene dieses weit mehr eine Aufgabe für den Epiker — und vollends ließe sich die Tragödie der Rivalität zwischen diesen beiden Gestalten nicht aufbauen. Der Zwang der Überlieferung bindet die Phantasie des Zuschauers — und mag sie auch der Dichter verschiedene Wege einschlagen lassen, ihm bleiben sie Vorläufer und Erfüller; der Eine hat „die Steige bereitet," der Andere dieselben Steige betreten.

Nur der junge Sudermann konnte diese Tragödie schreiben wollen, und der reifende mußte den Plan ruhen lassen, ja immer weniger daran denken, je mehr sich sein angeborener, aber durch eisernen Fleiß entwickelter Instinkt für das theatralisch Wirksame schärfte. Und da lag denn der „Johannes"-Entwurf lange Jahre bei den unzähligen anderen, die er im Pulte hat — das heißt: deß bin ich überzeugt, weil sich mir dies aus seiner Erfindungsgabe, aber auch aus seiner ganzen geistigen Struktur ergiebt.

Aber warum hat er ihn nun hervorgeholt und ausgestaltet?

Weil es ein Lieblingsplan war, und weil seither eine neue dramaturgische Heilslehre ins Land gekommen ist. Sie verkündet, daß für ein Drama keine Handlung nötig ist; die Charaktere müssen sich ausleben, das Milieu muß gut geschildert sein; alles Andere ist von Übel, und wer's noch mit den „alten Mätzchen" versucht, mit spannender Handlung, straffer Scenenführung u. dergl., ist ein „Alter", den man mit dem Staupbesen von der Bühne treiben muß. Und was den Helden betrifft, so bedarf die Tragödie eigentlich gar keines Helden — haben die „Weber" einen? Und wenn sie nun mal einen Helden haben soll, so braucht er weder sich zu entwickeln, noch durch seine Thaten die Handlung zu bestimmen — „Florian Geyer" thut's auch nicht. Nun müßte ja der Verfasser von „Ehre", „Sodoms Ende" und „Heimat" geradezu sich selbst verleugnen, wenn er diese Weisheiten ernst nehmen, geschweige denn gar beherzigen wollte. Wenn Einem, so mußte ihm klar bleiben, was dramatische Form ist und wie weit sie theatralische Wirkung bedingt. Und so mußte er sich sagen: „Deshalb, weil ein anderer Wind weht, kann ich mir keine andere Natur anschaffen, und meine Technik habe ich nicht dazu erlernt, um sie zu vergessen." Auch die Furcht, dann als kein „Moderner" mehr zu gelten und zum alten Eisen geworfen zu werden, durfte ihn nicht schrecken. Er durfte sich sagen: „Ich bin und bleibe ein Moderner, weil ich ein moderner Mensch bin, in Allem ein Kind meiner Zeit, die ich liebe und verstehe. Ich habe dem Realismus samt dem „Hinterhaus" die Bühne erobert, weil dies in der Richtung meines Talents lag; den Naturalismus, die historische Tragödie ohne Helden und ohne historischen Sinn, den Symbolismus und was der — ismen Euch noch künftig belieben sollte, kann und mag ich nicht mitmachen." Und er mußte um so mehr so sprechen, weil ihm der Entwicklungsgang unserer Litteratur im letzten Jahrzehnt klar sein mußte.

Der Übergang von dem übertriebenen Formkultus zur Formlosigkeit, von der Schwächlichkeit zur Rohheit u. s. w., kurz: vom Epigonentum zum Realismus, zum Naturalismus war ein natürlicher und ihn vollzog eine Reihe von Talenten. Dann aber tauchte, nachdem wir so lange keines mehr besessen, ein Genie auf — soll ich erst seinen Namen nennen? Gerhart Hauptmann. Er gab, wie jedes Genie, immer nur, was er geben mußte, und es liegt im Wesen des Genies, daß es sich in jedem Werke gleichsam immer neu gebiert; nicht jede dieser verblüffenden Wandlungen führt es höher, aber jede ist für das Genie eine berechtigte, weil sie eine ihm natürliche ist. Zu sagen, was er zu sagen hatte, in jener Form zu sagen, die ihm die rechte schien, das war Alles, was Hauptmann wollte — die litterarische Mode mitzubestimmen, lag gewiß nicht in seiner Absicht. Nun bestimmte er sie aber thatsächlich dennoch, nicht allein durch das Schwergewicht seines Könnens, sondern auch durch das Zusammenwirken verschiedener äußerer Umstände, die ich hier nicht darlegen kann noch mag — ich könnte es auch kaum, ohne in die allerintimsten Personalien zu geraten. Und so erklärt sich's, daß wir, weil sein Dämon ihn von „Vor Sonnenaufgang" zu den „Webern" und zum „Hannele", und von da wieder auf dem Umweg über „Florian Geyer" zur „Versunkenen Glocke" führte, die verschiedenen Richtungen, welche diese Werke bedeuten, allesamt etwas später in der Praxis der Nachahmer und in der Theorie der Hauptmann-Gelehrten zu spüren bekamen. Die Nachahmung und theoretische Begründung der vier ersten Werke samt dem speciellen, dazu gehörigen — ismus ist schon an uns vorbeigezogen; die Nachahmungen der „Versunkenen Glocke" tauchen eben auf und der dazu passende — ismus wird nun auch bald fertig sein. Hauptmann aber dichtet inzwischen ein neues Werk . . .

Wie nun soll sich das Talent, ein starkes Talent, wie Sudermann, dazu verhalten? Natürlich bleibt es sich des Abstands, der es vom Genie trennt, bewußt; ihm bleibt es versagt, immer Neues zu bieten, aber es kann sich in seinen Grenzen konsequent, in strenger Arbeit, immer besser entwickeln. Beeinflussen aber läßt es sich nicht. Es läßt sich nicht zu einem Wettstreit aufstacheln, der angesichts der Verschiedenheit der Kräfte aussichtslos wäre, indem es sich zu verblüffenden Metamorphosen zwingt — dazu muß es zu klug und zu bescheiden sein. Es macht aber auch nicht Konzessionen an die jeweilige Theorie des Jahrs, indem es etwas von seinem Wesen aufgiebt, um äußerlich dem neuen Pharao ähnlicher zu werden — das darf es in berechtigtem Selbstgefühl ablehnen.

Es wäre schlimm, wenn Jene Recht behielten, welche meinen, daß Sudermanns Selbstgefühl durch Hauptmanns Siege ins Wanken geraten ist. Schlimm für uns, denn wir haben nicht viele Talente wie er ist, und er kann uns nur dann geben, was wir von ihm erwarten, wenn er sich selbst treu bleibt. Befürchtungen dieser Art aber sind nach der „Schmetterlingsschlacht“ und dem „Glück im Winkel“ nicht ausgeschlossen. Viele, auch mich muteten sie an, als spräche er da mit gedämpfter Stimme und zeitweilig mit der eines Anderen. Die technisch allzubreite Ausmalung des Milieus, das Zurückhalten des Theater-Effects, auf den doch andrerseits Alles angelegt ist, mußten diesen Eindruck machen. Darum war ich so herzlich erfreut, als er im „Fritzchen“ wieder ganz er selber war; das ist ein Meisterstück. Aber im „Johannes“ höre ich ihn stellenweise wieder mit Anderer Stimmen reden.

Vor zwei Jahren, am 4. Januar 1896, wurde im „Deutschen Theater“ Hauptmanns Tragödie „Florian Geyer“ aufgeführt. Das Werk ist eine geniale Verirrung des Dichters, ein geniales Ungetüm, aber nicht mehr. Das wollten natürlich die Fanatiker unter seinen Anhängern nicht gelten lassen. Und sie entwickelten zu seiner Verteidigung eine seltsamliche Theorie der „modernen“ historischen Tragödie.

An den „Florian Geyer“ mußte ich unablässig denken, als ich den „Johannes“ sah. An der äußeren Ähnlichkeit lags natürlich nicht — beide Stücke bestehen aus einem Vorspiel und fünf Akten, dauern gleich lang und bringen, das eine sechzig, das andere fünfzig Personen auf die Bühne — aber an der inneren. Hier wie dort entwickelt sich der Held nicht vor unseren Augen, bleibt ewig derselbe, der er von Anbeginn gewesen und zwar ein dem Zuschauer immer gleich unklarer Schwärmer, handelt nicht und stirbt schön. Hier wie dort ist aber auch gar nicht der Held die Hauptsache, sondern seine Zeit und die Art, wie er auf Andere wirkt; hier wie dort verwirrt die Fülle der Episoden. Hier wie dort werden wir in Tage geführt, wo die Armen grollen und auf einen Messias hoffen und das ist der Grundton beider Dichtungen, aber in beiden wird unser Gemüt trotzdem kaum bewegt. Auch den Eindruck der historischen Treue haben wir in beiden Stücken nicht, obwohl sie sichtlich mit redlichem Fleiß den Quellen folgen.

Natürlich wäre die Vermutung absurd, daß Sudermann dies stürmisch abgelehnte Stück Hauptmanns hätte nachahmen wollen. Eine andere aber drängt sich aus inneren Gründen unabweislich auf: daß die Art, wie Hauptmann damals von seinen Anhängern verteidigt wurde, Sudermann ermutigt hat, seinen „Johannes“ aus dem Pult zu holen und fertig zu schreiben. Denn er durfte sich, wenn er jenen Stimmen glaubte, sagen, daß er die Vollendung bisher aus nichtigen Bedenken unterlassen. Er las ja, daß ein Held ein monotoner unklarer Schwärmer sein dürfe, daß zahllose Episoden kein Mangel, sondern ein Vorzug seien, weil ein Volk immer mehr sei, als ein Einzelner, daß eine eigentümlich gefärbte Sprache und die Häufung antiquarischen Details genügten, den Eindruck der historischen Treue zu machen. Nun, dann brauchte sein „Johannes“ nicht länger ein Torso zu bleiben. Denn galt dies alles für Hauptmann, warum nicht für ihn? Und mit der sozialen Frage und dem Messiasglauben konnte auch er dienen, damit erst recht! Zudem durfte er das volle Bewußtsein haben, daß sein Stoff noch immer bühnenwirksamer, seine Ausführung farbiger sein werde, als die Hauptmanns in jenem Ritterstück. So ist wohl der „Johannes“ als Gegenkönig gegen den „Florian Geyer“ ins Feld gezogen.

Ist aber diese Vermutung irrig, so bleibt doch die innere Ähnlichkeit beider Stücke eine verblüffende. Freilich, groß ist auch die Verschiedenheit. Ein „geniales Ungetüm“ habe ich Hauptmanns Stück genannt. Die Bezeichnung trifft auf den „Johannes“ in keiner Weise zu. Er ist weder ein Ungetüm, noch ist er genial.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Hymen, o Hymenaee!

Gutartige Naturen,
Ins Ehjoch gespannt,
Ziehn friedlich durch die Fluren
An Hymens Band.

Sie brauchen manches Jährchen
Nicht einen Peitschenhieb;
Vergeblich lockt am Pärchen
Amor, der Dieb.

Und glückts ihm doch, dem Alles
Gelingt, wo Herzen jung,
Hier wird es schlimmsten Falles
Ein Seitensprung.

Dann ziehen beide wieder,
Weil keins die Spur verlor,
Zusammen treu und bieder
Ganz wie zuvor.

Th. Vulpinus.



Die glückliche Insel.

Ein Puppenspiel in drei Handlungen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Professor. Erlauben Sie, ich möchte zweifeln. — (Händeklatschen.)

Wolf. Was erlaubt Ihr Euch? Herr Professor, es hat kein Fremder hier das Wort. Überdies ist Ihr Einspruch ein beleidigender Zweifel an meiner Unparteilichkeit. Ich habe die Majorität konstatiert, also ist sie's. Gehen wir sofort an's Werk. Stürmt den Zaun! (Ein Teil setzt sich mehr oder minder in Bewegung.) Vorwärts, vorwärts!

Friedel. Ich weiß, daß ich unterliegen muß, wenn so viele über einen herfallen. Aber teuer verkaufen werde ich mein Leben, darauf verlaßt Euch. (Er zieht einen Revolver vor.) Das da hab' ich aus der alten Heimat mitgebracht und wohl aufbewahrt. Sechs Kugeln stecken in dem Dinge, und es ist doch wenigstens nicht gewiß, daß auch nur eine davon fehlgeht. Die erste für den Herrn Präsidenten —

Wolf (taucht hinter der Rednertribühne unter). Schützt mich vor seinem Mordanschlage!

Friedel. Die zweite für Dame Laura —

Laura. Lächerlich! Ihr werdet auf keine Frau schießen.

Friedel. Drei bis sechs für jeden, der die Hand an eine Zaunlatte zu legen wagt. Ihr seid ja freilich mehr als vier, aber um die vier thut mir's leid. Kommt zu! (Allgemeiner Rückzug, Murren: Der Kerl ist des Teufels — er macht Ernst — Jedem ist sein Leben lieb — und er hat eigentlich nicht so unrecht.)

Wolf (hinter dem Kasten). Vorwärts, Bürger, vorwärts!

Pädagog (steigt auf die Tribüne). Silentium!

Wolf. Der Pädagog hat das Wort.

Pädagog. Ich will Euch einen Vorschlag machen. Der Zufall hat zwei Männer hergeführt, die beiden Teilen gleich fern stehen. Übertragen wir ihnen ein Schiedsrichteramt. (Allgemeines Bravo.)

Professor (ängstlich). Meine Herren . . . aber meine Herren . . .

Wolf (taucht hinter der Tribüne auf). Es scheint dafür Stimmung zu sein. Und in der That . . . Was meinst Du, Laura?

Laura. Feigling!

Wolf. Es ist meine Pflicht, mich dem Staat zu erhalten. Also, wenn die Mehrheit einverstanden ist — (Allgemeine Zustimmung.) Es ist unzweifelhaft die Mehrheit, Herr Professor.

Professor. Aber entschuldigen Sie, meine Damen und Herren, ich bin ein schüchterner Gelehrter —

Luftschiffer. Wenn wir Jura studiert hätten —

Wolf. Ohne Widerrede. Sie sind Schiedsrichter. Sehen Sie da den Revolver? Sie sind Schiedsrichter, binnen vierundzwanzig Stunden erwarten wir Ihren Spruch. Ich erkläre die Volksversammlung für geschlossen. Folgt mir! (Er geht voran, die übrigen schließen sich ihm an.)

Friedel (schließt Gustel in seine Arme). Gott mir weiter helfen! (Beide ab.)

Michel. Es bleibt mir nichts übrig, als auch nach der Stadt zu gehen, sonst bekomme ich kein Essen.

Luftschiffer. Schickt uns etwas heraus.

Professor (sehr schwach). Mir ist ganz der Appetit vergangen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweite Handlung.

Dieselbe Dekoration.

Erster Auftritt.

Unter dem Baum der Professor und der Luftschiffer. In einiger Entfernung hinten acht Männer aus Freistadt, darunter Peter, Paul, Hinz, Kunz.

Luftschiffer. Man hat die Leute aus der Stadt geschickt, uns zu bewachen. Daran ist kein Zweifel. Wir sollen ihnen nicht entwischen.

Professor. Der unselige Schiedsspruch! Ich zermartere mein Gehirn und weiß noch immer nicht, wie wir uns aus der Schlinge ziehen sollen. Mit Politik habe ich mich bisher garnicht befaßt. Bei der letzten Wahl schloß ich mich der neuen liberalkonservativen Partei an, gab aber schließlich meine Stimme nicht ab, weil als Kandidat ein Kollege von mir aufgestellt war, der sich wissenschaftlich zwischen zwei Stühle gesetzt hatte. Ich gestehe, hier ganz dumm zu sein. Ist Ihnen indessen ein erleuchteter Gedanke gekommen, Herr Müller?

Luftschiffer. Ich wollte nicht vorgreifen, Herr Professor.

Professor. Die Sache hat ihren Haken, wohin man auch greift. Die schwierigste Vorausberechnung der künftigen Witterung aus den widersprechenden Angaben des Thermometers, Barometers und Hydrometers ist ein Kinderspiel für meinen Kopf gegen die Aufgabe, einen Mittelweg zu ersinnen, auf dem diese beiden streitenden Teile fortan in Frieden neben einander hergehen und uns in Frieden nach der andern Seite abziehen lassen können. Denn sie vertreten, wie mir scheint, Gegensätze, die unvereinbar sind, und sie können beide nicht irgend etwas ablassen und nachgeben, ohne sich mit sich selbst in einen unlöslichen Widerspruch zu verwickeln.

Luftschiffer. Ganz recht. Sie sind wie die beiden Pole einer Kugel: ist der eine oben, so ist der andere unten, und umgekehrt. Meines Erachtens giebt es überhaupt nur zwei Möglichkeiten.

Professor. Zwei! Ich bitte, sprechen Sie, sprechen Sie.

Luftschiffer. Entweder wir geben dem Präsidenten und seinen Freistädtern Recht —

Professor: Aber das hieße alle sozialen und moralischen Grundsätze verleugnen, in denen wir aufgewachsen sind, und jene guten Menschen, die unsere ganze Sympathie haben, zu einem Widerstande reizen, der Blutvergießen unvermeidlich macht und mit ihrem Untergang endigt. Wie dürfen wir das auf unser Gewissen nehmen? Also Ihre zweite Möglichkeit, lieber Freund!

Luftschiffer. Oder — wir geben den Separatisten Recht.

Professor. Dann sind wir selbst dem Zorn der Megäre verfallen, die offenbar in Freistadt das große Wort führt, und unseres Lebens nicht mehr sicher. Ich möchte nicht unbescheiden sein, aber es will mir scheinen, daß Ihre beiden Wege ungangbar sind.

Luftschiffer. Einen dritten sehe ich leider nicht. Ein Kompromiß ist eben undenkbar.

Professor. Wenn man die Entscheidung ein paar Wochen hinzögern könnte, bis sich die Gemüter beruhigt hätten . . .

Luftschiffer. Sie würden sich sofort wieder erhitzen und wir ständen auf demselben Punkt. Inzwischen hätte aber der Ballon so viel Gas verloren, daß er uns nicht mehr tragen könnte.

Professor. Entsetzlich, entsetzlich! Was fangen wir an?

Luftschiffer. Uns kann nur ein unberechenbarer Zufall helfen. Wenn zum Beispiel in Freistadt eine Revolution ausbräche —

Professor. Eine Revolution? Ich kann nicht leugnen, daß schon das Wort mir ein großes Unbehagen verursacht. Aber ich gebe zu: es ist ein Gedanke! Kann man denn nichts dazu thun —

Luftschiffer. Still! Man bringt uns Lebensmittel aus der Stadt. Vielleicht lassen sich die Umstände klug benutzen.

Professor. Ja, klug. Ich werde meine ganze Denkthätigkeit auf diesen Punkt richten. Thun Sie dasselbe, lieber Freund. Ach! ich wünschte, ich säße in meiner Studierstube und berechnete das Wetter von 1997.

Zweiter Auftritt.

Von der Stadt her kommen Liese und Anna, einen Korb mit Lebensmitteln tragend.

Liese. Frau Laura schickt den Herren dies aus der Staatsküche und läßt guten Appetit wünschen.

Luftschiffer. War sie wirklich so höflich, schönes Kind?

Liese. Sie drückte sich etwas anders aus, aber es wollte ungefähr eben dasselbe sagen.

Anna. Und wenn nicht, so wünschen wir, daß es den Herren gut schmecken möchte. Wir wissen, mit wem wir's zu thun haben.

Professor. Ich danke Ihnen, liebe Frau. Mit wem haben Sie's denn zu thun?

Anna (knixend). Mit einem Herrn Professor. O, wir sind noch nicht so lange aus der alten Heimat fort, um vergessen zu haben, was für eine Art Mann das ist.

Liese. Meiner Mutter Onkel war lange Jahre bei einem Professor Laboratoriendiener und hat oft erzählt, was der für ein gelehrter Herr war und wie viele Bücher er hatte. Eins war immer hebräischer als das andere.

Anna. Und ein Verwandter von mir hat einen Professor gewichst, der die schönsten Bilder malen konnte. Ein Vetter von dem war auch Professor und konnte alle Instrumente spielen.

Professor. Bei Malern und Musikern allerdings eine bloße Titulatur. Wir Universitäts-Professoren . . . Aber ich will mich darüber nicht weiter auslassen, da es auf dieser Insel doch keinen Zweck hat. Sie haben hier keinen Professor, nicht wahr?

Liese. Nein, nur den Pädagogen, der freilich als gelernter Schullehrer von uns allen der klügste ist, aber so nicht genannt werden darf. Und da Sie dem sicher noch weit über sind, Herr Professor . . . (zögert)

Anna. So sag's doch.

Liese. Ja, so wollten wir Sie ganz im stillen befragen, ob Sie uns nicht einen Rat wüßten —

Anna (heimlich). Wie wir Frauen wieder regelrecht zu einem Mann kommen könnten.

Luftschiffer. Da glimmt schon ein Funke unter der Asche, den man anblasen kann.

Professor. Regelrecht? Wie meint Ihr das?

Anna. Nun, wenigstens beim Standesamt in Ordnung gebracht, da wir hier doch keine Kirche haben.

Professor. Ich glaubte, Ihr befändet Euch in der Männergemeinschaft sehr wohl.

Liese. Ja, aber die Frauengemeinschaft ist doch eine verdrießliche Einrichtung. Man hat garnicht mehr das Recht, eifersüchtig zu sein.

Anna. Und die schönsten Gardinenpredigten mag man nur für sich selbst halten.

Liese. Und wenn man sich mit dem Essen noch so viel Mühe gegeben hat, weiß man nicht einmal, wem's geschmeckt hat.

Anna. Und nicht ein bischen Zank und Hader giebt's wegen der Dienstboten und der Kinder, daß man sich hinterher wieder versöhnen kann.

Liese. Und man will doch auch was fürs Herz haben —

Anna. Und auch einmal etwas Hübsches geschenkt bekommen —

Liese. Und nicht immer unter sich sein. Es ist gar zu langweilig.

Professor. Das sind ja merkwürdige Geständnisse. Seid Ihr Beide allein so unzufrieden?

Anna. Bewahre, Herr Professor! Nur die Allerhäßlichsten sind alle zufrieden, die doch keinen Mann bekommen würden.

Professor. Warum sprecht Ihr Euch denn aber nicht offen aus? Ihr habt doch Stimmrecht.

Liese. Ja, aber wir fürchten uns vor der Laura. Die hat ja doch Macht über uns, und wer auch nur laut muckt, wird eingesperrt. Da lassen wir lieber geduldig alles über uns ergehen.

Luftschiffer. Das ist Unrecht. Ihr müßt Euch im Geheimen verabreden, bei nächster Gelegenheit alle gegen sie zu stimmen.

Professor. Ja, das müßt Ihr, das müßt Ihr.

Anna. Wenn wir nur auf Ihren Beistand rechnen könnten, Herr Professor.

Professor. Hm, hm! Ich will Euch gern jede moralische Unterstützung zu teil werden lassen, so lange ich hier bin.

Luftschiffer. Bringt's schnell zur Entscheidung.

Liese. Das wollen wir.

Anführer der Wache. Nun ist's aber genug geplaudert. Macht, daß Ihr nach der Stadt zurückkommt, Ihr Weiber, sonst werdet Ihr angezeigt. Die Herren haben auch ihren Schiedsspruch zu bedenken.

Anna. Wir gehen ja schon.

Liese. Den Korb holen wir später ab. Adjes!

Anna. Adjes!

(Beide ab.)

Professor. Ein paar muntere Weiberchen. Die Eine gefällt mir besonders.

Luftschiffer. Und mir die Andere. Sehen wir, was sie uns zu essen gebracht haben. (Packt aus

Professor. Ja, ich verspüre einigen Hunger.

(Sie essen.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Michel kommt von der Stadt her.

Michel (streicht sich den Bauch). So, da hätte man sich wieder einmal satt gegessen. Ein sehr behaglicher Zustand. Überlassen wir nun dem Körper die Arbeit und Mühe des Verdauens. Er besorgt sie mit der ganzen Sicherheit, die natürlichen Vorgängen eigen ist. Man hat nur alle Störungen fernzuhalten. Unter diesem Baume . . . Ah, da sitzen die beiden Fremden und tafeln. Hoffentlich schnarchen sie nicht beim Nachmittagsschläfchen. Gesegnete Mahlzeit, meine Herren!

Professor. Dank, Dank! Wollen Sie sich nicht zu uns setzen und an unserem Mahle teilnehmen?

Michel. Bitte, berauben Sie sich nicht — ich habe eben gegessen.

Luftschiffer. Aber das schadet doch nichts. Sie essen in unserer Gesellschaft noch einmal.

Michel. Es erscheint allerdings kein Ding der Unmöglichkeit, zweimal zu essen, wenn man den Ort und die Gesellschaft wechselt. Im Gegenteil! Sich satt zu essen, ist ein rein tierisches Bedürfnis; erst mit vollem Magen fängt das höhere Wesen Mensch an zu genießen. Gut, ich setze mich zu Ihnen in der Hoffnung, daß Frau Laura den werten Gästen etwas Präsidentenkost zugewandt haben wird. (Setzt sich und greift zu.) Ich täusche mich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud Virchow und Wilh. Wattenbach. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.):

Linz, F. Friedrich der Große und Voltaire. Hft. 263. 1897.

Schmidt, Dr. Immanuel. Miltons Jugendjahre und Jugendwerke. Heft 243. 1896.

Fromm, Dr. Emil. Lieder und Geschichten der Suaheli. Heft 251. 1896.

Rabenlechner, Dr. Michael Maria. Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Heft 245. 1896.

Siecke, Dr. Ernst. Ueber die Bedeutung der Grimmschen Märchen für unser Volkstum. Heft 253. 1896.

Tschiedel, Dr. Johannes. Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt. Heft 247. 1896.

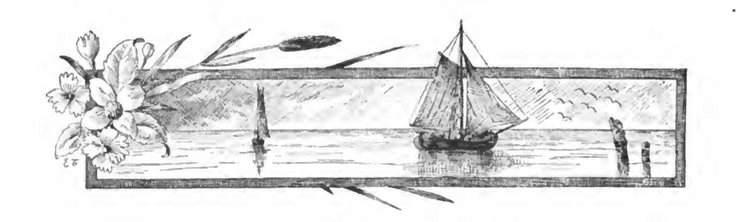
Joel, Dr. Karl. Die Frauen in der Philosophie. Heft 246. 1896.

Bloch, Dr. Leo. Der Kult und die Mysterien von Eleusis. Heft 257. 1896.

Pfungst, Arturo. Poesie scelte, tradotte da Luigi di San Giusto con prefazione di Cesare Lombroso. Torino. Carlo Clausen. 1897.

Frommel, Otto. Wandern und Wellen. Gedichte. Kassel. Th. G. Fisher & Co. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.



Der alte Hinrichsen.

Ein Bild von der Wasserkante.

Von **Philipp Kniest.**

(Schluß.)

„Na, Gott sei Dank!", rief Wehrmann. „Alles unter Umständen wohl. Mehr kann man nicht verlangen. — Buchheister!"

Der Buchhalter, die Feder hinter dem Ohr, das Gesicht in demütige, doch lauernde Falten gezogen, erschien.

„Da! Lesen Sie den Brief, Buchheister, und stecken ihn, nebst diesem Schreiben an Frau Hinrichsen, ein. Ich habe keine Zeit, hinzugehen. Zudem ist's Ihnen, Sie alter, vertrockneter, familienloser Junggesell, recht gut, wenn Sie mal freudig erregte Menschen sehen, — da kriegen Sie doch vielleicht einen andern Glauben. Sie können den Hinrichsenschen Bericht vorlesen. Jedoch lassen Sie die von mir mit Rotstift angestrichene Stelle fort, in welcher der alte Kapitän über sein Befinden Andeutungen macht, die mir nicht ganz gefallen und die wir nicht an die große Glocke hängen wollen. Verstanden, Buchheister?"

„Ganz wohl, Herr Kommerzienrat!"

„Nun, dann grüßen Sie von mir bestens. Sobald ich Zeit hätte, käme ich vor. Sollten sich noch etwas in der Geduld üben. Ist auch ganz gut für den jungen Kapitän, die Verzögerung. Dann kann er doch demnächst wenigstens mit heilem Bein in die Ehe treten. Adieu!"

. . . Buchheister richtete die Botschaft im Hinrichsenschen Hause mit soviel Umsicht, Takt und Gefühl aus, daß man ihm mit Jubel und Freuden empfing. Da auch der Brief, welchen er an Frau Hinrichsen überreichte, nur Gutes enthielt, so stieg die Glückseligkeit auf den höchsten Gipfel. Er selbst, Buchheister, kam sich vor, woran er bisher in seinen kühnsten Phantasien noch nicht gedacht hatte, wie ein — Engel Gottes. Er mußte mit den Leutchen in des Herrn Kommmerzienrats bestem Wein anstoßen und fand es sehr schwer, den richtigen Augenblick zum Fortgehen zu finden und zu benutzen. Doch der Gedanke an das Geschäft siegte und er folgte, ob gern oder ungern, das ist unentschieden.

Mit gerötetem Gesicht kehrte er an das Kontor zurück und bestellte so beredt Dank und Grüße, daß ihn der Kommerzienrat erstaunt anblickte. „Buchheister," sagte er, „Sie sind etwas animiert! Nun, ich gönne Ihnen das Vergnügen. Ist wohl selten in Ihrem Leben dagewesen? Da ich nun etwaige Schmierage in den Büchern nicht wünsche, so sind Sie für heute beurlaubt. Gehen Sie in den „Alten Schweden" und trinken Sie auf Geschäftsunkosten eine Tasse Kaffee, meinetwegen auch ein Glas Bier, wenn Sie dieser neumodischen Geschmacksrichtung huldigen. Hüten Sie sich in letzterem Falle aber vor den Nachtwächtern!"

„Zu Dero Befehl, Herr . . Kommerzienmann Wehrrat!"

„He, was sagten Sie da, Buchheister?"

„Um Vergebung! Versprach mich, Herr — Kommerzienwehr Ratmann!"

„Na, na, Buchheister, Buchheister! Machen Sie mich zum Ratmann? Dazu nimmt man nicht solche Krakehler wie mich. Ha, ha, ha! Adieu!"

Buchheister ging.

Dort in der alten gothischen Kneipe traf er die Kapitäne Wilmsen und Petersen, die sich bemühten, ihn auszupumpen. Das gelang ihnen auch. Nur schwebte Buchheister stets der rote Strich im Briefe vor, und den berührte er nicht. Als er später zu seiner ärmlichen Junggesellenwohnung heimkehrte, da brummte er im Gehen vor sich hin:

„Der Strich blieb intakt, Herr Wehrrat Selig Sohn, und auf dem Striche gehe ich gleich dem Goliathriesen, als er nüchtern war. Schlau, schlau, Heisterbuch! Wir sind doch die Seele

des Geschäfts. Dem Verdienste seine Krone: Demnächst heißt die Firma — Wehrheister und Buchmann! Macht sich fein. Sehe schon im Geiste den Schwung, mit welchem ich zeichnen werde. Aber, der — Strich! Der ist intakt! Herr des Himmels, wie schief haben die faulen Pflasterer die Steine gesetzt. Eins, zwei, Schinken drei, geht der Militärtakt. Immer gradeaus!"

„De olle Baukholler hett woll en — Drinkgeld krägen", meinten die ihm begegnenden Leute. „So vergnäugt hebben wi em ja noch garnich seihn!"

. . . Bei einem extra Glas Grog hielten die beiden Kapitäne noch ein Privatgespräch, dessen Inhalt in der übereinstimmenden Meinung gipfelte, daß Hinrichsen irgend etwas in betreff der Führung des Dampfers versehen haben müsse. Der Buchhalter sei ja wie eine Katze um den heißen Brei gegangen, sowie nur die Rede auf Hinrichsen kam.

„Dat sall mi doch leid dauhn, Petersen!"

„Mi ook, Wilmsen! Wat deit hei sick aberst ook mit Saken befaten, de hei nich versteit. Schuster, bleib' bei deinem Leisten! Wenn hei sick man nich Lüse in'n Pilz settet hett. Mit den ollen Wehrmann is slecht Kirschen äten."

V.

Der Frühling entfaltete schon seine volle Pracht an der deutschen Küste: Die Wälder prangten im durchsichtigen ersten hellen Grün, auf den Feldern sproßte die Saat, in Gärten und auf den Wiesen blühten in leuchtenden Farben die Blumen, aus den Gebüschen tönte der melodische Sang der Nachtigall, das schelmische Geschmetter des Finken, in welche sich das kecke Lied der hoch oben auf dem Baumwipfel pfeifenden Amsel mischte, — als im Norden erst die Eismassen sich in Bewegung setzten.

Da endlich schlug die Erlösungsstunde für die „Minerva", die nun in rascher Fahrt von Wisby nach Reval gelangte, wo sie ihre Ladung in bester Verfassung ablieferte und Rückfracht nach dem Heimatshafen fand.

Kapitän Hinrichsen schrieb dem Sohne, der ganz genesen mit seiner Braut die Wonnen des schönen Lenzes genoß, einen langen Brief, welcher mit den Worten schloß: „Den Hochzeitstag magst Du mit Marie nun bestimmen. Setze denselben drei Tage nach der mutmaßlichen Ankunft der „Minerva" an, die Ihr ja genau berechnen könnt. Dieses Mal wird wohl nichts Ungewöhnliches auf der Reise vorfallen. Du wirst dann gleich das Kommando von mir übernehmen müssen und kannst, wenn der Herr Rheder nichts dagegen hat, Deine junge Frau mit auf die Reise nehmen, worüber Du wohl eine bescheidene Anfrage an denselben richtest. Auf fröhliches Wiedersehen. Euch allen die herzlichsten Grüße!"

Alle Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste wurden getroffen, der Tag in Übereinstimmung mit dem Hauptpastor zu St. Nicolai festgesetzt. Die Einladungen ergingen.

„Herrn Kommerzienrat mußt Du sülbens inladen, Johann", meinte Mutter Hinrichsen. „Kamen deiht hei twarsten nich, aberst de Ehr hebben wi em denn doch andahn."

Johann begab sich denn auch an das Kontor und wurde sofort in das Privatzimmer seines Rheders befohlen, der ihn mit den Worten empfing:

„Halloh, Kapitän! Ihr festes Auftreten zeigt, daß Sie vollkommen genesen sind. Halten Sie sich nun bereit, gleich Ihren Vater abzulösen und wenige Tage später in See zu gehen. Wir haben Eile und müssen alles aufbieten, den gehabten Zeitverlust und Schaden wieder einzubringen."

Als Johann zunächst seine Bitte anbrachte, antwortete er:

„Versteht sich! Die Maschine geht ihren Gang, einerlei, ob ein schnäbelndes Pärchen an Bord ist oder nicht. Sie heißen ja Hinrichsen, und da bin ich überzeugt, daß die Minne nicht die Rücksicht auf das Meine außer acht läßt. Wünsche im Voraus viel Vergnügen!"

Auf die nun erfolgende Einladung zur Hochzeit entgegnete er:

„Ihrer Braut sehr verbunden! Habe aber leider gar keine Zeit. Geschäfte — dieses Mal städtische, in Steuerangelegenheiten — gehen vor! Werde im Geiste, soweit das mit meiner Pflicht nicht kollidiert, anwesend sein. Baue Gott Ihr Haus: Wo der Herr nicht das Haus bauet etcetera . . . . Sie wissen ja, wie der gute und schöne Spruch heißt."

Als Johann die Absage bedauerte, fuhr Herr Wehrmann fort:

„Wissen Sie was? Laden Sie den Buchhalter, Herrn Buchheister ein, dann ist die Firma bei der Feier vertreten. Der alte Herr hat eine höchst amüsante Art, wenn er ein Gläschen Wein, oder auch mehrere, im Leibe hat. Habe das neulich zu meinem größten Ergötzen erfahren . . . . Sobald die „Minerva" hier ist, was in acht Tagen der Fall, kommen Sie mit Vater an das

Kontor, damit wir gemeinsam die Rechnungen ordnen. Ist für einen jungen Kapitän ganz gut, wenn er Einsicht in Havariegeschichten, die Gott in Gnaden fernerhin verhüten wolle, kriegt. Welche Bummel machen unerfahrene Schiffer, die dann den Rhedern soviel Geld kosten und Ärger verursachen, daß ihnen die Haare zu Berge stehen und schockweise ausfallen. Nun Gott befohlen! Habe keine Zeit mehr, Adieu!"

*

Von der Bucht draußen ist das Ansegeln der „Minerva" gemeldet. Schon sieht man in der Ferne von der Hafenkaje aus die von Minute zu Minute deutlicher werdende Rauchwolke, dann die beflaggten Masttoppen und endlich den Rumpf des mit voller Kraft heranbrausenden Dampfers. Vor dem Baumhause wird zur Begrüßung die Hafenflagge gehißt. Die zahlreich am Lande versammelte Menge bricht in lauten Jubel aus, als das Schiff in Rufnähe gelangt. Der alte auf der Kommandobrücke stehende Kapitän nimmt zum Gegengruße den Hut ab und wiederholt diesen Gruß mit ganz besonderer Feierlichkeit, als er unter den Leuten in vorderster Reihe neben dem Hafenmeister seinen Rheder entdeckt. Seiner Frau, dem Sohne und dessen Braut nickt er freundlich und vertraulich zu.

Bald ist die „Minerva" an der Kaje vertaut und der Landsteg in die geöffnete Rehling gelegt. Die Hafenpolizei wehrt die herandrängende Menge ab und läßt nur den Herrn Kommerzienrat und die Hinrichsensche Familie an Bord.

„Willkommen, Kapitän!" „Willkommen, Vating!" erschallt es. Jeder drückt dem braven Alten die Hand, der thränenden Auges die Einzelnen begrüßt, wenige herzliche Worte sprechend. Dann verschwindet die Gruppe in der Kajüte, während unter dem Gebrause des abgelassenen Dampfes schon die Vorbereitungen zur Entladung getroffen werden. Auf Deck bewegen sich zahlreiche Leute, solche, die etwas zu thun haben und Neugierige, auch Männer und Frauen, die irgendeinen ihnen Nahestehenden von der Mannschaft begrüßen wollen. In der Kajüte hat Kapitän Hinrichsen einiges Wichtige mit dem Kommerzienrat zu verhandeln, der aber wie gewöhnlich bald mit seiner stehenden Phrase: „Habe keine Zeit mehr!" verschwindet, um das Feld allein den Angehörigen des Alten zu überlassen. Die Vier haben viel miteinander zu reden. Die Freude des Wiedersehens nach der langen Trennung ist groß. Wer wollte sie gleich stören?!

Die alten Kapitäne, welche an der Kaje auf und ab wandern, beabsichtigen das auch nicht. Sie begnügen sich, wiederum ihre prüfenden und sachverständigen Blicke an dem Dampfer entlanggleiten zu lassen und sie bis zu den Masttoppen und Raenocken emporzuschicken.

„Nu," wendet sich Wilmsen an Petersen, „wat hebbe ik Di datomal seggt? Sind dat Masten, sind dat Seils? Riedpietschen (Reitpeitschen) und Plünnen (Lumpen) sünd et! Darmit is't unmägelk (unmöglich), en Schipp to manövreeren; de sind just gaud genaug, et eben vor den Wind to holen."

„Gott Loff, dat hei sei hadd, Wilmsen! Hei hett'r sick doch bannig mit hulpen, use olle Hinrichsen. Sunst wurd em dat totalemang gegenslagen hebben: mit Mann un Mus wir de Damper na Gottes Keller gahn."

„Süh, jetzt liggt de „Minerva" achterlastiger. Nu is dar doch Seeschippsfaçon in! Ja, dat de olle Qualmkasten gaud to Water liggt, dat mutt em ook de Fiend laten. De Engelsmann hett'r hellschen den Schick von los."

„Du, Petersen, wat ik noch seggen woll: Hinrichsen deit mi nich gefallen. Hei hett ollert und süht leg ut . . . Wenn hei man nich wat wegkrägen hett! . . . Wi willen nu man gahn. Wi kriegen em sachte morgen to seihn und könen em denn en Wellkamen beden."

Sie gingen. Auch die Menge verlief sich allmählich.

Kapitän Wilmsens Befürchtung war leider nicht ganz ohne Grund. Hinrichsen erschien wirklich sehr gealtert, ja, etwas schwach und hinfällig. Das erste, was ihm daheim in der Schlafkammer seine Frau sagte, war:

„Du bist nich ganz up'n Schick, leiwe Mann! Sall ik na'n Doktor schicken, dat hei morgen ens vörkummt?"

„Dat lat man bliwen, min Diern! Mi plagt en ollet Leiden, wat aberst unner Dine gaude Plege und hier an'n Lande woll von sülbens beter ward. En gauden Slaap ward ook all Wunner dauhn. An Bord kriggt man sin Recht nich so ganz, und dat is in mine Jahren man slecht to verknusen." —

. . . Kapitän Hinrichsen war kränker, als er andern und sich selbst hatte eingestehen wollen. Das fühlte er am nächsten Morgen. Nachdem er vormittags am Kontor die nötigen Geschäfte mit dem Rheder abgemacht, auch noch eine Besichtigung an Bord der „Minerva" gehalten und

seinem Sohne den Dampfer übergeben hatte, begab er sich zu Doktor Groff, um dessen Meinung zu hören und dessen Rat in Anspruch zu nehmen.

Er wurde sogleich in das Sprechzimmer des Arztes geführt. Derselbe saß an einem großen Schreibtische, dessen Aufsatz die Büste Hahnemanns — Doktor Groff war Homöopath — flankiert zum Schrecken der ländlichen Patienten von zwei Schädeln, zierte. Zu seiner Linken lag ein chirurgisches Besteck mit blank geputzten Instrumenten, ein Gegenstand des größten Entsetzens für so Manche, zur Rechten ein sehr zerlesenes medizinisches Werk, in welchem er einige Minuten lang zu blättern und zu lesen pflegte, bevor er den ihn konsultierenden Kranken aus seiner vor ihm stehenden Apotheke das Mittel in zierlichem Couvert überreichte. Vor Eifer entströmten dabei der Cigarre die stärksten Rauchwolken, sonderlich, wenn er die etwa abgefallene Asche oder einen Rest des Milchzuckers, in welchem er seine Streukügelchen gab, von der Tischplatte mit einem zierlichen Staubbesen abfegte. — Als der Arzt des alten Kapitäns ansichtig wurde, wendete er sich auf seinem Drehsessel herum, lud ihn ein, neben dem Schreibtische Platz zu nehmen und bot ihm eine Cigarre an.

„Die können Sie dreist anzünden! Ist gesundes Kraut, soweit ein Gift wie Nicotin gesund sein kann. Willkommen wieder hier! Wie geht's denn? Haben Sie etwas zu klagen? Sie sehen allerdings etwas möschenhaft (bleich) aus. Solch eine Winterreise ist für alte Kerle wie wir die reine Strapaze und kneift unfehlbar von der uns vom Schicksal zugemessenen Frist ein tüchtiges Stückchen ab. Was ist's denn? Heraus mit der Sprache, kurz und bündig! Kann mich Ihnen nicht lange widmen. Draußen trampelt schon wieder die vermaledeite Ungeduld. Mein Kutscher kann die Leute kaum beruhigen. Ich muß am Ende noch selbst mit einem Donnerwetter dreinfahren!“

Mit kurzen Worten erklärte jetzt Kapitän Hinrichsen die Art seines Leidens.

„Das muß ich sehen,“ rief Doktor Groff. „So werde ich nicht klug aus der Geschichte. Legen Sie sich dorthin — auf die Folterbank! Ich muß Sie peinlich examinieren. Ah, fürchten Sie nichts: Meine Hand ist leicht und zart wie die einer Stadtdame.“

Hinrichsen mußte sich auf das Sofa legen, auf welchem der Arzt zuvor ein vom vielen Gebrauch schon etwas gebrochenes Wachstuch von ganz unbestimmter Farbe gebreitet hatte. Nun setzte er über seine gewöhnliche Brille noch eine zweite, sehr scharfe und begann die Untersuchung.

„Ich bin fertig, ich danke Ihnen,“ sagte er nach wenigen Sekunden mit sehr bedenklicher Miene. „Ihr altes Leiden hat sich verschlimmert und erheischt Ihrerseits die allergrößte Vorsicht. Hüten Sie sich vor Aufregung und körperlicher Anstrengung. Legen Sie ja das Band vorsichtig an: So, auf diese Weise!“

„Is mein Tanstand gefährlich, Herr Doktor? Sie wissen, ich will in solchen Dingen die größte Offenheit und kann alles hören.“

„Leute in unserem Alter, lieber Kapitän müssen immer in Bereitschaft und auf alles gefaßt sein! Übrigens, leben Sie wie gewohnt und entziehen sich nicht jeglichem Lebensgenuß — versteht sich innerhalb vernünftiger Grenzen. Seien Sie auf der Hochzeit Ihres Sohnes vergnügt, erfreuen Sie sich an Gottes guten Gaben. Aber — den üblichen Tanz lassen Sie beiseite, selbst das langsamste Menuett. Gnade Ihnen Gott, wenn Sie nicht gehorchen! Das könnte die übelsten Folgen haben. Adjies, lütte Olle. Nu kamen annere an de Riege. Maken Sei sick kine Gedanken, — dar kummt nicks nich bi rut.“

„Ein böser, böser Fall,“ brummte der Arzt, nachdem der Kapitän das Zimmer verlassen hatte. „Wenn das Geringste passiert, ist selbst ein operativer Eingriff nutzlos und Patient muß — ins Gras beißen. Schade, schade um den prächtigen alten Kerl!“

Kapitän Hinrichsen ging ernster Gedanken voll langsam nach Hause. Er hatte seinen ärztlichen Berater sehr gut verstanden.

„Vating, wat is Di?“ fragte seine Frau. „Du sühst so lege und ernst ut.“

„Ik hebbe so mine Gedanken, Mutting! Wenn ik Jung nu bald verlaten moßde“ . . .

„Wullt Du denn wedder na See tan? Ik dachte, Du haddst nu genaug von de Seen. Oder will Herr Kommerzienrat?“ . . .

„Du versteihst mi nich ganz“ . . .

„Herr Jesses! De Suppe kaakt jo äwer!“ rief die gute Frau und stürzte, alles sonst vergessend, nach der Küche.

„Is woll gaud, dat Sei mi nich verstahn hett,“ flüsterte Hinrichsen. „So'n Gespräk is en Dag vor de Hochtid nich anbrocht . . . Gott gew mi, wenn hei mi ropen will, in Gnaden Tid, Afscheid to nehmen.“

*



Alle Schiffe im Hafen zeigten ihren besten Schmuck. Die „Minerva" war über die Toppen mit hunderten von bunten Signalstandern beflaggt. Zwischen ihren Masten hing der grüne Brautkranz, in dessen Mitte die verschlungenen goldenen Buchstaben J und M leuchteten.

Die Kapitäne Petersen und Wilmsen hatten gesorgt, daß auch die am Hafen und in der Nähe des Hinrichsenschen Hauses belegenen Häuser ein festliches Gewand trugen. — Wilmsen rief den Alten an, welcher langsam an Bord der „Minerva" ging, um dort noch einiges zu ordnen:

„Du, Hinrichsen! Vergnäugte Hochtid! Du mußt in dissen Dagen noch en Lütten utgewen. Wi möten Di doch en Wellkamen todrinken!"

„Ja, Kinners, von Harten gern, wenn ik — Tid hebbe."

„De hest Du doch jetzt äwerleidig, Hinrichsen!"

„Wer weit, Wilmsen?"

„Willst Du denn wedder up de Reise? Ik dacht, de Tähn (Zähne) haddst Du Di nu woll utbäten (ausgebissen)."

„Villicht mutt ik! — Adjies, adjies, Kinners!"

„Wat is den ollen Hinrichsen?" fragte Petersen.

„Ik will Di wat seggen," entgegnete Wilmsen. „Den stickt en Rede in de Knaken. He denkt na. Bi so wat mutt man kinen Minschen nich stören, hei kann sunst licht de — Pointe vergäten. Lat us man na'n „Ollen Schweden" gahn!"

*

Der Ton der im kleinen Kreise gefeierten Hochzeit war fröhlich, aber doch gehalten. Der alte Hinrichsen, sichtlich erfreut über das in Kraft und Fülle der Jugend strahlende Paar, brachte das Hoch auf dasselbe aus in ernsten Worten, denen aber der heitere Schluß nicht fehlte (der Pastor war verhindert, an dem Festmahle teilzunehmen). — Wenn er sich unbeobachtet glaubte, dann fuhr wohl ein schmerzlicher Zug über sein ehrwürdiges Antlitz, eine Thräne lief ihm unbemerkt in den Bart. Ihm war's oft, als höre er fernher über weites, weites Wasser Glockenläuten klingen.

Herr Buchheister, der Buchhalter, im alten, fadenscheinigen, schwarzen Frack, wie er vor dreißig Jahren Mode war, saß zur Seite von Frau Hinrichsen, die mit ihm über vergangene Zeiten ein lebhaftes und angeregtes Gespräch führte. Mit jedem Glase Weins wurde er heiterer — seine Bierweise, wie man zu sagen pflegt, hatte so etwas harmloses, gutes. Der Kommerzienrat hatte recht, wenn er ihn, „animiert", einen amüsanten Menschen nannte.

„Mein Sohn, Herr Buchmeister" — „heister", wenn ich dürfte bitten," verbesserte er laut — „Herr Buchheister," flüsterte ihm seine Nachbarin zu, „mein Sohn müßte doch die Firma leben lassen. Ich habe ihm schon verschiedentlich einen Wink gegeben. Hei versteit mi aberst nich. Dauhn Sei't, Herr Huchbeister!"

„Heister — Buch! Buchheister! . . — Wenn Sie wünschen, von gernem Herzen," antwortete er und schlug an sein Glas.

„Meine Damen und Herren!" begann er. „Einem ehrenvollen Ansinnen setze ich keinen — Stand zuwider. Das Band, welches uns — aufknüpft, zusammenflickt, wollte ich sagen, ist unsere gemeinschaftliche Firma — F. C. Seligmann Wehrsohn. Der Inhaber, unser verehrter Chef, Herr, Herr Kommerzienwehr Ratmann, lebe hoch! Es grüne und blühe sein ganzes Haus wie die Fischestock — Stockfische, wollte ich sagen — am Polnord! Hoch, hoch, abermals hoch!"

„Nu ward't aberst Tid, dat Votter und Keese kummt," meinte lächelnd der alte Hinrichsen, nachdem sich die allgemeine Heiterkeit etwas gelegt hatte. „Ick will all upstahn und mi en bäten verträden."

. . . Gläserklingen und Lachen währte noch einige Zeit. Als Cigarren und Kaffe angeboten wurden, verschwand das Brautpaar still. Ein Tänzchen schloß die Feier.

Buchheister schritt spät abends singend seiner Wohnung zu. Dem Nachtwächter, welcher ihm Ruhe gebot, antwortete er:

„Lassen Sie mich gefälligst ungeschoren! Ich bin Heisterbuch Buchhalter, Hochzeitsgast a. D."

„Denn mutt man ja dörch de Fingern seihn. Mit Hochtidsgäste darf man't nich tau genau nehmen. Spring man tau, Du olle Heister! För ditmal will ik Di nich anschriewen. Ik krieg Di ook woll so wie so nich in mine Kundschaft. Darto bist Du doch von Natur tau solide, Du olle Utnahmetostand!"

*

Die Abendsonne eines wunderbar schönen Frühlingstages warf ihre letzten goldenen Strahlen auf die hohen Dächer und Turmstümpfe der drei gewaltigen Kirchen der Stadt; die feierlich dumpfen Klänge der Glocken läuteten den Sonntag ein; Sabbathstille lag auf dem Hafen, denn die Arbeiten bei den Schiffen waren eingestellt, die Luken geschlossen, die Decke gewaschen. Nur an

der Ladestelle der „Minerva" bemerkte man noch einige Unruhe. Der blaue Peter am Vortop, das gelegentliche probeweise Arbeiten der Maschine zeigte an, daß der Dampfer zur Abfahrt bereit lag. Der junge Kapitän stand schon auf der Kommandobrücke, die jugendliche Frau saß auf dem Achterdeck, ihr Taschentuch in der Hand haltend. Jetzt fielen die Trossen, der Dampfer wandte sich der Mitte des Fahrwassers zu und setzte sich langsam in Fahrt.

„Auf Wiedersehen und gute Reise!"

Hüben und drüben wurden die Tücher geschwenkt; auch das weiße vom Achterdeck wehte im leisen Abendhauche. Der Käpitän griff an seine Mütze zum letzten Gruße, den sein Vater durch eine Handbewegung erwiderte. Dann entschwand die „Minerva" hinter den Masten und Rümpfen der in dreifacher Reihe zur Seite beider Hafenkajen liegenden Schiffe.

Der alte Hinrichsen, nur mühsam vorwärts kommend, schritt seinem Hause zu und sagte vor sich hin:

„Ja woll, ja woll! Up Weddersehn! Aberst wenneher und wo? Wi stahen in Gottes Hand, in Gott lewt wi alle. Herr Gott, ik bin stille in Dinen Willen."

Er legte sich früh zu Bette und sank bald in einen unruhigen Schlaf, welcher seiner Frau etwas Besorgnis einflößte. Seine Züge schienen verändert, sein ängstliches Stöhnen erschreckte sie. Mitten in der Nacht fuhr er empor und klagte:

„Mutting, ik bin dodeskrank! Dat olle Leiden! Schick na den Doktor und bäde en Vaderunser mit mi. Gott, o Gott wie swar! Ach, wenn't sin kann, schenk' mi en gnädig, sanftet, seliget Ende!"

. . . Der Arzt kam bald, untersuchte den Alten und schüttelte sein graues Haupt.

„Liebe Frau", sagte er weich, „machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Menschliche Kunst ist hier eitel und kann höchstens noch Schmerzen lindern. Ihr Mann wird in Frieden von hinnen scheiden, — er kann es, denn ich weiß, daß er bereit ist. Ich bleibe hier, solange mich keine andere Pflicht ruft. Zum Pastor zu schicken, nützt nicht mehr."

Das von Doktor Groff angewendete Mittel beruhigte den Kranken, der jetzt still dalag, nur von Zeit zu Zeit röchelnd und mit den Händen nach der Decke greifend. Noch einmal öffnete er die Augen und flüsterte kaum verständlich:

„Giff mi de Hand, leiwe Fru! Dank, dank for allens, wat Du mi in'n langen Lewen dahn heft. Grüße Johann und Marie, Herrn Kommerzienrat und —" er lächelte noch einmal — „den ollen Buchheister . . . Up Weddersehn! Nimm mine Seele in Gnaden up, Herr min Gott, Amen!"

„Amen!", wiederholten leise Frau Hinrichsen und der Arzt. Der alte Hinrichsen hatte sein Haupt zur Seite geneigt. Er war in den Hafen der ewigen Ruhe eingelaufen.

„Gott sei mit Ihnen, liebe Frau", sagte Doktor Groff, indem er ihr die Hand drückte „Mein Amt ist hier zu Ende. Tragen Sie Ihren Verlust wie eine Christin. Ein Trost ist ja die Hoffnung auf ein Wiedersehen dort drüben, wo weder Leid noch Geschrei und unser, mein, so unzureichender Beruf unnütz ist."

*

Um das Grab des alten Kapitäns stand eine große Trauerversammlung. Schon hatte sich der Sandhügel gewölbt, welcher die zahlreichen, auf dem Sarge befestigt gewesenen Kränze aufnahm. Die Schiffergilde in schwarzen Mänteln, die in Hinrichsen einen ihrer Ältesten bestattet hatte, stand im Halbkreis um die Grabstätte, über welcher schmetternd eine Lerche sich in die blaue Luft erhob. Die Totengräber waren fertig. Nun entblößten alle ihr Haupt und sprachen mit vorgehaltenem Hut ein stilles Gebet. Dann verließ einer nach dem andern den Friedhof, in dessen Anlagen die Blumen in Fülle und bunter Pracht blühten.

Kommerzienrat Wehrmann ging mit seinem alten Buchhalter.

„Buchheister", sagte er leise, „den alten Hinrichsen hätte ich gern noch behalten. Er war ein braver Mann. Schade, daß er — keine Zeit mehr hatte. Ein Segen, daß er so guten Nachwuchs wie seinen Sohn, den jungen Hinrichsen, hinterläßt, — ganz derselben vorzüglichen Qualität wie der Alte! Thut mir nur leid, daß den jungen Leuten die Hochzeitsreise so vergällt werden wird . . . . . . Buchheister! Wir sind beide in den Jahren, wo es heißt: Mensch, bedenke das Ende! Zu solchen Betrachtungen müssen selbst Geschäftsleute wie wir — Zeit haben. Merken Sie sich das, Sie alter Unchrist, der wohl heute seit langen Jahren zuerst wieder ein Wort Gottes gehört hat."

„Zu Dero Befehl, Herr Kommerzienrat! Was aber Letzteres betrifft, so doch noch ganz kürzlich auf der betreffenden Hochzeit."

„Wohin steuern die beiden Kapitäne Wilmsen und Petersen denn da vor uns?"

„Nach dem „Alten Schweden", Herr Kommerzienrat, woselbsten sie bei einer Trauerflasche dem seligen Kollegen noch eine seemännische Nachrede halten werden."

„Das ist ja ein sonderbares Beginnen, Buchheister! Dazu besitzt unsereins zuviel — Takt und gar keine Lust und Zeit. Wir beide haben heute Vormittag viel versäumt von wegen der traurigen Pflicht, wir müssen uns sputen, das wieder einzubringen."

„Ganz Dero Meinung, Herr Kommerzienrat!"

„Wenn Sie doch nicht so schwatzhaft sein wollten, Buchheister! Müssen Sie denn stets das letzte Wort behalten?"

„Wie Sie befehlen, Herr Kommerzienrat — Selig" . . .

„Schweigen Sie, Buchheister! Von Ihnen mag ich keine Predigt hören. Mensch bedenke das Ende! Das aber sage ich noch: Der Pastor hätte in seiner Rede des alten Hinrichsen thätiges Leben noch mehr betonen müssen. Ich an seiner, des Pastors, Stelle hätte geschlossen: „Thätig bis zuletzt! Seine letzte Seereise aber war seine beste That — eine Liebesthat. Amen!" Und damit verlassen wir den Gegenstand, Buchheister!"

Allheilerin Arbeit.

Die Schwerverwundeten,
Wieder Genesenen
Preisen dich, tröstende Arbeit.
Ernste Freundin,
Gebietende Herrin
Und liebende Mutter bist du zugleich.
Die weinende Seele
Lenkst du sanftzwingend
Auf deinen Pfad,
Der aus dunkler Trauer
Mitten durch's Weltgetriebe
Ins Helle führt.
Nicht glatt ist dein Weg,
Und wer ihn schreitet
Muß öffnen die Augen;
Und da schaut er zur Rechten und Linken
Das Elend der Menschheit
Und ihre Freuden,
Und, Mensch unter Menschen,
Lernt nach dem Leide
Er wieder froh sein. — — —

Doch ich habe noch lieber
Dich, heilende Arbeit,
Wie du mir erschienest:
So nahe dich jedem,
Der verzweifelt!
Hart sind deine Züge
Und seine Linien,
Schrieb nicht hinein
Ein sinnender Geist.
Nicht der Seele des Trauernden
Rufest du —
Du gebietest dem Leib.
Fest in die Hand drückst du ihm den Spaten
Und zwingst ihn zu schaffen,
Immerzu, immerzu,
Bis er vor Ermattung
Der weinenden Gefährtin Seele vergißt.
Und sank er zum Schlummer
Mit der sinkenden Sonne,
So tränkst du die Seele
Aus rußiger Schale
Mit dem Trank des Vergessens.
Und mit Sonnenaufgang
Weckest du wieder
Zu neuer Frohne
Den müden Leib,
Und nicht vermag ihm die Seele zu sagen,
Wofür er schaffe.

So mag es geschehen,
Daß, wenn lange und fest
Der Schlummer den Leib
In Banden hielt,
Und der Trank des Vergessens die Seele,
Daß Leib und Seele
Im Lichte erwachen
Und plötzlich erkennen,
Wozu sie die harte Arbeit zwang:
Es hat des Leibes Frohndienst
Begraben die Trauer der Seele,
Und vom dunklen Grabe
Leuchtet nun lichtes Frühlingsgrün.

D. Robertin.

Neues Leben.

Wie hab' ich oft und oft in mir
Ein liebes Bild getragen!
Doch hat es stets mit roher Faust
Ein Schicksal mir zerschlagen.

Ein Häuflein Scherben trug ich dann
Hinaus in bangen Stunden. —
So hab' ich einsam und allein
Den herben Trug verwunden.

Wohl klagt ich auch mich selber an,
Fing an, mich selbst zu hassen,
Und fühlte mich so recht allein,
Von Gott und Welt verlassen!
— Ich wähnt' aus jedem Angesicht
Den Hohn auf mich zu lesen,
Weil ich im Kampf mit dem Geschick
Unmännlich schwach gewesen.

Da — in den Trümmern meines Glücks
Beginnt es sich zu regen,
Und traumhaft steigt es mir empor
Und strebt es mir entgegen!

Die Scherben fügen klingend sich
Zum neuen Bild zusammen, —
Und — kaum geahnt und kaum gesehn,
Steht hell mein Herz in Flammen!

Wie komm' ich jetzt mir anders vor,
Als wär' ich neu geboren,
Als wäre alle Schwäche mir
Verflogen und verloren! —
— War alles Nacht, war alles Traum,
Was ich bislang genossen?
Ist mir das Leben heute erst
Warmflutend zugeflossen?

Hans Müller.

An die Morgenröte.

Morgenröte, du liebliches Kind,
Eilst wie auf leichten Schwingen
Am Himmel hin!
Wie über der Jungfrau unschuldreine
Wange die leichte Röte fliegt,
Neues Leben zu künden,
So über den morgenlichten Himmel
Wehst du, ein Hauch.
Engel eilen voran dir
Und fragen dich.
Golden umsäumst du die Höhen,
Die Gipfel der Berge — glückliche Zukunft!
Und das Thal, im Silberglanze des Flusses
Träumend, erweckt dein Kuß!

Adolf May.

Rose und Falter.

O scheltet doch den Falter nicht,
Weil er die junge Rose küßt.
O scheltet doch die Rose nicht,
Weil sie von ihm umworben ist.

Weil sie ihm ihren Rosenkelch
Und nicht den Dorn, den scharfen, beut,
Weil sie dem losen Schmetterling
All ihre süßen Düfte streut.

Es ist sein Glück, das sie entzückt,
Und tiefes Mitleid bebt in ihr:
„Sein Tag ist kurz, drum sei nicht karg:
Er lebt und webt doch nur in dir."

Zu flüchtig ist die Sommerzeit —
Ach, sie enteilt fast so geschwind,
Als wie ein heller Tropfen Tau
Vom Blatt der Rose niederrinnt.

Wenn erst ein kalter, kühler Wind
Dem rauhen Herbst die Segel bläht,
Wird auch der Falter und sein Glück
Mit welken Blättern fortgeweht.

Die Rose weckt der junge Mai
Und schmückt sie wieder blütenschwer —
Allein der bunte Schmetterling
Bleibt fort auf Nimmerwiederkehr.

Drum scheltet doch den Falter nicht
Weil er die junge Rose küßt;
Und scheltet auch die Rose nicht
Weil sie von ihm umworben ist!

H. E. Lange.

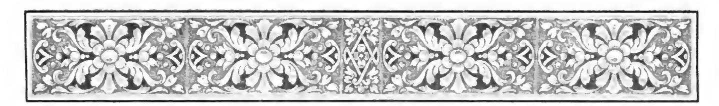
Herbst.

Lang ist's her, daß Michel im Kalender stand:
Herbst zog ein und nahm dem Vieh sein Weideland.
Und die Vöglein flohen plötzlich, pfeilgeschwind,
Pfeifend, schleifend trieb gen Süden sie der kalte Steppenwind.

Hirtenbursche, zieh' den Mantel hoch hinauf,
Treib die Herde von dem Brachfeld allzuhauf.
Von der Haide scheiden wir im Abendschein;
Ob im Lenz wir wiederkehren, weiß der liebe Gott allein.

Hinter Liebchens Fenster ging das Licht schon aus,
Blas' ich denn ein letztes Lied vor ihrem Haus.
Heute soll sie wissen mein geheimes Weh:
„Ach, mein Herz bleibt in der Haide, ob ich noch so ferne geh."

Aus dem Ungarischen des **Stefan Balog** von **Robert S. Arnold.**



Die glückliche Insel.

Ein Puppenspiel in drei Handlungen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Luftschiffer. Wie ist die Stimmung in Freistadt?

Michel (immer schmausend). Sie meinen wegen des zu erwartenden Schiedsspruchs? Ja, meine Herren, das ist eine kitzliche Frage. Es giebt nämlich eine laute Stimmung und eine leise Stimmung.

Luftschiffer. Das ist schon von Bedeutung.

Professor. Wie ist die laute?

Michel. Natürlich eisenfresserisch. Wir müssen unser Stück durchsetzen und verlangen unser Recht anerkannt, mag es nun Recht oder Unrecht sein!

Professor. Und die leise?

Michel. Der Präsident darf von ihr nichts merken. Man fürchtet, er wird zu mächtig, wenn der Zaun fällt. Bisher hat das Schreckbild dahinter ihn noch immer genötigt, glimpflich zu regieren. Ist jede Gefahr der Verlockung beseitigt, so kann er dreister auftreten und überall seinen Willen durchsetzen. Die ganze Wahrheit zu sagen: es thut Vielen leid, daß sie nicht gleich anfangs so klug gewesen sind, wie der Friedel. Und wenn es sie nun auch ärgert, daß er etwas voraus hat, so ist es ihnen doch lieber, der eine hat etwas voraus, wonach auch ein Anderer streben kann, als daß keiner mehr sein Glück auf die alte Manier versucht.

Professor. So so! Man würde es also nicht ungern sehen, wenn wir uns für die Duldung der Separatisten aussprächen.

Michel (pfiffig). Meinen Sie laut oder leise?

Luftschiffer. Das ist's. Die Furcht vor dem Präsidenten läßt keinen freien Entschluß aufkommen.

Michel. Haben wir nicht heute Vollmond?

Professor. Ja wohl.

Michel. Dann ist heut Wahltag. Die Verfassung von Freistadt ist so demokratisch, daß sie keine jährliche Amtsdauer leidet. Der Präsident muß bei jedem Mondwechsel neu gewählt werden.

Professor. Bei jedem Mondwechsel! Sehr merkwürdig. Ja, der Wahltag kann überall leicht ein kritischer Tag werden.

Luftschiffer. Meinen Sie, daß ihm die Wiederwahl sicher ist?

Michel. Unzweifelhaft. Es handelt sich um eine bloße Form.

Luftschiffer. Hm! Mit diesem Umstand ließe sich doch rechnen.

Professor. Wie meinen Sie das, Verehrtester?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Gustel taucht hinter dem Zaun auf, ein Körbchen mit Früchten tragend.

Gustel. St — st!

Michel. Da winkt jemand.

Gustel. Ich sehe, unsere lieben Landsleute sind beim Mittagessen. Da wollten wir uns erlauben, aus unserem Garten etwas zum Nachtisch anzubieten.

Professor. Sehr liebenswürdig.

Luftschiffer (geht nach dem Zaun). Wir sagen besten Dank. Ah, die schönen Früchte!

Gustel. Wir verwenden viel Sorgfalt darauf. Mögen sie gut schmecken.

Luftschiffer. Dieser Wunsch wird sicher in Erfüllung gehen. (Will den Korb nehmen).

Anführer der Wache. Halt! Das ist Bestechung.

Professor. Unsinn! Verzeihen Sie diesen unhöflichen Ausdruck — aber wie kann ein vernünftiger Mensch auf den Gedanken kommen, daß wir uns durch einige Früchte bestechen lassen?

Anführer der Wache. Im Namen des Präsidenten! Ich verbiete jede Kommunikation über den Zaun hin.

Gustel. Haben wir Euch verboten, den Herren das Essen aus der Stadt zu bringen? Das wäre dann auch Bestechung. Wir thun's lediglich aus gutem Herzen.

Luftschiffer. Und wir sind ja eigentlich schon satt. (Nimmt den Korb.) Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!

Anführer der Wache. Dagegen ist nichts zu sagen. (Zu den Andern.) Meint Ihr nicht auch?

Luftschiffer (winkt sie heran). Wir teilen. (Allgemeine freudige Zustimmung.)

Gustel. Aber gebt nicht das Beste fort. (Ab.) (Die Wache tritt heran. Der Luftschiffer verteilt die Früchte. Michel legt sich mit seinem Apfel unter den Baum.)

Peter. Ah! so schönes Obst haben wir bei uns nicht.

Paul. Dazu muß man seinen eigenen Garten besitzen. Bei uns wird's ja doch schon immer halb unreif von den Jungen abgerissen.

Hinz. Ja, wenn sie warten sollen, bis der Präsident schütteln läßt, naschen es ihnen die Weiber vor dem Munde fort.

Kunz. Obst ist auch Luxus.

Peter. Aber es schmeckt gut.

Professor. Hätte nicht gern jeder von Euch sein eigenes Gärtchen?

Anführer der Wache. Das ist eine verfängliche Frage, Herr, die ich abweisen muß.

Peter. Warum? Es kann doch jeder seine Meinung über so etwas haben.

Anführer der Wache. Aber nicht äußern. Es darf nichts geäußert werden, was gegen das Grundgesetz ist.

Peter. Da wären wir schlimmer daran, als im alten Zustande. Willst Du mir den Mund verbieten?

Anführer der Wache. Erklärst Du Dich für Sondereigentum, so muß ich Dich dem Präsidenten anzeigen.

Peter. Hat er Dich zum Aufpasser bestellt?

Anführer der Wache. Nach der Verfassung ist jeder Bürger des anderen Aufpasser, damit die Reinheit der Lehre bewahrt bleibe.

Michel (hinter dem Baum). Das reine Zuchthaus.

Anführer. Sagte da einer etwas?

Michel. Ich träumte nur laut. Ist das auch verboten?

Anführer. Hier ist alles verboten, was nicht erlaubt ist.

Luftschiffer. Wir hören, daß heute Wahltag ist. Wen werden Sie zum Präsidenten wählen?

Anführer. Ja, wen sollen wir wählen? Er versteht's ja doch am besten und hat immer die Mehrheit für sich. Es ist auch gegen ihn nichts zu sagen, außer daß er vielleicht das Prinzip noch nicht strenge genug durchführt.

Professor. Wie meinen Sie das?

Anführer. Zum Beispiel müßte ein Gesetz gegeben werden, daß keiner etwas zu essen bekommt, der nicht arbeitet.

Michel. Das geht auf mich.

Paul. Ja wohl. Und wer besonders fleißig ist, der müßte belohnt werden.

Hinz. Sehen Sie, ich bin ein starker Mann und schaffe das Doppelte. Ich habe aber auch nur gerade das Sattessen, wie der schwächste. Nun heißt es wohl, dafür könne keiner, daß er stark oder schwach sei, aber es ist doch ein gerechter Satz: Wie die Arbeit, so der Lohn.

Kunz. Auf den Durst wird auch nicht die gehörige Rücksicht genommen. Der eine hat doch eine weitere Kehle, als der andere.

Professor. Ja, es ist nun einmal so: die Natur hat uns nicht gleich geschaffen.

Anführer. Tretet zurück und haltet den Mund. Es ist alles wohl bedacht worden. Wollt Ihr klüger sein, als der Präsident?

Michel. Das wär' ein Majestätsverbrechen.

Anführer. Da scheint wieder einer laut zu träumen. Fort, fort! (Er zieht die Wache zurück.)

Fünfter Auftritt.

Der Professor, der Luftschiffer, Michel.
(Von der Seite tritt auf der **Pädagog** mit den Kindern, Knaben und Mädchen, welche paarweise marschieren. Sie tragen um den Hals Schilde mit Nummern.)

Pädagog. Halt! Dort hinter dem Zaun ist ein guter Spielplatz. Verteilt Euch in die vorgeschriebenen Sektionen und beginnt die vorgeschriebenen Spiele. Ich werde Euch von hier aus beobachten und dann weiterführen. Fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig werden die Aufsicht übernehmen und jede Ungehörigkeit melden. (Die Kinder treten in Gruppen zusammen und ziehen sich hinter den Zaun zurück. Der Pädagog nähert sich dem Professor.) Salutem tibi do, clarissime! Ni fallor, tu es professor magnificentissimus, qui venit ex aere ad insulam.

Professor. Sprechen Sie nur Latein, Verehrtester?

Pädagog. Minime, praeclarissime. Ich hab's ja wegen mangelnder Übung beinahe schon verlernt. Aber es ist mir ein Genuß, den Klang der klassischen Sprache einmal wieder mein Ohr berauschen zu lassen. Barbarus hic ego sum, quia nec inteligor ullis.

Professor. Sie sind, wie ich sehe, der Lehrer.

Pädagog. Praeceptor infelix discipulorum rusticorum.

Professor. Dürfen Sie in Latein nicht unterrichten?

Pädagog. Weder in einer alten, noch in einer neuen Sprache. Es soll niemand stimuliert werden, sich mit der exakten Wissenschaft zu beschäftigen, die man ein brodloses Studium nennt. Die Klassiker, die ich in meiner Kiste als mein teuerstes und sozusagen einziges Besitztum mitbrachte, sind öffentlich verbrannt worden. In mir allein lebt noch die Tradition.

Professor. Ich bedauere Sie aufrichtig, aber — volenti non fit injuria.

Pädagog. O, glauben Sie mir, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, kam ich hierher. Ich war wegen freigeistiger Umtriebe, wie man's nannte, meines Amtes entsetzt worden, glaubte der freien Wissenschaft eine Heimstätte gründen zu können. Welche Enttäuschung! Es giebt hier weder eine freie noch eine unfreie Wissenschaft. Der ganze Lebenszweck, die ratio vitae, ist die Förderung des materiellen Wohlseins aller Mittelmäßigkeit. Der Schulplan ist demnach aufs äußerste simplificiert. Was brauchen wir die Kenntnis fremder Sprachen, da wir mit niemand außerhalb der Insel verkehren? Geschichte

darf nicht gelehrt werden, da die ganze Kulturarbeit der Jahrtausende nur verderblich war und die Welt mit uns ihren Anfang nimmt; Geographie ebensowenig, damit nicht der Trieb des Ausschweifens in die Ferne erwache. Religion ist Aberglaube. Schreiben, Lesen und Rechnen sind Disziplinen, die nicht über den praktischen Zweck ausgedehnt werden dürfen.

Professor. Womit füllen Sie denn die Unterrichtszeit?

Pädagog. Wir haben eine Sittenlehre und ein Strafgesetz, die auswendig gelernt werden müssen; auch wird zwei Stunden täglich Verfassungskunde gelehrt. Sonst noch treiben wir Leibesübungen im Übermaß nach dem falsch verstandenen Satze: mens sana in corpore sano.

Professor. Sie nannten vorher Zahlen, als Sie die Kinder fortschickten. Was bedeutet das?

Pädagog. Jedes Kind ist nur eine Zahl; für den Ausscheidenden wird ein neu Zutretender eingestellt, die Reihenfolge sagt daher nichts über die Würdigkeit. Von frühester Jugend soll sich niemand als ein Individuum, sondern nur als pars totius fühlen lernen.

Professor. Sehr merkwürdig. Aus allen Ihren Worten glaube ich herauszuhören, daß Ihnen hier nicht wohl ist.

Pädagog. O, wenn Sie die Wonne ermessen könnten, die ich empfinde, einmal mit einem gebildeten Manne sprechen zu dürfen. Nach so langer schmerzlicher Entbehrung!

Luftschiffer. Halten Sie denn die Zustände hier für unverbesserlich?

Pädagog (sich scheu umsehend). So lange unser jetziger Präsident . . .

Luftschiffer. Er könnte doch beseitigt werden.

Pädagog (sehr erschreckt) Darum darf ich mich nicht bemühen. Ich würde zur Strafe als Handarbeiter eingestellt werden und wäre dann noch unglücklicher. (Lärmen der Kinder.) Was treiben die Rangen denn da? Ich glaube, sie prügeln sich, was strenge verboten ist. Nicht fünf Minuten kann man sie aus dem Auge lassen, so fallen die Stärkeren über die Schwächeren, die Älteren über die Jüngeren her. Valete, valete! (Er läuft hinter die Zauneck.) Quos ego —!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne den Pädagogen. Hans und Grete, die schon eine Weile ängstlich von weitem standen, eilen vor und werfen sich dem Professor zu Füßen.

Hans und Grete. Hilfe, Hilfe! Nehmt uns in Euren mächtigen Schutz!

Professor. Steht auf! Schämt Ihr Euch nicht, vor einem unwürdigen Jünger der Wissenschaft auf den Knieen zu liegen? Was wollt Ihr?

Hans. Ach Gott! Wir wollen uns heiraten, und das ist verboten.

Grete. Wir möchten mit einer Hundehütte und der schlechtesten Kost bei härtester Arbeit zufrieden sein, wenn man uns zusammen ließe.

Hans. So lieben wir uns.

Grete. Ach! bitten Sie für uns.

Hans. Befehlen Sie dem Präsidenten, uns nicht zu trennen!

Professor. Wie kann ich das? Er hat die Macht in Händen.

Grete. Nehmen Sie uns in Ihrem Luftschiff mit!

Professor. Es trägt nur zwei.

Hans. So sind wir verloren. Da kommen sie schon.

Luftschiffer. Klettert auf diesen Baum. So lange wir hier unter demselben stehen, wird man Euch nichts anhaben dürfen. Wir verschaffen Euch Deckung.

Hans. Es ist eine Galgenfrist, aber wir nehmen sie dankbar an. Ich hebe Dich hinauf, Grete.

Grete. Dank, Dank! (Sie klettern auf den Baum.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Von der Stadt her Wolf, Laura, viele Männer und Frauen, darunter der Anführer der Wache, Peter, Paul, Hinz, Kunz und der Pädagog, Anna, Liese.

Anführer. Hierher sind sie geflohen.

Laura. Da sitzen sie auf dem Baum.

Wolf. Holt sie herunter!

Luftschiffer. Dieser Baum ist unser Absteigequartier. Wir hoffen, man wird ihn als heilig und unantastbar gelten lassen.

Wolf. Meine Herren, Sie mißbrauchen das Gastrecht, wenn Sie offenkundige Gesetzverächter in Ihren Schutz nehmen.

Laura. Rede nicht viel und greife zu.

Pädagog (vortretend). Das Recht der Hospitalität darf unter keinen Umständen verletzt werden! Hospes est sacer.

Laura. Wer räsonniert da? (Murren.)

Wolf. Halten wir uns nicht bei Kleinigkeiten auf, teuerste Freundin. Es handelt sich um einen Aufschub von wenigen Stunden. Sobald unsere verehrten Gäste sich entfernt haben, können wir schlimmstenfalls den Baum umhauen lassen, wenn die Staatsverbrecher nicht freiwillig herunterkommen. — Hören wir zunächst, was die Herren Schiedsrichter uns zu sagen haben. Die Frist ist abgelaufen. Ihr da — klopft an den Zaun und ladet Friedel vor. (Es geschieht.)

Achter Auftritt.

Friedel und Gustel erscheinen auf der Erhöhung hinter dem Zaun.

Wolf. Die Volksversammlung ist ordnungsmäßig berufen und wird hiermit eröffnet. Steigen Sie gefälligst auf die Rednerbühne, Herr Professor.

Professor (steigt auf die Tribüne). Meine Damen und Herren —

(Lebhaftes Bravo)

Bevor wir uns äußern, müssen wir die Gewißheit haben, daß beide Teile sich unserem Spruch zu unterwerfen bereit sind, wie er auch ausfalle.

Wolf. Das ist eine Zumutung ... Was meinst Du, Laura?

Laura. Ich finde es empörend, daß diese Ausflügler einer abgelebten Gesellschaftsordnung uns Bedingungen zu stellen wagen.

Wolf. Es ist also empörend.

Pädagog. Ich bitte um's Wort.

Wolf. Du hast es.

Pädagog. Mitbürger und Mitbürgerinnen! Ein Schiedsrichter ist der arbiter der alten Römer.

Wolf. Dummheit! Was gehen uns die alten Römer an?

Pädagog. Der Herr Professor, der ein gebildeter Mann ist, wird mir bestätigen, daß nach den Anschauungen desjenigen Volkes, welchem die Welt die Feststellung des Rechtsbegriffs verdankt, der arbiter durchaus an die Stelle des judex, des Richters, tritt und also volle Macht hat —

Wolf. Ich merke, was Du sagen willst, und rufe Dich zur Ordnung.

Pädagog. Aber ich habe doch das Recht, meine Meinung zu sagen.

Wolf. Nicht, wenn Deine Meinung staatsgefährlich ist. (Murren.)

Pädagog. Ich bestreite ganz und gar —

Wolf. Ich entziehe Dir das Wort. (Murren.) Wer murrt da? Ich thue, was meines Amtes ist. Herr Professor, wollen Sie sich nun äußern? Es versteht sich von selbst, daß wir uns unbedingt Ihrem Schiedsspruch unterwerfen, wenn er zu unseren Gunsten ausfällt, was ich als unzweifelhaft voraussetze.

Stimmen. In jedem Fall, in jedem Fall.

Wolf. Das ist die Minorität. Weiter!

Professor. Meine Damen und Herren! Man wird nicht von uns verlangen können, daß wir uns ganz unnütz exponieren.

Pädagog. Richtig!

Wolf. Erlaubst Du Dir noch einmal zu sprechen, ohne das Wort erhalten zu haben, so fliegst Du an die Luft.

Friedel. Ich will jeden Zweifel durch eine Erklärung meinerseits ausschließen. So gutes Vertrauen ich zu den fremden Herren habe, so werde ich mich doch ihrem Spruch nicht fügen, wenn er mich nötigen wollte, den Zaun niederzulegen und Bürger von Freistadt zu werden. Lieber mag das Äußerste geschehen.

Wolf. Er will sich nicht fügen. Hört, hört! Das ist eine Frechheit.

Laura. Sie soll ihm teuer zu stehen kommen.

Wolf. Wir werden sogleich abstimmen, ob unser Gegner sich zu fügen hat. Wer dafür ist —

Luftschiffer. Halt! Lassen sie erst auch mich zu Worte kommen.

Wolf (sehr devot). Sie haben es.

Luftschiffer. Meine Damen und Herren! Ich schlage vor, diese Angelegenheit noch kurze Zeit aufzuschieben. Sie ist, wie Sie allseitig zugeben werden, von so großer Wichtigkeit, daß sie nicht erledigt werden sollte, bevor feststeht, daß nach Ihrem Beschluß, wie er auch ausfalle, die exekutive Gewalt dieselbe bleibt. Wie wir hören, ist heute der Tag der Präsidentenwahl —

Wolf. Eine bloße Formalität.

Luftschiffer. Die doch erledigt werden muß. Ich schlage daher ehrerbietigst vor, Sie wählen zunächst den Präsidenten und lassen uns auf diese Weise Zeit, zu beraten, ob wir den Schiedsspruch thun wollen oder nicht.

Viele Stimmen von Männern und Frauen. Ja, ja, ja! So soll es sein! Bravo!

Laura. Sieh Dich vor!

Wolf. Hm — hm — hm .. Es ist ja an sich garnichts dagegen zu sagen. Ob wir vorher oder nachher ... Hm! Schreiten wir zur Präsidentenwahl. (Steigt auf die Tribüne.) Mitbürger und Mitbürgerinnen! Es ist bisher, um nicht unnütz Zeit zu versäumen, bei uns stets so gehalten, daß ich am Wahltage gefragt habe, ob jemand einen anderen Präsidenten in Vorschlag bringen wolle. Wenn darauf niemand geantwortet hat — und ich darf Ihnen das Lob erteilen, daß noch nie einer geantwortet hat, sondern jeder das Schweigen als eine heilige Pflicht anerkannt hat — so galt der bisherige Präsident als wiedergewählt. Nach dieser löblichen Gewohnheit wollen wir auch diesmal verfahren. Ich frage also hiermit laut und vernehmlich: Will jemand einen andern Präsidenten in Vorschlag bringen? (Kurze Pause.) Dann konstatiere ich —

Michel (der hinter dem Baum mit dem Luftschiffer gesprochen hat). Ich bringe Herrn Professor Schulze in Vorschlag. (Allgemeines Händeklatschen.)

Wolf (erbleichend). Wer erkühnt sich ...

Laura. Da hast Du's.

Michel. Mir ist's sonst gleich, unter wem ich nichts thue, aber da, wie ich weiß, viel Unzufriedenheit herrscht, scheint mir doch einmal ein Wechsel ganz angebracht.

Pädagog. Er hat Recht.

Viele Stimmen. Er hat Recht.

Laura (zu den Frauen). Seid Ihr toll geworden?

Michel. Und wenn man's einmal mit einem anderen versucht, so scheint's doch am besten, einen Auswärtigen zu wählen, der ganz unparteiisch ist. Also Professor Schulze.

Pädagog. Integer vitae scelerisque purus —

Professor (in großer Angst). Nein, ich bitte Sie —

Luftschiffer. Widersprechen Sie nicht.

Wolf. Es ist ja absolut lächerlich. Er ist gar nicht Bürger von Freistadt.

Stimmen. Das ist gleichgiltig. Er kann's werden.

Pädagog. Es steht nicht in der Verfassung, daß der Präsident nur aus der Zahl der Bürger gewählt werden darf.

Wolf. Weil es sich von selbst versteht.

Viele Stimmen. Nein, nein, nein! Wählen wir. Wir können wählen, wen wir wollen.

Wolf. Ich hoffe, Ihr werdet nicht so undankbar sein —

Laura. Bestien.

Wolf. Hat jemand noch einen anderen Vorschlag zu machen? (Schweigen.) Dann werd' ich abstimmen lassen. (Bewegung unter der Masse.) Der Form wegen, damit Ihr seht, daß ich der Verfassung unter allen Umständen ihr Recht lasse — damit Ihr seht, daß ich mich nicht fürchte. Es versteht sich von selbst, daß ich die Mehrheit für mich habe; aber ich wünschte auch zu Eurer Ehre feststellen zu können, daß nicht einmal eine Minderheit abtrünnig geworden ist. Ich hoffe, keiner von Euch wird so erbärmlich sein, zu vergessen, was ich dem Staat und jedem seiner Bürger mit Aufbietung aller Kräfte —

Laura. Hört, hört!

Wolf. Ja, hört! Was wäret Ihr ohne mich? Ich habe Euch zu Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geführt. Nein! lieber stoßt dieses Jammerbild eines Menschen, der Euch zum Abfall verführen will, von Eurer Gemeinschaft aus, als daß Ihr mich zu Eurem größten Schaden vom Präsidentenstuhl reißt. Euch zu Liebe trage ich des Amtes Bürden, bin ich mit zehnfacher Arbeit, Mühe und Sorge Euer Sklave. Darum, wer dafür ist, daß ich Euer Präsident bleibe, trete zu mir.

Der Anführer der Wache (tritt zu ihm). Hierher, Männer. (Wenige treten zu.)

Laura. Hierher, Frauen, die Ihr die Würde des weiblichen Geschlechts bewahren wollt. (Sie faßt einige von den Weibern an die Arme und zieht sie hinüber.)

Wolf. Eilt Euch, eilt Euch, Ihr Stöcke. Die Präsidentenwahl soll diesmal durch ein Festessen gefeiert werden. Alle meine Wähler sind zum Präsidententisch geladen! (Es treten noch einige langsam über.) Das ist noch immer nicht . . . Ich nehme an, daß Ihr Andern Euch der Stimme enthalten wollt. (Rufe: Nein, nein, nein!) Wie? Ihr habt wirklich die unglaubliche Unverschämtheit, den Professor Schulze zum Präsidenten zu wählen? (Rufe: Ja, ja, ja! der Professor soll unser Präsident sein! der Professor!) Das ist — unerhört. (Ganz schwach.) Ich bin — abgesetzt.

Laura. Behaupte Dich mit Gewalt!

Pädagog. Hurrah! Der neue Präsident, Professor Schulze soll leben hoch — hoch — hoch! (Allgemeines Hoch. Der Professor wird aufgehoben und herumgetragen.)

Professor. Aber entschuldigen Sie mich gütigst — ich kann beim besten Willen nicht — (Indessen sind Hans und Grete in die Gondel des Ballons geklettert, und ziehen die Strickleiter ein.)

Luftschiffer (bemerkt es). Halt! Was thut Ihr da? Herunter!

Professor. Ihr verderbt den Ballon! Hinaus aus der Gondel! Meine Instrumente!

Hans und Grete (das Tau lösend). Lebt wohl! Wir vertrauen dem Gott der Liebe. (Der Ballon hebt sich und verschwindet.)

Professor (sinkt in die Arme des Luftschiffers.) Wir sind verloren!

Wolf (sinkt in Laura's Arme). Wir sind verloren!

Laura. Die Wahl gilt nicht. Ich protestiere. (Allgemeines Gelächter.)

Friedel (zu Gustel). Wir sind gerettet.

Pädagog. Hoch unser neuer Präsident, der jetzt bei uns bleibt. Nun soll alles anders werden. (Rufe: Alles, alles! Hoch der Herr Professor! Hoch, hoch hoch!)

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Verloren.

Und wenn ich schlafen gehe,
Schluchzt meine Seele vor Leid.
Mir ist, als müßtest Du treten
Vor mein Bett und mit mir beten
Wie in der alten Zeit.

Und wenn ich schlafen gehe,
Hör' ich eine Stimme im Wind;
Die Stimme, die oft versagte,
Wenn sie so bitter klagte
Um das verlorene Kind.

Trude Günther.

Die Henne.

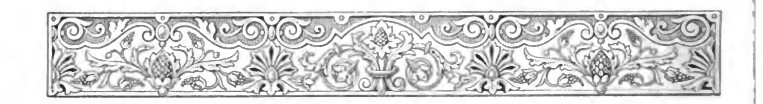
Die Henne rief mit großem Geschrei
Den ganzen Bauernhof herbei.
Und als nun Alles versammelt war,
Da ward es kund und offenbar,
Was Großes gethan und geschehen sei:
Die Henne hat gelegt ein Ei!

„Ja," sprach das Schaf, „Gans, Ente und Huhn,
Mein ich, pflegen doch solches zu thun?"

„Schweig still," entgegnete ihm der Hahn,
„Auf die Reklame kommt es an!"

Hans M. Grüninger.





Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Die liebenswürdige Dame, bei der Amtsrichter Förster wohnte, öffnete leise die Thür und trat mit der Lampe in Händen bei ihm ein. „Nicht aufhören," sagte sie, während sie sie zum Tische trug.

Er ließ sich auch zunächst nicht stören, sondern brachte seine Passagen zu Ende. Dann sprang er auf, da die Dame noch immer am Tische stand.

„Ich wollte Sie nicht stören und nun ist es mir doch lieb, daß ich es gethan habe. Ihr Abendbrot steht noch unberührt da und Sie musizieren seit drei Stunden mit geringen Unterbrechungen. Ich glaubte, daß Sie eine dieser Pausen benützt hätten, meinen Schüsseln Ehre anzuthun, aber Sie haben nichts davon gewürdigt."

„Verzeihung, aber ich mußte diese Einfälle doch notieren und darüber kamen mir wieder andere."

„Wie? das ist alles eigene Musik, was ich da bewundernd hören durfte?!"

„Es freut mich, wenn sie Ihnen gefiel."

„Sie haben mich aufs tiefste ergriffen. Da hat man sich mit seinen vierundfünfzig Jahren so hübsch auf das Altenteil der Empfindungen gesetzt, und nun machen Sie Zaubrer einen auf einmal wieder ganz jung, daß man seine grauen Haare, seine Enkelkinder und die Verluste seines Lebens vergißt und es einem zumute wird, als solle man erwartungsfroh und erwartungsbang die wundervolle Reise erst antreten, die man zurückgelegt hat. Trotzdem gehe ich nicht von der Stelle, bis ich Sie essen sehe, soviel Mutterrechte müssen Sie mir schon einräumen. So. Und nun will ich Ihnen auch erzählen, daß Sie die längste Zeit Zuhörerinnen gehabt haben. Die Malerin Karstens ging mit dem hübschen jungen Mädchen, das sie jetzt bei sich hat, hier vorüber, blieb stehen und hörte Ihnen lange zu. Und auf einmal fiel ihr das junge Mädchen um den Hals und weinte heftig. So zu rühren verstehen Sie die Menschen."

„In der That?"

„Ja! Und jetzt versprechen Sie mir noch, daß Sie einen Abendspaziergang nach der Thalmühle machen — der Abend ist herrlich und Sie sind Ihren Nerven eine Abspannung schuldig — und ich gehe wieder meiner Wege."

Gerhard dankte ihr, versprach alles, was sie wollte, aß schnell herunter, nahm seinen Hut und ging.

Draußen entfaltete sich ihm das wundervollste Panorama. Der Mond stieg eben groß und rötlichgelb hinter den Vorbergen herauf an einem dunkelblauen, wolkenlosen Nachthimmel, der sich weit über die Thalbreite spannte. Gerhard nahm den Weg so, daß er den Mond im Rücken hatte, und indem er leise bergan schritt, der Mond höher und höher stieg und sein Licht immer heller wurde, erhob sich aus dem Dunkel wunderbar, einer nach dem andern, Waldhang auf Waldhang, Gipfel auf Gipfel, bis der noch ferne Zug des Riesenkammes, von weißen Strahlen überglast, wie ein Traumland am Horizonte aufstieg. Doch während das Mondlicht, von keiner Wendung des Weges beirrt, herabquoll, wandelte sich unten beständig die Scenerie, tauchte bald das Schindeldach eines Hauses, bald die großbeschienene Wand eines Steinbruchs, bald das Silbergeriesel eines Baches aus der Finsternis auf, während nichts die lauschende Stille der Nacht störte, die die schlummernde Erde in ihren weichen Armen hielt.

Nur in ihm war nicht Stille. In ihm setzte sich alles: Dunkel und Mondlicht, die drohende Gefahr seitabführender steiler Schluchten, der sanfte Frieden dieser weichumquollenen Büsche

und Gärten in Musik um, in eine Musik, die selbst bald Weichheit und Träumerei, bald dämmerungschwerer Zweifel, bald kühnaufloderndes Verlangen, bald die sichere Gewißheit eines stolzen Glückes war.

Auf einmal sah er sich im Dunkel. Eine Wendung des Weges hatte die Kulisse eines Fichtenwaldes vor den Mond geschoben und Finsternis packte ihn wie mit kalten feuchten Armen, raunte ihm in dem Rauschen eines Waldbaches, der sich zwischen Wurzeln und Gestein hindurchzwang, die Melodie nächtlichen Grauens, verlorener Ruhe, lichtloser Vereinsamung zu.

Es that ihm wohl. Trotzdem. Er setzte sich auf einen der Blöcke am Wege, über den er fast gestürzt wäre, und ließ das Grauen an seinen Nerven zerren und sein Herz anblasen mit kaltem, mitleidlosem Atem.

Er hatte einmal das Leben, das er beglückt und leidenschaftslos heruntergelebt, fliehen wollen in einer Regung unmännlicher Feigheit, da es dem Glückverwöhnten die Anerkennung versagt, auf die er gehofft, und war, fliehend, ihm in die Arme gerannt. Da es ihn angerührt, war es ihm hold und zärtlich erschienen, aber da es ihn in seine Arme schloß, hatte er dennoch seinen Druck qualvoll gefühlt.

Er hatte, wie nie zuvor, Herz und Sinn an ein holdes junges Geschöpf verloren, an dem alles Anmut und Empfindung zu sein schien, und dessen zarte Hülflosigkeit, ihn auf's tiefste rührend, ihm zugleich ein stärkeres, froheres Mannesgefühl gegeben, als ihm bisher zu eigen gewesen. An ihrer Schwäche war seine Sicherheit zur Kraft geworden, hatte er die wundervolle Wechselwirkung ahnen gelernt, in der die Geschlechter gebend gewinnen, verlierend wachsen und hatte sie um so mehr geliebt. Und dann war er eines Tages irre geworden. Er hatte sie immer für klug gehalten, wenn er über die Grenzen ihres Verstandes auch keine sichere Vorstellung gehabt; einmal aber hatte sie ihn stutzig gemacht durch eine Bemerkung von so haarscharfem, kaltem, beinahe unheimlichem Verstande, daß alle ihre holdselige blumenhafte Weiblichkeit ihn auf einmal wie eine glänzende Larve angemutet hatte; nicht weil Weiblichkeit und Beschränktheit dasselbe sein müßten, sondern weil ihre Bemerkung die Ganzheit ihres Wesens zerstört hatte, weil es ihr etwas Verstecktes und Verhaltenes gab, das sich mit dem Begriffe von Weiblichkeit, den er mit ihr verband, nicht vereinigte. Und dann schalt er sich wieder einen eitlen, engherzigen Thoren, der statt sich der Klugheit der Geliebten zu freuen, eine Art Eifersucht darauf empfände und das Gefühl von Kraft, das sie ihm gegeben, beim ersten Anhauch zur Tyrannei steigern wollte. Er schalt seine Trägheit, die behaglich eine bestimmte Position zu ihr eingenommen, aus der er sich mit einem Male verdrängt sah, denn die Entfaltung eines Verstandes neben uns zwingt uns fortwährend zum Wechsel der Stellung. Mußte es nicht vielmehr unsagbare Freude sein, eine Geisteskraft, die sich unsicher und eingeschüchtert noch verbarg, ans Licht zu bringen, mußte er nicht vielmehr Wundervolles erleben, wenn dieser Verstand sich erst frei zu regen und alle Ideale des Lebens zu erfassen wagen würde? — War Anna-Adas bisher schlummernder Geist nicht vielleicht gerade das, was ihre Schönheit unbewußt zur Anmut machte?

Und doch war er unsicher.

Ganz kürzlich war ihm noch etwas Seltsames geschehen.

Er geht nach dem Malerhause. Das Dienstmädchen sagt ihm, daß Fräulein Karstens mit den andern Fräuleins spazieren gegangen sei. Er geht trotzdem hinauf, um die windgepeitschten Reben anzusehn. Statt dessen findet er Magnolien auf der Staffelei. Ein wundervolles Bild. Überfülle der Schönheit, Lebensreichtum, sattester Glanz, dem die bleichen Farben, dieses duftlose Weiß, ein paar herabgefallene Blätter dennoch etwas von Entbehrung und Entsagung mitteilen, ganz leise, aber doch fühlbar dem Fühlenden. Und er sinnt Marie nach: ihrem starken, klaren, ehrlichen und doch so feinfühligen Wesen, ihrer Frische und Spottlust bei überfließender Herzensgüte. In einem Ständer lehnt eine Skizzenmappe, er glaubt nicht indiskret zu sein, wenn er sie öffnet. Eine vereinzelte dunkelrote Rose, glutvoll trotz der violetten Schatten, aber warum aus einer flachen Schale mit Wasser auf eine Marmorplatte gefallen? Künstlerlaune. Dieselbe noch einmal auf violettem Plüsch. Weiße Klematis, unten schräg über den Rand geschrieben: Totgeborene Liebe. Seltsam. Studien zum Magnolienstrauß. Das kann sie also auch: das Kranke. Blumen, die wie Schmerz und Qual aussehen. Und dann — helle Röte schießt ihm ins Gesicht — etwas ganz anderes: ein Buchenwald, in dem man das Schweigen zu hören glaubt, und zwischen den Stämmen, ein lauerndes, grausames Lächeln auf den Lippen, eine junge Kentaurin — — — mit den Zügen Ada Steinachs. Seine

Augen bohren sich brennend in das Blatt, es ist nur eine Skizze, die tiefen Schatten fehlen überall, der Tierleib ist in einem fahlen Blond gehalten, aus dem der Menschenleib frei und natürlich herauswächst, aber der Schweif, der um einen der Stämme schlägt, was der Figur etwas seltsam Erregtes giebt, ist goldblond wie das Haar, von dem eine Strähne losgelöst über die Brust weht. Den linken Arm stemmt sie gegen einen Stamm; so steht sie, wartet, lächelt und wartet. Über das ganze flutet ein unsicheres zitterndes Licht.

Was hatte sie damit sagen wollen?

Nichts? Hatte sie bloß die Idee gehabt, eine Kentaurin zu malen und Adas Gesicht dazu verzerrt? Oder hatte sie dieses Lächeln an ihr gesehen und war ihr damit die Idee gekommen? Und wann hatte Ada Steinach so gelächelt?

Mit zitternden Händen wirft er das Blatt in die Mappe und legt sie an ihren Ort. Sein Herz schlägt und seine Lippen sind trocken, als er das Atelier verläßt. Er ist doch indiskret gewesen, doppelt indiskret. Aber indem er sich zu zwingen sucht, das Staffeleibild zu sehn, sieht er doch nur diesen holden Mädchenleib vor sich, den ein Zauberspuk dem Körper eines Rosses angegliedert, und dieses lauernde Lächeln auf den Lippen, die ihn zu küssen dürstete. — —

Es fröstelte ihn. Er stand auf, tappte sich zurecht und fand nach ein paar Schritten den mondbeglänzten Weg wieder. Ein ganz leichtes Gewölk hatte sich indessen herangeschoben und umschwebte den Mond, ohne ihn zu verhüllen; zum Danke überrieselte er es schimmernd und zärtlich, und zärtlich schimmernd blinkte es im Grase auf, wob es sich um Busch und Baum und hauchte besänftigende Milde und Klarheit über Verworrenheit und spukhafte Schatten. Dabei war doch nichts Weichliches in dem Landschaftsbilde, trotzig ragten die uralten Fichten, trotzig dunkle Felsschroffen empor, riesige Schwarzpappeln zeichneten ihr kräftiges Geäst mit starken Strichen in den hellen Nachthimmel und ein leiser Wind, der sich erhoben, that der Schwüle in der Brust des Wanderers wohl.

Da mit einem Mal kam er sich mit all seinen Zweifeln und Drangsalen wieder schwächlich und zaghaft vor. Ist doch die Liebe eines guten Menschen schattentilgend wie die Sonne, und wie mit offnen Armen zog er Zuversicht und Vertrauen wieder an sein Herz. Konnte er auch nicht sagen, daß er Ada kenne bis in die Tiefen ihrer Seele — was kannte, was wußte sie von ihm, dem sich ihr Wesen, ihrer unbewußt, zudrängte? Darf denn irgend jemand sagen, daß er kenne, was an Geist und Gemüt neben ihm lebt und leidet, ja daß er die Geister der eigenen Brust in seinem Bewußtsein gebändigt halte? Wir tappen im Dunkel des Irrsals: ob im nächsten Augenblick unser Fuß gleitet oder den Weg zum Lichte findet — wer weiß es? Der nur verdirbt sicher, den Mut und Glauben verlassen. Warum unmännlich zagen? Doppelt hold und erfreulich mag vielmehr wandeln, für den der Pfad noch Geheimnisse birgt, auf den hinter Busch und Fels noch Rätsel warten, bis er sie alle gelöst, bis dem auf den Gipfel Gelangten die Höhen und Tiefen sich breiten zu gleicher Klarheit.

Sie hatte, während er seine Phantasien spielte und sie stand, ihnen zu lauschen, über die Stürme seiner Brust am Herzen der Freundin geweint? Dann wollte er morgen Freuden- und Jubelthränen in ihre Augen spielen, denn wahrlich, wie ihr Leid eines gewesen, sollte ihr Glück eines sein.

Dreizehntes Kapitel.

Auf Gewitterschwüle war köstliche Frische gefolgt, der Staub gelöscht, die Luft klar und rein. Die Chaussee hinunter, die von Neuhaus über Kunzendorf nach Löwenberg führt, rollte der Stollwerksche Sandschneider mit den beiden Grauschimmeln bespannt, die Ada Steinach lenkte. In einem Prinzeßkleide aus weißem Tuch, ein paar Tuberosen an der Brust, auf dem Kopfe einen kleinen weißen Filzhut, sitzt sie stramm auf dem Bock, die Füße angestemmt, Zügel und Peitsche fest in den kleinen Händen. Niemand außer ihr in dem Gefährt.

Herrlich breitet sich die Landschaft vor ihr aus. Zur Rechten wogen Korn- und Weizenfelder, zur Linken duftet ein Kleefeld, Teiche, Wiesen und Gebüsch wechseln miteinander. Hier die grün bewaldeten Kuppen der Vorberge, dort die Kette des Hochgebirges, alles in Sonne getaucht, alles in Farbe und Schönheit prangend. Ein leichter Ostwind, verschärft durch die rasche Fahrt, spielt mit den Löckchen, die sich vor ihren Schläfen kräuseln, ihre Augen und Wangen glänzen. Alles an ihr ist Lust und scharfe Aufmerksamkeit. Ein Stück vor ihr her rollt ein plumper Bauernkutschwagen, der bald erreicht ist; ein leichter Zug an der Leine und die Grauen

biegen nach links und überholen das Gefährt. Die letzten Häuser — Hundegebell und Kindergejauchz — eine hölzerne Brücke, über die der Wagen braust, während darunter der Bach mit stürzenden Wogen rauscht — Lastfuhrwerke — Trupps von Feldarbeitern — vorüber, vorüber.

Köstliche Fahrt.

Zwanzig Minuten von der Stadt aus zweigt sich von der Chaussee ein breiter Waldweg ab, der das Gehölz fast einen Kilometer weit durchschneidet. Kiefern und Buchen, Fichten, Birken und dichtes Unterholz fassen ihn ein, in seinem Schatten atmet herrliche Frische, würziger Harzduft, der leichte Nebel, der dem feuchten Waldboden entsteigt, hängt wie ein zartes Silbergewebe zwischen den Stämmen, Sonnenstrahlen schießen herüber, hinüber.

Die Pferde gehen langsamer, lässiger wird die Haltung der jungen Fahrerin, loser die Zügel in ihrer Hand.

Waldfriede, Zauber der Einsamkeit, selige Wonne des Grünens und Blühens. In Gras und Moos halb versteckt Anemonen, Hahnenfuß und Skabiosen, Heidelbeerkraut und Wachtelweizen, aus den Wipfeln Vogelstimmen, ein leises Rascheln und Gesumm. Wie schön, wie über alles schön und groß und heimlich. Das Nadelgehölz mehrt sich. Weit, weithin zwischen graubeborkten und rötlichen Riesenstämmen irrt der Blick. Ganz dunkel und einsam ist es jetzt.

Und ganz still.

So still, daß Schweigen selber zum Tone wird, zu einem dumpfen, eintönigen, geheimnisvollen Brausen.

Anna-Ada fürchtet sich nicht. Das Gelände ist hier ganz eben. Wenn einer käme, ein „Hüüit!“ und die jungen Tiere jagen dahin aus dem Bereich aller Gefahr.

Aber sie läßt sie ganz langsam gehen und träumt Märchen der Einsamkeit. Fliehende Königskinder, die sich zu freundlichen Zwergen retten, Waldweibchen, zwischen den Haseln hockend, Elben und redende Eichkätzchen. Sie hört sie flüstern und summen, hört es knistern und huschen, und immer diesen großen, dumpfen tiefen Ton der Einsamkeit.

Horch, was ist das?

Nicht ein Getrappel wie von leichten Hufen, aus versteckten Schluchten ein leises Lachen oder Gewieher? Seufzer der Sehnsucht und schluchzendes Geflüster? Bewegt es sich nicht im Dunkel und kommt näher? Sind es gespenstische Schwestern aus einem andern Geschlecht, aus alten Fabeln geborene Zwitterwesen? Aus Roßleibern aufwachsend zarte Menschenleiber, flatternde Schweife und flatterndes Haupthaar. Wie sie lächeln und locken, wie sie sehnsüchtig Arme und Blicke ausstrecken! Und dann plötzlich, aufgeschreckt, fliehen, fliehen — wohin?

Thörichter Spuk, von Einsamkeit und mittäglicher Sommerglut geboren!

Sie hat ihn ja auch nur mit der Hälfte ihrer Sinne geträumt, mit der andern sieht sie nur eins, immer nur eines: ein paar dunkle Augen fragend und zärtlich auf sie gerichtet, und blickt zärtlich und fragend in ihre Tiefen: Wer ich bin? — wer denn bist du?

Wer ist Gerhard Förster?

Sein Herz ist voll Güte, sein Geist voll Bildung und Verstand, seine Seele voll Empfindung und Musik. Und er liebt sie. Aber das ist Zuthat, ist nicht Wesen, eine Zuthat, die sie beseligt, und die ihr Würde, Stolz und Wert giebt. Aber sein Wesen!

Sein Herz ist voll Güte, sein Geist voll Bildung, wiederholt sie sich. Es muß doch noch etwas sein. Was?

Und es scheint ihr, als fehle ihm etwas, und müsse sie ihm geben, was ihm fehle.

Aber kann denn da ein Mangel sein, wo alles vollkommen erscheint?

Fehlt es ihm an Temperament? Er ist beherrscht, aber nicht temperamentlos. An Natürlichkeit? Nichts an ihm ist gemacht, unwahr oder affektiert. An Persönlichkeit? Sein Wesen ist überall klar bestimmt und sicher abgegrenzt; nichts grell, aber alles deutlich gefärbt, und alles daran gut und liebenswert.

Was ist es, das sie ihm geben möchte, könnte?

Sie weiß es nicht.

Die Pferde gehen noch immer ganz langsam, ganz langsam. Leise singt die Amsel; das Nadelgehölz hat sich wieder in Laubwald verloren. Sonnenschein und Sonnenweben in den Zweigen, im Grase Duft und Schatten. Und über allem ein Unendliches, in allem leises Mahnen und Bejahen, das selbst unendlich ist. Sie sieht keine Fabelwesen mehr, sie denkt nicht mehr nach, sie ist nur noch ein Stück Natur, glückliche, träumerisch empfindende Natur. Und so ist ihr wunderselig wohl.

Ganz weltabgewandt, ganz allein mit ihm, stille mit ihm leben zu können. Ganz Weib. An

seinem Herzen Süßigkeit atmen und Kraft und beides ihm wiedergeben. Leben wie die Waldblumen im Grase, wie das Vöglein im Nest. Leben in seiner Hut, stille in Seligkeit. Jeder Gedanke, jedes Gefühl hingegeben ihm in süßer, rückhaltloser Selbstentäußerung, bis nichts mehr in ihr wäre als Gefühl seiner. Nichts sein als Echo der Liebe und der Natur.

Das können! Mit allem Sein und Wesen sterben können in seiner Liebe. O der grenzengrenzenlosen Sehnsucht!

„Warum nicht können, wenn ich doch will? Und ich will, ich will so sehr. Lieber Gott, hilf mir! Laß mich nichts sein als ein Stück von ihm, ein kleines Stück nur, und ich bin immer noch gut. Ich will, weil ich gut sein will, so gut wie er, und weil ich ihn lieb hab, so lieb. Ich hab ihm etwas geben wollen, ich? Lieber Gott, und kann ja nichts als nehmen, nehmen, nehmen. Und will weiter nichts."

Holdes Sichandrängen eines Eigengefühls, das vor sich zittert, an die Kraft der Güte, süße, selige Weibesstimmung — und beide ineinanderströmend in ein Kindergebet.

„Üüt, üüt," singt die Amsel. . . .

„Oho — meine Pferdchen!"

Die Tiere stehen. Ganz vom Wege geraten, mit den Vorderfüßen im hohen Grase, stehen sie, überschattet vom Blätterdach einer Buche und reiben zärtlich die Köpfe aneinander, Waldbienen umsummen die Verträumten, im Geäst raschelt ein Eichhorn.

Anna-Ada reißt die Zügel zurück und nötigt die Tiere nach links zu treten. Sie muß sehr vorsichtig sein, damit das Hinterteil des Wagens, das ganz aus der Richtung gekommen ist, nicht an einen Baumstamm anfährt. Ihr Herz klopft, daß das Kunststück mißglücken könne, aber es gelingt.

Und nun will sie ganz gut aufpassen.

„Holla, meine Tierchen, holla ho!" ruft sie.

Es ist ihr jetzt so frei und leicht, so hoffnungsstark und so ganz närrisch selig zumut.

„Ho!"

Die Pferde, ehrgeizig, ihren Fehler wieder gut zu machen, angetrieben durch Zuruf und festere Leitung, legen übermütig aus.

Welche Lust! Die Sonnenlichter hüpfen und tanzen, der Sand knirscht, Hufschlag und Blätterrauschen, sausender Luftzug, und wie im Fluge Tannen und Birken zur Linken, Ebereschen und Kiefern zur Rechten.

„Juchhe! Ho!"

Die Tiere fangen an zu rasen. Sie lacht. Sie hält die Zügel so fest in den Händen, ist ihrer so sicher, daß sie nichts von Furcht empfindet, nichts empfindet, als das Frohgefühl, das der Wald, der weite grüne Wald, die tolle Bewegung und diese sichere Bändigung der Kraft ihr giebt. Jeder Nerv an ihr jetzt Aufmerksamkeit und Wagelust.

Da — mit einem Mal ein weithinhallender Schuß.

Die Tiere heben die Köpfe und schlagen mit den Schwänzen, das Handpferd scheint Lust zu haben, ein wenig zu steigen. „Nur ruhig Blut, uns erschießt keiner!" Und sie zieht die Leine kürzer. „So. Und jetzt wieder schön brav. So ist's schön. Das paßt euch nicht? Na, dann wieder los, holla ho!"

In diesem Augenblicke tritt aus dem Unterholz zur Rechten die hohe Gestalt eines Mannes im Jagdhabit und mit übergehängter Flinte.

„Nun — mir auch recht," murmelt sie.

Als sie nahe genug ist, daß er den Hut zieht, sagt sie „Tag" und pariert die Pferde. „Sie gehen famos."

„Sind Sie toll?"

„Ich muß sehr bitten."

Einen Augenblick steht er wie völlig in ihren Anblick versunken, da packen seine Augen ihre ganze Gestalt. Er glaubt zu wissen, daß sie ihn liebt, sie ist der Preis, um den Anselm Steinach seine Hunderttausend herausgerückt, sie ist ein schönes Weib — also liebt er sie, oder er liebt sie, weil er sie einmal aufs tiefste beleidigt hat, gerade deshalb — in brutalen Naturen wie seiner fließen Macht- und Genußbegierde immer mit einem Wunsch zu demütigen und wieder aufzuheben zusammen, das erst giebt ihnen das ganze Hochgefühl ihrer Person.

„Wie konnten Sie wagen, ohne jede Begleitung — allein mit den jungen Tieren —"

Und er wirft seine Flinte in den Wagen, ergreift die Zügel und schwingt sich auf. „Bitte, rücken Sie." Dann mit einem spöttischen Blick auf ihre Hände: „Wie lange wollten Sie es denn damit aushalten? — Heda, was machen Sie denn da?"

Ada hatte in die Leine gegriffen und riß die Pferde nach links. „Umdrehen will ich. Wenn ich nicht selber kutschieren kann, macht es mir kein Vergnügen."

Er lacht laut, nimmt ihr die Zügel wieder

weg und treibt die Pferde weiter in den Wald hinein.

Ada Steinach schmollt. Aber er nimmt keine Notiz davon. Dann sagt er plötzlich: „Sie haben wirklich keine Furcht gehabt?"

„Nein, gar keine."

„Die Pferde sind feurig."

„Ich noch mehr."

Er wirft ihr einen kurzen Blick zu. „Es konnte einer aus dem Dickicht brechen und den Pferden in die Zügel fallen."

„Das ist schon geschehen."

Er lacht nur.

„Geben Sie mir die Zügel wieder und gehen Sie jagen."

„Ich jage auch jetzt."

Sie hatte ihn ganz gut verstanden, sagte aber mit der harmlosesten Miene:

„Sie jagen?"

„Ich jage das edelste Wild."

„So. — Was haben Sie vorhin geschossen?"

„Ich habe einen Fehlschuß gethan. Und beinahe daß ich den Steuerassistenten angeschossen hätte, dessen unglückliche Liebe für Sie sprichwörtlich ist. Oder war es ein anderer aus dem Troß Ihrer Verehrer!"

„Troß meiner Verehrer? Sie sind komisch. Ach so: Rudloff! Aber der ist mir untreu geworden."

„Und dieser Hülfslehrer, der sich einen Korb geholt hat?"

„Sie sind sehr gut unterrichtet."

„Der Kerl renommiert ja überall damit. Haha. Übrigens: ich weiß noch einen dritten."

„Soso." Sie sieht ihn mit einem verlegenen, fragenden Lächeln an, das er anders auffaßt, oder das vielleicht in Wahrheit etwas anderes ist oder in etwas anderes übergeht. Etwas, das ihn veranlaßt, sich plötzlich zu ihr herabzubeugen und zu sagen: „Süßes kleines Nichtschen, warum zittern Ihre Hände?"

„Ich bin kein Nichtschen," sagt sie trotzig, „und meine Hände zittern nicht, und thun sie es, so ist's vom Kutschieren. Lassen Sie mich herunter."

„Sehen Sie, Sie haben doch Furcht vor mir. Immer fürchtet das Weib die Mannesliebe, die es doch ersehnt."

„Ich fürchte mich nicht," sagt sie, aber ihre Augen widerlegen ihre Lippen.

Da legt er seinen linken Arm um sie und zieht sie an sich. Die Pferde gehen im Schritt.

Anna-Ada hat einen Augenblick ein Lächeln des Triumphes auf den Lippen, dann ist es ihr, als vergingen ihr die Sinne, als öffne sich ihr zur Rechten und zur Linken ein silberweißer, nebelerfüllter Abgrund und als werde sie im nächsten Augenblick in diesen Abgrund stürzen.

Er zieht sie fester an. „Mein geliebtes Mädchen."

„Nein, nein!" Und plötzlich macht sie eine Faust aus ihrer linken Hand und schlägt ihm mitten ins Gesicht. „Ich hasse Sie."

„Ah so," sagt er, läßt sie los und wendet die Pferde.

Ohne noch ein Wort miteinander zu reden, legen sie im scharfen Trabe den ganzen Weg zurück. Wohl eine Stunde währt die Fahrt.

Endlich ist die Villa erreicht.

Arved Stollwerk springt ab, wirft die Zügel hin und geht hinein, ohne sich noch im mindesten um sie zu kümmern.

Als der Kutscher kommt, das Gefährt in den Hof zu führen, ist Ada schon heruntergeklettert und läuft trotzig die staubige Chaussee hinunter der Stadt zu. „Soll ich gnädiges Fräulein nicht nach Hause fahren?"

„Nein."

* * *

Zu Hause angekommen, wurde sie von Emmy mit einer großen Neuigkeit empfangen: Rudloff hatte seine Stelle als königlicher Zeichenlehrer am Gymnasium gekündigt, um als artistischer Beirat in eine große Porzellanmanufaktur einzutreten. Aber es war noch Geheimnis, er selbst sagte nicht, wo diese Manufaktur sei, welcher Firma sie gehöre, noch welches eigentlich seine Aufgaben dabei seien. Bloß der Saugarten sei als „dumme Ferkelei, als Mißgriff und genialer Irrtum" zurückgestellt worden und sie — My Müller — habe ihm müssen dreiviertel Stunden lang in einem Dinge, das er Peplon genannt, als Mänade Modell stehen, den Kopf hintenüber, die Finger gespreizt und den Körper so, wie in Tanzbewegung. „Und dafür — nein es war zu komisch!"

Und sie fing hellauf an zu lachen.

„Nun, dafür?"

„Du, dafür müsse er den Saum meines Peplon küssen, und ich wäre seine Muse, und mit mir wäre eine neue Aera für ihn angegangen."

„So — so — so."

„Aber Herr Gott, was ist Dir denn? und das gute Kleid — noch dazu so eingestaubt, —

zerwühlst Du so im Bett? und die Bettdecke — Herr Gott, was ist denn bloß los? Du hast wohl gar Weinkrämpfe? Hier Wasser, Schatzel, trink doch. Aber so trink doch. Nun lachst Du auch noch so gräßlich. Du! Lach bloß nicht so. Gott, was soll ich denn machen. Riech mal Eau de Cologne. — So, jetzt lachst Du doch wenigstens wieder menschlich. Na, gut wieder?"

Anna-Ada richtete sich auf und ballte eine Faust. „So, sieh mal so — hab ich ihn mitten ins Gesicht geschlagen, den frechen Menschen. Mitten ins Gesicht. Hach! das hat wohlgethan. Hach!"

„Wen denn bloß?"

„Als ob man ein Spielzeug wäre! Du — so! mitten ins Gesicht. ‚Süßes kleines Nichtschen' — eine solche Unverschämtheit."

„Der Amtsrichter?"

„Ach — bist Du dumm. Nein, weißt Du, das ist ja schon nicht mehr schön, wie dumm Du bist. Ach Gott, ach Gott!"

„Also wer denn?"

„Aber weißt Du: in 'nem Jagdkostüm, das wirklich nach Wald und Pulver roch, und mit dem er schon an manchem Baum hängen geblieben war, und dieser prachtvolle Zorn — schön, wahrhaftig schön sah er aus! — Zieh mich aus, Engelchen, einziges, geliebtes, zieh mich aus, ich bin — sieh mal, wie ich zittre. Morgenrock ja? Und eine Cigarette, von den russischen, ja? Schön. Mich um die Taille genommen, dieser Mensch, und an sich gepreßt: mein süßes Nichtschen. Frech. Und — ach geh Schatzel — jetzt mal den lieben Augustin mit Variationen, erst in Dur und dann in Moll mit dem Baß tremolo, was Du so reizend kannst."

„Den lieben Augustin?"

„Weißt Du, die Emaillebrosche, um die ich bei Papa so bettelte, die schenk ich Dir —"

„Warum nicht gar. Du warst ja ganz närrisch drauf. Nein, die nehm ich nicht."

„Ich will es aber, verstehst Du: ich will. Sie hat mir bloß gefallen, so lange ich sie nicht hatte, jetzt liegt mir nichts mehr dran, und wenn ich Dir was schenke, so darfst Du es nicht zurückweisen."

Alles das kam heftig, aufgeregt, fast fieberhaft heraus.

„Nein, ein so teures Stück nicht," wehrte Emmy.

„Teuer. Ist das ein Begriff? Teuer ist alles, was man nicht haben kann. Und außerdem will ich, daß Du sie trägst. Aber nicht bedanken! Das ist so ordinär."

„Na, denn meinetwegen."

„My!"

„Was?"

„Mich an sich gezogen: süßes kleines — — und ich — — — hach! that das wohl!"

„Weißt Du was?"

„Nun?"

„Ich glaube, Du bist trotzdem noch heimlich in ihn verliebt."

„Du bist eine Teufelin."

(Fortsetzung folgt.)

Das seidene Haar.

Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer, die einstens war.
Durch jede Stunde summt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Und seh ich den Falken, wie er zieht
Wandernd durchs blühende Land,
Klingt mirs im Ohre, wie ein Lied
Von Harald Hildeland.

Wohl finster war König Biarkadiet,
Weißbuschig Braue und Haar.
Doch sonnig und fröhlich wie ihr Lied
Seine blonde Tochter war.

Er saß auf Dänemarks Königsthron,
Grimmig saß er darauf,
Er sei des Loki düst'rer Sohn,
Gings landab, landauf.

Der König schwur bei Thor ergrimmt,
Seine bleiche Wange ward rot:
„Wer mir das Kind von der Seite nimmt,
Den schlägt diese Faust hier tot!"

Am Gartenthor Schön Sitta stand,
Herbstseide wehte im Wind.
„Herein, herein, Jung Hildeland,
Ich bin des Königs Kind.

Im säulengetragenen Königssaal
Thront fürstlich Biarkadiet.
Beim becherklirrenden Königsmahl,
Da singe dein schönstes Lied!"

Und als er trat in die Halle hinein
Die Mannen tranken ihm zu,
Im Büffelhorn aufschäumte der Wein.
„Harald Hildeland, nun trink du!"

Schön Sitta reichte mit schmaler Hand
Den Willkommtrank ihm dar;
Jung Haralds Auge hing gebannt
An ihrem Seidenhaar.

Er nahm die gold'ne Harfe vom Ring,
Ihre Saiten erschauerten hold,
Und immer noch sein Auge hing
An Sittas Lockengold.

Da wehte zart im weiten Saal
Ein wundersüßes Klingen:
„Die Ketten und eisernen Fesseln zumal,
Die müssen alle zerspringen.

Die Ketten von Eisen, die sind zu schwach,
Um fahrendes Blut zu zwingen.
Die Bande so oft von den Händen ich brach
Und thät der Haft entspringen.

Nur eines weiß ich, das fesselt schnell,
Da mag keine Flucht gelingen:
Es fängt so leicht sich ein Gesell
In blonden, seidenen Schlingen.

Schön Sitta, lausch' der Saiten Klang
Und laß zum Herzen ihn dringen,
Wir ziehen zu zweit die Lande entlang
Unter den blauen Syringen."

Aufsprangen die Ritter und Edlen zumal
Und König Biarkadiel
Schlug auf den Tisch, daß erdröhnte der Saal:
„Wozu das tollkühne Lied?

Sing' uns wie Lohe, in Feuer gehüllt,
Fuhr durch die tauige Nacht,
Sing' uns, wie einst durch Skanen gebrüllt
Gell die Brawallaschlacht!

Hast du von Königes Kinde geglaubt,
Es werde dein zur Stund',
So büße mit deinem lockigen Haupt
Die Sünde von deinem Mund!"

Die Kette von Eisen die Hand ihm preßt, —
Wie bald war Harald frei,
Die Kette von Demant ist wohl fest, —
Doch Hildeland riß sie entzwei.

Er sprang zur Thüre und lachte laut:
„Hei, König Biarkadiel,
Noch ist für mich kein Kerker gebaut,
Noch bin ich frei, wie mein Lied!

Da draußen jubelt und jauchzt der Mai,
Voll Lerchen der Himmel hängt,
Die Winde streifen und schweifen so frei,
Wo der Bach zwischen Rainen sich drängt.

Wie Wind und Welle im blühenden Land
Schweife ich frei ringsum . . . ."
Da wurde Harald Hildeland
Mit einem Male stumm.

Ein langes seidenweiches Haar
Hing vor der Thüre quer,
Der Sonn'strahl eilte hell und klar
Wie spielend darüber her.

Und neben der Thür mit roter Wang'
Stand Sitta Seidenhaar:
„Was du gesagt in deinem Sang,
Nun soll es werden wahr!

Es fängt so leicht sich ein Gesell'
In Schlingen von blondem Gold, —
Komm, Vater, dein Auge wird wieder hell,
Sei unsrer Liebe hold!

Du, singe mir alle Tage das Lied,
Das heute dich schlug in Bann! —"
Am Bogen ist rot der Abend verglüht
Und sie standen und sahen sich an . . .

Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer die einstens war,
Durch jede Stunde summt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Und seh ich den Falken wie er zieht
Wandernd durchs blühende Land,
Klingt mirs im Ohre wie das Lied
Von Harald Hildeland.

Börries von Münchhausen.

Hochzeitsreigen.

Ein silbern Netz spannt aus der Mond,
Er will die Erde fangen.
Sie beugt still lächelnd ihr blühend Haupt
In jungfräulichem Prangen.

Von Glanz umflossen die Erde strahlt.
Johanniswürmchen mit Reigen
Sie tanzen in der schwülen Nacht
Einen seligen Hochzeitsreigen.

Ein weicher Duft, die Linden blühn,
Aus der Ferne klingen Geigen:
Wann tanzen wir, Geliebter mein,
Den seligen Hochzeitsreigen?

Flora Meyer.



Sudermanns „Johannes“.

Von Karl Emil Franzos.

II.

Sudermanns Tragödie ist durchweg ernste, fleißige, in Vielem geschickte, und das Meiste auch geistvolle Arbeit. Vieles ferner ist bühnenwirksam, Einiges auch dichterisch wertvoll. Aber, die Schlußscenen ausgenommen, sind beide Vorzüge nirgendwo zu jener Einheit gebunden, wie sie „Sodoms Ende“ und „Fritzchen“ aufweisen. Und immer wieder hat man den Eindruck: Das ist leider doch nur halbe Kunst; ein Lavieren zwischen den Anforderungen des dichterischen Gewissens und dem Wunsch, ein effektvolles Theaterstück zu machen.

Diesen Eindruck macht auch die Charakterzeichnung des Helden. Freilich, wie schwer war die Aufgabe! Der Johannes der Evangelien, der Vorläufer Christi, der Schatten, den der Erfüller vorauswirft, kann nicht der Held einer dramatischen Dichtung sein; die Gründe sind bereits angedeutet. Aber andrerseits kann ein frei erfundener Johannes, der sein eigenes Licht ausstrahlt, der neben Christus, nein, naturgemäß gegen Christus auf anderem Wege, als dieser, selbst ein Erlöser sein will, nicht der Held eines aufführbaren Bühnenstücks sein; selbst wenn sich die Phantasie des Zuschauers durch die Macht einer großen dichterischen Kraft aus dem Bann der Überlieferung losringen ließe, so käme doch das Werk garnicht dazu, diese Kraftprobe abzulegen; die Censur würde es nicht gestatten. Das war das Dilemma, vor dem Sudermann stand.

Wie nun hat er sich entschieden, für die Dichtung oder das Theaterstück? Für keins von Beiden; er hat durch Konzessionen nach rechts und links den Gegensatz zu vereinen versucht. Derlei kann immer nur äußerlich gelingen, und rächt sich immer am Kunstwert, so auch hier. Dieser Johannes, der gleichzeitig selbständiges Leben haben und der Täufer der Evangelien sein soll, ist eine Gestalt geworden, die dem Zuschauer — und dem Leser geht es nicht viel besser — von vornherein nicht klar ist und dann von Scene zu Scene rätselhafter wird.

Das gilt schon vom Johannes des Vorspiels. Nacht, der Prediger in einer Felswüste nahe bei Jerusalem inmitten seiner Getreuen. Sie halten ihn für den Messias; er aber weiß, daß er nur dessen Verkündiger ist; seine Vision bei Christi Taufe berichtet er selbst mit den Worten des Testaments. Also der biblische Johannes, der aber dennoch zugleich durch seine Auffassung des Messias seine eigene Prägung erhält: er erwartet den Rächer, den Mäher, den Messias des alten Bundes. Der Zug ist geistvoll ersonnen, weckt auch die Hoffnung auf einen echt dramatischen Konflikt. Nur eine Frage will im Zuschauer nicht verstummen: weiß Johannes, daß der Gesandte des Herrn bereits in Menschengestalt auf Erden wandelt, fühlt er sich nur als Einer, der dem Erfüller „mit seinem Leibe die Wege bereitet,“ warum sucht er ihn nicht auf und stellt sich in seinen Dienst?! So nahe liegt diese Frage, so zwingend drängt sie sich uns auf, daß der Dichter selbst gefühlt hat, er müsse sie beantworten. Nur daß seine Antwort leider eine triviale ist: der Name ist an Johannis Ohr „vorbeigewischt“, er kennt ihn nicht genau. Auch die Züge hat er sich nicht eingeprägt, sonst könnte er seinen Anhängern nicht zurufen: „Wer kann sagen, ob er nicht mit uns sitzt im Kreise zu dieser Stunde?“ Hm, wir sind in ernsthaften Dichtungen sonst Motivierungen gewöhnt, die großzügiger sind, als diese, und zudem räumt sie die Frage nicht hinweg. Denn wenn nichts Anderes, so weiß Johannes doch, daß der Messias in Galiläa verweilt, warum sucht er ihn dort nicht auf? Warum wendet er sich statt dessen auf die Kunde, daß Herodes mit seines Bruders entlaufenem Eheweib, Herodias, im großen Tempel Hochzeit halten will, nach Jerusalem? Er will dort „im Namen dessen, der da kommen soll, ein priesterlich Wort reden“ gegen das frevlerische Paar. Woher jedoch kommt ihm, der nichts sein will, als das Sprachrohr des Großen, die Gewißheit, daß er da thatsächlich in Seinem Namen redet?

Aber noch ganz andere Rätsel giebt uns der Johannes des ersten Akts auf. Sein Flammenwort hat in Jerusalem „die trägen Herzen aufgepeitscht. Ein einziger großer Zorn wider den Herodes flammt nun gen Himmel.“ Und damit, erklärt er seinen verblüfften Jüngern, ist sein Werk zu Jerusalem aus. Er weiß nicht, wohin er das Volk führen soll. „Bin ich Einer, der seinen Willen in die Ketten eines Planes schmiedet?“ Es geht uns wie den Jüngern: auch wir sind verblüfft. Ein Schwärmer, sagen wir uns, aber das ist ja das Kennzeichen des Schwärmers, daß er phantastische, hochgesteckte Ziele verfolgt — Einen, der nichts will, als reden, pflegen wir mit einem härteren Namen zu nennen, und wie sollten

wir dem mit Anteil folgen? Aber dieser religiöse Schwärmer, für den wir uns erwärmen sollen, hat nicht bloß kein Ziel, sondern er weiß auch nicht, für welche Religion er schwärmt! Mit dem wortgläubigen Judentum der Pharisäer hat er „nichts zu schaffen“, das mosaische Gesetz an sich „haßt er nicht“, aber welche Religion er liebt, weiß er nicht. Seltsam, denken wir, soeben wußt' er's ja noch; da stand er auf dem Boden des alten Bundes, und von seinem Messias sprach er als von Einem, „der die Spreu verbrennen wird mit ewigem Feuer“. Aber da bekommen wir in der nächsten Minute noch Unbegreiflicheres zu hören. Derselbe Mann, dem sein Messias bisher immer nur im Bilde eines düsteren Rächers aufgegangen, wird auf's Tiefste getroffen, als ein Mann in seiner Gegenwart ausruft: „Höher, denn Gesetz und Opfer ist die Liebe!“ Und warum? Weil er in diesem Wort sofort den Geist seines Messias ahnt! Das verstehe, wer kann!

Nach diesem ersten Akt vermöchte uns kein Zauberer mehr für die Gestalt nachhaltig zu interessieren; es ist ein Beleg für Sudermanns Talent und Technik, daß ihm dies wenigstens zeitweilig gelingt: in jenen Scenen des zweiten Akts, wo Johannes der früh verderbten Salome, die ihn lüstern begehrt, der lasterhaften Herodias, die ihn in Güte unschädlich machen will, entgegentritt: als Träger des sittlichen Zorns gegenüber der Sünde ist er uns verständlich. Dazu der Kontrast der Gestalten; die Scenen müssen wirken und haben gewirkt. Aber als dann im dritten und vierten Akt wieder der Grübler und Schwärmer zu den Seinen zu reden beginnt, verwirrt sich dem Zuschauer sein Wesen mehr und mehr, und als er dem Herodes auf die Frage, wie sich sein Thun und Lassen erkläre, die Antwort giebt: „Herr, ob ich auch redete, du verstündest mich nicht“, da sind wir geneigt, dies zu glauben, denn es ist auch uns nicht viel besser gegangen. Leichter, wenn auch nicht mühelos, wird sich in diesem Gewirre kleiner Züge und intimer Bildchen der Leser zurechtfinden. Das ist das erste Werk Sudermanns, von dem dies gilt, und zwar nicht, weil es sein tiefstes ist, sondern weil er die Technik des Dramas, die er meisterlich beherrscht, hier so recht geflissentlich zu vergessen bemüht war. Doch das ist bereits gestreift und soll später noch erörtert werden; hier nur noch Einiges zur Analyse des Charakters. Der Leser, sag' ich, kann zum Mindesten ahnen, was Sudermann anstrebte: eine Art nachträglicher Lösung der Rätsel, die uns sein Held bisher aufgegeben hat, eine Darstellung seines inneren Schwankens zwischen alter und neuer Weltanschauung, die sich für ihn in der Frage verkörpert: „Ist der Jüngling, den ich getauft habe, ein Messias der Rache oder der Liebe?“ Und ferner: „Ist er überhaupt ‚der, der da kommen soll‘, und bin ich wirklich nur sein Vorbote?“ Man sieht, hier spielen zwei Motive in einander, deren jedes an sich stark und an sich tragisch genug ist, um eine Tragödie mit vollem Leben zu erfüllen. Ein Dichter, der sich so große, so ernste Aufgaben stellt, wird immer unserer Anerkennung für sein Wollen gewiß sein dürfen, namentlich wenn es, wie hier, über die Ziele, die er sich bisher gesteckt hat, weit hinausreicht. Zu versagen ist aber Sudermann die Anerkennung, das Gewollte vollbracht zu haben. Dies Scheitern hat verschiedene Gründe. Nachträgliches Motivieren ist immer nutzlos und unkünstlerisch zugleich, — und nun gar im Drama. Der Held kann Allen um ihn her unverständlich sein, wir aber müssen ihn bis ins tiefste Herz hinein verstehen, weil wir ihm sonst nicht mit Wärme folgen können. Ferner aber: gewiß lassen sich zwei tragische Motive in einem Werke verflechten, aber zwei gleich wuchtige nicht; sonst durchkreuzt, verdeckt, verwirrt das eine das andere und sie kommen beide nicht zur Geltung. Die Tragödie dieses Gewissenkampfs und zugleich die Tragödie der Rivalität — die Bewältigung dieser Aufgabe wäre nur dem Genie möglich gewesen. Und nun ist zudem die Frage offen, ob Sudermann nach seiner ganzen Artung auch nur eines dieser Motive hätte ganz ausschöpfen können; man wird nach Allem, was er bisher geleistet hat, mit Recht daran zweifeln dürfen. Unzweifelhaft aber ist, daß er dies Ziel, wenn überhaupt, dann nur auf seinem Wege hätte erreichen können, mit seiner Technik, und nicht mit der Gerhart Hauptmanns im „Florian Geyer“. Ich sagte schon: kleine Züge, intime Bildchen, keine große, geschlossene Scene, eine stockende, mit Episoden überlastete Handlung, der Monolog, der hier geradezu geboten war, ängstlich vermieden — kurz, äußere Eigentümlichkeiten und Fehler der Hauptmannschen Kunst, nur daß leider ihre Vorzüge nicht in gleichem Maß zu finden sind: geniale Einzelnheiten, die das tiefste Innere blitzartig erleuchten, Wärme des Gemüts, Kraft der Stimmung. Aber ganz fehlt dies Gute auch hier nicht. Einiges ist so schön, daß es auffällt, und so wird der Leser das Bedauern nicht los, nur eben „disjecta membra“ zu erhalten, ein Stück in Stücklein. Dem Zuschauer aber wird Alles gleichgültig: der Mann da oben redet bald für, bald gegen die Liebe, für und gegen den Haß, für und gegen den Galiläer, für und gegen sich selber, handelt immer anders, als er zuletzt geredet hat, und darum wissen wir von vornherein ganz genau: da er zuletzt gegen den Herodes geredet hat, so wird er im entscheidenden Augenblick nicht den Stein gegen ihn schleudern, sondern sich willig von den Trabanten des Tetrarchen gefangen nehmen lassen. So erklärt sich's, daß diese sonst ganz im Stil Sudermanns, also mit raffinierter Technik aufgebaute Scene (Schluß des dritten Akts) nicht wirkt, während im vierten Akt nur die zweite Begegnung Johannis mit Salome interessirt. Es muß unter diesen Umständen über-

raschen — und es ist eine freudige Überraschung — daß der Johannes des Schlußakts so klar und fesselnd ist: der Rivale, der sich begeistert der Größe des Erfüllers beugt und in dieser Größe seinen Trost im Sterben findet. Und auch darin fühlen wir uns an „Florian Geyer“ erinnert, der ebenfalls erst im Schlußakt menschlich klar und ergreifend emporwächst.

Sudermanns Kraft hat nicht gereicht, den Charakter seines Helden auszugestalten, aber die Zeichnung der Nebenfiguren ist ihm ungleich besser gelungen. Man kann getrost sagen: der künstlerische Wert der einzelnen Zeichnung ist um so größer, je geringeren Raum sie einnimmt. Das ist natürlich kein Zufall, sondern deutet auf das Wesen seiner Begabung, dieses seltsam zwiespältige Wesen, in dem es begründet ist, daß der Theatraliker und der Dichter in ihm so oft getrennte Wege gehen; er ist als Theatraliker ein Freskomaler, als Dichter giebt er in der genrebildlichen Miniatur sein Bestes. Darum sind auch die Episoden-Figuren im „Johannes“, um einige zu nennen: Vitellius, der Legat, die drei Höflinge des Herodes, Amasai, der Pharisäer, und die beiden galiläischen Fischer, die dem Täufer zuerst von den Lehren und Thaten Jesu Genaueres berichten, allesamt vorzüglich; drei andere, sämtlich Frauen aus dem Volke (Jael, Mirjam, Mesulameth) sind noch mehr, als dies: meisterhaft gezeichnete Gestalten, wie sie nur einem wirklichen Dichter gelingen können; hier quillt auch das Gemüt Sudermanns so reich, wie sonst nur in seiner „Frau Sorge“, und namentlich die „Mirjam“ ist vielleicht die rührendste Figur, die dem Dramatiker Sudermann gelungen ist. Die komplizierten Charaktere des Herodes und der Herodias scheinen mir zwar nicht ganz auf derselben Höhe des dichterischen Könnens zu stehen, wie diese einfachen Gestalten, aber auch hier ist Geist und psychologischer Scharfblick. Was aber endlich die vielumstrittene „Salome“ betrifft, so möchte ich mich am liebsten über diese Gestalt garnicht äußern, weil ich nicht weiß, wie weit das Bild, das ich von ihr gewonnen habe, dem Dichter, wie weit der großen Schauspielerin, die sie hier verkörpert, zugehört. Da ich die Tragödie zuerst gesehen, dann gelesen habe, so kann sich meine Phantasie die Gestalt des Dichters von jener der Sorma nicht abgelöst denken. Und so weiß ich nicht, dankt sie den dämonischen Zauber, der sie umwittert, dem Dichter oder der Künstlerin?! Und ist diese oder Sudermann dafür anzuklagen, daß diese Salome so kraß modern anmutet, Fin de siècle im Jahr 29 nach Christi Geburt?!

Aber ich meine doch, für dies Letzte muß der Dichter die Verantwortung übernehmen. Denn historischer Sinn ist in dieser historischen Tragödie nicht zu finden. Ich ziele damit nicht etwa auf die vielen Anachronismen, ohne die es vielleicht in einem Werk unserer Tage, das uns nicht antiquarisch anmuten soll, kaum abgehen kann, und ferner glaube ich sogar, daß Sudermann fleißig in den Quellen gelesen hat. Aber diesem durch und durch modernen Manne von nichts weniger als historischer Textur fehlt eben die Fähigkeit, sich in das innere Leben einer begrabenen Zeit zu versenken, und es so weit in seinem eigenen Geist lebendig zu machen, daß uns ein Hauch dieser Zeit aus seinem Werk entgegenweht. Die Tage, da Jesus von Nazareth aus dem Norden Galiläas nach Jerusalem aufbrach, auf daß sich dort sein Geschick und er sein Lebenswerk erfülle — von welchen sozialen Kämpfen waren sie erfüllt? Aus den Evangelien, aus dem Josephus schlägt Einem der heiße Odem dieser Kämpfe entgegen — bei Sudermann erfahren wir nichts davon. Wie merkwürdig stand es um das Judentum, wie seltsam war das römisch-jüdisch-asiatische Treiben in Palästina! Sudermann wählt sich daraus einige kleine Züge, genau so viel, um dem Ganzen Lokal-Kolorit zu geben! Es ist äußerliches Kostüm, wie es die Sprache ist, die mit biblischen Wendungen ausstaffiert ist. Daß er auch dies sehr geschickt gemacht hat, versteht sich bei einem Manne von Sudermanns Sprachgefühl und stilistischer Routine von selbst. Aber auch die Sprache ist, wie alles an diesem Werke, in sich nicht konsequent und organisch.

Am deutlichsten freilich wird dies an der äußeren Struktur des Stücks. Es besteht, nur auf seine Technik hin betrachtet, aus zwei grundverschiedenen Teilen. Die Schlußscenen des zweiten, die Salome-Scenen des vierten Akts, sowie der Schlußakt — das ist der echte Sudermann von „Sodoms Ende“. Alles Andere hat ein Mann geschrieben, der für einige Zeit dem Zwang einer litterarischen Theorie, die sich gegen sein eigentlichstes Können kehrt, unterlag und sie durch Konzessionen zu gewinnen suchte. Mich mutet dieser Teil des „Johannes“ an, als sähe ich einen Mann die Säge an den Ast setzen, der ihn selber trägt.

Es ist nicht der höchste Ast am deutschen Dichterbaum, aber ein starker Ast, wohl wert, daß er fortgrüne. Die Feinde werden ihn nicht absägen; das könnte nur Sudermann selber gelingen.

Sein nächstes Werk wird uns zeigen, wie er sich entschieden hat — für oder gegen sich selber.

Neue Bücher.

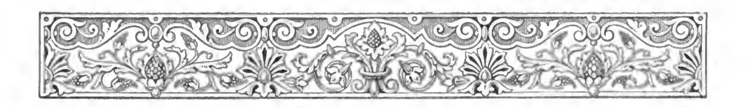
Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Masurin, Konstantin. Die Jugend. Ein Poem. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Berlin. Otto Elsner. 1898.

Söhle, Karl. Musikantengeschichten. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.

Erdmann, Karl Otto. Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Den nächsten Tag verlobte sich Anna-Ada mit Gerhard Förster. Er war nicht gekommen, um die Sache grade an diesem Tage zur Sprache zu bringen, er war nur gekommen, um sie zu sehen, um sich neben ihr wohl zu fühlen, ihr nahe zu sein. Und dann hatte sich Alles so ganz von selbst gemacht: als müsse es so sein, hatten sich ihre Augen und Hände gefunden und dann waren auch die Worte gekommen. Die Worte voll Vertrauen, Zärtlichkeit und Seligkeit.

Ada hatte noch an demselben Tage an Steinach geschrieben, ihn von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt und ihn gebeten, ihr keine Schwierigkeiten zu machen und den Mann, den sie liebe, freundlich aufzunehmen.

Der launenhafte und bei aller Leichtfertigkeit doch gelegentlich tyrannische Mann, der nun vielleicht auch einmal den strengen Vater zu spielen Lust hatte, wollte zuerst durchaus nichts von Förster wissen. Es war ganz seinem Wesen entsprechend, wenn er schließlich doch nachgab. Nachdem er sich ausgetobt, gewarnt, sich geweigert, gebeten, gedroht und Gerhard Förster eine Tugendpastete genannt hatte, die ohne Paprika hinuntergeschlungen werden müßte — gab er nach, spielte den Gütigen, Großherzigen, fiel Förster um den Hals — alles das spielte sich im Malerhause ab — bestellte Wein und ein exquisites Abendbrot und hielt die pompösesten Verlobungstoaste. Zuletzt wurde er sogar sentimental, sang seine schönsten Podiumstücke: „Übern Garten durch die Lüfte“, „Sieh schon fliehet des Winters Nacht“ und „Du bist wie eine Blume“, sang sie mit den Resten seiner Stimme mit einem Schmelz, einer Zartheit und Innigkeit, die zu Thränen rührten, und versprach seiner Tochter, als sie ihm ganz aufgelöst um den Hals fiel, aus freien Stücken eine großartige Ausstattung und ein sehr hohes Nadelgeld.

Schließlich sollte es dem Verlobungsfeste auch an Humor nicht fehlen. Benvenuto Rudloff, der mit den Naturalisten Naturalist, mit den Symbolikern Symboliker, mit den Klassizisten Klassizist, mit den Spekulanten Spekulant war, konnte garnicht umhin, sich zu verloben, wenn es andere thaten. Nachdem er sich einen kleinen Spitz getrunken, machte er My Müller vor Förster und Ada, Anselm Steinach und Marie Karstens einen Heiratsantrag, den er zu seiner Freude angenommen sah und der ihn zu immer neuen pathetischen Betrachtungen und Versicherungen konfusester Art veranlaßte, bis er damit glücklich in bewußten höheren Blödsinn umschlug.

Auf diese Weise bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft schließlich eine beinahe ausgelassene Stimmung; und das war gut, waren doch in der Tiefe der Seelen so widerstrebende Gefühle lebendig, daß sie sich am besten zu einer Oberfläche von Lustigkeit verschmolzen, die außer bei Rudloff und Emmy bei keinem ganz ehrlich war.

Man trennte sich ziemlich spät. Und auch dann beruhigte der Schlaf nicht gleich die Gemüter im Malerhause. Schweigend, halb beglückt, halb verworren in ihren Gefühlen lag Ada im Bett und ließ My schwatzen, bis sie sich müde geredet. Lange schlaflos lag auch Marie Karstens in ihren Kissen, starrte schweratmend auf die Decke, auf die die Lampe ihre Licht- und Schattenkreise warf und dachte ihrem Leben nach.

Es war eine lange Zeit gewesen, da war ihr Herz froh und leicht und stolz, daß es verzichtet hatte und dennoch gefunden, was neben der Kunst und der Freude an allen guten und schönen Dingen der Welt ein Weib glücklich macht: Haushalt, Kinder und den Genossen, der Freude und Sorge um beides mit ihr teilte. Und nun war

alles froh Besessene dahin und statt heiteren Verzichtes erfüllten ihr Herz heiße Wünsche und zerwühlte es die Angst um das Glück dessen, dem sie keines spenden durfte.

Warum war das alles so schwer, so bitter und brennend? Und warum so ganz unmöglich, vernünftige Erwägungen, ruhige Beschlüsse, ernsthafte Vorsätze zu Herren über Sorge und Sehnsucht werden zu lassen? Wenn sie es doch nur hätte glauben können, nur hoffen, daß er sein Glück dort finden werde, wo er es zu finden meinte. Aber sie glaubte es nicht, wenigstens nicht mit Sicherheit.

Und doch sah sie die Sehnsucht in Anna-Adas Wesen, alles Unstete, alles Halbe und Unwahre abzuthun, die Wirkungen ihrer so lange haltlosen Stellung im Leben zu überwinden. Und in einer Stunde, die mitten in ihrem Schmerz sie beglückte, indem sie sie stark und gütig machte fast über Menschliches hinaus, faßte Marie Karstens den Entschluß, dem sie die nächsten Wochen ihres Lebens widmen wollte: dieses junge Mädchen ganz an ihr Herz zu ziehen, ganz ihm Halt und Festigkeit zu geben, es ganz die Ehrlichkeit und die Stetigkeit der Liebe zu lehren. Dann, dann — wenn Gerhard Förster das Glück neben Ada empfunden, das er hoffte, dann war sie es, die — ein wenig, ohne daß er es wußte und ahnte, ihn beglückte — durch die andere hindurch. Der Gedanke gab ihr die Ruhe wieder . . . Und so schlief sie endlich ein. — —

Der Amtsrichter war jetzt ein täglicher Gast im Malerhause. Und es war gut dort sein. Da die Liebe darin ihre Heimat hatte, war es wie ein heiterer Tempel, in dem frohe Menschen gütige Götter mit Festen feiern, in dem alle Pfosten mit Kränzen behängt sind und auf allen Altären duftende Feuer brennen.

Dazu eine holde, nie rastende Thätigkeit. Marie Karstens schien vergessen zu haben, daß sie eine berühmte Malerin war. Bald fuhr sie mit ihren Pensionärinnen über Land und kaufte Leinwand, bald stand sie über einem Riesentische und schnitt Wäsche zu, bald verhandelte sie mit Handwerkern oder drillte die angehenden Hausfrauen in der Küche.

„Das können Sie auch? und das? und all das ist nicht unter Ihrer Würde?“ fragte er einmal in heller Verwunderung.

„Aber haben Sie mich denn unter die Précieuses ridicules gerechnet?“

„Und Sie verstehen das alles nicht nur, Sie halten es nicht bloß nicht für unter Ihrer Würde — Sie thun es sogar gern?“

„Sehr gern.“

„Ich weiß schon nicht mehr, wo den Respekt vor Ihnen hernehmen.“

„Ich will ganz ehrlich sein: wenn ich nichts sein sollte als Hausfrau, so würde ich unglücklich sein, aber da ich es auch sein darf, macht es mich froh. Und da ja nun bald eine Zeit kommen wird, wo ich es nicht mehr bin und mein Scepter hier abgeben muß, ist's mir lieb, es noch einmal recht gründlich sein zu können und den beiden jungen Haushalten eine gewisse Vorleistung angedeihen lassen zu können. Übrigens ist Mo Müller ein Wirtschaftsgenie und Ada hat wenigstens sehr guten Willen oder will doch guten Willen haben, und das ist immer schon etwas.“

„Sie opfern sich für uns alle auf.“

„O nein, das nicht, es macht mir Freude.“

„Finden Sie nicht, daß Ada rührend ist in ihrem Bestreben, mir alles zu Liebe zu thun und sich in mich zu schicken?“

„Wenn man jemand lieb hat, ist das wohl nicht schwer. Und kommen Sie ihr nicht ebenso weit entgegen? Geben Sie ihr nicht dafür um so besseres, wo sie Ihnen zu Liebe etwas aufgiebt? Sie sind ja ein viel zu nobler Mensch, um Ansprüche erheben, irgend ein Opfer, ein Entgegenkommen annehmen zu können, für das Sie nicht Vergeltung gäben. So! und jetzt werd' ich Sie gleich mal mißbrauchen. Halten Sie mal hier die Leinwand fest.“

„Gern. Aber warum schneiden Sie das so behutsam?“

„Ich schneide es fadengrade. Eine Musterhausfrau zieht vorher einen Faden heraus, aber unsereins hat das Lineal in den Augen und kann das ohne solche Umstände.“

„Warum macht Ada das nicht?“

„Warum? Ja — dafür hat sie nicht den Sinn.“ —

Und doch war Anna-Ada, wenn sie auch die Zumutung, Wäsche zuzuschneiden, mit lächelnder Verwunderung zurückgewiesen hatte, wirklich rührend in ihrem Bemühen, hauswirtschaftlich solide, brav und selbstlos zu sein — die Tochter einer Walküre und eines fahrenden Sängers, wie sie doch nun einmal war. Es war wie ein Sieg aller guten Geister in ihrer Seele. Und das machte sie anschmiegsam, dankbar, machte sie wirklich offener und wahrer. Sie hielt nicht

mehr so hinter dem Berge mit ihrem Verstande, und sie verbreitete ihn über Dinge, die ihr bisher fern gelegen und für die sie Interesse faßte, weil sie Gerhard Förster nahe lagen.

Wenn sie mit ihm durch die Felder ging, wo Sense, Pflug und Egge walteten und er von seinem Berufe, vom Wesen des Rechtes, von seiner Entwickelung, seinen Aufgaben, seinen Zielen sprach, die großen und weiten Auffassungen, die er hatte, vor ihr enthüllend, wenn er ihr, deren Verstand immer genötigt gewesen, sich in engem Horizonte zu bewegen und zur List und Verstellung herabzusteigen, von Künsten und Wissenschaften sprach; ihr, die so das Kehricht der Menschheit kennen gelernt, von tüchtigen großen, selbstlosen Menschen und ihrem Wirken erzählte, wie ergriffen, wie erhaben, wie beglückt war sie dann, und wie sehr liebte sie ihn.

Und wie liebte er sie, täglich mehr und mehr. Die Liebe ist Dichterin und Idealistin, Künstlerin und Schöpferin, sie macht schöner, besser und wahrer, wie Frühlingssonne treibt sie frohe Knospen des Guten und bringt sie zum Blühen. Alles, was sich jemals als leiser Zweifel in ihm geregt, wurde in seiner Seele heitres Vertrauen, wo er Rätsel lösen zu müssen gefürchtet, sah er nur noch holde Gewißheit. Und wenn er annahm, daß sich hier vielleicht immerhin eine gewisse Wandlung vollzogen habe, wie hätte es ihn nicht beglücken müssen, zu denken, daß sein Einfluß sie hervorgebracht!

Nicht immer indeß waren sie eines Sinnes. Gerhard Förster liebte das Schöne und Gediegene in einem Haushalte — Adas Wünsche aber gingen ganz auf das Luxuriöse und Launenhafte. Seit sie zudem wußte, daß sie sich als Tochter eines sehr wohlhabenden Mannes betrachten durfte, meinte sie rückhaltlos jedem Wunsche Rechnung tragen zu können. Vergeblich bemühten sich Emmy und Marie Karstens, ihren Sinn mehr auf das Solide zu richten — sie entfaltete eine Beharrlichkeit, ihre Wäsche auf das eleganteste herrichten zu lassen, gebrechliches und närrisches Mobiliar zu kaufen und halb phantastische Kostüme zu bestellen, der nicht zu widerstehen war. Da sie sich nun sonst herzlich und bescheiden erwies, sah man ihr hierin nach. Es giebt nur wenige Menschen, die sich aus den Niederungen des Lebens auf eine gewisse Höhe erhoben sehen und nicht eine leise Schwenkung ins Parvenumäßige durchmachen, sagte sich Marie. Gute Art findet sich schließlich zurecht. — —

So verging die Brautzeit rasch genug. Ein Schwimmen in einem Meere von Glück und Vertrauen, Hoffnung und wachsendem Selbstgefühl, auf dessen Wogen sich Blumen, Verse und Melodien schaukelten.

Vielleicht niemand, der in dieser Zeit stärker lebte als Marie Karstens. Sich aufreibend in praktischen Sorgen aller Art, fand sie doch noch Zeit, ein größeres Bild zu vollenden: Anna-Ada als Blumenmädchen des Pausias, in dem hellen Kleide mitten unter Blumen und Blüten, in dem Gerhard Förster sie zuerst gesehen, ein Gemälde, das ein Gedicht war in jeder Beziehung: in der Zartheit der Farben, in der Beleuchtung, im Ausdruck der Figur. Poesie auch in der Auffassung des Charakters des Originals, das es darstellte, wie das Original sich selber, wie der Mann es dichtete, der es liebte. Und niemand, der diesem Bilde etwas ansah von den heißen Kämpfen, die diese Dichtung der Künstlerin kostete, von dem ewig neu erwachenden Mißtrauen gegen das glänzende Geschöpf, das sie verklärte, einem Mißtrauen, das Marie, mißtrauisch gegen sich selber, Neid oder Eifersucht schalt, sobald es sich regte.

Förster dankte ihr sehr bewegt, als sie ihm das Bild kurz vor der Trauung, die noch im Oktober stattfand, überreichte.

Es war übrigens eine ganz kleine Hochzeit, und die Brautleute unternahmen keine Reise hinterher. Es hatte sich geschickt, daß die Dame, bei der der Amtsrichter von Anfang an gewohnt, ihnen die ganze Villa vermietete, da sie zu einer ihrer Töchter zog, und so war es dasselbe Haus, dessen Bau und Lage ihn von Anfang an entzückt hatte, unter dessen Dach er die Geliebte führen durfte. Dasselbe und doch ein ganz anderes: denn ihm dünkte es nun ein Tempel, an dessen Schwelle Engel Wache hielten und in dessen Räumen unsichtbar und doch lieb und traulich ein Heiliges mit ihnen wohnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Etwas seitab von den älteren Gebäuden stand die neue Fabrik, die auf ihrer Stirnseite in Riesenbuchstaben die Firma „Stollwerk und Steinach, Porzellanmanufaktur“ trug, und aus deren niedrigen breiten Schornsteinen rote Flammen aufstiegen und dicke Rauchmassen quollen, ein mächtiges Bauwerk mit zahllosen Fenstern, Treppen, Verschlägen, Thüren und Einfahrten.

Aber auch die Villa, die sich ehedem in so

stolz-bescheidener Zurückhaltung unter die Nußbäume geduckt hatte, war nicht mehr die alte. Sie hatte sich in das Rokokoschlößchen verwandelt, das einst Adas Beifall gefunden, und stand mit ihren geschweiften Fenstern, ihren bauchigen Balkonen, ihren vergoldeten Blumengewinden, ihren wunderlichen Erkern und verschnörkelten Türmchen elegant und kokett wie eine Hofdame der Pompadour in dem verschneiten Garten, in dem nur ein Kieferngebüsch und ein paar Buxbaumrabatten ihr Grün aus besseren Tagen gerettet hatten.

Drinnen war es sehr behaglich. In dem Flur des unteren Stockwerks, das der ursprüngliche Besitzer weiter bewohnte, stand ein Metallofen, der das ganze Treppenhaus wohlig durchwärmte. Eine teppichgeschmückte breite Treppe führte in malerischer Windung nach oben, wo der ehemalige Sänger seine Zimmer hatte. An vergoldeten Geländern, schönen Vorhängen, Bildwerken und Teppichen war nirgends Mangel.

Das Kontor war in einem der älteren Gebände untergebracht. Einige junge Leute mit Mienen voll welterobernder Anmaßung, die entweder in ihrem Bartschnitt oder ihren Manschettenknöpfen oder ihren Krokodilhaut-Cigarrentaschen wurzelte, saßen dort vor ihren Pulten, trugen Zahlen ein, gähnten, machten schlechte Witze, lachten und verfaßten Geschäftsbriefe. In einem der alten Schuppen wurde das von der commission chimique in Limoges begutachtete Prima-Kaolin: 46,1 Kieselerde, 40,3 Thonerde, 13,6 Wasser, in großen Bottichen geschlemmt. Das regste Leben aber herrschte in den weiten Sälen der Fabrik. Eine Masse Arbeiter, in die weiße Livree ihrer Hantierung gekleidet, saßen auf Schemeln und formten aus den brotartigen Klumpen, die vor ihnen lagen, allerhand Gefäße, die in einem andern Raume noch zierlicher reliefartig ausgearbeitet, mit Henkeln oder Füßchen versehen und glasiert wurden. In einem dritten Saale saßen die Maler, die ihre Farben in den unscheinbaren schmutzigen Tönen auftrugen, die erst beim Brennen Helligkeit und Leuchtkraft erhalten. Der Brandofen, nach der neuesten Konstruktion aufgebaut, war ein häßlicher, plumper, großer Moloch, in dessen Rachen alle diese wunderbaren und kunstreichen Produkte geschoben wurden, wo er sie, gezähmt und berufsfreudig wie moderne Moloche zu sein gewöhnt sind, in einer Hitze von zweihundert Grad und mehr ausglühte, ausbrannte, ausbrütete sozusagen, bis er sie in vollendeter glänzender Herrlichkeit wieder von sich spie.

Es waren junge und alte Männer, Frauen und Kinder hier beschäftigt, Männer mit großen buschigen Bärten, flotte junge Menschen, die sich ganz als Künstler fühlten, ein paar verblühte und halbverblühte Mädchen, deren Geschwisterschar der dürftige Beamtengehalt des Vaters nicht erhalten konnte und die hier ihre Kunst- und Liebesträume begruben, die Blumen darüberstreuend, mit denen sie Teller und Schüsseln bedeckten. Unter den Kindern, die eigentlich keine richtigen Kinder, sondern zurückgebliebene Halbwüchsige waren, ein paar Knaben, die, ohne Ahnung von dem großen Talent, das in ihnen wohnte, still und träumerisch, mit unfehlbarer Sicherheit ohne jede Verzeichnung die Stücke, die sie in der Linken hielten, mit den wundervollsten Ranken verzierten. Viel gestrandetes, heraufgequältes und unterdrücktes Talent in diesem Saale.

Es wurde nur bessere, feinere Ware hergestellt; nichts von diesen plumpen Krügen und Becken, die der Handwerker auf seinen ungedeckten Tisch stellt, von diesen ungeschickten klobigen Restaurationstassen, die den Verschmachtenden mit ihrer Dickwandigkeit über das Quantum des Inhaltes täuschen, nichts von diesen Krankenhausspeisenäpfen, Eimern und Schüsseln, wie sie das gemeine Bedürfnis des Tages mit zögernden Groschen auf dem Jahrmarkt kauft oder den billigen und grellen Prachtstücken für bäuerliche Kommoden und Gewürzkrämer-Glasschränke. Die Firma Stollwerk-Steinach fabrizierte nur vornehme Ware für die oberen Zehn- bis Zwanzigtausend der Sterblichen. Da sah man Tafel-, Kaffee- und Theeservice in Rokoko-, persischem, maurischem und modernem, amerikanischem Geschmack, Waschservice, Wandteller und Vasen in Delfter-Manier, Brotkörbe in Reliefausführung mit schmalen goldenen Streifen montiert, Platten mit roten Mohnblumen unregelmäßig überstreut, Blumenbehälter in Saucierenform mit Füßchen, halb bauchig, halb eckig, reichlich mit Schnörkeln und Guirlanden verziert, Vasen in japanischer Manier, auf deren weiten Flächen blaue und goldglänzende Vögel und Drachen unter phantastischem Laubwerk durcheinander flatterten und krochen.

Zum Leiter dieser Abteilung war unter dem Titel eines artistischen Direktors Bernhard Rudloff ernannt, und es war wunderbar, wie dieser Mann hier am Platze war. Mit unnachahmlichem Geschick stellte er die reizendsten Muster zusammen,

stahl, komponierte, entwarf er Motive, preßte er Vorlagen für Blumenmuster aus Marie Karstens' Mappen und tönte er mit liebenswürdigem Geschmack die Farben ab, die er seinen Skizzen zugrunde legte.

Das Brennen besorgten kundige Leute, die man von auswärts hatte kommen lassen; ein Stamm von billigen Arbeiterinnen besorgte das Verpacken, und täglich sah man die schweren Rollwagen mit Kisten nach der Bahn fahren, von wo die kostbare Ware weiterbefördert wurde. Die Krone der ganzen subtilen Fabrikation und die pièces de résistance im Handel aber waren die wundervollen Vasen, die Monsieur Richard Bonhomme mit seinen zarten plastischen Malereien in pâte sur pâte schmückte, Sachen von einer solchen Grazie der Lineamente und der Färbung, daß einem das Herz dabei lachte. Bernhard Rudloff, in seinem Fache Meister, verschmähte es nicht, hier zugleich Schüler zu sein.

Wenn es den Besitzern der Firma trotz ihrer bisherigen Unkenntnis in der Herstellung und dem Vertrieb ihrer Artikel gelang, sich schnell auf dem Weltmarkt zu befestigen und ihren Sachen einen bedeutenden Absatz zu verschaffen, so lag das daran, daß eine intelligente und doch bescheidene Landbevölkerung ihnen billige Arbeitskräfte lieferte, daß sie das Material als Mergel zu einem Preise gekauft, der eigentlich überhaupt keiner war, und daß beide von früher her Verbindungen mit aller Herren Länder hatten, die sie trefflich auszunützen verstanden.

Stollwerks Entdeckung des Charakters seiner Thongruben glich der Urbarmachung eines außerordentlich fruchtbaren jungfräulichen Landes, auf dem betriebsame Kolonisten die Segnungen noch unkapitalisierter Bodenrente zusammenraffen.

„Da sehn Sie mal," sagte Steinach eines Tages prahlerisch zu seinem Kompagnon, während sie die großartigen Überschüsse berechneten, die ihnen das Geschäft abwarf, „was die ganze Nationalökonomie noch in den Windeln liegt. Alles miteinander, was sie Grundrente zu nennen pflegen, ist Arbeitsprodukt und Kapitalanlage: es giebt seit Jahrhunderten in ganz Deutschland keinen Fußbreit Land, für den nicht irgend einmal Kapital gezahlt worden wäre; was der Boden also trägt, ist Summe von Kapitalertrag und Arbeit. Grundrente ist eigentlich immer eine Art Stamm-Priorität auf die Eingeweide de Madame la Terre. Aber diese Kerls machen nichts wie Konfusionen und nennen das ihre Wissenschaft."

Stollwerk strich sich gedankenvoll den Schnurrbart und sagte: „Nicht immer ist es so. Haben Sie nichts von diesen Berliner Millionenbauern gehört, die ihre bischen Liegenschaften zu horrenden Preisen an die Bankommissionen verkauften? Wie wollten Sie das anders nennen als Grundrente? Das ist Grundrente so sehr wie nur eine."

„Verkehrsrente, Teuerster, Verkehrsrente sollte man das nennen! Blech, alles Blech! diese Nationalökonomen graue Theoretiker von oben bis unten. Worte ihre Bücher, mit denen sie erst buchstabieren lernen!" rief Steinach dreist, fuhr mit den Fingern in der Luft umher, büschelte sich das Haar über den Schläfen auf und lachte. „Unsere Mergelgrube — das ist ein Grund, der Rente trägt. Es lebe die wahre Grundrente!"

Er kam sich furchtbar gut vor als genialer Geschäftsmann, fast so gut wie sein Socius, dessen innere Größe für sein Bewußtsein mit jeden tausend Mark um das zehnfache wuchs. Aber während Steinach pfiff und trillerte, kostbare Bronzen und persische Teppiche kaufte, überall die Cour machte, jede Woche einmal nach Berlin fuhr, um sich dort zu amüsieren und wie eine ins Laufen geratene Quecksilberkugel hin und her rollte, trug Stollwerk das Bewußtsein seiner Größe mit Ernst und Zurückhaltung, und nur seine kostbaren Pferde und Hunde und das eigentümliche Lächeln, das er hatte, wenn er sich mit ihnen beschäftigte, waren der Ausdruck seines erhöhten Selbstgefühls und seines Behagens.

Dieser Mann litt dennoch, er litt ungeheuer. Ein Weib hatte gewagt, ihn auszuschlagen! mehr noch: sie hatte gewagt, in dem Augenblicke, in dem er überwältigt den ganzen Reiz empfunden, den ihr Wesen auszuüben im Stande war, ihm ins Gesicht zu schlagen. „Ich hasse Sie." Sie haßte ihn nicht, es war nicht wahr, sie zitterte vor ihm, wie seiner Meinung nach das Weib vor dem Mann zittern sollte, sie trotzte ihm — aber sie haßte ihn nicht. Und weil es nicht so war, so mußte eines Tages die Stunde kommen, wo er Vergeltung finden würde für die Schmach, die sie ihm angethan. Wie das möglich sein würde, wann dieser Tag kommen werde — das wußte er nicht, aber er glaubte an ihn, mit dem Fatalismus eines Fakirs.

Und in diesem Glauben, in diesem brennenden Verlangen nach Genugthuung und in dieser Laune, die gerade die Art Weib bevorzugte, die Anna-

Ada war, die Art, in der sich verschlagener Verstand mit Anmut, Schwäche mit Keckheit, Kälte mit Leidenschaft verschmelzen, liebte und begehrte er sie mit der ganzen Gewalt seiner brutalen und schrankenlosen Wünsche. Liebte er sie und litt er doch in der Ungeduld des Wartens . .

Was galt ihm alles dieses Geld, das er einheimste, wenn es ihm diese Wartezeit nicht abkürzte. Er haßte es manchmal; wie eben den, dem unter den Händen alles zu Geld, alles zum Kaufsobjekt wird, das wahnsinnigste Ohnmachtsgefühl peinigen mag, das den Geldmächtigen überkommen kann: nur kaufen zu können, womit er einen Abgrund in seiner Seele zudeckt, nicht das, das ihn ausfüllt.

„Der Mann krankt an unglücklicher Liebe," sagte Steinach zu sich selber. „Der Mann ist ein Narr, doppelt ein Narr, weil er ein ungeschickter Narr war. Sich einen Korb holen!" So etwas hätte ihm passieren sollen!

Mit alledem wurde der doppelte Junggesellenhaushalt immer langweiliger, immer öder, immer unerträglicher. Und Anselm Steinach beschloß, sich etwas anderes zu holen als sein Kompagnon — nämlich eine Zusage.

Ihm war aus den Tagen seiner Opern-Agentur her die Photographie und das Andenken einer Künstlerin verblieben, die zu seinen exquisitesten Besitztümern zählten: eine richtige Brünhildengestalt — er hatte immer eine Vorliebe für große Formen gehabt — mit vollen Wangen, großen dunkeln Augen und starken Brauen darüber, Adlernase, herrlichen roten Lippen und etwas großen, aber schöngeformten Händen: und mit einer dieser Stimmen, die wie eine Säule aus dem Munde zu brechen scheinen, die wie ein Gewitter hinbrausen und weder Grenzen der Höhe und Tiefe noch der Ermüdung zu kennen scheinen. So was Vollwichtiges als ganz Zärtlichkeit gedacht, das liebte er. Seine Phantasie wühlte sich darein, er hörte ihren Walkürentritt durch die Zimmer, spürte etwas von rauschenden Seidenkleidern auf der Treppe, von Ylang-Ylang-Geruch zwischen Divanen und Vorhängen und von Befehlen an die Dienerschaft, die wie der Schlachtruf einer Amazonenkönigin klangen. Dann träumte er von den Mahlzeiten, bei denen er nippte und naschte, während das mit einer Pastete, einem Kapaun, einer Mehlspeise und zwei Flaschen Wein fertig wurde wie ein arabischer Gelehrter mit einer dunkeln Stelle im Koran: spielend, und von den Schäferstunden, in denen sie ihn umarmte, wie ein zärtlicher, durchsonnter Ocean einen seligen Schwimmer.

Aber — auch er wartete. Je ungeduldiger dieser nervöse Aventurier wurde, desto herzhafter zwang er sich zu warten. Es war doch ganz selbstverständlich, daß etwas so Pompöses auf den Umsatz von ein paar Dutzend Kaffeetassen hin nicht zu erobern war. Er wartete also bis in den Januar, und als es da schien, als sollte der plötzliche Aufschwung des Geschäftes alle Millionenträume, die die Mergelgrube umwittert hatten, Wahrheit werden lassen, verschaffte er sich eine notarielle Bescheinigung seiner Vermögensverhältnisse und fuhr nach Berlin, wo die große Cornelia Corroni an der Königlichen Oper angestellt war, dieselbe Corroni, die einstmals die Mannesleidenschaft des Königlichen Zeichnenlehrers bedeutet hatte, als er noch Königlicher Zeichnenlehrer gewesen. Fuhr hin in einem schwelgenden Vorgefühl von der Sicherheit eines Glückes, auf das er rechnen konnte in dieser eigentümlichen Logik der Thatsachen, die es völlig ausgeschlossen scheinen läßt, daß z. B. die Gesellschafter einer Firma sich beide in einem Jahre Ablehnungen holen könnten, und in einer Art befriedigter Rache Ada gegenüber, die es gewagt hatte, dem Manne einen Korb zu geben, dem er sie bestimmt hatte.

Und er kam nach fünf Tagen wieder: strahlend vor Glück, an der Seite einer prachtvollen Braut, (hinter deren „Corroni" sich natürlich entweder ein „Kohl" oder ein „Koch" versteckte, was aber nicht festzustellen war), die in einem starren gelbseidenen Kleide, das ihr durchaus etwas von einer wandelnden Trompete gab, mit Stollwerk und Steinach ein Verlobungsdiner einnahm, das den kühnsten Träumen des Bräutigams von ihrer Leistungsfähigkeit Kapaunen und Pasteten gegenüber entsprach, die, während der Ylang-Ylang-Geruch sie wie eine Wolke umstarrte, „mein teurer Anselm" sagte, daß die Nizza-Rosen auf dem Tische in ein Zittern gerieten, und über deren Alter einem Vermutungen offen blieben, die sich in einem Spielraum von vierundzwanzig und vierundvierzig bewegen durften. Steinach nannte das Ganze „sein süßes Mädchen."

Nachdem man noch den Kaffee aus phantastischen kleinen Täßchen getrunken hatte, die aussahen, wie halberblühte Lotosblumen, wobei das Brautpaar wechselweise einige jener Theateranekdötchen zum Besten gab, die eine Cornelia Corroni nicht mehr erröten machen, erhob sich



Arved Stollwerk, machte sein Kompliment und ließ das süße Mädchen und ihren Galan allein.

„Gräßlich," murmelte er, da er kaum die Thür geschlossen, „ein solches Trampeltier." Und vor seinen Augen flirrte ein andres Bild: zarte schmiegsame Formen, auf zierlichem Nacken ein zierlicher Kopf mit goldblondem Haar, ein Dosengesichtchen, auf dem schelmisches Lächeln, Leidenschaft, holdes Schmachten und blitzender Zorn wechselten. Das haben können, das!

Er klingelte, bestellte den Schlitten in einer Viertelstunde, warf sich auf die Chaiselongue, wo er sich das Rückenkissen mit dem helmgekrönten Wappen der Sperber von Sperbersheim unter den Kopf schob und griff nach ein paar Romanbänden, die ihm der Buchhändler geschickt hatte, blätterte, warf sie wieder hin und starrte auf die Decke. Als er ein Geklingel im Hofe hörte, dehnte er sich und ging hinaus.

Ein paar Minuten später sauste es prachtvoll über die schneebedeckte Chaussee dahin. Er hatte den Einfall gehabt, sich eine Troika aus Rußland kommen zu lassen, ein elegant gebautes Ding mit drei kleinen schwarzen Pferden bespannt, die wundervoll ausgriffen. Ein Eisbärfell über den Knien, lehnte er mit der Miene eines Fürsten in dem Gefährt, die glänzenden Mähnen der Tiere flatterten in der Sonne, unter ihren Hufen flog der Schnee zur Rechten und zur Linken, und der Klang ihrer Silberglöckchen tönte hell durch die Luft. Scheu und verwundert wichen die Dorfleute und Kleinstädter aus und starrten dem glänzenden niegesehenen Schauspiel nach, das an ihnen vorübersauste, in der verblüfften Hochachtung vor allem Fremdländischen, die den Deutschen eigen ist, vor der finstern Miene des Mannes, die zu der Pracht dieses Schauspiels in einem so starken Gegensatz stand, und vor dem Reichtum, der gehaßt, verleumdet, bedroht, dennoch immer angebetet wird, heut als Erfolg, morgen als Verdienst, übermorgen als Geschenk gnädiger Götter, immer aber als Macht zu geben, zu nehmen und zu herrschen.

Sechzehntes Kapitel.

Ada Förster lag auf ihrem Divan, den ein wunderschönes zartfarbiges Gewebe deckte, rauchte eine Cigarette und las Maupassant. Sie sah blaß aus und war ein wenig abgemagert. Auf einem Tischchen neben ihr stand eine Tasse sehr starker, schwarzer Kaffee, aus der sie dann und wann einen Schluck nahm.

Ein Stück weiterhin stand unter anderem, regellos verstreutem und äußerst unsinnigem Mobiliar ein leiterartiger Ständer, auf dem allerhand wunderlicher, eleganter kleiner Plunder untergebracht war: Briefbeschwerer in Form von bronzenen Krokodilen, Leuchter, kleine Vasen, gegossene und buntbemalte Tiere und Tiergruppen, Räucherapparate, Statuetten, Notizbücher, Bilder in bizarren Rahmen und dergleichen mehr. Ein Strahl der Januarsonne, der sich durch die leise auseinandergeschobenen Spitzen- und Seidenbrokatvorhänge drängte, tändelte an diesen Tändeleien blinkend auf und ab und kletterte dann an der rosenübersäten Tapete hinauf und an den bronzierten, bestickten und bemalten Narrheiten herum, die dort hingen oder schwebten.

Neben der Nippes-Leiter, die mit blauem Plüsch überzogen und mit Messingknöpfen verziert war, stand Förster und sah zerstreut darüber hin.

„Warum blieb My denn nur so kurze Zeit?" fragte er.

„Ich habe mich mit ihr gezankt. Sie ist so langweilig, seit sie verheiratet ist! Eine Frau von sechs Wochen, die von nichts als Kuchenbäckerei, Kinderschürzen und Dienstboten redet."

„Der Übereifer wird sich legen. Er hat sich bei Dir auch gelegt, und gerade daß Du ihn hattest, sollte ihn Dir bei Frau Rudloff doch entschuldbar erscheinen lassen."

Ada sah auf die Decke und schwieg. Wahrhaftig, beinahe ein Vierteljahr lang hatte sie immerfort abgestäubt, gebürstet, gekocht und gebacken in einem so „gräßlichen, verrückten Pflichteifer", wie sie jetzt dachte, hatte keine Cigarette geraucht — beinahe keine — rührend wenig Bonbons genascht und keine kleinen Liköre genippt. Abends hatte sie sich dann aufgeputzt und war mit Gerd in eine dieser Juristen-, Pastoren- oder Philologen-Gesellschaften gegangen, auf die sie sich so gefreut hatte, wo man so solide und so ernsthaft-heiter und so gebildet war und so — „grenzenlos ledern und prätenziös", wie sie jetzt dachte, „so unelegant und schwerfällig", und die Männer und Frauen so auseinanderfallend, die einen in ihren Beruf und ihre Politik, die andern in ihre Häkelmuster und Kinderangelegenheiten. Und wenn sie dann nach Hause gegangen waren und sie ihre kleinen witzigen Spötteleien über diese Leute losgelassen hatte, war Gerhard noch für sie eingetreten und hatte von ihrer Tüchtigkeit und verzeihlichen kleinen Schwächen gesprochen. Gräßlich. Dann diese Ärgernisse mit dem Dienst-

mädchen und der Aufwartefrau! Alle Tage zerbrochenes Geschirr, dreiste Antworten und Nachlässigkeiten an allen Ecken und Enden. Und das Ganze nannte sich dann Lebensglück.

Der Amtsrichter, der sie verstohlen betrachtete, sagte endlich: „Was denkst Du, Schatz?"

„Ich? denken? Wir Frauen sollen ja nicht denken."

„Wer sagt das? Ich doch am allerletzten. — Also was dachtest Du, Schatz?" fragte er näherkommend. „Nun?" Und er ergriff zärtlich ihre Hand.

„Ich dachte über diese Geschichte hier nach."

„Ich wollte, es wäre etwas Besseres gewesen."

„Es giebt gar nichts Besseres." Und sie nahm das Buch wieder auf.

„Du sagtest doch selbst, das Zeug sei gemein und oft geradezu abstoßend frivol — warum liest Du es denn?"

Sie lächelte, schlug die Seite um, blies ein paar Ringe in die Luft und sagte:

„Weil es so spaßig erzählt ist, so riesig geschickt, so raffiniert einfach. Und dann auch — weil es den Eindruck macht, wahr zu sein, gerade so wie es ist. Französisch wahr. Hier ist man Gott Lob ganz anders — ich denke wenigstens — in Neuhaus sogar — zu anders."

„Warum liest Du denn nichts Deutsch-Wahres?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht weil es nichts Deutsch-Wahres giebt."

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

„Nicht wahr, Gerd? — Willst Du mir mal die Vorhänge ein bischen mehr auseinanderziehen? Ja, Schatz? Danke schön."

„Meinst Du denn nicht, daß unsere deutsche Litteratur unserem deutschen Wesen entspricht?"

„Hm — weißt Du — ich — vielleicht ist es so: den deutschen Poeten entspricht sie schon, aber nicht dem deutschen Leben. Das ist so grauenhaft hausbacken, und die Poeten bleiben hier immer das Mädchen aus der Fremde; das Publikum riecht zwar an ihren Blumen und beißt in ihre Früchte, aber dann geht es hin und ist hausbacken wie zuvor. Die Franzosen und ihre Dichter stehen sich näher, denk' ich."

„Kann sein, mein Klugchen. Und doch — wenn ich Dich einmal so recht, recht bäte: lies das Zeug nicht mehr — willst Du's dann nicht thun?"

„Warum willst Du mich bitten? Denkst Du, das ist mir gefährlich?

„Ja."

„Recht nett."

„Ich meine ja nicht, daß ich Dir zutraute, das könne Einfluß auf Dein Leben, Dein Thun und Lassen gewinnen — behüte Gott! Ich weiß, daß Du mein kleines braves, gutes Schatzel bist, aber allein die Vorstellungen dieser Art, das vergiftet, das zersetzt irgend etwas, beschmutzt, verdirbt den Geschmack am Reinen, Ganzen —"

Sie hielt ihm den Band hin. „Du bist langweilig, Gerhard."

„Wenn Du mir den Band nicht gern giebst —"

„Aber mit Vergnügen. — Ich hab' noch mehr." Und sie brach in helles Lachen aus.

Gekränkt wandte er sich ab. „Hier hast Du meinen Bücherschrankschlüssel — nimm die andern Bände auch heraus," sagte sie.

„Du hast Dir sämtliche Werke dieses Virtuosen kommen lassen?"

„Warum nicht?"

„Hm. Warum nimmst Du nicht manchmal etwas Ernsthaftes vor?

„Zum Beispiel?"

Er wußte nicht gleich, was sagen.

„Deine Malerei zum Beispiel."

„Als ob ich das viele Krummsitzen oder Stehen vertrüge."

„Du hast soviel Talent."

„Ja, 's ist schade drum. — Hast Du mal die Klexereien von der Susi von Apothekers gesehen? Einzig, hocheinzig."

„Du hast gut lachen."

„Ihre Blumen haben so etwas von selbstgebackenem Kuchen und ihre Landschaften von selbstgeschneiderten Kleidern. Selbst ist der Mann, sagt das Sprichwort, die ganze Gesellschaft — Apothekers mein' ich — denkt: Selbst ist die Talentlosigkeit. — Cigarettenschachtel, Gerd, bitte, bitte!"

„Du sollst nicht soviel rauchen."

„Soll nicht? Ach!! — Das sind die neuen, die Papa aus Wien kommen ließ."

„Viel zu schweres Zeug. Und dann — ich seh' es so ungern."

„Ungern, was mir so gut steht, wie Du selber gesagt hast?"

„Was stände Dir nicht."

„Und ein Aroma — wie — wie —"

Er beugte sich über die Kiste und schüttelte den Kopf: „Wie eine Pariser Ehebruchsgeschichte."

„Schrecklich! Reden wir doch von was anderem, Schatzel. Denk mal, Gerd, Direktors

haben sich den Salon frisch tapezieren lassen, dunkelbraun mit goldnen Regenwürmern drauf, wenigstens sieht's so aus, jetzt, wo die neuen Muster alle hell sind; nächsten Sonntag haben sie 'ne Kalbskeule und zu Ostern lassen sie das eine Mädchen gehen, das Stubenmädchen. Ja! Die Gerichtsrätin Taubner hatte einen Damenkaffee, da hat sie die verwitwete Hauptmann von Dziedzirski eingeladen oder wie sie heißt, und die kam neben die Frau Bergmeier zu sitzen — Bergmeiers, die am Markt das Delikateßgeschäft haben, denk Dir bloß, da hat sie sich so geärgert, daß sie den Bergmeiers die Kundschaft entzogen hat. Neben ihrer Apfelsinenlieferantin gesessen! Zum Totlachen. Beim Kaffee aber hat sie gethan, als ob sie sie nicht kennt und sie immer Frau von Bergmann genannt. Beinah so wie der Herzog den Scharfrichter von Bergen zum Ritter schlug, weil er mit seiner Frau getanzt hatte."

„Warum erzählst Du mir das?"

„Wir können auch wieder von Maupassant sprechen."

„Schatzel, Du bist unfroh," sagte er, sich neben sie setzend und seinen Arm um sie schlingend, indem er sie mit heißen, traurigen Augen ansah.

„Kauf' mir 'n Reitpferd."

„Nein."

„Dann nicht, dann 'nen Viererzug: Rappen und Falben übers Kreuz, rotes Lederzeug."

„Nein."

„Dann nimm ein halbes Jahr Urlaub und gehe mit mir nach Kairo. Das Geld schlag' ich schon aus Papa heraus."

„Was nur in Dich gefahren ist!"

„Dann laß Dich wenigstens nach Berlin versetzen."

„Erstens kann ich das nicht ohne weiteres, und zweitens ist es im Sommer so paradiesisch schön hier und ich fühle mich so wohl hier —"

„Dann auch nicht."

„Ada — ich weiß, was Dir fehlt."

„Nämlich, Gerd?"

Er beugte sich ganz dicht über sie und flüsterte:

„Etwas, für das Du sorgen und schaffen könntest und das Du ganz, ganz lieb hättest, lieber als den Mann, der Dir — langweilig ist."

„Du irrst Dich," sagte sie ruhig. „Ach, irrst Du Dich!"

„Aber Du würdest es doch sehr lieb haben?"

„Ich hab' ja Bobby. Wart mal, laß mich mal heraus, ich muß Dir mal zeigen, was ich ihm Neues beigebracht hab'."

Sie eilte an die Thür und pfiff, bis ein stämmiger Fox-Terrier hereinkam, ganz weiß, mit nur einem schwarzen Ohr und gestutztem Schwanz. Dann nahm sie die blaue Plüschleiter, ließ sämtliche Nippes übereinander auf ein Fell auf die Erde gleiten und stellte sie mitten in die Stube.

„Hinauf Bobby, allons, schön hinauf!"

Das Tier kletterte hinauf und blieb dann oben stehen, wie eine Zirkusziege. Dann nahm sie einen Reifen aus dem Winkel: „Aufgepaßt, Bobby, eins, zwei — drei!" und der Terrier flog hindurch.

„Ich dächte, Du eröffnetest einen Zirkus."

„Na, nicht wahr, das könnt' ich? Tiere abrichten ist zu reizend. In Liegnitz hab' ich mal so geliebte kleine Schweindl gesehen, die vom Teller aßen."

„Großartig."

„Spiel mal drin die Vöglein-Etüde von Henselt. Nein? Na weißt Du, dann laß mich'n bissel schlafen. Und Ostern — gelt? gehn wir auf vierzehn Tage nach Berlin, ja, goldner Gerd, ja?"

„Nun das ginge schon eher, da ließe Dein Thraum mit sich reden."

„Bezahlen kann es Papa. Lieber, niedlicher Gerd, wirklich? Du Lieb. Schieb mal noch die Leiter weg. So. — Komm. Kuß. Und indes ich schlafe, schick mal Karoline nach Spritzkuchen. Hör mal, Lieb! Und zu der armen Zimmermannsfrau soll sie gehen, die bei uns geholfen hat und verunglückt ist und soll ihr ein halbes Pfund Kaffee mitnehmen und 'ne Flasche Rotwein. Ja? Und morgen würd' ich selbst kommen. Tschau, Schatzel."

Sobald Gerhard Förster das Zimmer verlassen hatte, griff sie nach dem Bande Maupassant und setzte ihre Lektüre fort, ohne wirkliches Gefallen, schien es. Denn schon nach ein paar Minuten ließ sie das Buch auf die Erde fallen, zog Bobby, der auf den Divan gesprungen war und seine Schnauze in die Falten ihres Kleides gewühlt hatte, am Fell an sich heran und sagte zu ihm:

„Eine Troika, denk' mal, mit drei Orlowtrabern, Geschirr von Silber und ein Eisbärenfell als Decke — und ich soll nicht einmal ein lumpiges Reitpferd haben. Schäbig."

Dann las sie wieder ein Stück.

„Bobby, hör mal. Weißt Du, was Papa

gesagt hat? Damals im August! Tugendpastete, hat er gesagt, ohne Paprika, aber wenn Du sie hinunterwürgen *kannst* — auch gut. Oder so ähnlich. Bobby, Bobby, Bobby, und ich kann ja nicht mehr! Du, Viecherl, diese Philisterei unter den Leuten von „guter Familie" — Jemine, erstickt denn das Volk nicht selber daran? Aber Du bist mein guter, lieber, genialer Hund, gelt, Schnauzel Du? Kriegst auch dann 'n Stück Spritzkuchen. — Holla, wie spricht der Hund? So. Lauter. Noch lauter! So war's schön. Das ist doch Naturlaut, o ja! Aber wenn man zu den Menschen sagt: wie spricht der Mensch? dann sagen sie: ‚Meine Mieze soll sich jetzt zwei neue Wirtschaftsschürzen machen, haben Sie vielleicht einen Schnitt, Frau Amtsrichter?' Oder: ‚Wissen Sie schon, daß die Kunzendorfer Straße neu gepflastert wird?'"

„O jemine!" seufzte sie auf. „Oder: Wollen wir 'ne Partie Halma spielen, Schatzel? — Sieh mal Bobby, und dabei ist er so furchtbar gut und lieb, und ich hab' ihn ja auch so, so sehr lieb. Aber nicht wahr, man kann doch nicht jemand immerfort zwischen den vier Pfählen lieb haben? — Ruhig jetzt! Wirst du wohl! Wirst du hersehen, oder ich schlag dich mitten auf die Nase?"

„Bobby, einmal noch, ein einziges Mal, möchte ich ihn mitten in's Gesicht treffen. Gelt? Gieb Pfotel, Bobby, linke auch. Denk mal, Hedda Gabler — — — hast Du mal Hedda Gabler gelesen, Hundchen du? etsch, so was dürfen wir hier nicht lesen: Goethe und Schiller, Gustav Freytag und die Gartenlaube dürfen wir — denk mal — Bobby, „mein süßes Nichtchen" und den Arm um mich gelegt, schwapp — siehst du, und da hatte ich meine Rache. Das war aber fein! Und wenn wir bis Ostern nicht erstickt sind zwischen den Abendbraten bei Apothekers und Doktors, den Asdursonaten, Trios und Contrapunkten und dem Wechselrecht und den dolosen und kulposen Sachen und so weiter — so gehen wir nach Berlin, du auch Bobby und — — — ja was denn, Hündchen, was denn? — Juchhei, ich weiß, und *erleben* etwas!" —

Inzwischen stand Gerhard Förster im Salon vor dem Gemälde, das Marie Karstens den Beiden zum Hochzeitsgeschenk gemalt hatte, dem Blumenmädchen des Pausias.

Das, das war es gewesen, was er geträumt hatte; diese Herzlichkeit und Güte auf den Lippen, diese reinen Kindergedanken auf der Stirn, diese selbstlose Zärtlichkeit in den Augen, diese Weiblichkeit, die die ganze Gestalt verklärte, diese sanften Hände, die das Schöne und Gute zu holden Kränzen banden und für das Glück, das sie damit reichten, als Gegengabe eines redlichen Mannes Liebe nahmen.

War das alles denn Maske gewesen?

Oder wenn nicht, war es das Verhältnis zu ihm selbst, das sie so verändert hatte? Reift so seltsam die Ehe im Weibe den kühlen Verstand, das herbe Urteil, die selbstischen Launen, daß die Weiblichkeit, die im Frauentum ihre herrlichste Blüte entfalten sollte, wie er gemeint, abfiel wie Blätter aus welkendem Kelch?

Was war denn Weiblichkeit, wenn nicht, was ihm da anmutig und hold von diesen Lippen entgegenlächelte? Und was war sie überhaupt?

Seltsam: ein Begriff, mit dem er immer operiert, als wie mit etwas Einfachem, Selbstverständlichem, war ihm auf einmal gar kein Begriff mehr, war das Schattenhafteste, wonach eine Hand sich strecken mag, um ein Entfliehendes zu verfehlen.

War Weiblichkeit Stolz und Güte, Treue und Selbstlosigkeit, war sie Reinheit der Gesinnung, Nachsicht und Gerechtigkeit — dann waren diese Tugenden alle des Mannes auch. War aber Weiblichkeit nur Schwäche und Hinfälligkeit, Verworrenheit der Gedanken und Gefühle, List und lockende Verschlagenheit? — war sie farblose Unpersönlichkeit, die wie ein Spiegel nichts giebt als das Bild, das sie zurückwirft, Wachs in den Händen des Mannes, den erst sein Morgenruf zum Leben weckt — war sie *dann* wert, geliebt zu werden? Dann war die Schöpferin dieses Bildes kein Weib, dann sein Original aber ebenso wenig. Denn was hatte das Weib neben ihm angenommen von seiner Art? Konnte er sich rühmen, ihr nur einen Gedanken, eine Empfindung gegeben zu haben? Oder war sie erst ein Werdendes, sich Gestaltendes, das sich in Widersprüchen und Launen sprunghaft entfaltete? Wurde das Weib vielleicht erst Weib, indem es Mutter wurde, erst mit diesen Empfindungen der Zärtlichkeit und Sorgfalt für die Kinder, die ihrem Sein entsprossen? Was war dann Vaterliebe? was die rastlosen Mühen und Entbehrungen des Mannes zur Erhaltung der Seinen, sein ringendes Denken, sein heißer Kampf, sein Ermatten, Unterliegen und neues Ringen um der Seinen Wohl? Stand die Liebe des vielleicht im Leben gescheiterten Mannes, des strauchelnden, der zur Not noch die Schuld häuft, um den Schrei nach

Brot neben ihm zu beschwichtigen, stand der Idealismus aller derer, die an den großen Kulturaufgaben der Menschheit arbeiten, die väterliche Liebe zur Liebe für die ganze kommende Generation erweiternd, stand sie denn nicht ebenso hoch wie die Zärtlichkeit der Mutter für ihre Kinder, ihre tapfere, ringende, rastlos denkende und schaffende Zärtlichkeit?

Was also war Weiblichkeit? Anmutige Thatlosigkeit? — Dann, ja dann hatte er das weiblichste Weib.

Thatlosigkeit! — Aber hatte sie sich denn nicht um ihn rastlos, rührend gemüht Tag für Tag? — hatte er das denn ganz vergessen? Hatte sie nicht gebacken, geputzt und geordnet, bis sie sich todmüde gemacht? Ja das hatte sie; aber sie hatte es ohne Liebe gethan, in einem Pflichtgefühl, das sie übertrieben, und in dem nichts von wahrem Interesse für dieses Hausfrauentum gewesen. Darum hatte sie es auch nun hingeworfen, hatte nach Cigarette und französischer Lektüre gegriffen, als sei das Erlösung von bitterer Pein. — —

Dann mit einmal schalt er sich einen Thoren, der ungeduldig von der Knospe erwarte, was er nur von der Blume fordern durfte. Er wollte gerecht sein: die Ehe ist für die Frau ein bedeutungsvollerer Schritt, als für den Mann. Stärker ist die Umwälzung des Gemütes in ihr, langsamer erwachen ihre Sinne, schwieriger ist für sie, sich zu schicken, ohne sich aufzugeben. Was war in diesen Monaten seit ihrer Verlobung an Ada herumerzogen worden: von ihm, von Marie Karstens, von all der Neuhauser Damenwelt, die sich der Mutterlosen anzunehmen beflissen zeigte. Es war wahr: sie selbst hatte nach ihnen allen die Hände ausgestreckt; schluchzend hatte sie ihm für das Glück gedankt, das er ihr gab mit diesem festen Boden, auf dem sie Fuß fassen gedurft — aber man hatte vielleicht zuviel gethan, und nun erfolgte eine Reaktion, die auch ihrerzeit eine Reaktion finden würde.

Aber — oder sollte — das Herz fing ihm an stärker zu schlagen — sollte — wer konnte es wissen? — „ich habe ja Bobby," hatte sie gesagt — vielleicht regte sich dennoch in ihr Ahnung eines neuen Glückes, das doch zugleich ein Schweres war, machte sie bang und regte sie auf zu all diesen Launen und Extravaganzen, in denen sie sich gefiel. Und dann wollte er ja so grenzenlos, so grenzenlos viel Geduld mit ihr haben!

Mit einem heimlichen Lächeln schlich er hinaus.

Der Spritzkuchen! und all die andern kleinen Aufträge, die sie ihm gegeben! Da hatte er nun gestanden und sich das Herz schwer gemacht und am Ende war alles so einfach und so lieb und gut!

(Fortsetzung folgt.)

Stimmung.

Ein heißer Nachmittag. Der Pfad
War steinig, steil und pfeilgerad
Und zog sich stundenlang
Am Bach hinan den Bergeshang . .
Zwei Schmetterlinge flogen
Zu Häupten uns und zogen
Einander gaukelnd nach
Und haschten sich und flohn sich wieder
Und ließen sich auf Blumen nieder
Wie unter einem Dach.

Das waren unsre Seelen.
Ich kanns Dir nicht verhehlen,
Die waren niemals sich so nah
Wie damals, stimmten nie so fein
Zusammen überein.
Und eine Elfe sahn wir da
Mit zarten Busenhügeln
Und lichtazurnen Flügeln,
Die über Butterblumen lief . . . . .

Der Himmel war so blau, so tief . . . . .

Was lachtest Du mit einem Mal
Und plaudertest? Das Elfenkind
Erschrak und kletterte geschwind
Empor an einem Sonnenstrahl . . . . .

Rudolf Knuffert.

Winterabend auf der Haide.

Mit mattgeröteten Fingern
Sendet der sinkende Tag
Den letzten freundlichen Gruß
An das stille Dörfchen.
Sein Winken zuckt über den Himmel
Und weckt den hellsten Stern,
An seiner Stelle
Friedlich zu strahlen
Über den weißgeschneiten
Baumverhüllten Häusern.

Der Stern steht ruhig
Und durchdringt mit seinem Glanze
Die klare Kälte
Des Winterabends. —

Auf der unendlichen Fläche von Schnee,
Die am Horizont
Mit dem Himmel verfließt,
Gleitet von dort
Ein letzter rötlicher Schimmer
Und küßt das weiße Antlitz der Erde;
Und von der andern Seite
Weh't der leise Flügelschlag der Nacht.

Still und ungestört
Ruh'n die schneebedeckten Dächer
Und träumen,
Umhaucht von dem schwebenden Klang
Ferner Abendglocken.

Hier spürt die Seele nichts
Vom Werden und Vergeh'n!
Als ob sie ewig gestanden,
Als ob sie ewig blieben
Ruh'n die Häuser unter den Bäumen,
Und hoch am Gipfel des Himmels
Leuchtet der Stern.

Johannes Grebling.

Wolken!

Stolzer, stiller als das Schneegeflimmer
Weißer Schwäne schwimmt es hin im Blauen;
Das Gefieder atmet feuchten Schimmer —
Will es nicht auf mich herniedertauen?
Denn die wilde Sehnsucht dürstet sehr.

Doch ihr drängt vorbei in starrem Zuge.
Führt zum Glück das flüchtige Geleise,
Zu den Armen in dem Selbstbetruge?
Nun, so eilt! Ihr habt noch lange Reise —
Und es ist schon lange, lange her — —

Aber wenn die Blicke überquellen,
Dann zerfließt das lichte Dunstgebilde
Und mein Sehnen starrt in graue Wellen . . .
Still! es lächelt oben zaubermilde!
Weißt du, Herz, woher die Wolke strahlt?

Wirst du suchen nach verstechten Sternen,
Die ihr Licht in stille Welten träumen?
Oder wirst du sagen: Sonnenfernen
Warfen ihren Abglanz nach den Säumen?
Oder willst du ahnen, wer sie malt?

Josef Schanderl.

Am Abend.

Nun bin ich durch so manches Land gezogen,
In großen Strömen gingen stille Wogen,
Und Wolken wanderten durch grüne Lande,
Und Dünengras bog sich am Inselstrande.

An Rainen lagen stille Königtume,
Rings duftete die frische Ackerkrume.
Der Höhenwind trieb Schwäne her darüber.
Der Abend sank. Der Himmel wurde trüber.

Und Morgenröten sah mein Aug' erstehen,
Und Morgenröten sah dies Aug' zergehen,
Im Herzen ward es Abend unterdessen,
Nun will ich heimwärts wandern und vergessen!

Börries von Münchhausen.

Winter.

Nun ist das Korn geschnitten
Und eingethan.
Schon rückt mit langen Schritten
Der Winter an.

Was wollen wir denn treiben
Um diese Zeit,
Wenn ringsumher die Scheiben
Tief sind verschneit?

So wollen wir denn lesen
Vom großen Krieg.
Wie unser stets gewesen
Damals der Sieg.

Und für den gold'nen Frieden
Sei unser Dank
Thatkräftig dem beschieden,
Der arm und krank.

Hans M. Grüninger.

Abend.

Ach, alles, was mir das Herz bewegt,
Hat sich nun endlich schlafen gelegt;
Den Gruß des Friedens hab' ich empfunden,
Des Friedens, der mir auf Erden entschwunden.

Der Sternenhimmel so hoch, so hehr,
Das Wasser so still, die Wiesen leer,
Und meine Blicke schweifen weit
In die todesruhige Einsamkeit . . .

Erna Engelbrecht.



Christian.

Von Hans Roeder.*)

Wenn man aus dem armen Waldgebiet von Sprottau und Bunzlau heraustritt und die Hügellandschaft durchwandert, die das reiche und anmutige Land zwischen Löwenberg und Goldberg bildet, dann kommt man auch durch eine Ortschaft Seitenheim. Wie schon der Name sagt, liegt dieses Dorf abseits vom Wege. Es ist eingebettet in ein flaches Thal, das sanft absteigt und in seinem unteren Teil von einem klaren Bach durchflossen wird, der dort an der Waldlehne entspringt, sich wie ein schmaler Zwirnsfaden ausnimmt und voll Übermut durch die Wiesen dahinplätschert. Die Bauerngehöfte sind zumeist gut gehalten, man merkt es, daß der Boden ertragfähig ist. Von weitem nehmen sich die weißen Häuser aus wie eine Herde Kühe, die es sich dort in den frischen Wiesen gut sein läßt. Die Ortschaft ist gerade nicht groß; es sind einige sechzig Gehöfte; aber sie liegen in weiten Zwischenräumen von einander, jedes ist von einem Obstgarten umgeben. So zieht sich das Dorf fast zwei Kilometer hin. Die letzten Häuser stehen auf der Anhöhe. Von dort hat man eine ganz herrliche Fernsicht in das mit stolzen Bergeskuppen und goldenen Ährenfeldern so gesegnete, schöne Schlesierland.

Es war eine glückliche Stunde der Schöpfungsgeschichte, als dieses anmutige Land entstand; denn nur selten haben die schaffenden Gewalten so viel Geschmack und einen solchen Reichtum in Form und Inhalt zu entwickeln verstanden, als hier. Wie ein stolzes Luftschiff ragt in der Ferne die Schneekoppe empor. Man könnte auch glauben, es sei der Höcker eines gewaltigen Dromedars, das dort durch die Welt schreitet, vielleicht um den andern Kameelen, die sonst noch auf Erden herumirren, den Weg zu weisen in ein gelobtes Land. Davor lagert das Katzbachgebirge und der Spitzberg, wie ein Karawanenführer mit einer langen Zipfelmütze. Doch nein, dieser scharfkantige Bergkegel gleicht eher dem spitzigen Zahn eines Reptils, das sich dort vielleicht bei der Schöpfungsgeschichte im Wasser festgerannt hat, lange, bevor in der Arche Noah's die erste Vergnügungsreise im Orient zu Stande kam. Endlich, ganz in der Nähe, blickt der Groeditzberg herüber, rundlich und standfest, als wäre er der Wurzelrest einer großen Warze von der vorweltlichen Nasenspitze einer Riesendame. Oder sollte er auch ein gewaltiger Maulwurfshügel sein aus jenen besseren Tagen der Schöpfungsgeschichte, in denen das Geschlecht der Maulwürfe noch heldenhaft, mit gigantischer Kraft emporstrebte, während es heute zwerghaft und blind nur noch im Verborgenen zu leben und zu wühlen vermag?

Unter der erb- und eingesessenen Bevölkerung von Seitenheim giebt es keine drei Menschen, die nicht miteinander verwandt wären. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sich die Höfe im Laufe der Zeiten fortgeerbt. Immer wieder thuen die Verwandten ihre Kinder zusammen, wie es gerade mit den Geldern und Wirtschaften paßt. Daher heißt so ziemlich die eine Hälfte der Familien dieses Dorfes Scholz, während die andere den Namen Pretsch trägt. Aber die Folgen dieser ewigen Verkuppelungen unter den Verwandten sind nicht ausgeblieben. Groß ist die Zahl der geistig Blöden, der Krüppel, der Säufer und sonstig Entarteter. So kommt es, daß man in diesem kulturfernen, in friedlicher Vergessenheit liegenden Orte auf ganz eigenartige Menschen stößt. Es sind Naturen mit höchst einseitig

*) Wir entnehmen diese bisher ungedruckte Skizze mit Genehmigung der Verlagshandlung dem Manuskript des demnächst erscheinenden Werkes: „Frei Licht. Heitere und ernste Geschichten." Von Hans Roeder. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt). Wir hoffen, daß die hier mitgeteilte Probe, der sich, wenn es der Raum gestatten sollte, noch in einem der nächsten Hefte eine andere anschließen soll, genügen wird, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dies Buch voll Wahrheitsmut und Begabung zu lenken. D. Red.

entwickelten Eigenschaften. Sie gleichen jenem Schottergestein, das, hoch oben vom einsamen Gebirgsgrad abgesprengt, langsam zum Thale drängt. Mancherlei Risse und Sprünge, scharfe Ecken und Kanten und dabei doch viel mürbes und brüchiges Material, das ist die Signatur solcher Menschen und solcher Gesteine. Wie anders dagegen nehmen beide sich aus, wenn sie den großen Weg durch die weite Welt gemacht und das Weltmeer sie umspült. Da ist alles Mürbe vergangen, fest, in sich geschlossen, blank und abgeschliffen, so werden sie umgestaltet auf der Reise durch die Welt, die Menschen gleich den Gesteinen!

Um all' die Scholze und Pretsche von einander zu unterscheiden, trägt in Seitenheim jeder derselben einen ortsüblichen Zusatz zu seinem Namen. Es giebt einen Jägerpretsch, einen Hammelscholz und andere. Auch ein Karnickelpretsch ist vorhanden, ein Mann, der dreizehn Kinder und über hundert Karnickel sein eigen nennt.

Frau Christiane Pretsch war die Mutter des Jägerpretsch. Sie war eine energische Person, wie hätte sie auch sonst durch die Welt kommen sollen, hatte sie doch in ihrem Leben schon mancher schwere Schicksalsschlag getroffen. Fünfzehn Jahre waren bereits vergangen, seit ihr Gottlieb, ihr Gatte, dieser dumme Kerl, durch den Hanf geguckt hatte, wie es in der Sprache des Volkes heißt. Sie hatten so glücklich und sorgenfrei zusammen gelebt! Was fehlte ihnen auch, ihre Wirtschaft war schön. Schulden hatten sie nicht, wohl aber drei muntere Kinderchen, und ihr Gottlieb war so ein herzensguter Mensch gewesen, der niemand etwas zu Leide that. Er war auch nie ins Wirtshaus gegangen und hielt seinen Acker in Stand wie kein Anderer. Nur das Schlingenstellen, das hatte er nicht lassen können; aber was war denn da dabei? War es nicht ein Glück, wenn die vermaledeiten Hasen vertilgt wurden! Waren die nicht nur zum Vergnügen für die großen Herren da und fraßen sich auf Kosten der kleinen Leute satt! Breite Stege nagten sie rücksichtslos durch das Getreide und die zartesten Blätter des jungen Klee bissen sie im Frühjahr rein aus Übermut ab. Aber ihr Gottlieb war nur zu dumm und zu weichherzig gewesen. Was konnten sie ihm denn? Es waren doch gar keine Beweise, nur von weitem hatte ihn damals der Förster wieder einmal im Walde betroffen. Es konnte doch auch ein Anderer gewesen sein, und da war der dumme Kerl nach Hause gelaufen und hing sich auf!

Nun hatte sie allein mit ihren unmündigen Kindern die Wirtschaft auf dem Halse gehabt. Mit dem Wiederverheiraten hatte es auch immer nicht so gepaßt; da hieß es denn, den Kopf hübsch oben behalten, und so war es gekommen, daß der Frau Christiane mit den Jahren nicht nur Haare, sondern sogar Borsten auf den Zähnen gewachsen waren, wie ihre Nachbarn zu sagen pflegten. Auch konnte sie mitunter sehr hitzig werden und nahm dann gelegentlich ihre starke Rechte zu Hilfe, um ihren Scheltworten einen solchen Nachdruck zu verleihen, daß selbst die festesten Backenzähne ins Wackeln kamen.

Als ihr ältester Sohn herangewachsen war und sich verheiratete, hatte die Jägerpretsch ihre Wirtschaft geteilt und diesem die größere Hälfte überlassen, während sie für sich und ihren Christian, den jüngeren, das kleinere Restgut zurückbehielt. Da auch ihre Tochter sich bald verheiratete, wirtschaftete sie allein mit ihm und einer Magd. So ging es mehrere Jahre. Christian Pretsch war ganz nach seinem Vater geartet, nur war er noch weicher, gutmütiger und stiller als dieser. Die Leute meinten, er sei etwas dumm und im Oberstübchen nicht ganz richtig, denn er konnte so leicht niemand etwas abschlagen. Dies Gerede stammte aber nur daher, weil Christian eben anders war, als die andern waren und als die Bauern gewöhnlich zu sein pflegen. Deshalb verstanden die Leute sein Wesen nicht.

Wie sein Vater war auch Christian ein sehr ordentlicher, nüchterner Mensch und ein guter Landwirt. Während sein Bruder sein schönes Gut vernachlässigte, war er in seiner viel kleineren Wirtschaft von morgens früh bis abends spät thätig, und er hatte in der Marie, in der Magd, eine sehr tüchtige Gehilfin. Diese war eine robuste Person, ein urwüchsiges Landkind mit starker Sinnlichkeit und nicht minder starken selbstsüchtigen Instinkten. Sie machte auf den schüchternen, schweigsamen Christian einen tiefen Eindruck, und als sie sich dessen bewußt geworden war, fackelte sie nicht lange, sondern kam dem jungen Bauer auf ganzem Wege entgegen.

An den schönen Sommerabenden, wenn die alte Jägerpretsch nach gethanem Tagewerk längst zur Ruhe gegangen war, dann saß der Christian oft noch lange auf der Bank vor seinem Hause und neben ihm saß die Marie; ohne ein Wort zu sagen starrten sie beide in die Welt hinaus

Waren aber die Lichter verlöscht und es still geworden im Dorfe, rückte der Christian näher und näher und schließlich schlang er ganz schüchtern seinen Arm um den Hals der Marie. Dann pflegte auch die Marie sich zu ihm zu neigen, ihn mit ihren starken Armen an sich zu ziehen und sein Gesicht in ungezügelter Sinnenlust mit Küssen zu bedecken. So saßen sie oft bis spät in die Nacht und freuten sich ihrer Liebe. Nur von Zeit zu Zeit flüsterte Christian in schwermütigem, schmeichelndem Tone: Marieken, Marieken! Sonst sagte keiner von beiden ein Wort, obschon die Frösche im nahen Teich ihnen mit gutem Beispiel vorangingen, sich liebten und quakten von der Liebe Glück und Leid. Indessen dafür hatten die beiden Landkinder kein Verständnis; sie lebten nur sich selbst. Höchstens, daß gelegentlich ein Kater sie aufschreckte, der plötzlich in der Nachbarschaft in beweglichen Tönen ein Klagelied anstimmte über die Veränderlichkeit der Katzenliebe. Jedoch auch das störte den Christian und die Marie nicht lange in ihrem Glück, auf das nur die Sterne, die schon so vieles gesehen und erlebt in dieser Welt, nachdenklich niederschauten.

Das ging so zwei Jahre, da gab es eines Tages einen großen Lärm im Hause der Jägerpretsch. Eine Stunde später zog die Marie von dannen nach dem Nachbardorf zu ihren Eltern.

„Das wäre eine nette, neue Mode,“ hatte die alte Pretsch wie eine Rasende gerufen, „daß ein Bauernsohn so ein hergelaufenes Mädchen heiratet, die nur ein Hemde und weiter nichts hat. Raus muß mir die Person, augenblicklich raus!“ Dabei war sie auf die Marie zugestürzt, schlug auf dieselbe ein, überhäufte sie mit Schimpfworten und suchte sie aus der Stube hinaus zu werfen. Aber der Christian war ihr in die Arme gefallen und hielt sie zurück. Er hatte seine Mutter verzweiflungsvoll angesehen und dann gerufen: „Laß mir die Marie, Mutter, laß sie mir! Ohne die Marie kann ich nicht leben, Mutter!“

Indessen für Frau Pretsch gab es keine Gefühle. Wenn sie auch weder von Algebra noch von der höheren Mathematik eine Ahnung hatte, so war das Leben für sie doch nur ein großes Rechenexempel und sie verstand sich auf das Rechnen besser als die gelehrtesten Herren. Mit ihrer rücksichtslosen Energie setzte sie auch dieses Mal dem weichherzigen Christian gegenüber ihren Willen durch; aber von Stund an schien der junge Mensch wie umgewandelt. Hatten die andern Leute schon immer gesagt, daß er nicht ganz richtig im Oberstübchen sei, so erklärten sie ihn jetzt ohne Umschweif für ganz verrückt; denn er ließ sich überhaupt kaum noch unter Menschen blicken und sprach fast nie mehr ein Wort.

Bald darauf schenkte die Marie bei ihren Eltern einem Mädchen das Leben. Das Kind wurde dort bei seinen Großeltern erzogen, während die Mutter bereits zwei Monate später in einer entfernten Großstadt eine Stellung antrat. Ein Jahr später verheiratete sie sich mit einem anderen Mann und bekümmerte sich überhaupt nicht mehr um ihr Töchterchen, um die kleine Marie. Umsomehr nahm sich der Christian seines Kindes an. Fast regelmäßig am Sonntag ging er hinüber in das Nachbardorf und nahm der Kleinen irgend ein Spielzeug mit oder er brachte ihr eine Zuckerdüte. Dann war er wie umgewandelt; er spielte, lachte und herzte mit seinem Kinde und es wurde ihm immer schwer, sich wieder von dem kleinen Wesen zu trennen.

Frau Pretsch sah das nicht gern; aber sie wagte jetzt nicht mehr offen dagegen aufzutreten, denn sie hatte inzwischen sehr viel Unglück mit ihren beiden andern Kindern erlebt und der Christian war ihre letzte Stütze. Vielleicht war sie immer eine zu scharfe Rechnerin gewesen und hatte sich gerade deshalb wenigstens bei ihren Kindern verrechnet. Das trat bei ihrer Tochter klar zu Tage. Diese hatte sie an einen reichen Bauern verheiratet, nachdem vorher genau ausgemacht worden war, was sie derselben mitgeben sollte. Als aber die Hochzeit gewesen war, dachte sie garnicht daran, ihre Versprechungen zu erfüllen. Der getäuschte Bauer ließ seinen Ärger hierüber an seiner Frau aus; er prügelte sie und behandelte sie, zumal da sie etwas schwächlich war, schlechter als seine Mägde. Das hatte sich die junge Frau so zu Herzen genommen, daß sie tiefsinnig wurde und bereits im zweiten Jahre ihrer Ehe starb.

Andererseits hatte die Jägerpretsch ihrem Ältesten, ihrem Liebling, das Geld geradezu nachgeworfen; jedoch auch damit entwickelte sie kein Glück. Während sein Bruder Christian das Urbild eines soliden und sparsamen Menschen war, gehörte dieser Pretsch zu jenen, die keinen Boden in ihren Taschen haben. Er hatte von vornherein seine Wirtschaft vernachlässigt, war ein guter Freund und Kunde aller Gastwirte der Umgegend und lebte mehr in der Stadt und der Nachbar-

schaft als zu Hause. So kam es, daß die Mutter auf die Dauer ihren Goldsohn doch nicht über Wasser halten konnte und eines Tages wurde das schöne Gut subhastiert. Frau Pretsch raffte noch einige hundert Mark zusammen und half ihrem Sohn damit nach Amerika.

Es waren das schwere Schicksalsschläge für die Jägerpretsch, umsomehr als sie über ihre besten Lebensjahre hinaus war. Nun hatte sie nur noch ihren Christian, gerade dasjenige von ihren Kindern, dem sie stets mit dem wenigsten Wohlwollen entgegengetreten war, weil ihre Charaktere zu verschieden geartet waren und sie sich deshalb nicht hatten verständigen können. Zudem konnte die alte Frau es nicht unterlassen, allerhand Streitigkeiten mit ihrem neuen Nachbar, dem Nachfolger ihres Ältesten, anzufangen. Sie hegte geradezu einen unüberwindlichen Haß gegen diesen; denn sie bildete sich ein, daß nicht der Leichtsinn ihres Sohnes, sondern lediglich die Machenschaften jenes Mannes diesen ihren Liebling um sein Besitztum gebracht hätten. Darin ging sie so weit, daß sie jedesmal ausspie, wenn sie ihrem Nachbar zufällig begegnete.

Unter diesen Umständen wurde das Verhältnis zwischen Christian und seiner Mutter mit der Zeit ein besseres. Der furchtbaren Gewalt der Thatsachen konnte sich selbst der harte Sinn der Jägerpretsch auf die Dauer nicht ganz entziehen. Ihr Christian war doch der Einzige, der wirklich für seine Mutter sorgte und auf den sie sich verlassen konnte. Wenn sie ihn nur dazu hätte bringen können, eine Frau zu nehmen, wie sie sich für einen Bauern gehörte, dann konnten sie ihre kleine Wirtschaft allein besorgen und brauchten keine Magd mehr. Das war ihre ganze Sorge: aber davon wollte der Christian nichts wissen. Immer wenn sie ihn darauf hinwies, antwortete er entweder garnicht oder er wich aus; denn er hing noch immer an seiner Marie, obgleich dieselbe ihm und ihrem Kinde so schnöde den Rücken gewandt. Ja mit geradezu rührender, aber fast krankhafter Zähigkeit hielt er an dem Gedanken fest, daß er sie trotz und alledem doch noch einmal als Frau heimführen würde.

Endlich glaubte Frau Pretsch ein Mädchen gefunden zu haben, das für ihren Christian nicht nur zur Frau paßte, sondern das er auch nicht ausschlagen würde. Es war die Tochter ihrer Cousine, die einen Bauern in der Nachbarschaft zum Mann hatte. Bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr war das junge Mädchen bei ihrer Tante, der Jägerpretsch, erzogen worden; sie war also mit dem Christian aufgewachsen und er hatte sie immer gern gemocht. Sie war ein munteres und beherztes Ding, konnte plappern wie ein Gebirgsbach und war mit den Plänen ihrer Tante vollkommen einverstanden, denn sie sehnte sich von Hause fort, wo sie keine besonders guten Tage erlebte. Übrigens hatten sich die Beiden darüber ganz offen ausgesprochen. Es lag also nur an dem Christian, wenn aus der Geschichte nichts werden sollte und diesen Stockfisch zu überrumpeln, dazu setzten die beiden Frauen alle Hebel in Bewegung.

Es war Pfingsten; wie schon oft, so hatte die Jägerpretsch auch dieses Mal wieder ihre Nichte zu den Feiertagen geladen. Die Sache mit dem Christian sollte nun endlich ins Gleiche gebracht werden. Frau Pretsch, die sonst sehr genau war, hatte es an nichts fehlen lassen, ihren Besuch aufs Beste zu bewirten. Sie hatte ausnahmsweise viele Rosinen und Butter an ihren Festkuchen gerührt und sie war voll mütterlicher Freundlichkeit gegen das junge Mädchen. Auch hatte sie zur Feier des Tages Chokolade gekocht und sogar Schlagsahne geschlagen. Das war das Lieblingsgericht ihres Christian.

Man saß am Nachmittage lange zusammen: die Frauen redeten hin und her und kamen immer wieder auf das Heiraten zu sprechen, während Christian es sich gut schmecken ließ. Schließlich verließ die alte Pretsch das Zimmer, damit die beiden jungen Leute allein wären und sich endlich gegenseitig aussprechen sollten. Indessen Christian blieb stumm und zurückhaltend, während die Kleine immer näher an ihren Vetter heranrückte. Endlich wurde ihr die Zeit doch zu lang, sie klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Weißt Du was Christian, wenn ich Deine Frau wäre, ich machte Dir alle Tage Chokolade und Schlagsahne!"

Christian sah seine Cousine groß an, dann versetzte er ganz gelassen: „Leiden kann ich Dich ja ganz gut, aber heiraten, das thue ich nicht. Wenn der Marie ihr Mann stirbt, dann heirate ich die, aber keine Andere."

„Du bist ein Schafskopf, Christian, da kannst Du lange warten!" entgegnete das junge Mädchen. Dabei pflückte sie sich die letzten Rosinen, deren sie an dem Kuchen noch habhaft werden konnte, heraus. Dann aß sie den Rest der Schlagsahne aus der Schüssel auf; darauf stand sie auf und ließ den Christian allein in der Stube

sitzen. Am andern Tage fuhr sie wieder nach Hause. Frau Pretsch war sehr ungehalten; aber was wollte sie machen! Gegenüber dem unerschütterlichen Gleichmut ihres Sohnes war sie ohnmächtig. Sie glaubte nun selbst, daß ihr Christian verrückt sei und fürchtete nur, er könne noch gänzlich überschnappen, wie es damals ihrer Tochter gegangen war. Darum bemeisterte sie ihren Unmut.

Ein Jahr später starb die Jägerpretsch. Christian nahm eine alte Tante, die verwitwet war und keine Kinder hatte, zu sich. Diese führte ihm die Wirtschaft. Er lebte still für sich und hoffte immer noch auf seine Marie und auf den Tod ihres Mannes. Dieser Gedanke erfüllte ihn ganz, es war seine fixe Idee, seine einzige Hoffnung und sein Trost. All seine Liebe aber bethätigte er an seiner Tochter, der kleinen Marie, die er nun an Kindesstatt angenommen hatte und bei sich erzog.

So vergingen die Jahre. Die kleine Marie wurde ein stattliches Mädchen. Nach dem Tode der Tante führte sie ihrem Vater die Wirtschaft. Sie hatte nichts von dessen schwermütigem und träumerischem Wesen, sondern war ganz und gar nach ihrer Mutter geartet, der sie auch wie aus den Augen gestochen ähnlich sah. Christian Pretsch war stolz auf seine Tochter. Sie verstand es, ihren Vater zu umschmeicheln und dieser that ihr allen Willen, denn er liebte in ihr das Ebenbild seiner Jugendliebe. Als das Mädchen zwanzig Jahre alt war, starb ihre Mutter. Mit ihr trug Christian die einzige große Hoffnung zu Grabe, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrt hatte und die ihn aufrecht erhalten. Bald darauf wurde auch er krank. Stundenlang saß er wie in Gedanken verloren da und war nicht mehr imstande, seine Wirtschaft zu versehen.

Da drang seine Tochter in ihn, daß er ihr die Wirtschaft verschreiben sollte. Sie wollte sich verheiraten; denn sie hatte sich schon seit Jahren einen Bräutigam und auch bereits einen Jungen angeschafft. So zog sich Christian Pretsch auf sein Altenteil zurück, obgleich er erst in der Mitte der vierziger Jahre stand; aber er war ein gebrochener Mann. Er lebte nun allein mit seinem treuen Hunde, einem rauhhaarigen Schäferhunde, den er Schnauz getauft und der ein Paar kluge Augen im Kopfe hatte, in der Ausgedingestube und war ganz unzugänglich wie ein Einsiedler. Jeden Sonntag aber ging er in die Kirche im Nachbardorfe und nach dem Gottesdienste suchte er das Grab seiner Marie auf, die auf dem Kirchhofe daselbst begraben lag; dort verrichtete er ein stilles Gebet. Dann sah man ihn auch oft auf den Feldern und im Walde allein umhergehen und vor sich hin sprechen. Im Dorfe hieß er nur noch der verrückte Jägerpretsch.

Das war im Winter, und oft war die ganze Nacht hindurch in der Kammer des Christian Pretsch Licht. Er saß da an seinem Tisch und las in der heiligen Schrift; neben ihm zu seinen Füßen lag sein Hund und schnarchte. Nur von Zeit zu Zeit hob der Christian den Kopf und blickte nach der Wand empor; dort hatte er ein Bild seiner Marie befestigt, um das er einen Kranz von getrockneten Gräsern gewunden. Dann saß er eine Weile und starrte die verblichenen Züge dieses mangelhaften Bildwerkes an.

Als es Frühling wurde und die Landarbeit wieder begann, war der Christian immer elender geworden, so daß er an manchen Tagen sich kaum noch aus dem Bette erheben konnte. Seine Kinder hatten sich den ganzen Winter hindurch garnicht um den kranken Mann gekümmert. Das Wenige, was er zu seinem Lebensunterhalt gebrauchte, bereitete er sich selbst aus den Lebensmitteln zu, die er als Ausgedinger bezog. Aber dieses Ausgedinge wurde immer kleiner, so daß es schließlich kaum noch für seine bescheidenen Ansprüche ausreichte. Christian Pretsch vermochte jedoch nichts zu sagen, wenn ihm seine Tochter seine Gebührnisse in dieser Weise mehr und mehr schmälerte. Er schwieg auch dann, als sie ihn wiederholt mit Scheltworten überhäufte.

Wieder hatte Christian Pretsch mehrere Tage fast ganz im Bette verbringen müssen, weil er sich zu elend fühlte. Seine Vorräte waren erschöpft und er verspürte Hunger. Da raffte er sich denn auf und ging zu seiner Tochter, um sich die ausbedungenen Eßwaren zu holen. Die junge Marie war ein großes und kräftiges Weib geworden. Aber obgleich sie alles, was sie hatte und was sie geworden war, lediglich ihrem Vater verdankte, behandelte gerade sie denselben noch schlechter, als ihr Mann das that, nachdem sie einmal von ihm in den Besitz des Gutes eingesetzt worden waren. Ja, sie hetzte ihren Mann sogar noch gegen den Christian auf.

„Kommt Ihr schon wieder! Ihr Freßsack," rief sie dem Christian heftig zu, als dieser vor sie hintrat. „Sich den Leib vollschlagen und hinterm Ofen liegen, ja das glaube ich, das kann Euch wohl gefallen, Euch Faulpelz, während wir

uns die Knochen wund arbeiten können für Euer Ausgedinge! Heute giebts nichts; ich habe keine Zeit. Ich muß Frühkartoffeln legen!"

Christian blickte seine Tochter verzweiflungsvoll an; er zitterte am ganzen Leibe, so hatte ihn die Krankheit geschwächt. „Marieken, Marieken! Ich bitte, ich habe solchen Hunger," flüsterte er nur leise. Da aber packte das kräftige Weib seinen Vater und stieß ihn erbarmungslos heraus, so daß der schwache Kranke auf den Hof hinfiel; dann schlug sie die Thüre hinter ihm zu.

Christian Pretsch raffte sich mühsam wieder auf und schlich sich wie ein Dieb in seine Ausgedingestube zurück. Der Schnauz sprang ihm winselnd entgegen, leckte seine Hand und blickte mit seinen großen treuen Augen zu ihm auf, als ahne er das unselige Geschick seines Herrn und wolle ihn trösten. Der kranke Mann setzte sich ermattet auf seinen Schemel und starrte vor sich hin. Die Thränen rannen aus seinen Augen und er seufzte in tiefem Schmerz. Vor ihm auf dem Tisch lag aufgeschlagen die Bibel. In großen Buchstaben leuchteten ihm die Worte entgegen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch."

Und Christian Pretsch murmelte vor sich hin: „Und euer himmlischer Vater nähret sie doch!"

Es war, als würde sein Geist auf einmal wieder lebendig. Er schluchzte heftig und raufte sich die Haare, dann sprang er auf und lief in seinem Zimmer auf und ab. Aber bald wurde er wieder stiller und nachdenklich, er verlangsamte seine Schritte und blieb sinnend stehen. So stand er geraume Zeit im Traume versunken da, wie er es so oft in seinem Leben gethan hatte. Es war das letzte Mal. Plötzlich raffte er sich auf, schritt schnell zu seinem Schranke und entnahm daraus einen Strick. Es war der Strick, an dem sein Vater sich erhängt. Die alte Jägerpretsch hatte denselben sorgsam verwahrt und ihn so ihrem Sohn vererbt.

Erst zwei Tage später wurde man gewahr, daß Christian Pretsch sich in seiner Ausgedingestube aufgehängt hatte. Zu Füßen seiner Leiche lag der Schnauz und hielt getreulich Wache bei seinem toten Herrn. Man mußte das Tier gewaltsam entfernen; am andern Tage war es tot.

So trug man denn auch den Christian Pretsch, wie einst den ersten Jägerpretsch still hinaus zur letzten Ruhestätte. Als die Leittragenden sich entfernt hatten und der alte Totengräber die Gruft zuschaufelte, sagte er nachdenklich zu seinem Gehilfen: „Ja, ja, solche wie den Christian hats ihrer nicht viele. Das war mal Einer, der zu gut war für diese Welt!"

Jugend.

Ihr zerquält euch ohne Rast,
Sucht und findet nicht,
Mir ist selbst des Lebens Last
Frohsinn und Gedicht.

Ihr bringt euch zum Opfer dar
Einem fernen Glück,
Mir ist würdiger Altar
Jeder Augenblick.

Und ihr fragt euch: „Herz, was will
Diese Traurigkeit?"
Aber meine Lust ist still
Und mein Himmel weit.

Martin Buber.

Liebesgruss.

Diesen Kuß verhauch' ich leise
In die gold'ne Frühlingsluft,
Nimm ihn mit auf deine Reise,
Linde weh'nder Blütenduft.

Trag' ihn wandernd in die Weite,
Wo mein holder Liebster weilt,
Windesschwingen zum Geleite
Wähle, bis du ihn ereilt.

Aber dann mit süßem Wehen
Hemm' im Walde seinen Fuß,
Lehre kosend ihn verstehen:
Dich berührt der Liebsten Gruß.

Gräfin Margarethe Keyserling.

Mädchens Liebesqual.

Ich kämpfe mit Nacht und mit Licht —
Gieb mich frei!
Ich will zu Dir und kann ja nicht,
Ich kann ja nicht!
Wie ein Schrei
In der höchsten Angst, in der Todesnot,
Wie ein Hirsch nach Trank, wie ein Kind nach Brod,
Ruf ich Dir: Erhör mein heißes Flehn,
Laß mich auferstehn, laß mich untergehn,
Da so grau die Tage mir vergehn
In des Lebens Einerlei!

*

Ich gedachte Dein die ganze Nacht,
Ich lag still, hab Dein gedacht.
Und den ganzen Tag, bis zum Abendschein —
Ich saß still, ich dachte Dein . . .

O die Hand ist müd, die Dich umfing,
Und das Auge müd, das an Dir hing,
Und der Mund ist müd, der Dir sich bot,
Und die Seele müd — zum Tod.

*

Ich kämpfe mit Nacht und mit Licht,
Ich will zu Dir und kann ja nicht,
Ich kann ja nicht!
O vernimm mein letztes Flehn:
Laß mich einmal noch Dich sehn,
Dich noch einmal sehn!
Dann sei's aus und all vorbei:
Ich bin fort und Du bist frei —
O was pocht mein Herz in Qual und Not,
Und was bricht es nicht im ersehnten Tod
Entzwei!

Georg Bachmann.

Reue.

Tief in der Nacht
Hab' ich gewacht,
Deiner, nur Deiner
Sehnend gedacht.

Neben mir lind
Weinte das Kind;
Draußen doch heulte
Herbstlich der Wind.

Frühling und Mai,
Ach, sind vorbei!
Aber im Herzen
Brennt mir die Reu!

Paul Güldner.

Sommertagsglück.

Auf freien Feldern
Ein frischer Wind;
An meiner Seite
Ein schönes Kind:
Ich Glücklichster unter der Sonne!

In Händen trägt sie
Ein Büschel Mohn,
Im schwarzen Haare
'ne Kornblumenkron',
Die Lieblichste unter der Sonne!

Ein Duft von Reife
Würzkräftig weht;
Ein jubelnd Pärchen
Dazwischen geht,
Das Seligste unter der Sonne!

Werner Wolffheim.

Ein ew'ges Glück.

Oft sprichst Du von entschwundnem Glück,
Das ist ein irres Wort.
Ein wahres Glück entschwindet nie:
Das trägt Dir Keiner fort.

Sagst Du von Liebe, daß sie schwand,
So war sie niemals Dein.
Denn wenn die Erdenform auch bricht:
Was mein war, das bleibt mein!

Auch ein begrabnes treues Herz
Gilt mir ein ew'ges Glück;
Begraben ist die Hülle nur:
Das Herz blieb mir zurück.

Karl Ernst Knodt.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Die glückliche Insel.

Ein Puppenspiel in drei Handlungen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Dritte Handlung.

Dieselbe Dekoration.

Auf dem Baum ist nach Entfernung eines Teiles der Krone ein Holzgerüst als Ausguck hergestellt; eine Leiter führt zu demselben. Ganz oben eine Fahnenstange. — In dem Zaune ist jetzt eine Thür angebracht.

Erster Auftritt.

Der Luftschiffer auf dem Baum, mit einem Taschen-Perspektiv nach dem Meere ausschauend. Auf dem freien Platz der Anführer mit zehn Mann Soldaten, die gleichmäßig uniformiert und mit Spießen bewaffnet sind.

Anführer (exerzierend) Rechten linken — rechten linken — immer ruhig — rechten linken — Halt! Nicht gewackelt! Köpfe aus den Schultern! Auf's Kommando aufgepaßt! Wird dem Höllenhund da die Geschichte schon langweilig, daß er einschläft? Ich will ihn aufwecken. Rechts — um! — Bah! Guten Morgen. Dacht' ich's doch, daß er in seinem Dusel nicht mehr rechts und links unterscheiden kann. Rechts um ist kommandiert. Na, wird's nun, Schlafmütze? Kompagnie — marsch! Rechten linken — Kniee durchbiegen, Füße rausschmeißen! Tete rechts schwenkt — marsch! Passabel, aber noch nicht vehement genug. Kompagnie — halt. Front! Heiliges Kreuzdonnerwetter! Front hab' ich kommandiert. Wo wollen denn die drei Kerle hin? 'Rum! Ja, seht ihr wohl. — Das Gewehr — über! Klipp klapp. Es ist noch immer kein rechter Zug drin. Rührt euch! Ja, dazu seid ihr immer munter.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Wolf kommt von rechts.

Wolf. Du machst Deine Sache ausgezeichnet, Lieutenant.

Anführer. O bitte, bitte. Ich bin ja einmal Viceunteroffizier gewesen, das vergißt sich nicht.

Wolf. Wenn ich noch etwas zu sagen hätte, ich würde Dich zum General ernennen.

Anführer. Zu viel Ehre. Unsere Armee ist ja nur zehn Mann stark.

Wolf. Vorläufig, vorläufig. Alles Große fängt klein an. Ist einmal der Anfang gemacht, so läßt sich das Ende gar nicht absehen. Ich selbst habe dem Professor den Gedanken eingeblasen, zur Aufrechthaltung der Ruhe eine bewaffnete Macht auf die Beine zu stellen. Aber der Mann ist schüchtern, bleibt gern bei halben Maßregeln. Wenn ich noch etwas zu sagen hätte — nach dem jetzigen Stande der Dinge müßte Jeder mit zwanzig Jahren in die Armee als die richtige Schule der Disciplin.

Anführer. Wir haben ja aber keinen Feind.

Wolf. Keinen äußeren. Aber der Feind im Innern ist der gefährlichere. Die Grundlagen der Verfassung sind erschüttert. Es ist nun durch Volksbeschluß ein Drittel der Insel der Regierung zu öffentlichen Zwecken überwiesen, das zweite Drittel gleichmäßig unter die Bürger und Bürgerinnen verteilt, das letzte Drittel weiteren Aufteilungen beim Zuwachs der Bevölkerung vorbehalten. Jeder hat sein Arbeitsgerät für sich und ist berechtigt, sich auf seinem Lande ein Haus zu bauen. Glaubst Du, daß dabei der Friede lange erhalten bleiben wird? Es giebt Leute, die schon heute nichts mehr besitzen, und es dauert nicht lange, so werden sie in der Mehrzahl sein. Sie werden mit begehrlichen Augen nach dem vermehrten Besitz der andern, nach dem Staats- und Reservatlande schauen, und sie werden sich nehmen, was ihnen nicht gehört, wenn die bewaffnete Macht sie nicht hindert und mit Gewalt die Ordnung aufrecht erhält. Sie muß stark sein und unbedingt dem Staatsoberhaupt zur Verfügung stehen. Wenn ich noch etwas zu sagen hätte, ich würde Dir alle waffenfähige Mannschaft unterstellen und Dich zum General ernennen, natürlich mit entsprechendem Gehalt.

Anführer. Haben wir nicht heute wieder Mondwechsel?

Wolf. Ja wohl. Aber ich bin nicht so thöricht, mich um den Präsidentenstuhl zu bemühen. Das allgemeine gleiche Stimmrecht ist ein politischer Unsinn geworden, seit die Gleichheit des Besitzes aufgehört hat. Das Wahlgesetz muß abgeändert werden, die staatserhaltende Kraft ein Übergewicht erlangen, das Oberhaupt, welchen Namen es auch haben mag, mit wirklichen Machtmitteln ausgestattet werden, einen Rückfall in die frühere Anarchie verhüten zu können.

Anführer. Wenn Du etwas unternehmen willst, rechne ganz auf mich und meine Spießgesellen. Zehn Bewaffnete in Reih und Glied treiben eine ganze Horde von Maulhelden zu Paaren.

Wolf (drückt ihm die Hand.) Ich will Dir einen Wink geben, wann es Zeit ist. Das Vaterland wird Dir danken, General!

Anführer (geht zu seiner Mannschaft). Stillgestanden! Richt euch! Gewehr auf Schulter! Rechts um! Kompagnie — Marsch! Rechten linken, rechten linken — (marschiert ab).

Wolf. Der Schwachkopf wäre für alle Fälle gewonnen. Wenn er mein General ist, soll er eine papageigrüne, goldgestickte Uniform und drei Hahnenfedern auf der Mütze haben.

Dritter Auftritt.

Wolf. Michel (geht nach dem Baum).

Michel (grüßt hinauf). Guten Tag, Herr Müller.
Luftschiffer. Danke, danke.
Michel. Was thun Sie denn da?
Luftschiffer. Ich schaue aus, ob nicht am Horizont ein Schiff sichtbar wird, dem man mit der Flagge ein Signal geben könnte. Zum Glück hatte ich mein Perspektiv in die Tasche gesteckt, als ich den Ballon verließ. Es thut mir jetzt gute Dienste.
Michel. Sehen Sie denn etwas?
Luftschiffer. Ich sehe wenigstens sehr deutlich, daß nichts zu sehen ist. Das beruhigt sehr.
Michel. Es stört Sie doch nicht, wenn ich mich unter den Baum lege?
Luftschiffer. Durchaus nicht.
Michel. Mit leerem Magen freilich. Es ist jetzt ein Elend. Die Staatsküchen sind geschlossen, jeder soll für sich selbst sorgen. Ins Krankenhaus nimmt man mich nicht auf.
Luftschiffer. Sie sind doch auch nicht krank.
Michel. Bewahre! Höchstens vor Hunger. Zum Glück giebt es noch mitleidige Weiberchen, denen man jetzt Hoffnung auf eine Heirat machen kann. Ich bringe mich so durch.
Wolf. Michel!
Michel. Ja wohl.
Wolf. Willst Du so freundlich sein, einen Augenblick zu mir zu kommen?
Michel. Bemühe Dich gefälligst zu mir, es ist ebensoweit. (Zum Luftschiffer.) Der ist jetzt ganz zahm geworden.
Wolf (geht zu ihm.) Ich möchte mir erlauben, Dir etwas vorzuschlagen, was uns beiden nützlich sein kann.
Michel. Aber Dir mehr als mir — was?
Wolf. Das kommt auf Anschauungen an.
Michel. Ich höre also.
Wolf. Wenn ich nicht irre, ist es Dein Wunsch, so wenig als möglich zu arbeiten und so gut als möglich zu leben.
Michel. Getroffen! Und wenn Du das Rezept dafür hast, so will ich Dir dankbar sein.
Wolf. Hm —! Du hast Deinen Landanteil erhalten, wie jeder andere, brauchst ihn aber nicht.
Michel. Weil das Arbeit erfordert.
Wolf. Ganz richtig. Tritt ihn mir also ab, und ich verpflichte mich dafür, Dich lebenslänglich zu unterhalten.
Michel. Anständig?
Wolf. Wie bisher. Mehr kannst Du nicht verlangen.
Michel. Na, darüber läßt sich reden. Gieb noch ein kleines Taschengeld zu. Wir haben ja jetzt etwas, wofür man kaufen kann.
Wolf. Das gestempelte Leder — ja. Aber man muß es sich durch eine Leistung verdienen. Für nichts ist nichts.
Michel. Ja, wenn Du nicht willst —
Wolf. Wir werden einig werden. Sie sind Zeuge, Herr Müller.
Luftschiffer. Ich bin Zeuge.
Wolf. Gehen wir gleich auf's Landbureau, die Sache fest zu machen. Der Pädagog führt die Bücher. Der ist nun ein großer Mann geworden, weil er geläufig schreiben und rechnen kann.
Michel. Meinetwegen. Aber was bekomme ich für den Gang?
Wolf. Auch das noch! Gut, vertrinken wir beim Budiker gemeinsam auf meine Kosten eine Ledermark.
Michel. Einverstanden.
Wolf. Also Handschlag. Ich habe aber noch eine Bedingung — eine lächerlich kleine Bedingung.
Michel. Laß hören. Ich lache gern.
Wolf. Nenne mich fortan: Herr von Wolf.
Michel (lacht).
Wolf. Ja, es klingt lächerlich. Aber die Wölfe sind von alter Zeit her adlig. Und da wir nun hier doch allmählich wieder in die alten Verhältnisse einrücken, möchte ich keine Minderung meines Standes erleiden.
Michel. Pah! Das ist fast ein Mundaufmachen und kostet gar nichts. Bitte, voranzugehen, Herr von Wolf! Klingt's nicht noch besser: Herr Baron? Bitte, bitte, Herr — Baron! (Beide ab.)
Luftschiffer (lachend). Der versteht's!

Vierter Auftritt.

Luftschiffer. (Die Thür im Zaun öffnet sich. Es treten hinaus)
Friedel und Gustel (mit Körben voll Feldfrüchten.)
Friedel (schließt hinter sich die Thür). Wenn Dein Korb zu schwer ist, Gustel, können wir noch etwas in den meinen abladen.
Gustel. Nein, laß nur; ich trag' ihn ohne Mühe
Luftschiffer. Guten Tag, liebe Leute.
Friedel und Gustel. Guten Tag, Herr Müller.
Luftschiffer. Wohin bringt Ihr das?

Friedel. Auf den Markt. Wir haben mehr, als wir brauchen. Da verkaufen wir den Überschuß. Das Geld ist zwar nur von Leder, aber es gilt so viel, als drauf steht.

Luftschiffer. Laßt Ihr Euren Jungen zu Hause?

Gustel. Ja, wir halten uns jetzt eine Magd für ihn. So haben wir freiere Hand. Wir haben auch einen Knecht. Raten Sie mal, wer die sind? Der Hans und die Grete. Ja, der Ballon trieb in der Nacht zurück und fiel gerade in unsern Garten. Jetzt kann man's ja sagen.

Luftschiffer. Und wo ist der Ballon?

Friedel. Sie sprangen heraus und er flog fort. Adjes, Herr Müller.

Luftschiffer. Gute Geschäfte.

Friedel und Gustel (ab.)

Luftschiffer. Es wird mir nichts übrig bleiben, als mir unter den Landeskindern eine Frau zu wählen und einen Hausstand zu gründen. Man wird mit der Zeit hier leben können. Die Aussicht, von einem Schiff aufgenommen zu werden, schwindet ja auch mehr und mehr. Am ganzen Horizont weder Segel noch Rauch.

Fünfter Auftritt.

Luftschiffer. Laura kommt mit einer Schar Weiber, die sich an sie drängen, ihr die Schulter streicheln und den Rock küssen.

Laura. So steht's also. Ja, was würde aus Euch, wenn ich mich Eurer nicht annähme? Da seht Ihr nun, was für die Frauen der kommunistische Staat bedeutet, der die von der Natur versagte Gleichheit erzwingt. Die Natur ist von Grund aus ungerecht gegen alle ihre Geschöpfe. Sie erzeugt sie nur, um sie wieder zu vernichten und von denen vernichten zu lassen, die sie mit mächtigeren Organen im Dienst der Gefräßigkeit ausstattet. Am ungerechtesten aber verfuhr sie gegen das Weib. Alle weiblichen Tiere sind gleich schön und häßlich und kein männliches besitzt ein Unterscheidungsvermögen für körperliche Auszeichnung. Das Weib aber zieht nur durch leibliche Reize den Mann an. Die jugendliche Schöne, obgleich zur Sklavin erniedrigt, kann sich einbilden, ihn zu beherrschen; die Unschöne und Verblühte überläßt er erbarmungslos dem Verderben. Es galt in unserer Gesellschaft für die Bürger weiblichen Geschlechts kein Ansehen der Person. Jetzt ... Die Männer haben gewählt, Euch haben sie unbeachtet gelassen. Nun seid Ihr auf Euch selbst angewiesen und kommt jammernd zu mir, Euch meinen Rat zu erbitten. Ihr hättet ihn nicht nötig, wenn Ihr energischer Eure Rechte vertreten hättet. (Die Frauen weinen, raufen sich das Haar, küssen ihre Hände, umfassen ihre Knie.) Ja, wie soll ich Euch nun helfen? Der frühere glückliche Zustand ist nicht mehr zurückzuführen. Wohlan denn: rettet, was zu retten ist. Stiftet einen Amazonen-Bund. (Die Frauen geben ihre Freude über diesen Vorschlag immer lebhafter zu erkennen.) Werft Euren Landbesitz zusammen und baut darauf eine Burg der Freiheit. Bewaffnet Euch mit Lanzen und Schilden, sie gegen jeden Angriff zu verteidigen, und erwählt mich zu Eurer Burgherrin. Schwört mir unverbrüchlichen Gehorsam, Treue bis in den Tod, so will ich Eure Sache führen wie die meine! Schwört!

Die Frauen. Wir schwören, wir schwören Unverbrüchlichen Gehorsam, Treue bis in den Tod! Sei unsere Herrin! Hoch lebe unsere Herrin!

Laura. Nun geht sogleich ans Werk. Wähle jede von Euch eine Stange, wie sie zum Trocknen der Wäsche gebraucht wird, als Lanze und den Deckel eines Korbes als Schild. So stellt Euch mir wieder vor und erwartet meine Befehle. (Die Frauen ab.)

Luftschiffer. Das kann ja hier mit der Zeit recht hübsch werden. Ich merke, worauf es hinaus will.

Sechster Auftritt.

Luftschiffer. Laura. Von der Stadt her Wolf.

Wolf. Da finde ich Dich endlich, mein Engel.

Laura. Wo treibst Du Dich denn herum? Ich habe vergeblich mit dem Essen auf Dich gewartet.

Wolf. Aber, erlaube —

Laura. Ich erlaube nichts, was ungehörig ist. Früher, als ich Vorstand der Volksküche war, mochte dem Herrn Präsidenten solche Unpünktlichkeit hingehen. Jetzt haben wir beide kein öffentliches Amt, sind aber auf Deinen Wunsch mit einander verheiratet. Ich bin Deine Gattin und werde darauf halten, daß in unserm Hause diejenige Ordnung herrscht, welche der Frau einzig und allein das eheliche Verhältnis erträglich zu machen imstande ist.

Wolf. Aber, Laurachen —

Laura. Ich verbitte mir alle Diminutiva. Ich gehöre, wie Du wissen könntest, nicht zu jenem Troß gemeiner Weiber, die darin eine Zärtlichkeit erkennen. Ich verlange keine Schmeichelei, sondern die unbedingte Anerkennung meiner Frauenwürde.

Wolf. Wie kannst Du zweifeln —

Laura. Es muß zwischen uns volle Klarheit der gegenseitigen Ansprüche obwalten. Ich bin nicht so albern, mir einzubilden oder einreden zu lassen, daß Du mich aus sogenannter Neigung gewählt hast. Du kanntest meine Energie, meinen Einfluß und wolltest Dich meines Beistandes versichern. Das verstehe ich. Ich verstehe auch, warum ich Dir das ungeheure Opfer meiner Freiheit brachte: von allen Männern hier warst Du der einzige, dem ich die Klugheit zutraute, die Umstände gehörig nutzen und aus den Fehlern Anderer für Dich und mich Vorteile ziehen zu können. So beruht unsere Ehe auf der einzig sicheren Grundlage des beiderseitigen Interesses. Ich erwarte, daß Du Dich meines Vertrauens in jeder Weise würdig machen und dadurch für die Haltbarkeit dieses Bandes sorgen wirst.

Wolf. Sei überzeugt, daß dies mein eifrigstes Bemühen sein wird, da ich weiß, was ich davon für mich selbst gewinne. Immer offen! Der Egoismus allein hat sittliche Berechtigung; jeder andere Beweggrund des Handelns ist eine bewußte oder unbewußte Lüge. Es gilt einzig das Recht des Stärkeren, und die Verbindung derer, die erst zusammen allen andern gegenüber der Stärkere sind, wird das vornehmste Gebot des Egoismus. Wir sind also einig. Ich bin auch bereits thätiger gewesen, als Du zu glauben scheinst. Nachdem die Insel geteilt worden, ist es unsere Aufgabe, so viele Anteile, als möglich, in unserer Hand zu vereinigen. Soeben habe ich wieder einen solchen Erwerb gemacht. Es ist bereits der zehnte, und ich hoffe, sehr bald noch diesen Besitz zu verdoppeln, da der Faulen und Dummen gar zu viele sind. Ich habe ferner dem Professor, der eine politische Null ist, klar bewiesen, daß das Staatsland verpachtet werden muß, um Ertrag zu geben, und ich als der leistungsfähigste habe die Pacht auf Kredit übernommen. Die bewaffnete Macht steht zu meiner Verfügung, und unser Wille wird daher Gesetz sein, sobald wir der Frauen sicher sind.

Laura. Ich habe sie bereits gewonnen, soweit ihre Stimmen etwas bedeuten. Rechne unbedingt auf meine Amazonengarde, wenn Du den Mut hast, einen Staatsstreich zu wagen.

Wolf. An Mut fehlt es mir nicht. Wahrscheinlich ergiebt sich die Gelegenheit sehr bald. Der Mond soll nicht wieder wechseln, ohne einen Herren der Insel zu sehen. Du bist seine Herrin.

(Schluß folgt.)

Letzt' Vermächtnis.

Jahre gingen, Jahre kamen
Und mein armes Herz sucht Ruh,
Aber Deinen heil'gen Namen
Deckt kein Abendschatten zu.

Der Erinnerung Funken springen
Durch die Seele fort und fort,
Und mit wundersamem Klingen
Lockt, wie einst, Dein süßes Wort.

Und ich folge, — ach! ich habe
Keine Kraft zu widersteh'n —
Und ich steh an Deinem Grabe,
Eh' ich weiß, wie es gescheh'n.

An dem Stein, Dir zum Gedächtnis
Aufgerichtet, fällt mir zu,
Als der Liebe letzt' Vermächtnis
Sonnenwarme Abendruh.

Paul Driese.

Die Sirene.

Im schnellen Schiffe schweigend saßen wir,
Hoffnung und Wagmut unsre beste Wehr,
Stromabwärts treibend, voll von heißer Gier
Nach kühner Fahrt in unbekanntes Meer.

Sie saß auf schroffem Fels im Mondeslicht
Vom weißen Schaum umsprüht, und horch! sie sang:
„O strebt in unbekannte Meere nicht,
Hier winkt mein Kuß, hier meines Liedes Klang!"

Und sie zerfloß in Luft — Wann war es doch?
Wir harren reglos ihrer Wiederkehr,
Und sinnen schweigend, harren immer noch,
Und ferne braust das unbekannte Meer.

Aus dem Englischen des **Richard Garnett** von **Robert F. Arnold.**

In der Kirche.

Der Orgel Klang ist verstummet,
Verklungen der letzte Accord,
Andächtig mit der Gemeine
Lauschst Du des Priesters Wort.

„Das Höchste fürwahr ist die Liebe"
Der greise Pfarrer spricht,
Da neigst Du hold errötend
Dein süßes Angesicht.

Du fühlst es wie Jubelklänge
Durch Deine Seele ziehn,
Und — dünkt es Dich auch fast Sünde —
Du betest leis für ihn.

Karl August Bückinghaus.

Litterarische Notizen.

— Erinnerungen. Von Max Ring. Zwei Bände. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1898.) Das Werk wäre durch seinen Inhalt der eingehendsten Würdigung an dieser Stelle, und — sagen wir es offen heraus — auch der wärmsten Zustimmung gewiß, wenn es nicht vorher in den Spalten dieser Zeitschrift zu lesen gewesen wäre. Da dem so ist, so müssen wir uns begnügen, das Erscheinen in Buchform an dieser Stelle anzuzeigen. Der greise Dichter hat dem Buche ein Vorwort beigesetzt, das unsere Leser, eben weil sie den Inhalt kennen, interessieren muß und das wir daher hier folgen lassen:

„Von jeher hatte ich eine besondere Vorliebe für Memoiren-Werke und Selbst-Biographien, da ich nichts Interessanteres und Lehrreicheres kenne, als ein Menschenleben, in dem sich der Geist einer bestimmten Zeit und Gesellschaft abspiegelt, wie sich in einem Tautropfen das ganze Universum malt. Nach meiner Meinung bilden gute, wahre Memoiren einen wichtigen Beitrag für die Geschichte und sind für den Historiker, was für den Maler die Farbe ist. Sie illustrieren die trockene Chronik und verleihen ihr Blut und Fleisch. Oft giebt eine leichte Anekdote, ein kleiner Charakterzug ein besseres Bild einer geschichtlichen Persönlichkeit und Begebenheit, als eine lange Zahlenreihe und ein genauer Bericht von Thatsachen. Gerade ihren zahlreichen Memoiren und Biographien verdankt die französische Litteratur zum großen Teil ihren Hauptreiz und ihre Verbreitung.

Aus diesen Gründen habe auch ich mich bewogen gefunden, meine früher in einzelnen Blättern veröffentlichten Erinnerungen jetzt, wo ich achtzig Jahre alt geworden bin, umgearbeitet und ergänzt in Buchform erscheinen zu lassen. Wenn auch mein eigenes Leben keine besondere Bedeutung beanspruchen darf, so hatte ich das seltene Glück, vielen meiner hervorragenden Zeitgenossen zu begegnen und an den wichtigsten Ereignissen teilzunehmen. Man findet sie in diesem Buche treu und wahr geschildert.

Meine „Erinnerungen“ habe ich mit dem glorreichen Jahre 1870 abgeschlossen. Was ich gehofft und geträumt, gewünscht und erstrebt, schien mir erfüllt, Deutschlands Einheit nach schweren, heißen Kämpfen errungen, die Freiheit gesichert, der Polizeistaat durch den Rechtsstaat beseitigt, das Volk zu einem neuen kräftigen Leben auf allen Gebieten erwacht. An der Spitze der Regierung stand ein edler, weiser und gerechter Fürst, ihm zur Seite als Berater ein genialer Staatsmann, wie er kaum in Jahrhunderten wiederkehrt, ein großer Schlachtenlenker und erprobte Feldherren, ein Reichstag, in dem die bedeutendsten Geister die Rechte des deutschen Volkes wahrten. — Ich selbst befand mich damals nach langer, lebensgefährlicher Krankheit wieder im Vollbesitz meiner Gesundheit und Kraft, von neuer Schaffenslust erfüllt, im Besitz einer liebevollen Frau und zweier hoffnungsvoller Kinder, umgeben von treuen Freunden und Genossen.

Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schon nach einigen schönen und segensreichen Jahren wurden diese herrlichen Aussichten getrübt, der Erfolg als Götze des Tages angebetet, dem Erfolg Manneswürde und Überzeugung geopfert, der Idealismus unserer Jugendzeit verspottet und der schnödesten Genußsucht gehuldigt, ein unwürdiger Byzantinismus begünstigt, eine schädliche Interessenpolitik großgezogen und der Eigenwille einer großartigen, aber despotischen Persönlichkeit zum Schaden für die Freiheit zum Gesetz und zur Norm erhoben. — Abgesehen von meiner Verstimmung durch all diese Übelstände, war auch in meinen persönlichen Verhältnissen eine ungünstige Wendung eingetreten. Zunächst machte sich in der Litteratur und Kunst eine Richtung bemerkbar, der ich mich nicht anschließen konnte. Der Tod raubte mir die Mehrzahl meiner alten Freunde. Schmerzlicher als alles aber traf mich der Verlust einer geliebten, hoffnungsvollen Tochter, die nach kurzer Krankheit starb. Zwar erholte ich mich nach und nach von dem furchtbaren Schlage, aber mein Vertrauen in die Zukunft, die Sicherheit meines Daseins war vernichtet, der feste Boden meines Glücks erschüttert und die Vergänglichkeit aller irdischen Güter ließ mich nicht mehr zur Ruhe und Freude kommen. Über Nacht war ich ein armer, alter Mann, aus einem sorglosen, leichtherzigen Optimisten ein trauriger, bekümmerter Pessimist geworden.

Unter so lähmenden und schmerzlichen Verhältnissen konnte ich mich nicht entschließen, meine „Erinnerungen“ fortzusetzen, wenn ich auch meine litterarische Thätigkeit nicht aufgab und in der Arbeit den besten Trost, in meiner teuren Frau und in meinem guten, begabten Sohn eine feste Stütze fand. Der Rest meines Lebens verfloß bis heute, dem Himmel sei Dank, ohne schwere Kämpfe und Unglücksfälle, in stiller Zufriedenheit mit meinem Schicksal, da mir die gütige Natur ein sorgloses Gemüt und eine große Bedürfnislosigkeit mitgegeben hat, die ich für das wahre Glück des Lebens halte.

Schreiberhau, den 4. August 1897.

Max Ring

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Storck, Karl. Otto von Leixner. Berlin. Schall & Grund. o. J.

Ebner-Eschenbach, Marie von. Alte Schule. Berlin. Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel) 1897.

Betz, Louis P. H. Heine. Zürich. Albert Müller. 1897.

Kastner, W. A. Sansara. Neue Folge epischer Dichtungen. Leipzig. Walther Fiedler. 1897.

William Shakespeare: Kaufmann von Venedig. Hamlet. Romeo und Julia. Berlin. Leipzig. New-York. Minerva.

E. Tegnér: Frithjofs-Sage. Ein Epos. Berlin. Leipzig. New-York. Minerva.

Kaufmann, Max. Heines Liebesleben. Zürich. Albert Müllers Verlag. o. J.

Kielland, Alexander L. Arbeiter. Aus dem Norwegischen übersetzt von Dr. Leo Bloch. Zürich und Leipzig. Karl Henckell & Comp. o. J.

Lich, Fred. Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson's Verlag. 1897.

Bopp, Fr. Wolken und Sterne. Zweite, durchgesehene und vermehrte Aufl. Frauenfeld. J. Huber. 1897.

Heldt, Karl Maria. Gedichte. Großenhain. Baumert & Ronge. 1897.

Terberg, Hugo. Verse. Großenhain. Baumert & Ronge. 1897.

Widmer, C. Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Akten. Zürich. Ed. Rascher (Meyer & Zellers Nachf.). 1898.

Pollhammer, Josef. Gedichte. Neue Folge. Wien. Carl Gerolds Sohn. 1898.

Heimfelsen, J. Kleine Erzählungen. Zürich und Leipzig. Sterns litter. Bulletin der Schweiz. 1897.

Salus, Hugo. Gedichte. Paris, Leipzig, München. Albert Langen. 1898.

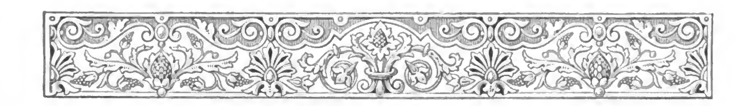
Katsch, Adolph. Pereat tristitia! Feuchtfröhliche Lieder. Straßburg i. E. Friedrich Bull. 1898.

Aram, Kurt. Wetterleuchten. Charakterbild in fünf Akten. Leipzig. Hermann Haacke. 1898.

Strachwitz, Martha. Gedichte. Breslau. G. P. Aderholz' Buchhandlung. 1898.

Morgenstern, Christian. Auf vielen Wegen. Gedichte. Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.



Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Direktor Rudloff, in einer braunen Plüschjacke zu grauen Beinkleidern und Weste, frischblühend, leise nach Veilchenseife duftend und strahlend über das ganze Gesicht, trat ins Eßzimmer, wo seine junge Frau Lachs- und Kaviarschnittchen, Ragout fin und Mosel, reizend angeordnet, bereit hielt.

„Prachtvoll, prachtvoll!" rief er, lachte, rieb sich die Hände, lief auf und ab und lachte wieder.

„Was ist denn so prachtvoll, daß Du Frau und Frühstück darüber vergißt?"

Er trat auf sie zu, umschlang und küßte sie. „Ich sag' Dir bloß — prachtvoll!"

„Das Ragout fin wird kalt."

„So was Feines, Gutes, hast Du mir da wieder bereitet, — Du Engel — Nein, kalt darf das nicht werden." Setzte sich, steckte sich die Serviette hinter den Kragen und langte zu. „Du bist einfach ein Engel. Ah — delikat, delicios sogar. Kalbsmilch drin?"

„Ja wohl."

„Was, keinen Wein? Heut mußt Du einen Schluck mittrinken und mit mir anstoßen. My, meine gute My soll leben, die Seele des Geschäftes, das Salz der Kunst — lebe hoch!"

„Ich das Salz der Kunst — ach ja!"

Und sie lachten alle beide.

„Ist der Kaviar von Bergmeier?"

„Bewahre, den hab' ich direkt aus Hamburg verschrieben."

„Das nächste Mal verschreibe eine Schiffsladung direkt aus Astrachan. Wir werden uns das leisten können. Ja! Geschäftsaufschwung großartig! Und wem ist das zu verdanken? Wem? Mir. Und also — Dir, teuerste Muse. Haha."

„So erzähl doch mal vernünftig."

„Gut gesagt, etwas Unvernünftiges vernünftig erzählen. Stollwerk und Steinach haben grandiose Lieferungsverträge nach Amerika abgeschlossen. Einer von den Vanderbilt — Du, wenn man sagt: Vanderbilt, das ist als wenn man sagt: Papst oder Kaiser — hat für seine Tochter unser Porzellan gekauft, nun sind sie alle drüben versessen darauf, ihren Kaffee aus Kunzendorfer Tassen zu trinken, sich aus Kunzendorfer Waschbecken zu waschen und in Kunzendorfer Spucknäpfe zu spucken. Also Aufträge für viele Jahre hinaus! Und die Leute bezahlens, Donnerwetter ja! — Und was das Famose ist — das Silber ist dort nämlich ganz entwertet — na also und hier haben wir doch Goldwährung — kurzum, Du verstehst das nicht so, aber es ist eben ein Riesengeschäft, und meine Mohnblumen, meine Delfter Landschäftchen, meine Empiremuster überschwemmen die andere Hemisphäre."

„Ach Du lieber, süßer Mann — dafür möcht ich Dir einen Teller Zuckerreineklauden holen."

„Nichts da, My. Hübsch sitzen bleiben. Dieses war nämlich erst der erste Streich und der andere folgt sogleich. Das heißt, gieb mir doch ein paar Reineklauden aus dem Büffet."

„Na siehst Du."

„Also denk Dir: Monsieur Bonhomme verläßt uns mit Ablauf des Jahres, das heißt zu Michaeli und ich übernehme die Leitung der Pâtes sur Pâtes auch noch. Hab mir ein paar tüchtige Bildhauer verschrieben und wir machen das billig, ganz auf eigene Faust und ebenfalls alles für Amerika. Gleich so ausgemacht, daß nichts in Europa verkauft werden darf. Alles hinüber. Und womit haben wir in diesen Geschichten den Vogel abgeschossen? Mit der Mänade. Denk Dir!"

„Ist das drollig."

„Drollig? Dummerchen, drollig ist das nicht, das ist großartig. Ja — das Genie, My mia,

das Genie! Das siehst Du doch jetzt ein, daß ich ein Genie bin?"

Sie lachte hellauf. „Du, Berni ein Genie? Na, wenn das nicht drollig ist. Ach Du liebes, allerliebstes Geniechen Du."

„Prachtvoll geschmeckt. Gieb Kuß. So. Du My — zwölftausend Mark geben mir Stollwerk und Steinach von Ostern ab und von Michaeli, wenn Bonhomme geht, fünfzehntausend. He?"

„Was, das ist Dein Ernst? Berni, nun halt ich Dich wirklich für ein Genie."

„Na also."

„Berni, jetzt kaufst Du mir auch eine neue Patent-Dampf-Wäscherolle."

„Aber zwei, drei, wenn Du willst. Und nun komm mal her, setz Dich mal hier auf meinen Schoß — ich weiß noch was."

„Das ist ja wie im Märchen."

„Gelt? Du denk mal: die Corroni, von der ich Dir mal erzählt hab, der ich mal hab 'n Bouquet spenden dürfen —"

„Ach Deine Mannesleidenschaft?"

„Meine erste Mannesleidenschaft. Denn meine zweite, dritte bis tausendste bist Du, Du weißt's ja. Du — aber nicht wahr, Du bist nicht eifersüchtig?"

„Gar nicht. Hat sie an Dich geschrieben, ob Du noch zu haben wärst?"

„Das nicht. Steinach heiratet sie."

„Was?"

„Na, nur hübsch sitzen bleiben. Hast Du nicht eben gesagt, Du bist nicht eifersüchtig? Denk Dir, sie ist im Januar schon mal hier gewesen und hat sich die Sache angesehen, und seitdem sind sie verlobt und zu Pfingsten heiraten sie. Försters wissen's auch schon, sie sollen's sehr ruhig aufgenommen haben."

„Aber jetzt müßte Stollwerk auch noch heiraten."

„Der Mensch ist mir das reine Rätsel."

„Die Corroni also — denk mal: ich bin wirklich nicht eifersüchtig, gar nicht."

„April singt sie noch paarmal im Nibelungenring und so diese Scherze, Mai heiraten sie und machen dann 'ne große Reise. Nordkap glaub ich. Försters gehn Ostern nach Berlin, da werden sie sie auch hören."

„Und Stollwerk sitzt immerzu hier und spielt den Menschenfeind?"

„Na, ich glaub, der macht auch 'ne kleine Tour zu Ostern, vierzehn Tage, bischen Paris und umliegende Ortschaften."

„Berni, wie nur die Menschen so auf's Reisen versessen sein können. Ich danke Gott, daß ich mein hübsches Heim und meinen lieben, lieben Mann hab, für den ich immer was Gutes kochen kann. Ich bin nun mal so'ne Hausunke."

„Gott sei's gedankt."

„Aber manche Menschen brauchen das, und dann ist's gut, wenn sie's auch thun. Ada wird es recht auffrischen."

„Ja, ich glaube. Förster, weißt Du, will mir auch nicht recht gefallen. Hat er soviel am Gericht zu arbeiten, dichtet oder komponiert er nebenher allzu eifrig? Er behauptet, er thäte nichts. Ich glaube beinah —"

„Was glaubst Du, Liebchen?"

„Ich glaube, die reizende Ada ist — ist — ich meine, sie hat nicht so die richtige Blutwärme Bischen Amphibium, was? Du mußt sie doch kennen."

„Berni, die kennt sich selber nicht."

„Dummerchen, deshalb könntest Du sie doch kennen."

„Ich — ja ich weiß wirklich nicht —"

„Und das sind dicke Freundinnen! Ihr Frauen seid doch einzig. Einzig seid Ihr. Aber ich kenne sie. An Blutwärme fehlt's ihr, das ist die Sache. Ich wollt' sie mal küssen — 's ist schon lange her, ich hatte damals ein bischen Feuer gefangen — na da kam ich schön an. O, ich kenn mich schon aus! Amphibium, Amphibium. My, wenn wir mal einen Jungen haben —"

Sie hielt ihm den Mund zu. „Davon spricht man nicht."

„Spricht man nicht? Ich sag's ja: Ihr Frauen seid einzig, alle miteinander. Aber das wird mir'n Genie, ein Genie! first rate! Ja was ich sagen wollte, wenn wir mal 'nen Jungen haben, weißt Du, da hat sie vielleicht auch was Derartiges, und dann — na ja, also hoffen wir das Beste."

My lachte. Sie wollte etwas sagen, aber sie lachte bloß. Schließlich lachte er mit.

„Ja, hier liegt ja ein Brief von Marie."

„Ach ja, das hab ich vergessen."

„Was, bayrische Marke wieder? Ich denk, sie ist in Nizza oder sonstwo in der großen Blumengegend. Na, laß mal sehn.

München, den 18. März.

Liebe Geschwister!

Ich war zwei Tage in München, zehn an der Riviera und bin gestern wieder hierher zurück-

gegangen. Aus einem Paradiese in das Getriebe der Großstadt fliehen, den Frühling unter Limonien, Aloen und Palmen lassen und in den deutschen Winter zurückkehren — es wird Euch unbegreiflich erscheinen. Es Euch zu gestehen: es war mir zu schön da unten. Der Schönheit, die wir genießen, wirklich genießen sollen, muß unser Glück gewachsen sein, sonst drückt sie uns um so tiefer nieder. Als ich in San Remo anlangte, kam ich mir vor wie jener, der, seinem Hauskobold zu entgehen, sich ein anderes Haus baut, da er aber mit seinem Gerät unter das neue Dach einzieht, grüßt ihn als erster darunter — sein Kobold. Und obgleich mich die beiden ersten Tage in München vollends kaput gemacht hatten, wirbelte ich, wie ein welkes Blatt ziellos herum getrieben, wieder hierher zurück. Ich hatte mich fremd gefühlt unter den gemalten alten Freunden und wollte mich wieder heimisch unter ihnen machen. In der That: eine Art Heimweh. Und doch will es mir nicht glücken. Ich hatte gedacht, so schwankend werden könne nur ein Laie, und nun hab ich's an mir selbst erfahren, wie man zwischen Altem und Neuem die ästhetische Haltung verliert. Die ganz Großen bleiben ja von allen Schwankungen des Zeitgeschmacks und Prinzipienwechsels unberührt, aber, selbst klein, ringt man nun einmal um das Lebensrecht auch der Kleineren. So also befinde ich mich hier: beirrt im eigenen Kunst-Glauben und Leben, in der Verletztheit des Empfindens schmerzlich berührt von der unbeirrten Schönheit der Natur, suchend, suchend und mich nicht mehr zurechtfindend. Die Welt überholt mich immer. Nun, schließlich läuft, was Boden unter den Füßen hat, selbst wenn der Boden schmutzig ist. Ich habe überhaupt keinen mehr. Verzeiht, ich weiß weiter nichts. Auch nicht, ob ich je oder gar wann ich zurückkomme. Ich gehe vielleicht doch wieder an die Riviera. Hier graut mir vor dem Alleinsein, mitten unter den Menschen, graut mir vor den Menschen, dort vor der Schönheit, überall vor mir selbst.

Schreibt mir hauptpostlagernd München. Auch was Försters machen. Bald. Viele Grüße.

Eure Marie.

„Hm. Was wir machen, fragt sie nicht. Nerven — Grauen vor der Schönheit. Keinen Boden unter den Füßen. Eine Unruhe hin und her. Es ist ja garnicht, als ob es Marie wäre. Was, My?"

„Jesus, frag mich doch nicht, mir ist doch das alles viel zu hoch. Deine Schwester ist ja so gut, wirklich rührend gut, aber sieh mal, das ist mir einfach zu hoch, Berni."

„Na ja, ja! Da hat man's nun. Erst sich abgehetzt mit den Ausstattungen, den Hochzeiten, dann gemalt wie verrückt, nun hat man's! Ja wohl. Na, es wird sich wieder geben. Aber so 'ne Haudegennatur revoltiert eben auch mal. Weißt Du, Förster sagte noch vor vier Wochen zu ihr: ‚Sie haben mal über kranke und skrophulöse Rosen gespöttelt, Fräulein Marie, und jetzt malen Sie selbst welche?' Da fing es an."

„Ja, sie sagte noch was von Grundsätzen, die man manchmal verletzen müsse, sonst hörten sie auf Grundsätze zu sein. Wie sie das meinte, weiß ich nicht."

„Na ja, ja, ja. Weißt Du: ein Künstler hat eben seine Schwankungen immerhin, das ist nicht anders! In Irrtümern reift das Genie. Das ist nicht anders. Wird es groß, steigt, hebt sich!"

„Bis zu fünfzehntausend Mark Gehalt!"

„Ja wohl — und?"

„Die Tantièmen."

„Na, ich meinte den Direktorstitel. Also: Direktorstitel und Tantièmen. Groß — und was noch My?"

„Noch? ich weiß nicht, ich weiß bloß noch: glücklich."

„Glücklich!"

* * *

Während der ehemalige Zeichnenlehrer — o wie dieser Zeichnenlehrer jetzt auf dem Boden lag, wie eine abgestreifte Schlangenhaut — Marie Karstens seltsamen Münchener Brief studierte, überlas ein anderer ein Schriftstück, das seine eigene Handschrift trug, Verse, in denen er seiner Stimmung Ausdruck gesucht:

Wo, umweht vom Hauche verklärter Lüfte,
Ossas Felsenhänge das sel'ge Tempe
Vor der rauhen Wut der thessal'schen Winde
Sorglich beschützen,

Windet, dunkel jetzt durch der Schatten Kühle,
Jetzt im Glitzerscheln der durchsonnten Wellen
Unter Flüsterhauch der Peneios grüne,
Rauschende Fluten.

Pan, der große, schläft; es verträumt des Mittags
Glut im Rohr die Schar der bekränzten Nymphen,
Still im Buchenhag, in der Pinien Wipfel
Schlummern die Vögel.

Horch! was regt sich da? aus des Haines Dickicht
Naht's mit scheuem Huf, es berührt den Boden
Kaum der zage Schritt, dann in wildem Sprunge
Bricht's aus den Büschen.

Fabel, nah'st du mir? Die auf starkem Rücken
Durch des Irrpfads Graun den Achill getragen,
Die ihn hold gelehrt — ist es Cheirons Tochter,
Stampfend den Boden?

Flatternd weht im Sprung um der Schultern Blöße,
Ihr um Hals und Brust die gelockte Mähne,
Doch die Flanken peitscht und die zarten Fesseln
Glänzender Roßschweif.

Lächelnd lauscht sie so, mit der Blicke Sehnsucht
Sieht sie still mich an, und in weiße Arme
Stürz' ich mich, und fest, in entzücktem Stammeln
Halt' ich die Scheue:

Sieh', dort in der Bucht, wo des Stromes Krümmung
Sich dem Ossa neigt, unter Myrtenbüschen
Ragt mein traulich Dach, uns in Glückesdauer
Selig zu bergen.

Hold Bezwung'ne, dort deines Wesens Hälfte
Wandelnd ganz und gar zum geliebten Weibe
Und der Wildheit Scheu in des Weibes Milde,
Wohne du bei mir.

Weh'! nicht halt' ich sie! Es entwindet unstet
Sich ihr holder Leib aus des Arms Umschlingung,
Lipp' auf Lippe noch in erglühtem Kusse,
Ringt sie sich von mir?

Höhnisch kichert Pan, es erwachen kichernd
Quell und Rohr im Hag, und sie spotten grausam:
Daß der heiße Schmerz mir die Seele windet
Um die Verlorne.

Glühend schickt herab seine scharfen Pfeile
Helios O daß sein Geschoß mich würgte!
Oder daß die Brust mir des Typhons Atem
Giftig versengte!

„Gerd", sagte eine schmeichelnde Stimme von der Thür her. „Oh — Gerd — was ist Dir denn?"

Er hob den Kopf auf von den Papieren, auf die er hinabgesunken war und sah sie verstört an. „Ich war ein bischen müde."

„Weiter nichts? Sieh mal, ich habe Küchel gebacken — feinowski, sag ich Dir. Kost mal."

Sie sah so gut und lieb aus und ach! so reizend. Er wehrte sich nicht einmal, als sie versuchte, ihm lachend eine ihrer Leckereien in den Mund zu schieben. Er würgte den Kuchen mit seinem Schmerz zusammen hinunter.

„Nun, gut?"

„Wirklich fein!"

„Gelt? Ich hab auch mit My zusammen Kaviar kommen lassen. Ach und noch so etwas Gutes! Aber das sag ich nicht."

„Laß es Dir schmecken. Du weißt, daß mir ein paar Eier, ein Stück Braten oder auch Rindfleisch mit Kartoffeln genügen."

„Ich werd Dir morgen Rindfleisch mit Kartoffeln vorsetzen, aber nicht wahr — ach, sag ja, lieber Gerd — dann kann ich Dich heut Nachmittag spazieren fahren in Papas neuem —"

„Ich danke."

„Siehst Du, so bist Du nun. Dann werd ich mir Rudloffs Kinder abholen."

„Das kannst Du natürlich."

Sie sahen sich an. Er konnte seinen Schmerz nur hinter angenommener Kälte verbergen, und so wurde auch ihr Gesicht kalt.

Es war eine ängstliche Spannung zwischen ihnen.

„Ja — fast hätte ich es vergessen" — und indem er auf dem Schreibtisch suchte, konnte er das Gedicht verdecken — „Fräulein Corroni hat die Billets geschickt, es sind sehr schöne Plätze in der ersten Reihe, Prosceniumsloge."

„Erster Rang doch?"

„Gewiß."

„Das ist hübsch, sehr hübsch! Freust Du Dich nicht?"

Er antwortete nicht gleich. — „Ja so, gewiß."

Sie zögerte noch ein wenig. Er sollte noch etwas sagen, wie glücklich er sei, daß sie dieses Vergnügen haben werde. Aber er sagte nichts.

Seine Hand griff nach den Blättern. Wenn er ihr das gäbe?

„Gerd — Dir fehlt etwas?"

„O ja — der Geschmack am Reiten und Kutschieren," sagte er bitter.

„Das ist wirklich wahr!" Sie lachte. In ihren Augen war das ein Fehler, ein unbegreifliches Manko, eine blinde Stelle an einem Menschen.

„Gut, daß wir Eisenbahnen haben!" Und lachend rannte sie hinaus.

Achtzehntes Kapitel.

Das Opernhaus war ausverkauft. Man erwartete eine Meisterwiedergabe des Nibelungenringes, da die ersten Kräfte vereinigt waren, die gewaltigen Absichten seines Schöpfers zum Ausdruck zu bringen. Hier und da war noch ein Sessel frei, deren Inhaber sich verspäteten, sonst

saß man dichtgedrängt in festlicher Erwartung, die Damen zum teil in großer Toilette. Ada war darunter sehr einfach: ganz in Weiß, als einzigen Schmuck ein paar Tuberosen, für die sie eine Vorliebe besaß. Während sie mit dem Opernglase die Anwesenden musterte, saß ihr Mann ernst und schweigend, warf manchmal einen Blick auf sie und starrte wieder auf den Theaterzettel, als ob dort die Lösung der Frage zu lesen stände, die ihn beschäftigte, ihn Tag und Nacht beschäftigte.

Der Frage: wer ist das Weib neben mir? Ein Weib, in dem etwas in bürgerliche Verhältnisse Uneinfügbares, etwas Fesselloses, in dem Ewigschwankenden der Launen Unberechenbares ist — das hatte er begriffen. Aber das waren lauter negative Eigenschaften. Welche waren ihre positiven, die, die den eigentlichen Kern ihres Wesens ausmachten? Oder wenn sie gar keinen positiven hatte außer einer billigen Gutmütigkeit und einem Verstande, der etwas Berechnendes — ja gelegentlich sogar etwas Ätzendes hatte — welche Richtung mochten diese negativen Eigenschaften eines Tages nehmen können? Der wachsende Reichtum ihres Vaters hatte ihren Wünschen etwas Zügelloses gegeben, und hinter ihrer zarten weißen Stirn begann ein Hochmut zu keimen, der keinen anderen Grund hatte als diesen Reichtum; dieser Hochmut, der die Arbeit und die Entbehrung um idealer Zwecke willen anfängt leise gering zu schätzen und der sich daran gewöhnt zu meinen, daß, weil fast alles käuflich ist, alles überhaupt käuflich sei.

Sie waren seit fünf Tagen in Berlin, und dieser Aufenthalt hatte mancherlei an ihrem Wesen merkwürdig beleuchtet, aus ihrem Wesen entfaltet, was er so deutlich bisher nie begriffen hatte.

Was sie als Kunst und Dichtung bisher bewundert, bisweilen mit einem Anstrich von Schwärmerei, der ihr etwas von Idealismus gegeben, war nichts als Nahrung für diese falsche Sentimentalität gewesen, die eine thörichte Erziehung manchen Mädchen suggeriert, und an der in der That nichts, gar nichts echt ist, als der Glaube, daß sie es sei, oder war Reizmittel gewesen, nach dem sie gegriffen, um in der kleinstädtischen Enge und Spießbürgerlichkeit sich anzuregen, zu zerstreuen. Wie hatte er sich gefreut, ihr so viel Schönes und Großes zeigen zu dürfen, das sie wirklich erheben, begeistern, überwältigen mußte — und nun langweilte sie das Große und Schöne, und was ihr gefiel, war der Wechsel, war das Elegante, das Reizende und Vergnügliche. Dann ganz plötzlich war sie doch wieder ergriffen, bewegt und er fing wieder an zu hoffen und zu glauben.

Sie war so jung, so mangelhaft unterrichtet, so jahrelang von gemeindenkenden, egoistischen Menschen geleitet worden — wie war es möglich, daß sie das alles jetzt im Handumdrehen überwände, daß sie allen Eindrücken reifes Verständnis entgegenbrächte? Warum auch mußte er so ungeduldig sein: man fliegt nicht zu geistiger Höhe hinan, man steigt langsam Schritt für Schritt. Und er, der so unverbesserlich in seinem Glauben an die Güte der menschlichen Natur, so unbeirrt in seinem Zutrauen zu einer glücklichen und gedeihlichen Entwickelung aller Dinge war, war imstande, Anna-Ada die Hand zu küssen und sie um Verzeihung zu bitten, daß er nicht groß genug von ihr gedacht habe. Dann lächelte sie. Wie ein eitler Schiffer die große, sanfte, gütige Flut, die ihn sicher an ihrer Brust schaukelt und an das gewünschte Ziel trägt, mit leiser Geringschätzung als seinem Dienst und Willen unterworfen betrachtet, betrachtete sie das große, gütige Herz ihres Mannes und die selbstlose Liebe, die sie trug und, im Heißhunger nach Erwiderung, sich ihr zugleich unterwarf.

Auf den Ring der Nibelungen hatte sie sich übermäßig gefreut. Sie fand die Dichtung rauh und unverständlich, aber das Werk war hochberühmt, und so mußte es ja wohl schön sein. „Es ist mir beinahe so feierlich, als da wir zur Trauung fuhren," hatte sie auf dem Wege nach dem Opernhause noch in der Droschke gesagt und sich an ihn geschmiegt. „So feierlich, Gerd, so wichtig und wundersam." Und dann, nicht lange nachdem sie ihre Logenplätze eingenommen hatten, und von dem Gespräch der hinter ihnen Sitzenden auf einen schönen jungen Schauspieler aufmerksam gemacht, der sie unausgesetzt betrachtete, fing sie an mit diesem zu kokettieren, an einen Stockfremden das Lächeln, die Augenaufschläge, das Schmachten verschwendend, das sie für Gerhard Förster gehabt und das er für den Ausdruck tiefen Gefühles genommen. Er war aufs äußerste verletzt und zugleich verwundert, denn noch nie hatte er sie auf dieser Fährte gefunden, und, obgleich er sich selbst sagte, daß es sich um nichts als einen kindischen Zeitvertreib, um eine Festtagscaprice handle, packte ihn wie alle tief-

und starkempfindenden Menschen mißtrauische Eifersucht.

„Merkwürdig: es ist kein Platz mehr frei im ganzen Hause, nur der neben mir in der Nachbarloge scheint leer zu bleiben," sagte Ada, während sich das Theater verdunkelte und das Vorspiel zum Rheingold begann, dieses wundersame Rinnen und Wogen der Wasser, dieses Drängen, Fluten, Klingen und Rauschen des wallenden Stromes.

Dann ging der Vorhang auf. Ada, die nie etwas anderes als ein paar Lustspiele und ein Singspiel von einer Wandertruppe gesehen hatte, verging fast vor atemloser Erregtheit, als die Rheintöchter schwimmend ihr Wagalawaia hören ließen, die Fluten wogten, die Lichter spielten und das unsichtbare Orchester dazu sang, der gnomische Unhold sein Wesen trieb und wieder die Nixen sangen:

Wallala! Lalalei! Lalei!
Wallalalleia! Lalei!

bis die Erregtheit in ihr in ungeduldige Verwunderung überging ob des endlosen Einerlei, in dem selbst das Reizende ermüdend wird, die Verwunderung in nervöse Ermattung und eine Abspannung, die doch immer noch zugleich Erregung war.

„Ach Gerd!"

„Heia, ja heia!
Wallala wei!"

Ganz matt ließ sie den rechten Arm auf das Polster neben sich sinken.

„Oh — Verzeihung!" Sie hatte es gar nicht bemerkt, daß der Platz neben ihr besetzt und das Polster schon in Anspruch genommen worden.

„Bitte," sagte jemand halblaut.

Sie drehte sich um, starrte auf ihren Nachbar und erkannte ihn erschrocken. Sie war so verwirrt, daß sie ihn mit einem leisen Neigen des Kopfes grüßte. Sie wurde sich nicht recht klar, ob er es erwidert hatte. Und obgleich sie kein Wort zu lesen vermochte, blätterte sie im Textbuch und bemühte sich, die Worte zu finden, überschraubte das Opernglas und starrte damit auf die Bühne, ohne etwas zu erkennen und legte es wieder hin.

Diese Menschen auf der Bühne — was wollten sie eigentlich? Waren diese Sängerinnen im grünen Florkleide närrisch? Was bedeutete die ganze Gaukelei? Was die leere, melodielose Musik? Alles ein sinnloses Einerlei, mit dem ihr Empfinden nichts mehr zu thun hatte. Seltsam. Und noch seltsamer: Was sie empfand, war der Mann zu ihrer Rechten. Warum es so war, wußte sie nicht, aber es war so.

„Denn, hör es die Flut —
So verfluch ich die Liebe!"

brüllte der Kobold.

Dann plötzliche Nacht, Geschrei, Gelächter, Gewölk und Nebel und — — das Theater ist wieder erhellt.

Im selben Augenblick steht Arved Stollwerk auf, macht Förster eine kurze Verbeugung und verläßt die Loge.

„Hast Du gesehn, wer es war?" fragt ihr Mann.

Ada antwortet nicht. Sie sieht an sich nieder und zupft an den Tuberosen. „Sagtest Du etwas?" fragt sie plötzlich.

„Es hat Dir einen sehr starken Eindruck gemacht?" fragt er zärtlich. Er ist ganz glücklich darüber, daß es so ist, daß etwas sie so gefangen nehmen kann.

„N—ja. Ja sehr."

„Wollen wir hinausgehen?"

„Nein."

Sein Blick gleitet von ungefähr nach der Schauspielerloge. Der junge Liebhaber, mit dem sie vorhin aus Langeweile kokettiert hat, steht und sieht sie an — sie bemerkt es gar nicht. Gerhard lächelt: der heiligende Einfluß der Kunst!

„Könnte man nicht mit wem die Plätze wechseln?" fragt sie plötzlich. „Vielleicht mit den Leuten links von Dir. Frage den Herrn."

„Ich bitte Dich, das ist unmöglich. Wenn uns Stollwerk auch nicht angenehm ist, wie können wir den Geschäftsfreund Deines Vaters in dieser Weise beleidigen!"

„Ein komischer Zufall eigentlich, nicht?"

„Die Corroni wird das Billet für ihn mitbestellt haben."

„Das ist wahr. Ich bin recht neugierig auf Fräulein Corroni."

„Sie kommt ja heut nicht dran."

„Ja so."

Die Plätze füllen sich wieder. Die zweite Scene beginnt.

Das alles ist so seltsam: Götter und Riesen, alles übermenschlich und doch ganz begehrliches, zanksüchtiges, echtes Menschentum: Bilder voller Größe und Glut und dazu Klänge, die gar keine Musik sind für ihr Empfinden, die sich immer etwas über den Dingen Schwebendes, etwas Starkes und doch Besänftigendes darunter

gedacht hat — das aber scheint ihr nichts als gesteigerter Naturlaut von einer beinahe barbarischen Kraft.

Sie wird ungeduldig, brennend ungeduldig.

„Gehn wir hinaus," sagt sie, sobald die Scene zu Ende ist.

Gerhard giebt ihr den Arm, an den sie sich krampfhaft hängt. In den Korridoren, im Foyer ist es übervoll, alles fremde Menschen mit dem sichern selbstbewußten Wesen des Weltstädters, glänzende Uniformen, Seide und Diamanten, kurze Worte, die alle etwas Scharfes und Kühles haben. Die junge Amtsrichterfrau aus der Kleinstadt, zitternd, berauscht, erregt, fühlt sich grenzenlos entfernt von diesen Menschen und fühlt gleichzeitig eine Sehnsucht, so zu sein: so sicher, so ruhig, so vornehm; obgleich alles das vielleicht weiter nichts ist als eine Übung, Eindrücke und Empfindungen zu verleugnen — wer weiß es? Als sie an einem Spiegel vorüberkommen, erschrickt sie: sie sieht blaß aus und unstet, ihre ganze Erregung steht auf ihrem Gesicht, sie möchte sich beherrschen, lächelt und bringt nichts als eine Grimasse zuwege.

Als sie aufsieht, steht der entsetzliche Mensch an einem Pfeiler und sieht sie an, mit diesem strafenden hochmütigen Ernst in den durchdringenden Augen, den sie verächtlich als „Marlittisch" zu bezeichnen liebt, und mit dem er sie trotzdem packt, beleidigt, mißhandelt, empört und an sich heranzieht.

Das Gedränge schiebt sie aneinander.

„Eine schöne Aufführung," bemerkt Arved Stollwerk gegen den Amtsrichter gleichgiltig und völlig über sie hinwegsehend.

„Alle Partien sind vorzüglich besetzt."

„Ich war zweimal in Bayreuth und hab' es nicht so gut gefunden."

„Nichts ist so reich
Als Ersatz zu muten dem Mann
Für Weibes Wonne und Wert",

singt einer hinter ihnen, der durchaus wie ein Musikrezensent aussieht.

„'n Abend, Förster," ruft es von einer andern Seite.

„Was? Schweikert?" Förster ist ganz elektrisiert, einen Studienfreund gefunden zu haben. „Ada, hier ist ein Stuhl, setz' Dich, Kind. Ich hole Dir eine Selters. Etwas zu essen auch?"

„Danke. Aber die Selters, bitte, bitte!"

Während sie wartet, schiebt sich ein fremder, widerwärtiger Mensch dicht an Ada heran, sie unverschämt musternd.

„Ich werde so lange die Ehre haben, Sie vor Zudringlichkeiten zu schützen," sagt ein Anderer kühl, setzt sich auf die andere Seite des Tisches, stützt den Arm, dreht den Schnurrbart und sieht in das Gewühl.

Förster hält sich indes an seinen unerwartet aufgetauchten Jugendgenossen und bemüht sich, das Selters zu erobern, ohne dazu zu gelangen. Endlich kommt er damit an. „Hier, Schatz, es hat ein bischen lange gedauert." In diesem Augenblicke erhebt sich der Andere, grüßt und will gehen.

„Herr Stollwerk hatte inzwischen die Güte, Deinen „Schatz" mit der stummen Beharrlichkeit eines —"

„Drachen zu hüten," ergänzt der schöne Arved mit einem leichten Lächeln.

„Riese wäre angesichts Ihrer Erscheinung nicht bloß das Höflichere, sondern auch das Richtigere," sagte Förster heiter. „Warum eilen Sie schon?" Gott, der Mensch war ihm nicht gerade angenehm, aber er konnte ihm zum Dank für seine Rücksichtnahme auf Ada doch nicht unfreundlich begegnen. Stollwerk setzt sich wieder.

„Gnädige Frau werden von der Walküre mehr befriedigt sein als vom Rheingold, das seine recht öden Partien hat," sagt er mit glatter Höflichkeit.

„Ich bin sehr begierig, Fräulein Corroni zu hören."

„Jawohl."

„Ich glaubte gehört zu haben, daß Sie Ihre Reise weiter erstrecken wollten?" fragt Förster.

„Will ich auch. Mein nächstes Ziel ist Paris, ich bin nur hier, um Herrn Steinach die Artigkeit zu erweisen, seine Braut zu bewundern. Ob ich von Paris aus vielleicht noch einen Abstecher nach Algier mache, ist unsicher, aber es liegt in meinem Plane."

Ada sieht ihn bewundernd, wie in einer Art seligem Neide an. „Algier — ach!"

Das Zeichen zum Wiederbeginn der Vorstellung ertönt. Man erhebt sich, in dem Gedränge werden Förster und seine Frau auseinander getrieben.

„Herr Stollwerk, bitte, geben Sie meiner Frau den Arm," ruft er.

„Bitte, gnädige Frau." Die Feindlichen gehen so dicht aneinander gedrängt.

An der Logenthür verabschiedet er sich mit

einem seiner düstersten Blicke. — Als die dritte Scene beginnt, ist der Platz zu Adas Rechten noch leer. — Er bleibt es auch.

Teilnahmlos verfolgt sie den Handel der Götter und Riesen, teilnahmlos sieht sie die Götter nach Walhall ziehen. Dennoch bleibt eine Wirkung der Musik und Scenerie auf ihr Gemüt als etwas Aufreizendes, über die Wirklichkeit Hinausgehendes, irdische Beziehungen Auflösendes stark und lebendig.

Als sie im Hotel anlangt, bricht sie in Schluchzen aus, sagt etwas vom Zuviel der Eindrücke, Nerven und Kopfweh und geht schlafen, das heißt, zu Bett. Denn schlafen kann sie nicht.

Dieser Mann liebt sie, liebt sie! Sie möchte darauf schwören, daß es so ist. Wenn es aber nicht ist, so will er es sie glauben lassen, um sie zu beschäftigen, aufzuregen, zu peinigen. Eines von beiden. Welches? Daß sie das nicht feststellen kann, läßt sie keinen Schlaf finden. Wenn er sie nur peinigen, wenn er sich für die Rache rächen will, so wird sie ihm wieder vergelten, immer Rache für Rache ihr Leben lang, wenn er sie aber liebt — —

Gerhard schläft ruhig und fest. Ob sie ihn weckt, ob sie ihm alles sagt, sagt, daß dieser Mensch sie beunruhigt und warum, ob sie morgen mit ihm abreist — sie richtet sich auf und beugt sich über ihn. „Der Schlaf des Gerechten," denkt sie und wendet sich wieder ab. Wie kindisch auch, als ob eine Frau in allen moralischen Dingen sich an den Mann anklammern müßte: hilf mir, halte mich! Sie wird es allein niederkämpfen, sie wird mit allem fertig werden, mit all diesen unreinen, unedlen Gedanken. Sie will und also kann und wird sie. Lieber Gott, betet sie, ich will ganz gewiß, hilf mir, lieber Gott. Und da legt sie sich wieder nieder und schläft ein.

Den nächsten Morgen läßt Gerhard sie nicht aufstehen, sie soll bis Mittag liegen bleiben, um Abends der Walküre gewachsen zu sein. Er ist rührend in seiner Sorgfalt und Güte, und dankbaren Sinnes läßt sie sich davon rühren, drückt seine Hand an ihre Lippen und sieht ihn zärtlich an. Wie er sie aber in seine Arme schließt, denkt sie an den andern und duldet seine Küsse ohne Erwiderung. Er merkt es nicht, er ist heiter und ohne Mißtrauen und erzählt von dem Jugendfreunde, mit dem er für Sonnabend Abend eine Zusammenkunft verabredet habe. „Freitag steigt die Götterdämmerung, weißt Du, und damit ist die Wagnerei zu Ende; Du gehst dann Sonnabend hübsch zeitig zu Bett und giebst Deinem Mann einen Abend Urlaub. Ja?"

„Aber das versteht sich. Es ist nett, weißt Du, daß Du den Freund getroffen hast. So eine unverhoffte Freude ist immer wie ein Geschenk. Nicht?"

„Ja, Du Liebes," sagt er und huschelt in ihrem Haar herum.

„Du frisierst mir 'ne schöne Mähne."

Er wird rot und streicht ihr das Haar wieder glatt.

„Flatternd weht im Sprung um der Schultern Blöße
Ihr um Hals und Brust die gelockte Mähne,"

war ihm eingefallen. Es war eine Stimmung der Angst gewesen, wie sie ihn manchmal überfällt, in der er das gedichtet, jetzt möchte er sie vor sich verleugnen. Und dabei lächelt er schmerzlich, als ob er einen Reflex dieser Angst nachfühle. Indes betrachtet sie ihn lauernd. Warum mochte er errötet sein?

Zu Mittag steht sie auf, dann gehn sie in den Tiergarten, in ein Café, in ein paar Läden, wo sie allerlei einkaufen; dann macht sie Toilette — dieselbe wie gestern — und so vergeht die Zeit.

Als sie das Opernhaus betreten, klopft ihr das Herz ein wenig, aber übrigens ist sie ruhig, gefaßt und voll guter Vorsätze. In bester Haltung tritt sie in die Loge. Stollwerk ist schon da, steht auf und begrüßt sie. Die Herren wechseln ein paar Worte, dann fängt es bereits an: eine leidenschaftlich bewegte Musik, Gewitter, ein flüchtender Mann.

Ada Förster hatte ganz vergessen, was sich jetzt abspielen sollte. Und nun kommt diese unsäglich peinliche Scene im Hause des Hunding. Ihr wenigstens ist sie unsäglich peinlich. Es sind die stark erregbaren und die sehr kaltblütigen Naturen, die dergleichen ohne Pein empfinden, die einen, weil sie ganz hingerissen werden, die andern, weil sie etwas sehn und hören, das ihnen allzu fern liegt, um sie aufregen zu können. Die Warmblütigen und dabei Keuschen aber leiden bei so rückhaltlosen Darstellungen einer Sinnen- und Seelenglut, die ihnen vielleicht nicht fremd ist und die sie doch vor ihrem eigenen Bewußtsein zögernd zu verschleiern lieben, und die hier vor ihnen auflodert zu einem verbrecherisch-verderblichen Brande, zu einer Maßlosigkeit, die, obschon sie den Fluch des Unterganges in sich trägt und diesen Fluch ahnt, mit allen Zaubermitteln der Kunst als ein Großes, Unüberwindliches gefeiert wird.

Ada Förster schämte sich der Scene vor ihrem Manne und schämte sich vor dem andern, der sie einmal an seine Brust gepreßt gehalten in allzu stürmischer, beleidigend sicherer Liebeswerbung. Und zugleich stieg es gewitterschwül, glühend in ihr auf, ein wahnsinniges Verlangen, eine Unruhe, ein Schmerz, der wuchs und wuchs, und in dem sie ein Gräßliches empfand oder zu empfinden glaubte: sie liebt Gerhard gar nicht, sie liebt den Mann in der Nachbarloge, liebt ihn mit einer Liebe, die nichts von Bewunderung, von Mitleid, von herzlicher Zuneigung, von Eitelkeit, von Sympathie hat, liebt ihn mit einer Empfindung, die völlig unmittelbar, gewaltsam, elementar ist wie die Liebe vor ihnen auf der Bühne.

Auch diese Scene hat ein Ende.

Anna-Ada sieht in den Schoß und rührt sich nicht. Licht und Unruhe umwogen sie wie ein Nebel. Als sie sich ein wenig umwendet, bemerkt sie, daß Gerhard leise hinausgegangen ist. Gerhard — wer ist Gerhard? Großer Gott, sie weiß es ja gar nicht mehr, wer Gerhard ist — ein Nichts ist er, ein Schatten, ein Rauch. Sie sieht langsam nach der andern Seite und begegnet den Blicken Arved Stollwerks. Und ihre Blicke, die ineinander tauchen, sind eine Frage und eine Antwort, ein Geständnis und Wiedergeständnis, sind Besitzergreifung und Jubel, sind eine Welt, in der alles versinkt, alles untergeht, alles stirbt: Recht, Pflicht und Gewissen, und nur eines übrig bleibt . . . .

Und bei alledem kein Wort. Nichts als zuletzt ein kleines süßes Lächeln — so kann dieser Mann lächeln? — und eine schmale zitternde Hand, die den kleinen Strauß Tuberosen vom Gürtel löst und über die Logenwand hinweg vor ihn hinlegt, und die er nimmt und einen Augenblick an seinen Mund drückt.

Ob sie jemand beobachtet? Warum nicht? Was geht es sie an? Wo uns keiner kennt, sind wir allein.

„Haben Sie mir verziehen?" fragt sie leise.

„Diese Blumen haben die Schmach aus meinem Angesicht genommen," antwortete er. „Ihre rechte Hand hat Ihre linke Hand entsühnt. Sagen Sie Ihrer linken Hand, daß ich sie auch küsse — — Ihr Gatte."

Das Spiel beginnt wieder und reißt sie in seinen Zauber hinein. — — —

Wer ist Wagner? was seine Kunst?

Wir wandeln bequemen Schrittes durch einen wunderschön gepflegten Park. Hohe breitschattige Linden, Buchen, Taxus und Kiefern, die weitausladenden Äste bis zum sammetartigen Rasen streckend, blühendes Gebüsch, glatte Kieswege, weiße Brücken, zierlich aus Birkenästen gezimmert, ein Murmelbach zum künstlichen Wasserfall erzogen, Rieseneichen um einen Spiegelteich, endlich ein malerisches Tannendickicht, dahinter ein Wald lockt. Aber wir sind bequem, wir durchwandeln den Park nach allen Seiten, finden eine Steinbank unter blühenden Akazien und ruhen aus, schwelgend in Duft, Sonne und einer Natur, die — Kunst ist.

Und dann lockt uns doch das Tannendickicht, lockt uns der Wald. Es wird dunkel, Harzgeruch weht uns entgegen, der Weg ist ausgefahren und holprig, die Nadelbäume riesenhoch aufstrebend, schlanke und doch starke rötliche Stämme, grau bemoost, der Waldboden mit Nadeln bedeckt, ein sprudelndes Rinnsal, quelldurchtränktes Bruchland, in das der Fuß versinkt; jetzt Laubwald, Moos, Gras in langhaarigen starken Büscheln, Heidelbeerkraut und Brombeergestrüpp den Boden bedeckend, aus dem ein grünes Durcheinander von Unterholz aufschießt und darüber Hainbuchen, Eichen und Erlen — Waldwiesen, Sturzbäche, ein Niederstieg über Stein und Fels — in kühlem Schatten Anemonen und Glockenblumen — und überall Friede, unentweihtes Leben, unendliches rauschendes Grün.

Doch was ist das? Wohin gerät irrend unser Fuß? Haben wir zwei Jahrtausende durchwandelt? Pfadlose wilde Klüfte, ein Felsgebirge mit grauen Höhlen, Nebelbrocken aus schwarzer Schlucht, Sumpf und Moorland, Eichenwälder, durch die Ur und Eber brechen, Wipfel riesiger Eschen und Ewigkeitstannen, die den Himmel zu tragen scheinen. Und kein Ende! Keine Viehtriften, kein erdumwendender Pflug, keine stattlichen Gehöfte. Erschlagene Männer, unbeerdigte Leiber, Blutlachen, über die der Wind in den Föhren rauscht, Ströme, über die keine Brücken führen, Erdlöcher, von kienichtem Dampf umquollen, Geschrei geraubter Weiber, kämpfender Männer, Hungergeheul wilder Wölfe, Gestrüpp, Irrsal und Not, über den Wipfeln hin schwarzes Gewölk, in dem verderbenspendende Götter brausend dahinfahren — pfadlose wilde Klüfte, Sumpf und Moorland des Urwalds.

Was die raffinierte Überkultur des neunzehnten Jahrhunderts von rotsammtnen Sesseln aus staunend sieht und hört als das Werk des kühnen Neuerers, ist — die große Poesie ihres

Ursprungs, ist die Poesie der Wildheit und Barbarei, in der die Wurzeln unseres Seins liegen, einer Wildheit, die eben beginnt, sich um die Brennpunkte der Schönheit und der Kraft zu ordnen, die in erstem mächtigen Ringen Sitte und Satzung zu schaffen sucht, ist ein Chaos der Empfindungen, aus dem die Unverletzlichkeit des Eidschwurs, die Heiligkeit der Ehe und des Besitzes, die Vasallentreue, die Achtung vor fremdem Leben sich unter Kämpfen losringen, in denen endlich auch die Götter, zu deren Sitzen man die Ursprünge alles Seins verlegt, fallen, weil sie selber den Leidenschaften unterworfen bleiben, die die Feinde aller Gesittung sind.

Daß wir ruhige und gesittete Menschheit aber erschüttert werden von diesen glänzenden Bildern der Vergangenheit, diesen zitternden, schreienden, rauschenden Naturlauten, diesen Tönen des Urwaldwebens, des Schlachtgeschreis, der wilden Liebe — ist, weil sie in uns die glänzende Bestie erwecken, die wir einmal waren und die wir wiedererkennen als unsere Ahne, deren fremd gewordene Sprache in unserm Ohre ein Erinnern und erschrecktes Verstehen weckt. Daß wir hingerissen werden von dieser Wildheit, von der wir uns befreit haben in jahrtausendelangem Ringen — ist das Gefühl der Ganzheit, der Einheit alles Menschentums, ist ein Tausendjahrsgefühl selber, ein Bewußtwerden der ungeheuern Kräfte, die, in Millionen zersplittert, sich wandelnd von Generation zu Generation, das Ungeheure vollbracht haben, das unsere heutige Kultur ist, und die dennoch dieselben sind, die sich aus dem Urwalde erheben und uns ansehen mit Antlitzen, wild und gütig, gierig und freigebig, sanft und grausam, — uns ansehen mit Götteraugen, an unser Herz rühren und zu uns reden, schreiend: Ich, das warst du, das und das — du!

Die aber mit festen Füßen auf dem Boden der Gesittung stehen, die die Bestie in sich überwunden haben mit derselben Kraft, die ehemals Wildheit war, gehen erschüttert von dem seltsamen Schauspiel davon, erhoben in ihrem Gemüte, weit und frei und dankerfüllt die Seele für die ungeheure Arbeit, die andere Generationen ihnen geleistet. Deren Seelen aber, selbstisch und pervers, ewig knirschend in die Zügel der Ordnung schäumen, die wie wilde Renner mit ungeduldigen Hufen den Boden der Sitte stampfen — auch sie sind erschüttert — aber erschüttert in ihrem socialen Empfinden, auch in ihnen ist etwas erwacht, etwas Startes, Großes, aber es ist die ungezähmte Leidenschaft, die Ungebundenheit, die „Hoiotoho!", die Wut lodernder Sinnlichkeit; und was ihre Seelen, was alle Fasern ihrer Nerven durchbebt, ist nicht Schauder vor den wilden und maßlosen Trieben der Menschenbrust, nicht Schauder vor der göttlichen Kraft ihrer Überwindung, sondern — — Rückkehr zu ihnen.

Als nach Schluß des dritten Abends Ada Förster mit ihrem Manne, dem Geschäftsfreund ihres Vaters und dem wiedergefundenen Jugendfreund Gerhards das Opernhaus verließ, erklärte sie, laufen zu wollen, da das Wetter so mild und schön sei.

Die Herren waren sehr einverstanden.

„Wunderbar schön sah Papas Braut aus, nicht wahr?" sagte Ada.

„Sehr schön," stimmte man bei.

„Weißt Du, Förster" — Amtsrichter Schweikert drängte sich, etwas vorauseilend, dichter an den Freund heran — „es gehört übrigens doch ein guter Magen dazu, so eine Bühnenkünstlerin zu heiraten. Donnerwetter ja! kein kleines Stück für einen Mann, alle diese — Windungen und Wendungen zu verwinden, wenn man auch weiß, daß alles nur Mimik ist."

„De gustibus — etcetera."

„In der That." —

„Gestatten Sie, daß ich Ihrer Frau Gemahlin den Arm anbiete?" fragte der Besitzer des Kaolinlagers hinter ihnen.

„Bitte sehr, bitte."

„Gnädige Frau!" —

„Und also diese pompöse Dame ist sozusagen Deine Stiefschwiegermutter in spe?"

„Genau das."

„Einzig! Eine ausgezeichnete Charge! Kennst Du die Dame schon in der Ungöttlichkeit ihrer ummloderten Privatchaiselongues?"

„Wir mußten ihr natürlich einen Besuch machen. ‚Ein freisliches Weib führt er heim?'"

„Und Koch heißt sie ohne Waberlohe?"

„Kohl."

„Weißt Du, daß Du — so als Mensch schlechthin — eine solche unvergleichliche Karriere machen würdest, hätte ich nicht vermutet. Eine Corroni zur Schwiegermutter und Anselm Steinach, den großen — hm — ich meinte den großen Weber-Editor — zum Schwäher!"

Förster schwieg, ein wenig verletzt.

„Jedenfalls, — wenn Du mir gestattest: Deine Frau ist einfach reizend, aber ganz reizend. Übrigens mußt Du auch ein Musterehemann sein."

„Warum?"

„Lieber Gott, weil Du immer ein grundanständiger und grundguter Kerl gewesen bist. — Und nun kommt der Pferdebahnwagen, der es auf mich abgesehen hat, und Du verzeihst, wenn ich Dich verlasse. Deine Frau? Nun Du empfiehlst mich ihr wohl, und dem Porzellanonkel auch. Und also übermorgen um acht im Leistbräu!"

„Wiedersehen!"

Ja wo waren denn Ada und der Kunzendorfer? Ah — dort. Was für ein ungefälliger Mensch! steif und wortlos ging er neben ihr her mit dem Ausdruck von Kälte und Hochmut, die seine Persönlichkeit ausschließlich auszumachen schienen. Jetzt mochte er sich besinnen, daß er sie doch nicht unausgesetzt schneiden könne! — vermutlich wieder etwas über Pferdebeschirrung. In der letzten Pause hatten sie von nichts als Trensen, Kandaren und Martingalen gesprochen.

„Und alles das Geld," sagte Arved grade, „wollte ich häufen, um es dem Weibe zu Füßen zu legen, das es mir angethan."

„Das Geld macht nicht glücklich," sagte sie.

„Es ist das Geld, das die Mächtigen mächtig, die Herren zu Herren macht, das uns die Schönheiten der Erde erschließt und uns die Welt selber kauft. Und über das ich dem Weibe, das ich liebe, dennoch als über etwas Wertloses den Purpur meiner Leidenschaft breiten gewollt, wenn hm! — — nun lassen wir's! ich fahre morgen Abend gradenwegs nach Algier — vielleicht, daß die Glutaugen einer schönen Berberin mir dort als Gegengift taugen."

„Nein!"

„Ah — da sind Sie ja, Amtsrichter — ich trete mein Recht ab." —

Den nächsten Tag erhielt Gerhard Förster eine Karte von seinem Jugendfreunde, auf der er ihm mitteilte, daß er den Sonnabend nicht mehr in Berlin bleiben könne, sondern mit dem Frühzüge abreisen müsse. Er sei auch Freitags vor acht nicht frei, da er es einem Verwandten nicht abschlagen gekonnt, mit ihm zusammen zu treffen; so sehr er sich gefreut haben würde, noch ein paar Stunden mit Förster zusammen zu sein, könne er ihm ein so großes Opfer, wie die Verzichtleistung auf die Götterdämmerung, indes doch wohl nicht zumuten und sage ihm daher Lebewohl.

Förster überlegte. Die Götterdämmerung lag ihm nicht im mindesten am Herzen, er hatte sie früher schon wiederholt gehört und überdies war er nicht Wagnerenthusiast.

„Ada?"

„Gerd?"

„Würdest Du sehr böse sein, wenn ich Dich Abends ins Opernhaus brächte und dann auf meinen Sessel verzichtete? Ich wäre pünktlich wieder zur Stelle, um Dich abzuholen. Wär es Dir sehr unangenehm? Lies mal hier. Ich muß gestehn, Schweikert mit einem Seidel Leistbräu wäre mir sehr viel lieber als Hagen und die Mannen mit ihren Trinkhörnern."

„Aber ich bitte Dich, Gerd. Da ist doch gar keine Frage! Du brauchst mich auch nicht abzuholen mitten aus den schönsten akademischen Erinnerungen heraus. Stollwerk besorgt mich in eine Droschke, und ist er nicht da, besorge ich mich selbst in eine, und damit gut."

„Ich danke Dir sehr, Herz."

Und ganz fröhlich schrieb er ein paar Zeilen, in denen er dem Freunde mitteilte, daß er sicher erscheinen würde, besorgte ihre schleunige Beförderung und ging, für Ada ein paar frische Blumen und ein wenig Theaterkonfekt zu holen. Dann machte er noch ein paar Besorgungen — sie hatte erklärt, sich noch etwas hinlegen zu wollen — und auf diese Weise rückte die Zeit heran.

„Ich glaube doch," meinte er, während er ihr den Abendmantel umlegte, „es ist gut, daß die Wagnerei heut ein Ende nimmt. Ich habe Dich noch nie so schweigsam und abgespannt gesehen wie in diesen Tagen, ich möchte sagen: so geistesabwesend. Dieser große Hexenmeister hat's Dir zu sehr angethan."

„Wer?" fragte sie aus ihrer Geistesabwesenheit auffahrend.

„Wie Du nun wieder fragst — sprach ich denn nicht von Wagner?"

„Ja so."

„Morgen, wenn es schön ist, wollen wir mal an die Havelseeen, Babelsberg und Glienicke, weißt Du."

„Bischen Paris und Algier wär mir lieber!"

„Ja!" sagte er lachend, „da hättest Du Dir diesen steifleinenen Hünen, den gnädigen Herrn von der Mergelgrube, diesen Prachtjunker vom Guano heiraten müssen."

„Du wirst ja ordentlich witzig," sagte sie scharf.

„Nicht wahr? Der Kerl mit seinem unerschütterlichen Ernst ist mir hochkomisch."

„Hm. So."

Gerhard Förster aber war grade einmal

guter Dinge. Er fuhr fort, seine Scherze zu machen, sie zu necken und zu lachen.

Schließlich kamen sie auf den Opernhausplatz.

Er führt sie hinauf, hilft ihr die Sachen ablegen, ermahnt sie noch, sich nicht zu erkälten, falls er sie etwa nicht abholen sollte, küßt sie — und geht nach einem kleinen Adieu und Händedruck — während die Logenschließerin die Thür öffnet.

Drin, auf der Bühne spinnen schon die Nornen den Schicksalsfaden.

Dann geht er. Froh und leichten Sinnes.

(Fortsetzung folgt.)

Tiefgang.

Es ist so leicht, in Ruhe still zu leben,
Um kleinen Preis ein kleines Glück gewinnen;
Man kann so leicht ja sich zufrieden geben
Mit leerem Herzen und mit seichten Sinnen.

Was braucht der Sonne Kuß, der Vöglein Singen,
Wem in dem Busen keine Blumen treiben?
Was braucht des Himmelsstürmers Sehnsuchtschwingen,
Wem die Gedanken stets auf Erden bleiben?

Es laufen leicht und sicher aufs Gestade
Die Boote, die die Wellen flach bestreichen —
Die großen Schiffe finden keine Pfade,
Ihr Tiefgang läßt sie nicht den Strand erreichen!

Harry William.

Komm' mit!

Wandergesell! Gieb' mir stille die Hand
Und komm' mit mir in das weite Land,
Wo das Herzeleid und die Sehnsucht wohnen,
Drin schweren Herzens weilen die andern,
Die gleich uns beiden zur Sonne wandern,
Auf müden Häuptern die Dornenkronen.

Komm' mit mit mir an die dunklen Seen,
Über die flüsternde Winde wehen,
Die mit heißem Atem die Knospen küssen,
Die roten Knospen in allen Bäumen,
Die von dem ewigen Lichte träumen,
Und vor dem Blühen verwelken müssen.

Komm' mit mit mir an die dunklen Seen,
Komm' mit! Wir müssen zusammen gehen;
Wir tragen beid' auf der Stirn das Zeichen
Von jenen, die in dem Lande wohnen,
Auf müden Häuptern die Dornenkronen,
Und sterben, eh' sie die Höh' erreichen!

Trude Günther.

Am Kyffhäuser.

Hier recken sich gewalt'ge Buchen
Zum tiefgefärbten Himmel auf,
Geheimnisleise Wasser suchen
Verstohlen murmelnd ihren Lauf.

Des heil'gen Haines düstre Tiefen!
Die Stille eines alten Doms! —
Mir ist, als ob mich Geister riefen
Weg aus der Flut des Zeitenstroms.

Nachtdunkler Jahre Sehnsuchtsage
Schlief hier dem lichten Ende zu,
Wo jetzt der Sohn der bessern Tage
Die leichten Glieder streckt zur Ruh'!

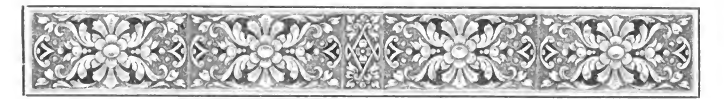
Johannes Grehling.

Sprüche.

Ob raumbesiegend Dampf und Draht
Im wahren Sinn die Welt beglückt?
Ach, weiter rücken Mensch von Mensch,
Je näher sich die Menschheit rückt!

„Erblich belastet“, wer ist es nicht?
Aber bedenkt, was es schadet,
Wenn man unfromm darüber vergißt,
Daß wir auch erblich begnadet!

Th. Vulpinus.



Die glückliche Insel.

Ein Puppenspiel in drei Handlungen von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Von der Stadt her setzt sich ein Zug in Bewegung. Voran Musikanten, welche auf allerhand einfach hergestellten Instrumenten — Pfeifen, Trichtern, Blechen, mit einer Haut bespannten Fäßchen als Trommeln und Pauken u. s. w. — einen großen Lärm verüben, dann paarweise Männer und Frauen, Kinder verschiedenen Alters, alle mit Kränzen und Bändern ausgeputzt, der Budiker mit seinem Weibe bringt auf einem Karren Eßwaren und Getränke angefahren und stellt sich zur Seite auf. Der Pädagog und der Professor. Friedel und Gustel vom Markt zurück. Michel, Peter, Paul, Hinz, Kunz, Anna und Liese.

Pädagog. Pro patria est, dum ludere videmur. Wir verdanken es Ihnen, Herr Professor, daß die Freude hier eingezogen ist und die Arbeit durch Feste belohnt wird.

Professor. Ja, ich sehe das Völkchen täglich heiterer und zufriedener. Fast werden es schon der Feste zu viele, will mich bedünken, und mitunter schäumt die Lust bedenklich über. Es werden dann mehr blaue Montage gemacht, als im Kalender auf Sonntage fallen.

Pädagog. Die natürliche Reaktion gegen die puritanische Strenge der früheren Lebenshaltung. So trat auch in England nach dem Tode Cromwells und der Restauration der Stuarts die Vergnügenslust etwas übermäßig hervor —

Professor. Ich hätte ja auch im Ganzen und Allgemeinen nichts dagegen, wenn nur die Musik etwas weniger abscheulich wäre.

Pädagog. Quam desint vires, tamen est laudanda voluntas. Die Leute haben sich ihre Instrumente in der Eile selbst fabrizieren müssen; da lassen Wohlklang und Harmonie freilich manches zu wünschen. Aber durch Übung, hoffe ich . . . repetitio est mater studiorum.

Professor. Mir ist Musik immer nur ein mehr oder weniger störendes Geräusch, und ich würde diese da, glaube ich, für besonders störend halten, wenn ich jetzt überhaupt gestört werden könnte. Da ich aber die Tafelung meiner metereologischen Beobachtungen habe unterbrechen müssen, ist mir eigentlich alles übrige gleichgiltig. Ich freue mich über die festen Nerven unserer Freunde und ihre Genügsamkeit.

Pädagog. Wer gern tanzt, dem ist bald gepfiffen, drückt sich das Sprichwort banal aber treffend aus. Man könnte das vielleicht im Lateinischen —

Professor. Geben wir uns nicht unnötige Mühe. (Zum Luftschiffer.) Wollen Sie nicht herunterkommen, Herr Müller, und sich bei der Volkslustbarkeit beteiligen?

Luftschiffer. Die Musik schallt leider bis zu mir hinauf. Ich halte es für besser, meinen Beobachtungsposten nicht zu verlassen. Nachts beabsichtige ich von jetzt an ein Licht an der Spitze des Mastes zu befestigen; die Laterne ist schon konstruiert.

Professor. Ich zweifle, daß wir die Heimat wiedersehen werden. Aber wie Gott will! (Zum Pädagogen.) Es wird doch nötig sein, mit ihm zu rechnen, schon des guten Beispiels wegen. Nicht wahr? Ich kann es nur loben, lieber Freund, daß Sie wieder eine Art von sonntäglichem Gottesdienst eingerichtet haben. Ihre Vorträge werden sehr dienlich sein, die Verwilderung der Gemüter zu verhüten, nachdem jetzt ganz unvermeidlich wieder der Kampf um Mein und Dein mit allen seinen schlimmen Folgen losbricht. Ich habe Sie auch zum Richter ernannt, aber es scheint verdienstlicher, Streitigkeiten vorzubeugen, als sie zu schlichten, und die Neigung zu Vergehen zu mindern, als die verübten zu strafen.

Pädagog. Ganz einverstanden, veneratissime. Ich halte es im Staatsinteresse für geboten, den Glauben an ein Jenseits herzustellen, in welchem das Gute belohnt und das Schlechte bestraft, auf solche Art aber jede Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Welt unwiderlegbar ausgeglichen wird. Auf diesem Glauben in der Gemeine beruht alle priesterliche und richterliche Gewalt, die den Arm des Regenten stählt.

Professor. Sie würden mit dieser Einsicht einem Manne, der sich um die Herrschaft bemüht, treffliche Dienste leisten. Aber wie dem sei: so lange Ihr Jenseits jenseits der höchsten Luftströmungen liegt, die ich in meine Wetterberechnungen einbeziehe

und bis zu denen ich das Über-der-Erde ziemlich gut kenne, will ich Ihnen nicht widersprechen.

(Sie treten zur Seite. Indessen haben die Paare nach der Musik getanzt, die Kinder allerhand Kurzweil getrieben. Der Karren des Budikers ist umlagert von Personen, die gegen kleine, gestempelte Lederstücke Speisen und Getränke einhandeln.)

Michel. Noch ein Glas von Deinem Feuertrank!

Budiker. Du hast schon mehr getrunken, als Deinem Kopf gesund ist.

Michel. Was geht's Dich an. Ist das Trinken auf der Insel verboten? Das war so lange, als alles Getränk Staatsgetränk war. Jetzt sind wir freie Menschen.

Budiker. Erst das Geld!

Michel. Hier hast Du meinen letzten Obolus. Ich ruhe nicht, bis mein Taschengeld seine Bestimmung erhalten hat. (Er trinkt.) Prosit, Herr von Wolf!

Mehrere Stimmen. Herr von Wolf? Ist er geadelt?

Michel. Die Wölfe sind vom ältesten Adel. Sie fraßen schon die Schafe, bevor Adam geschaffen war.

Wolf. Liebe Freunde und Nachbarn! Gewöhnt Euch daran, mir so viel Ehre zu geben, als mir von Geburt anhängt. Ich überhebe mich deshalb nicht. Wir sind alle Menschen. Aber ein Name ist so gut Eigentum, als sonst irgend ein Ding, das zu uns gehört. Und da das Eigentum wiederhergestellt ist, nehme ich auch meinen alten Namen wieder in Besitz, so viel oder so wenig er wert sein mag.

Michel. Du solltest Dein Tauffest feiern und etwas zum Besten geben.

Wolf. Das will ich auch. Budiker, schenke allen diesen lieben Freunden auf meine Rechnung ein. (Geschrei: Hurra!) Hier hast Du Geld.

Budiker (schenkt ein. Zu seiner Frau:) Stecke das Geld in die Schieblade, lass' nichts offen auf dem Tisch liegen. Wir müssen vorsichtig sein; es giebt Langfinger. (Geschrei: Hoch lebe Herr von Wolf! Herr Baron von Wolf soll leben hoch — hoch — hoch!)

Wolf. Ich dank' Euch, Freunde. Es wird, hoffe ich, nicht das letzte Mal sein, daß ich Euch traktiere. Freund Budiker, ein Wort bei Seite.

Budiker. Zu Befehl, Herr von Wolf. (Zu seiner Frau.) Gieb gut Acht! (Tritt zu Wolf.) Laß hören.

Wolf. Dein Geschäft geht gut; der größte Teil des gestempelten Geldes wandert in Deine Tasche.

Budiker. Ich beklage mich nicht, Herr von Wolf. Wenn man die Konjunktur klug benutzt —! Ich war der erste, der auf den Gedanken kam, Getränk für den Ausschank zu brauen. Davon habe ich nun den Vorteil.

Wolf. Du wirst in kurzem ein reicher Mann werden. Schon jetzt hast Du das meiste Geld auf der Insel.

Budiker. Ich muß mich beeilen, mein Geschäft zu machen, Herr Baron. Hat einer einen guten Gedanken gehabt, so finden sich immer Leute, die ihn nachher auch haben. Dann macht die Konkurrenz zuletzt alle tot.

Wolf. Willst Du gegen sie geschützt sein?

Budiker. Mit tausend Freuden. Aber wie ist das zu machen? Es ist ja leider jedem erlaubt, nachträglich so klug zu sein, wie einer vor ihm war.

Wolf. Wenn ich Herr der Insel wäre, ich verschaffte Dir ein Monopol gegen billige Entschädigung. Ich wollte es lieber mit Einem zu thun haben, dessen Vorteil es ist, meinen Vorteil zu fördern, als mit Vielen, die einander schwächen und zuletzt alle von mir gefüttert sein wollen.

Budiker. Ein Monopol ...! Das wäre eine schöne Sache.

Wolf. Bringe mich zur Macht, und ich will Dir zum Reichtum verhelfen.

Budiker. Ja, aber ...

Wolf. Und wenn Du ehrgeizig bist — ich verspreche Dir den Titel Kommerzienrat. Nun, Freund?

Budiker. Dem widerstehe, wer kann. Hier meine Hand, Herr Graf. Was soll ich thun?

Wolf. Für heute nichts anders, als das Völkchen auf meine Kosten in einen Freudenrausch zu versetzen und ihm dann den Gedanken einzublasen, mich zum Herrn der Insel auszurufen.

Budiker. Das soll besorgt werden. (Tritt wieder an den Wagen.)

(Die Lustbarkeit wird ausgelassener fortgesetzt.)

Friedel und Gustel kommen mit leeren Körben vom Markt zurück.

Friedel. Machen wir auch ein Tänzchen?

Gustel. Es geht hier nicht mehr recht ehrbar zu, wie mir scheint. Komm lieber hinein.

Friedel. Wie Du willst.

Wolf. Ihr habt schnell mit Eurer Ware aufgeräumt.

Gustel. Ja, man nahm sie uns gern ab, weil sie gut und preiswert ist.

Wolf. Ihr seid auf dem Markt nur nachbarlich gelitten. Dürfte ich mich darauf verlassen, daß Ihr mir unter allen Umständen gute Freundschaft halten werdet, so möchte ich mich erbieten, Euch einen dauernden Stand zu verschaffen und in dessen Besitz zu schützen.

Friedel. Wir sind gern bereit, nach Billigkeit etwas für das Marktrecht zu zahlen.

Wolf. Gut. Nennen wir's einen Tribut an den Herrn der Insel.

Friedel. Auf den Namen kommt mir's nicht an.

Wolf. Ihr seid also jedenfalls meine Schutzbefohlene.

Gustel (zupft Friedel.) Komm fort. Er hat so begehrliche Augen. (Beide ab durch die Thür im Zaun.)

Professor (steigt auf die Tribüne). Liebe Freunde! Ich störe Euer Vergnügen nicht gern. Aber als Euer Präsident habe ich die Pflicht, daran zu erinnern, daß wir heut noch ein ernstes Geschäft vorhaben.

Der Mond wechselt, und Ihr sollt Euch erklären, wen Ihr an die Spitze Eures Staatswesens stellen mögt. Mein verehrter Vorgänger betrachtete sich stets als wiedergewählt, wenn kein Widerspruch erfolgte. Ich will es Euch so leicht nicht machen, mir eine Last aufzubürden, und besitze auch keineswegs den Ehrgeiz, mich um ein Amt zu bemühen, das man mir nicht gern läßt. Ihr habt also die völlig freie Wahl und kränkt mich nicht, wenn Ihr von mir abgeht. Ich erbitte mir Vorschläge. (Steigt hinab.)

Pädagog (steigt auf die Tribüne). Mitbürger und Mitbürgerinnen! Es handelt sich um die Ausübung Eures obersten Verfassungsrechts. Ja, die Wahl ist frei, der edle und verehrte Mann, der sie leitet, will nicht einmal einen moralischen Druck auf die Wähler ausüben. Aber ist denn ein anderer Vorschlag möglich, als der, ihn wiederzuwählen? (Rufe: Oho!) Wer wäre so undankbar, die Wohlthaten zu vergessen, mit denen er ihn überhäuft hat? Wer wollte zurück in den früheren qualvollen Zustand? Wer wünscht nicht, daß ihm die Segnungen des jetzigen erhalten blieben? Vereinigt Eure Stimmen mit der meinen: Herr Professor Schulze sei unser Präsident! (Rufe: Ja, ja! Nein, nein! Herr von Wolf!)

Wolf (drängt den Pädagogen von der Tribüne hinab). Soeben hörte ich meinen Namen rufen. Ich bin tief gerührt. Es ist mir früher eine besondere Ehre erschienen, durch regelmäßige Wiederwahl gleichsam dauernd auf dem Präsidentenstuhl erhalten zu werden. Aber nach der ersten Amtszeit des um das Vaterland so hochverdienten Herrn Professors auch nur als Kandidat genannt zu werden, gilt mir heut schon als eine unerwartete Auszeichnung. (Rufe: Hört, hört!) Es gelang diesem großen Manne, in der kurzen Spanne eines Mondwechsels, indem er sich in weiser Mäßigung echt konstitutionell stets passiv verhielt, durch den Willen des souveränen Volks — (Rufe: Hört, hört!) durch den Willen des souveränen Volks eine vollständige Umwandlung aller politischen und sozialen Verhältnisse herbeizuführen, bei der Ihr Euch, wie ich mit Befriedigung bemerke, wohl fühlt. (Rufe: Bravo, bravo!) Ich habe selbstverständlich nicht die entfernteste Aussicht, gewählt zu werden — (Rufe: Oho!) aber es ist mir Bedürfnis, zu konstatieren, daß ich, wenn ich jemals wieder an die Spitze der Geschäfte berufen werden sollte, voll und ganz die bestehende Ordnung der Dinge acceptieren würde. (Rufe: Hört! Bravo!) Wie ich mich stets der Mehrheit gefügt habe, so würden auch jetzt die Wenigen, die etwa von mir die Rückführung des Freistaats auf verlassene Bahnen erwarten, in schwerer Täuschung begriffen sein. Nur der Ausbau des Hauses auf den festgelegten Fundamenten wird mein stolzes Bestreben sein. Das wollte ich in aller Bescheidenheit sagen. (Rufe: Bravo! Das ist unser Mann!)

Pädagog. Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica! Lassen Sie sich nicht abdrängen, Herr Professor! (Rufe: Was will der? Unsinn! Bücherlatein! Mund halten! Von der andern Seite: Laßt ihn reden! Er versteht's. Er geht mit unserm Professor! Der Professor hoch! Großer Tumult.)

Laura (steigt auf die Tribüne). Mitbürgerinnen, Mitbürger! (Rufe: Still da! Reißt sie herunter! Wir kennen sie! Stille! Hört, hört!) Was ich Euch vorzuschlagen habe, wird allgemeinen Beifall finden. Auch ich stehe auf dem Boden der Thatsachen. Es giebt nur ein Vorwärts. (Rufe: Bravo! Das ist wahr! Sehr richtig!) Wer wollte leugnen, daß wir uns in einem Übergangsstadium befinden? Das Alte ist noch nicht ganz überwunden, das Neue nicht völlig durchgeführt. Es liegt die dringendste Gefahr vor, daß reaktionäre Strömungen die Dämme der Ordnung unterspülen und zugleich allzu eifrige Vorwärtsler ihre Kronen abschleifen, um den revolutionären Fluten leichtere Wege zu schaffen. (Rufe: Hört, hört! Ausgezeichnet!) Ich frage unsern gelehrten Pädagogen, der behauptet, die Geschichte zu kennen —: was thaten die alten Römer, solcher Gefahr zu begegnen?

Pädagog (geschmeichelt). Sie wählten einen Diktator.

Laura. Ja, sie wählten einen Diktator, der über den Parteien stand und ganze Macht erhielt, sie zum Wohl des Vaterlandes zu bändigen. Wählen auch wir einen Diktator!

(Rufe: Ja, ja! Nein, nein! Ein Diktator! Es ist keine Gefahr! Ihr wollt nicht sehen! — Der Streit artet in eine Prügelei aus.)

Wolf. Ich ersuche den Herrn Präsidenten, die Ordnung aufrecht zu halten.

Professor (achselzuckend). Ich bin ganz machtlos.

Wolf. So will ich thun, was der Augenblick erfordert. (Er winkt hinaus.) Ich berufe die bewaffnete Macht.

(Der Anführer marschiert mit seinen zehn Soldaten auf.)

Wolf. Bürger-General! Schütze die Freiheit der Diskussion und der Wahl.

Anführer. Im Namen des Gesetzes! Herr von Wolf ist unantastbar.

Laura. Auch im Namen der unabhängigen Frauen protestiere ich gegen jede Unfreiheit der Wahl. (Sie winkt hinaus.) Sie haben sich unter meiner obersten Leitung vereinigt und zur Verteidigung ihrer Rechte eine Amazonengarde formiert. Als Fahne haben sie eine Schürze an die Stange gebunden. Sie wird siegreich sein!

(Die Amazonengarde, mit Stangen bewaffnet, an deren Spitzen Messer, Gabeln, Bratspieße &c. gebunden sind, marschiert mit einem Banner auf, das aus einer an das Querholz einer Stange gebundenen Schürze besteht.)

Willkommen, Mitbürgerinnen! Aus Euren Augen leuchtet die Entschlossenheit, für Freiheit, Gleichheit und Schwesterlichkeit, wenn es sein muß, in den Tod zu gehen und Euer Banner zu Ehren zu bringen.

(Stimmen: Das ist Gewalt! Wir sind überrumpelt. Fort mit den Waffen! — Ein Teil geht auf die Bewaffneten zu; dieselben halten ihre Spieße vor.)

Wolf. Stimmen wir also über den Antrag der Bürgerin Laura ab. Wer ist für die Wahl eines Diktators? Die Hände hoch! (Die Meisten heben die Hände

auf.) Ich ersuche Sie festzustellen, Herr Professor, daß dies die Mehrheit ist.

Professor. Es ist die Mehrheit.

Wolf. Wer wird als Diktator in Vorschlag gebracht? Ich bitte um freieste Meinungsäußerung.

Budiker. Herr von Wolf! (Viele Stimmen: Herr von Wolf! Unser Wohlthäter, unser Freund!)

Wolf. Ihr beehrt mich mit einem Vertrauen, Mitbürger und Mitbürgerinnen, das zu verdienen die Sorge meines ganzen Lebens sein wird. Darf ich mich als gewählt betrachten? (Allgemeine Zustimmung.)

Professor. Sie sind gewählt. Ich lege mein Amt in Ihre Hand. Gott sei Dank, daß ich's los bin.

Laura (zu Wolf). Ich bekomme Respekt vor Dir.

Wolf. Heute hat Jeder Freitrinken.

Michel. Bravo! (Allgemeiner Jubel.)

Pädagog (geht zu Wolf über). Vox popoli vox dei. Die geistliche und richterliche Gewalt huldigt dem Herrn der Insel.

Wolf. Wir werden uns verständigen, würdiger Mann. Musik, Musik!

(Die Musik spielt auf. Wolf wird von einigen Männern auf die Schultern gehoben und herumgetragen. Rufe: Hoch der Diktator! Tanz.)

Luftschiffer. Ein Schiff, ein Schiff!

Professor (sehr erleichtert.) Ein Schiff!

Luftschiffer. Es nimmt den Kurs sicher auf die Insel.

Professor. Gott sei gelobt, ein Schiff! Wir sind gerettet.

Wolf. Es soll Euch in Gnaden freier Abzug gewährt sein. Wer übrigens mit den hiesigen Zuständen unzufrieden ist, darf nur ein Wort sagen. F—t! er fliegt ihnen nach. Niemand meldet sich? Gut! Ich konstatiere: Regierung und Volk sind einig.

(Der Vorhang fällt.)

Der Graf von Lupfen.

Zu Lupfen ob der Wutach saß
Der Graf, ein durstiger Mann.
Was er an Gütern auch besaß,
Die Gurgel hinunter rann.

Und als der letzte Gulden klang,
Und Kasten und Kiste leer,
Der Graf auf seinen Rappen sprang:
„Nun reit' ich hin und her.

Und reit' bis nach St. Blasien hin,
Wo ich mich oft gelabt
Am Rheinwein und mit frohem Sinn
Im Kloster weilte beim Abt.

Der Abt ist reich, der Abt ist gut,
Hab' oft ihn angepumpt.
Er kann nicht seh'n, daß ein adliges Blut,
Ein Graf von Lupfen verlumpt."

Und als er nach St. Blasien kam,
Der Abt stund an dem Thor,
Von seinem Haupte das Käpplein nahm
Und sprach: „Meinen Gruß zuvor.

Herr Graf, Ihr seid schon früh am Tag —
Und was für ein prächtiges Pferd!
Fürwahr, ein ganz besonderer Schlag,
Von vorn wohl tausend wert.

Doch zeigt mir auch die Hinterhand,
Ob auch der Schweif entspricht.
Dann, glaub' ich, im ganzen Schwabenland
Ein schöneres gibt's nicht."

Geschmeichelt drehte das Gräflein um;
Der Abt schlug zu das Thor.
Als einziges Viaticum
Dröhnt' ihm sein Lachen in's Ohr.

Hans M. Grüninger.

Schwermut.

Nun beugt sich Blatt und Halm und Ranke,
Geschlossen sinkt der Kelch herab.
Nach Frieden lechzt mir jeglicher Gedanke
Und neigt sich nach dem Grab.

Es ruht die Welt in schwerem Schlummer,
Ihr Purpurbett — das Abendrot —
In meiner Brust du matter, stiller Kummer,
O wärst du doch der Tod!

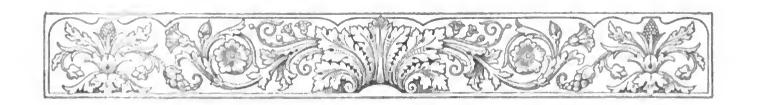
Aus dem Dänischen des **Knud Rosenstand** von **Robert F. Arnold.**

Schweigen.

Du hast mich sinnend angeblickt,
Stumm bliebest Du, als ich Dich fragte,
Doch das beredte Schweigen wars,
Das mir Dein ganz Geständnis sagte:
Am Grunde Deiner Blicke lag
Ein Maientag,
Und tausend Lerchen sah ich steigen
Und hört ich jubeln durch Dein Schweigen.

Hans Müller.





Scherzgeschichten.

Von Josef Willomitzer.

Der schwarze Fisch.

Der König hatte die ganze Nacht vortrefflich geschlafen, und als er morgens aus seinem Prunkbette stieg, hatte er nicht die geringste Ahnung, daß in dieser selben Nacht an ihm ein arges Verbrechen begangen worden war: eine Königsbeleidigung!

Um Mitternacht nämlich hatte sich im oberen Wirtshause des Dorfes Katzenberg bei Dreilingen Folgendes zugetragen. Matz, der junge Brünnhofbauer, und einige andere Ortsbewohner waren in eine ebenso umfassende wie gründliche Besprechung der äußeren und inneren politischen Lage geraten. Am schärfsten ging der Matz ins Zeug. Es hat niemals genau festgestellt werden können, beim wievielten Glase es geschah, gleichviel, der Brünnhofbauer schlug mit seiner großen Faust auf den Tisch und beging mit donnernder Stimme das Verbechen der Königsbeleidigung. Daß er dabei ganz nüchtern gewesen wäre, dagegen spricht immerhin einiges. Selten sehnt sich ein Mensch, der ein junges, rosiges Weib sein eigen nennt, und der auch sonst nicht schlecht aufgehoben ist, selten sehnt sich ein solcher Mensch aus der Freiheit ins Kriminal. Und selbst wenn er einmal den Drang in sich spürt, etwas Blitzdummes, worauf in den Gesetzbüchern ein schwerer Paragraph gesetzt ist, zu sagen — selbst dann wird er — im nüchternen Zustande über einen solchen unheimlichen Trieb Herr werden, wenn arglistig lauschend ein Feind da sitzt am Tische nebenan.

Der Feind am Nebentische, das ist der Tobinger Toni, der vor Jahresfrist mit dem Brünnhofbauer auseinandergeraten war. Wegen einer Kleinigkeit, kann man wohl sagen. Der reiche Matz hatte soeben die schöne Wawi geheiratet, dem armen Tobinger blieb nichts als die Erinnerung an eine süße Stunde im Heu.

„Kreuzwidiwum, stolz is sie worden, unser Wawerl!" sagt einmal der Tobinger zum Matz.

„Unser ist sie nicht — mein ist sie," lautet unwirsch die Antwort.

Drauf lachend der Andere: „Lang eh sie Dein war, war sie mein. Und schön ist's g'wesen damals im Heu, Kreuzwidiwum."

Da giebt der Matz dem Toni mit dem Bierglase einen Hieb aufs Dach, daß der Getroffene die Engel im Himmel singen hört. (Es wird wohl Musik aus Cavaleria rusticana gewesen sein.)

Tags drauf nach jenem Hieb auf's Dach schritt der Tobinger über den Klosterplatz in Dreilingen — gradaus auf das Gerichts- und Gefängnishaus zu, um dort den Matz wegen Ehrenkränkung zu verklagen. Es war nämlich nur das zarte Ehrgefühl, nicht aber der harte Schädel durch den Hieb verletzt worden. Aber vor den vier Stufen am Hause bleibt er stehen und denkt eine Weile nach. Was kann das Gericht dem Matz bewilligen? Wahrscheinlich eine Geldstrafe, die der Matz mit Vergnügen berappen wird. Nein, nein! Warten wir's ab. Vielleicht salzen wir ihm mal was ein, was mehr wert ist als eine Geldstrafe. So kehrt der Toni um und läßt den Hieb auf's Dach vorläufig auf sich beruhen.

Vorläufig! Aber wie jetzt der Matz herausplatzt mit seiner ungeschlachten Königsbeleidigung, da lacht sein Feind am Tische nebenan vergnüglich in sich hinein. „Kreuzwidiwum, jetzt g'hörst mir!" lacht der Tobinger.

Und am nächsten Nachmittag geht der Tobinger wiederum über den Klosterplatz gradaus auf das Strafhaus zu, das sich rechtwinkelig an die rechts stehende Klosterkirche anschließt. Diesmal wird sich's lohnen, diesmal ist nicht der Anton Tobinger, diesmal ist der König beleidigt worden. Kreuzwidiwum!

Es ist ein grämlicher, grauer Tag. Da und dort sieht man ein blasses Gesicht hinter einem der Gitterfenster des Hauses. An den langen Feuerleitern, die wagrecht unter einem Vordache

des Gerichtshauses versorgt sind, turnen die wilden „Peter-Buben“, die Söhne des Kerkermeisters. Ein altes, klapperdürres Betschwesterlein kniet auf der Stufe am „Ölberg“. Das ist ein düsteres Gelaß an der Außenseite der Kirche. In breitem Halbbogen beschirmt eine Thür mit Drahtnetzfenster dies stille Heiligtum.

Die wilden Jungen unter den Leitern sind einander brüllend in die Haare geraten. Ihr Vater, der Kerkermeister Peter, ein langer, hastiger Mensch, erscheint auf den Stufen vor der Thür des Gerichtshauses und schleudert zornig einen großen Schlüsselbund in den Knäuel der kämpfenden Knaben. Dann fährt er den Tobinger an, der demütig grüßend die Stufen hinansteigen will. Er soll seine „Vorladung“ zeigen. Ohne Dokument darf keiner herein. Könnte Jeder kommen und Einlaß begehren ins Kriminal.

Der Tobinger antwortet zaghaft, daß er selber gar nicht drin bleiben, sondern nur Einen anzeigen will, der eine Königsbeleidigung begangen hat. Die Bubenrotte ist unterdessen auseinander gestoben, Peter holt fluchend seinen Schlüsselbund und wendet sich dann ein wenig huldvoller an den Tobinger:

„Das ist sehr schön von Euch, aber Ihr müßt das der Staatsanwaltschaft dort drüben melden.“ Er wies auf eines der Häuser, die gegenüber der Kirche den Platz flankieren, zog die Taschenuhr heraus und sagte:

„Ihr müßt noch eine Viertelstunde warten, die Amtierung fängt um drei Uhr an.“

„Wohl, wohl,“ sagt der Tobinger und tritt den Rückzug an. Bei dem „Ölberg“ hält er. Das ist eine gute Gelegenheit für etliche Vaterunser. Frömmigkeit ist der beste Zeitvertreib. Er kniet nieder neben die alte Frau, drückt die Nase an das Drahtnetzfenster und vertieft sich in den Anblick der lebensgroßen, buntbemalten Holzfiguren.

Dort, von Wolken umgürtet, Gott Vater mit der weißen Stirnlocke. Über ihm schwebt der heilige Geist. Darunter eine rote Glaslampe. Inmitten der Grotte der Heiland auf den Knieen. Sein Antlitz und die gefalteten Hände erscheinen reichlich mit Blutströpflein bedeckt, wie es bei Lukas 22, 44 geschrieben steht: „Und sein Schweiß ward wie Tropfen Blutes, das auf die Erde rann.“ Auf der anderen Seite die schlafenden Jünger. Dem Tobinger ist, als grüßte ihn Gott Vaters Antlitz grollend, und als tönte es aus der Grotte heraus: „Jetzt ist der Judas auch da! Der Judas bist Du!“

Die Gedanken Tobingers schweifen, während die Lippen beten, weit ab vom wohlgebahnten Vaterunser-Wege. Ist das ein Judaswerk, wenn man ein Verbrechen enthüllt? Hat nicht der Mann mit dem Schlüsselbunde sein Vorhaben gelobt? Und doch — warum geschieht's? Aus rechtschaffener Empörung oder aus boshafter Sucht, einen Mitmenschen ins Unglück zu stürzen? Und die Wawi stürzt mit . . .

Immer fester drückt er die Nase an das Drahtgeflecht, und lebendig wird vor ihm ein unheiliges Bild: Das heimliche Glück im Heu! Lang, lang kniet er da und träumt, während die Lippen beten . . .

Dann erhebt er sich, wischt sich den Staub von den Knieen und geht. Aber nicht dem Hause zu, das ihm der Kerkermeister bezeichnet hat. Heimwärts will er schreiten. Ein schriller Pfiff vom Strafhaus her reißt ihn herum. Dort steht der lange Peter und pfeift und winkt und klirrt mit dem Schlüsselbunde. Langsam folgt der Tobinger dem heftigen Winken.

„Vorwärts,“ schreit der Kerkermeister, „der Herr Staatsanwalt ist schon da!“

*

Der Brünnhofbauer saß hinter Schloß und Riegel. Den Dr. Rosenfarb kann kein Vorwurf treffen; was menschenmöglich war, den Angeklagten herauszureißen, Alles hatte der ausgezeichnete Anwalt aufgeboten. Vergebens! Auch die Zeugen würden dem Matz ja gern geholfen haben, doch über den Schwur, nichts zu verschweigen und Alles zu sagen, und über die Angst vor der Meineidsstrafe hebt auch das Freundschaftsgefühl nicht leicht hinweg.

Der Tobinger, von Allen gemieden, hat den Ort verlassen, nur seine alte Mutter ist in ihrem Häuslein am Ende des Dorfes verblieben. Er selbst hat sich als Knecht verdingt in Schöblersgrün, und wenn er seine Mutter besucht, weicht er den Leuten aus und nimmt — die Landstraße schneidend — den Weg ums Dorf herum.

An einem Novemberabend geht er denn wieder einmal querfeldein nach Schöblersgrün zurück. Jetzt zieht er ein Stück Landstraße dahin, um bei dem nächsten Feldwege auf der anderen Seite abzubiegen. Er denkt an den Brünnhofbauer, der seit vier Wochen im Strafhaus sitzt und noch neunmal so lang dort sitzen soll, weil auch der letzte Versuch des Dr. Rosenfarb, ein

Gnadengesuch, erfolglos war. Und er denkt an die Brünnhofbäuerin, die jetzt eine junge Mutter ist. So kann sie sich einstweilen die Zeit vertreiben mit dem kleinwinzigen Brünnhofbauer, bis ihr Matz fertig ist mit seiner Sitzerei.

Vorwärts schreitet der Tobinger. Kreuzwidiwum, was war das dort? Nichts. Gar nichts. Der Tobinger fängt zu singen an, wiewohl's ihm nicht recht vom Herzen geht. Da hört er seinen Namen rufen. Und Niemand ist zu sehen. Von oben, aus der Luft kommt der Ruf.

Aber jetzt löst sich aus dem dunklen Astwerk eines kahlen Kastanienbaumes eine Gestalt und neigt sich nieder . . .

„Jessas, der Matz!“ entfährt es dem entsetzten Tobinger. Er will fliehen und ist festgebannt. Langsam steigt die Gestalt herunter und tritt hart an den zitternden Tobinger heran. Himmlische Güte, das ist wirklich der Matz! Nur anders in seinem Wesen — steif und feierlich . . .

„Ich soll der Matz sein?“ sagt jetzt ruhig der Matz. „Wo denkst Du nur hin, Freunderl? Der Matz sitzt jetzt im Kriminal. Mußt es doch wissen, hast ihm doch selbst hineingeholfen.“

Dem Tobinger wackelt der Mund, er bringt nur ein Stöhnen heraus. Und der Matz fährt fort: „Ja, Freunderl, der Matz ist übel dran. Aber noch mehr derbarmst Du mich. Und weißt Du, warum Du mich derbarmst? Weil Du zu Weihnachten kein' schwarzen Fisch mit Knödeln kriegen wirst.“

Der Tobinger zwingt sich zu lachen in seiner Herzensangst. Offenbar ein spaßiger Geist, dem man die frohe Laune nicht verderben darf.

„Hehehe. Und warum . . . warum soll ich denn diesmal kein' schwarzen Fisch mit Knödeln kriegen zu Weihnachten?“

Da blickt ihm der Matz traurig in die Augen und antwortet:

„Weil die frischen Leichen im frischen Grab keine schwarzen Fisch' mit Knödeln essen!“

Der Tobinger glaubt, es wirft ihn um. Die Erscheinung winkt ihm, sich zu entfernen. Der Tobinger taumelt dem Feldweg zu und fällt in den Straßengraben. Und er rafft sich auf und rennt weiter . . .

Er rennt herum die ganze Nacht und wirft sich immer wieder hin und rauft sich die Haare. Aus ist's mit ihm! Knapp vier Wochen hat er noch zu leben, denn in der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit wird er als frische Leich' im frischen Grabe liegen . . .

Aber die Morgensonne bringt auch ihm nach dieser qualvollen Nacht einen Hoffnungsschimmer. „Auskommen“ — entflohen kann er ja sein, der Brünnhofbauer. Zäh, wie er ist, kann er von der Sehnsucht nach seinem Weibe und dem Söhnlein, das ihm inzwischen geboren worden, zur Flucht aus dem Kriminal getrieben worden sein. Ist das der Fall, dann war der Geist auf dem Baume kein Geist, sondern der Matz und dann war auch die Todansage weiter nichts als Unsinn und Bosheit . . .

— „Marjundjosef!“ rief — ihn einholend — die alte Rosel, die mit dem Marktkorbe nach Schöblersgrün zurückkehrt. „Du Unglücksmensch, wo bist Du gewesen heut Nacht! Siehst aus wie das graue Elend!“ Dabei schlug sie die Hände zusammen ein über das andere Mal.

„Ja, mir ist recht albern, Rosel . . . Sag nur meinem Vetter, daß ich heut wegbleiben muß. Ich geh' nach Dreilingen und hol' mir Lebens-Tropfen . . . oder nach Maria Gnaden zur Muttergottes . . . oder zum Zwieslinger Doktor . . .“

*

Nach Dreilingen ging er — aber nicht in die Apotheke, sondern über den Klosterplatz. In der Thür des Strafhauses schnaubt ihn der lange Peter an: „Vorladung zeigen!“

„Ich bitt, ich wollt nur fragen, ob der Mathias Pflöckner noch da ist, der Brünnhofbauer aus Katzenberg.“

„Ja Höllteufel übereinand, natürlich ist er noch da, wo soll er denn sein?“

„Nichts für ungut. Ich hab nur g'meint, ob er nicht vielleicht zufällig auskommen ist heut Nacht.“

Der lange Peter durchbohrt den armen Menschen mit einem fürchterlichen Blick und schreit: „Bei uns kommt niemand zufällig heraus, verstanden!“

„Bitt um Verzeihung, dann war's halt eine Irrung. Ich hab nämlich gestern abends Einen gesehn, der ihm ein Bissel ähnlich war. Auf einem Baum an der Straße ist er gesessen und . . .“

„Und einen Rausch habt Ihr gehabt,“ schrie fuchtsteufelswild der Kerkermeister. „Ich will Euch was sagen,“ fügte er dann eindringlich hinzu, „jetzt habt Ihr die Wahl: entweder schiebt Ihr jetzt augenblicklich ab und sprecht Euer Leben lang nie wieder eine so blitzblaue Eselei — oder Ihr könnt gleich da bleiben in Untersuchungshaft wegen Beleidigung königlicher Behörden. Dann

könnt Ihr leicht erfahren, ob eine königliche Strafanstalt ein Taubenhaus ist, von wo die Gefangenen nach Belieben herausfliegen und sich auf die Bäume setzen können."

Der Tobinger verneigte sich tief und entfernte sich wankenden Schrittes. Das war das endgiltige Todesurteil, vollstreckbar vor Weihnachten. Jetzt ist es sonnenklar, daß es keinen schwarzen Weihnachtsfisch mit Knödeln für ihn mehr geben wird. Zum Ölberg wankt er hin, fällt auf die Kniee und stiert hinein in die heilige Grotte. Jetzt fühlt er es tiefinnerst, wie dem Gottmenschen darin zu Mute ist in der bangen Voraussicht der nahen Todesschrecken. Jetzt beten nicht die Lippen Tobingers, jetzt betet sein Herz. Du himmlischer Vater dort in den Wolken, Du gütiger Heiland, der angstvoll fleht, daß dieser Kelch an ihm vorübergehen möge, und Du heiliger Geist, Ihr Alle wisset es, daß der Tobinger Toni den Brünnhofbauer nicht verraten hätte, würde ihn nicht der Pfiff des Gefängniswärters zurückgerufen haben ...

Stund' auf Stunde verrinnt, die Abenddämmerung verwischt das farbige Leben, und noch immer kniet der Tobinger vor dem Ölberg. Da fährt er auf. Eine Hand hat sich sanft auf seine Schulter gelegt. Ein kleiner, strammer Mann im Mönchsgewande spricht ihm freundlich zu und lädt ihn ein, mitzugehen. Er führt ihn zum Haupteingang der Klosterkirche, sie treten in den Kreuzgang ein. „Ich bin der Frater Josef, der Koch und Gärtner dieses Klosters," sagt der kleine Mann. „Dir liegt etwas Schweres auf dem Herzen, und wenn ich auch nur ein Laienbruder bin, und Dir keine Beicht abhören kann, so möcht ich doch erfahren, was Dich so arg darniederdrückt."

In ein matt erleuchtetes Kämmerlein im Erdgeschoß führt er ihn und lädt ihn ein, sich niederzusetzen. Dann holt er Teller, Messer und Gabel herbei und einen Imbiß und stellt ein halbvolles Glas Rotwein hin. Gierig greift der Gast danach, und seltsam: der Wein fließt nur bis zum Rand des Glases aber nicht über die lechzenden Lippen. Fröhlich lacht der Frater über das verblüffte Antlitz seines Gastes. „Siehst Du, das ist die lockende Weltfreude, die wir uns im Kloster versagen müssen."

Aber bald bekennt er, daß auch ein Wein hier vorhanden, den man allerdings trinken kann. Zur Probe bringt er ein leeres Glas und eine volle Flasche, und wirklich: es ist ein höchst trinkbarer Wein. Und während der arme Schelm sich gütlich that, hört der Frater nicht auf zu drängen, daß der bußfertige Mann ihm anvertraue, was ihn belastet, sei's eine Schuld, sei's ein Ungemach. „Vielleicht hilft Dir unser Guardian. Unsere Fäden dehnen sich über den ganzen Erdball aus. Willst Du etwas vom Kaiser von China, willst Du etwas in Rom — sag' es getrost. Vielleicht wird Dir zu helfen sein."

Lang sträubte sich der Tobinger. Wußt' er doch, daß selbst der Kaiser von China ihm nicht zu dem verwirkten schwarzen Fische verhelfen könnte. Endlich that ihm doch der freundliche Zuspruch und der edle Wein das Herz auf. Von dem Idyll im Heu begann er zu erzählen, das der Ausgang allen Unheils war. Da fand der Frater kein Ende mit eifrigen Zwischenfragen. Wie alt die Wawi damals und wie sie beschaffen gewesen sei? Fünfzehn Jahre, blond und frisch und voll und rosenrot. Bis ins Kleinste hinein mußte der Hergang geschildert werden. Und als er Alles ganz genau erfahren hatte, schnupfte der Laienbruder gemächlich aus seiner Dose, hielt diese dem Tobinger hin und sagte: „Ei wohl, mein Lieber, wenn's weiter nichts ist, so fasse guten Mut. Wegen dieser Sache brauchen wir nicht bis nach Rom zum Papst zu gehen."

„Ja, wenn's nur dieses wär!" seufzt der Tobinger. Und nun erzählt er das Weitere. Wie er den Hieb auf den Kopf bekommen und sich nachmals an dem Brünnhofbauer gerächt. Aber als er auch von dem Geist auf dem Baume berichten wollte, unterbrach ihn der gute Frater: „Den Geist, den wollen wir ruhig auf dem Baume sitzen lassen. Mit den Gespenstern verhält es sich wie mit dem Weinglas, aus dem Du hast nicht trinken können. Das Glas hat eine Doppelwand, da drin ist der Wein. Es sieht aus wie Hexerei, und ist doch nur Täuschung. Die Gespenster müssen aus dem Spiele bleiben, die würden unserm Guardian nur Mißtrauen einflößen. Alles Andere magst Du ihm morgen erzählen. Ich bin, wie gesagt, nur ein armer Laienbruder, und weiß nicht, ob es eine Sünde ist, daß Du das Verbrechen Deines Feindes verraten hast. Nicht jede Sünde ist eine Gemeinheit, nicht jede Gemeinheit ist eine Sünde. Immerhin, unsere Fäden reichen auch bis zum Beichtvater der Königin, und wenn Du unserm Guardian die Hauptsache offenbarst, daß es Dich tief gereut, in blinder Rachgier Deinen Gegner ins Unglück gebracht zu haben, dann weiß er vielleicht Rat und Hilfe für Dich und für ihn."

*

Über dem Seitenpfortenbau der Kirche, wo diese an das Strafhaus stößt, steht auf dem Dächlein ein Heiliger aus Holz mit vorgestrecktem Arme.

Ein Jahr, bevor der Geist auf dem Baume an der Straße saß, da standen einmal frühmorgens die Leute in jener Ecke des Platzes und staunten ein größes Loch an, das über Nacht an der Strafhaus-Façade oberhalb des eben erwähnten Dächleins entstanden war. Ferner staunten sie an, was von dem ausgestreckten Arme der Heiligenstatue herunterhing: wie zu einem Seil waren Stücke eines zerschnittenen Leintuches verknüpft. Auch die Herren vom Gericht waren bereits da und stellten fest, daß im Laufe der Nacht der Baron Scharfenegg aus dem Gefängnisse entsprungen sei. Eigentlich war dieser angebliche Baron ein Lump ohne Stammbaum, und wiewohl die Herren vom Gerichte füglich hätten froh sein dürfen, der langwierigen Schreibarbeit, die sich aus den Betrügereien dieses argen Hochstaplers ergeben hätte, vorläufig enthoben zu sein, steckten sie doch stirnrunzelnd die Köpfe zusammen und streiften hin und wieder mit einem scharfen Blick den höchst aufgeregt herumschießenden langen Peter.

Der Gerichtspräsident, ein sonst sehr milder alter Herr, nahm nachher den Peter bei Seite und sagte ernst: „Ich fürchte, Sie werden sich doch noch den Hals brechen, mein lieber Peter. Genug lang drücken wir Alle ein Auge zu, um nicht zu merken, was hier an Wein, Bier, Braten und Kuchen hereingeschmuggelt wird. Niemand von uns will es auf sich nehmen, einen Vater von zwölf Kindern ums Brot zu bringen. Allein pochen Sie nicht allzusehr auf Ihre zwölf Kinder, mein lieber Peter. Wenn Sie diesem Scharfenegg nicht geradezu hinausgeholfen haben, so liegt zumindest eine unglaubliche Pflichtversäumnung vor."

Der Kerkermeister schwur bei allen Heiligen — aber der alte Herr ließ ihn nicht zu Ende schwören und prägte dem Zwölfkindervater nur nochmals ein, daß er die Warnung beherzigen möge.

Diese ernste Unterredung kam denn auch dem Kerkermeister in den Sinn, als ein Jahr später seine neue prächtige Kundschaft, der Brünnhofbauer, mit einer gar zu starken Zumutung an ihn herantrat. Der Mensch ist ja nie zufrieden und hat immer noch allerlei Wünsche, auch wenn's ihm gut geht. Und dem Matz ging es sehr gut im Kriminal. Essen durft er und trinken, was immer sein Herz begehren mochte, und der Peter war sogar so freundlich, seinem liebwerten Pflegebefohlenen dabei zu helfen. Auch für die zwölf Kinder schien ein goldenes Zeitalter anzubrechen. Aber als die Nachricht kam von der Niederkunft seines Weibes und dem kleinwinzigen Brünnhofbauer, war dem Matz alle Freude an seinem üppigen Kerkerleben verthan. Ja selbst zu wüten und zu toben fing er an: „Ich muß mein Weib sehen und mein Kind!" Dann wieder fing er an, den langen Peter mit Lockungen zu bedrängen. Auf ein schönes Stück Geld soll's nicht ankommen, wenn er ihn, den Brünnhofbauer, nur ein einziges Mal in aller Stille und Heimlichkeit freilassen könnte für eine Nacht. So grob der Peter äußerlich sein konnte, so weich konnt' er inwendig werden, besonders einem schönen Stück Gelde gegenüber. Aber wie gesagt, jener ernste Verweis des Präsidenten nach der Flucht des Scharfenegg kam dem Peter in den Sinn.

„Ich will Euch was sagen," lenkt er endlich ein, „wenn ich's wirklich thu', weil ich als Vater Eure Sehnsucht ermessen kann, und wenn Ihr die geringste Unvorsichtigkeit begeht und die Sache kommt heraus, oder wenn Ihr Euern Urlaub auch nur fünf Minuten überschreitet und ich ein verlorener Mann bin, dann merkt wohl — dann häng' ich meine zwölf Kinder auf und mich selbst dazu. Mein Ehrenwort!"

Als der Ausflug des Gefangenen mit äußerster Vorsicht ins Werk gesetzt worden war und der Matz auf der Straße in dem singend einherkommenden Manne seinen Feind erkannte, da war's der erste Gedanke des Brünnhofbauern, den Tobinger niederzuschlagen und zu erwürgen, denn stark dazu fühlt' er sich ja. Rechtzeitig fiel ihm ein, daß dies kein einzelner Todschlag wäre, sondern sozusagen ein Massenmord, weil ihm ja der Kerkermeister das Ehrenwort verpfändet hatte, sich selbst samt den zwölf Kindern umzubringen nach einem schiefen Ausgang des Abenteuers.

Dieser Drohung eingedenk zog der Matz es vor, sich lieber zu verbergen, was ja die Dunkelheit leicht zuließ. Auf dem Baume besann er sich eines Bessern. So kam er dazu, als sein eigener Geist, eine abgefeimte Rache zu nehmen an dem Manne, der ihn ins Unglück gestürzt.

*

Der Vogel sitzt wieder im Käfig, aber trotzdem sein heißer Wunsch erfüllt ist, trotzdem der Matz sein Weib und sein Kind gesehen hat, schmeckt ihm die schmackhafte Kerkerkost nicht mehr.

Da stürzt eines Tages in der siebenten Woche seiner Haft der lange Peter in seine Zelle mit einer frohen Botschaft. Schon vor einigen Tagen hatte ihm der Frater Josefus angekündigt, daß etwas im Zuge sei zu Gunsten des Brünnhofbauern. Jetzt ist die Begnadigung gekommen, heute mittags wird er freigelassen werden, und sein erster Weg, so läßt ihm der Frater sagen, muß ins Kloster zum Guardian führen, dem die Befreiung zu danken ist. Nur darf darüber nichts laut werden.

Wie dann der Matz wirklich vor dem Guardian steht und seinen Dank herstottert, deutet der würdige Gottesmann lächelnd auf einen Mann im Hintergrunde und spricht: „Dies ist der Mann, auf dessen Fürsprach Ihr Gnade gefunden habt. Ihm müßt Ihr danken."

Der Tobinger tritt vor und schüttelt dem Matz die Hand. Dieser blickt ihm in die Augen und sagt:

„Wenn es so steht, dann soll Alles vergessen sein, dann will auch ich Dich lossprechen, dann sollst Du Deinen schwarzen Fisch mit Knödeln zu Weihnachten haben!"

Ein freudiger Glanz fliegt über Tobingers Antlitz. Eine schwere, schwere Last fällt ihm von der Brust, er seufzt auf und sagt: „Vergelt's Gott tausendmal!"

Gespenster auf vier Füßen.

Brausende Musik durchflutet den hohen Saal. Schimmernde Blumenpracht schmückt die festliche Tafel, köstliche Weine und auserlesene Speisen bieten sich in unübersehbarer Fülle dar. Und dort sitzt der gefeierte Mann, von Prinzen und Ministern umgeben. Alles staunt den blonden Riesen an, dem so Gewaltiges beschieden war an Mühsal und Gefahren, an Bedrängnis und Entbehrungen, an herrlichem Glück und stolzer Freude. Alles bewundert den wagemutigen Forscher, dessen sieghafte Mannesthaten an die übermenschlichen Gestalten nordischer Heldensage gemahnen, ihn, der sich unterfangen, bis ans Ende der Welt vorzudringen, und der mit dem Einsatze seines Lebens das hohe Spiel gewann. Nicht ganz, aber beinahe! Nicht ganz ans Ende der Welt ist er gekommen, aber weit genug, um dessen inne zu werden, daß die Welt dort, wo sie aufhört, sofort wieder anfängt — genau so trauervoll, genau so trostlos, genau so öde, genau so trüb und armselig, wie sie aufgehört hat.

Alles staunt ihn an, und Dieser und Jener stellt sich insgeheim die Frage, ob man denn nicht besser und bequemer säße auf dem Gipfel des Glückes, als augenscheinlich der gefeierte Mann. Grundfröhlich — so sollte man glauben — müßten diese grauen Augen, die so Wunderbares gesehen: — die endlosen Schrecknisse der Eiswüste und den prachtvollsten Nordlichtfarbenzauber — grundfröhlich müßten sie jetzt dreinblicken, nachdem sie endlich wiedergesehen, was das Herz des gefeierten Mannes so lang und heiß ersehnte in Nacht und Eis: — Heimat, Weib und Kind. Grundfröhlich müßten sie dreinblicken, denn alle Not hat ein Ende; nicht die düstere Sorge grüßt ihn, sondern schimmernde Blumen, köstliche Speisen und edler Wein — nicht die Gefahr drängt sich heran, sondern begeisterte Verehrung — nicht der zischende Eisbär ist da und das tückische, mit mächtigen Hauzähnen drohende Walroß, sondern sanft lächelnde, glattrasierte Prinzen und Minister giebt es rechts und links. Trotz alledem: die grauen Augen blicken gar nicht fröhlich drein. Sie schauen ins Leere, und zwischen ihnen senkt sich eine Falte zur Nasenwurzel. Nicht eine Spur von Widerschein des Glückes verrät das wetterharte Angesicht.

Die Musik ist verstummt und ein Sprecher hat sich erhoben, der aus voller Brust in breitströmender, wohlgefügter Rede den Ruhm des gefeierten Mannes verkündigt. Er weist hin auf die eindringlichen Warnungen und vernichtenden fachmännischen Urteile, die, wie sie der ersten gewaltigen That des unerschrockenen Forschers vorhergegangen und gründlich zu Schanden geworden waren, auch jenes andere, weitaus bedeutendere Unternehmen, bevor es zur That geworden, als ein Werk des Wahnsinns von sich wiesen. Er legt dar, wie der Name des Helden, dem dieser glänzende Sieg über die zaghafte Zunft-Gelahrtheit, über die eigensinnige Superklugheit gelungen, immerdar in der Geschichte der Menschheitsbestrebungen leuchten werde in goldenen Lettern . . .

Da wird die Falte zwischen den zwei grauen Augen nur noch schärfer. Alles, was die schöne Lobrede dem gefeierten Manne sagt, ist ihm schon bis zum Überdruß öffentlich ins Gesicht gesagt worden. Zuerst von seinen Heimatgenossen, dann von den Engländern, von den Franzosen, von den Deutschen. Jetzt muß er dies Alles wieder hören. Sogar diese ewige „goldene Lettern"-

Phrase. Das wird unerträglich! Er will nichts mehr hören von alledem.

Und der Sprecher fährt fort zu sprechen. Geist, Mut und Kraft des großen Helden weiß er trefflich zu rühmen. Aber auch das Herz, das weiche Herz voll starken Mutes, das edle Herz, das aus dem Reise-Tagebuche des gefeierten Mannes spricht. Doch dieser hört nicht mehr zu. Die grauen Augen blicken ins Leere. Sie folgen einem langen Gespensterzuge.

*

Kvik, Freia, Barbara, Suggen, Flint, Barrabas, Gulen, Haren, Barnet, Sultan, Klapperslangen, Blok, Bjelki, Sjöliget, Katta, Narrifas, Livjägeren, Potifar, Storräven, Isbjörn, Lilleräven, Kvindfolket, Perpetuum, Baro, Russen, Kaiphas, Ulenka, Pan.

Wer wird diese Namen „mit goldenen Lettern" irgendwohin schreiben? Niemand. Und doch sind es Namen, deren Träger vorangingen, als der blonde Riese und sein Begleiter den großen Vorstoß bis fast ans Ende der Welt unternahmen. Es sind die Namen der armen Opfer, die nach langer, martervoller Mühsal in jener fernen, schauerlichen Öde ihr Leben ließen im Dienste der Wissenschaft. Es sind die Namen der Schlittenhunde, die von dem blonden Riesen und seinem Kameraden gehetzt wurden, bis fast ans Ende der Welt . . .

Es hat müssen sein. Wären die beiden Männer bei ihren Freunden auf dem Schiffe geblieben, wo Menschen und Hunde sich's wohl sein lassen konnten, dann würden sie nicht bis zu 86°13,6′ sondern nur bis zu 85°55,5′ vorgedrungen sein. Die Hunde müssen geopfert werden, das stand schon fest, als die beiden Männer das im Eise festgebannte Schiff, ihr warmes, wohliges, mit reichen Vorräten ausgestattetes Nest, verließen, um mit zwei Schlitten die Fahrt nordwärts anzutreten über das unendliche, zerklüftet durcheinandergeschichtete, treibende Eis. Alles hatten die beiden Männer, als sie mit Todesverachtung jene Fahrt begannen, genau berechnet: die Erleichterung der Zuglast durch den vorschreitenden Proviantverbrauch, und damit zusammenhängend die Entbehrlichkeit einzelner Hunde, die dann einander als Fraß geopfert werden könnten.

So begann die lange Wanderqual, die Qual für Menschen und Tiere. Schlimme Eisrücken, breite Wasserarme hemmen immer wieder die Fahrt, die schwerbeladenen Schlitten müssen mühsam hinübergeschafft werden. Wohin geht die böse Reise? Vorwärts, vorwärts! das ist die Antwort. Hei, wie unbarmherzig die schweren Eschenstöcke niederklatschen auf Potifar, Ulenka, Barrabas, Baro! O, wie das weh thut! Nicht allein den Hunden, sondern auch den beiden Männern. Sind es doch keine rohen Fuhrwerksleute, sondern hochgebildete Männer mit fühlendem Herzen. Es hat müssen sein!

Ein bitterkaltes Hundeleben in weltferner Wildnis! Ein Hundeleben auch für die beiden Menschen. Noch im Schlafe wird Not und Mühsal fortgeträumt. Oft hört der Eine den Andern, wenn sie in dem gemeinschaftlichen Schlafsack stecken, im Traume zornig auffahren: „Vorwärts Pan! . . . Vorwärts Freia! . . . Wirst Du wohl, Du Teufel?! . . . Prrr, Prrr, Ihr Höllenhunde! . . . Hol Euch der Teufel mitsamt dem Schlitten!"

„Noch jetzt macht es mich schaudern," schrieb später der blonde Riese in sein Tagebuch, „wie unbarmherzig wir sie geschlagen haben, wenn sie, kaum noch imstande, sich zu bewegen, vor Erschöpfung anhielten. Das Herz blutete, aber wir wandten den Blick ab und verhärteten uns. Es war notwendig. Wir mußten ja vorwärts, und diesem Zwecke gegenüber mußte alles Andere zurücktreten . . .

„Wenn ich an alle die prächtigen Tiere denke, die, ohne zu murren, für uns gearbeitet haben, die sich täglich unter der Peitsche krümmten, bis die Zeit kam, da sie nicht mehr konnten, wenn ich daran denke, wie Einer nach dem Andern in den öden Eisfeldern zurückgelassen worden, dann kommen mir Augenblicke bitterer Selbstvorwürfe."

Freilich, es hat müssen sein. Sie mußten ja vorwärts. Livjägeren war der erste Hund, der geschlachtet wurde. Lieber hätten sie ihn erschossen, aber das wäre ein arger Luxus gewesen. Pulver und Blei mußten gespart werden für Bären und Seehunde und sonstiges Getier, von dem sie leben mußten, wenn ihre Vorräte aufgezehrt waren. Livjägeren wurde, nachdem ihm die Haut abgezogen worden, in Stücke zerschnitten und an die anderen Hunde verteilt. Viele von diesen verschmähten das Hundefleisch und hungerten lieber die ganze Nacht. „Im Laufe der Zeit aber, als sie erschöpfter waren, lernten sie Hundefleisch würdigen, obwohl wir später nicht einmal mehr so rücksichtsvoll waren, das geschlachtete Tier abzuhäuten, sondern es ihnen mit Haut und Haar vorsetzten." . . .

Ein Hund nach dem anderen wurde im Laufe der Zeit getötet. Als „Perpetuum“ an die Reihe kam, wurde, weil das Abschlachten der treuen Tiere den beiden Nordpolfahrern zu schrecklich war, eine andere Methode versucht. . . „In üblicher Weise führten wir den Hund hinter einen Hügel, damit die anderen Hunde nicht sehen sollten, was passierte; dann schlangen wir dem Tiere einen Strick um den Hals und zogen beide mit voller Macht daran, bis wir nicht mehr konnten, aber ohne Erfolg. Unsere Hände hatten bei der Kälte alles Gefühl verloren, so daß uns nichts Anderes übrig blieb, als wieder das Messer zu gebrauchen.“

Es hat müssen sein!

Als auf dem Rückwege nach furchtbaren Anstrengungen endlich offenes Wasser erreicht wurde, waren bereits alle Hunde geschlachtet, bis auf zwei: Kaiphas und Suggen. Diese Beiden waren den zwei Männern besonders lieb geworden, aber jetzt, da das Ärgste überstanden war und es nicht „thunlich“ erschien, die beiden Tiere an Deck der Kajaks unterzubringen, mußten auch Kaiphas und Suggen ans Messer. Doch nein, für diese beiden lieben treuen Tiere mußte ein Übriges geschehen. Jeder der beiden Männer nahm den Schlittenhund des Anderen bei Seite, um ihn zu erschießen.

Dröhnender Beifallsjubel. Der Sprecher des Festgelages hat seine Rede beendigt. Alles drängt sich an den gefeierten Mann heran. Aber während der Anderen Gläser an das seinige anklingen, blicken die grauen Augen in's Leere. . .

Ein Höfling tippt an die Brust des Gefeierten. „Äh, lieber Doktor, Seine Hoheit wünscht. . .“

Seine Hoheit wiederholt eine Frage, die der blonde Riese nicht gehört zu haben scheint. Aber statt einer Antwort vernimmt man nur ein verdrossenes Murmeln. Der gefeierte Mann wendet sich ab. Seine grauen Augen blicken in's Leere.

Livjägeren . . . Russen . . . Perpetuum. Ach, Perpetuum mit dem Strick um den Hals und den hervorquellenden Augen. . .

*

Einige Tage später las man in der Zeitung:

Aus Kopenhagen wird gemeldet: Für den gefeierten Mann war es die höchste Zeit, daß die Reihe der glänzenden Feste ein Ende fand. Er, der die unerhörten Strapazen in den Eisregionen leicht überwunden, hat die mit diesen Festen verbundenen Anstrengungen nicht ertragen können. Während des hiesigen Festmahles erregte sein schroffes Wesen allgemein Befremden. Selbst dem Prinzen *** gegenüber zeigte er sich fast unhöflich. Man hat nachträglich den Grund erfahren. Der gefeierte Mann war so abgespannt und müde, das er sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Eck, Johann Ferd. Gedichte. Straßburg i. E. Schlesier & Schweikhardt. 1897.

Ries, C. E. Novellen vom Genfer See. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottländer. 1898.

Lindau, Paul. Der König von Sidon. Erzählung. Zweites Tausend. Breslau Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottländer 1898.

Pötting, Hedwig Gräfin. Marthas Tagebuch Nach dem Roman „Die Waffen nieder!“ von Bertha v. Suttner. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1897.

Storck, Dr. Karl. Deutsche Litteraturgeschichte. Stuttgart und Leipzig. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhdlg. 1898.

Bartels, Adolf Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern. Kiel und Leipzig. Lipsius & Tischer. 1898.

Göttinger Musen-Almanach für 1898. Herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen. Lüder Horstmann. 1898.

Grosse, Julius. Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. Dritte Auflage. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1897.

Bülow, Frieda von Kara. Roman in drei Büchern. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897.

Bauer, Martin. Um Glück und Leben. Roman. Zwei Bände. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottländer. 1898.

Ruppers, A. Die neue Commandeuse. Roman. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottländer. 1898.

Söhle, Karl. Musikantengeschichten. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.

Kaufmann, Max. Heines Liebesleben. Zürich. Albert Müllers Verlag. o. J.

Masurin, Konstantin. Die Jugend. Ein Poem. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Berlin. Otto Elsner. 1898.

Erdmann, Karl Otto. Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.

Kielland, Alexander L. „Arbeiter“. Aus dem Norwegischen übersetzt von Dr. Leo Bloch. Zürich und Leipzig. Karl Henckell & Comp. O. J.

Bopp, Fr. Wolken und Sterne. Zweite, durchgesehene und vermehrte Aufl. Frauenfeld. J. Huber. 1897.

Lich, Fred. Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1897.

Heidt, Karl Maria. Gedichte. Großenhain. Baumert & Ronge. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.

